



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

# DER TURMEY











# Der Zürmer

Monatschrift für  
Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Dreißigster Jahrgang · I. Band

(Oktober 1927 bis März 1928)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

AP

30

T92

v. 30

pt. 1

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

# Inhalts-Verzeichnis

## Gedichte

	Seite		Seite
Bäte: Sterbender Wald .....	32	Havemann: Die Jungfrau .....	5
— Vorfrühling .....	426	Krieger: Es war .....	100
— Märznacht .....	424	Luetjens: Reise .....	358
Bethke: Winternachklang .....	445	Mahlte: Dezember .....	188
Christians: Kriegskameraden .....	114	Schimmelpfeng: Ehen .....	191
Colsmann: Der Gottgeehrte .....	340	Schmitt: Stark und ungeteilt .....	197
Flotow-Bernstorff: Weihnachten .....	180	Schnad: Abend .....	444
Gierke: Ahasver .....	352	v. Stern: Das Haus am Meere .....	22
Hartje-Leubsdorff: Am Totensonntag 103		— Vorfrühling .....	436

## Novellen und Skizzen

Banse: Die Hand des Reisenden .....	427	Finlbeiner: Die Wohnmaschine .....	364
Barthel: Entzückungen des Klosterbruders vom Berge Athos .....	6	Funte: Rosen des Saabi .....	443
Bodemühl: Das kleine Weihnachtslied 187		v. d. Goltz: Kriegswihnacht .....	181
Böhm: Tina Roth .....	264, 341	v. Olfers: Anneli, ein Kind aus dem Volke 104	
Bosshart: Der Friedhof der Heimatlosen 102		v. Renzell: Am Kleistgrab .....	31
Eusig: Sonne und Menschenseele .....	101	Schoenfeld: Zu frühe .....	27
Dinkelmann: Im Lichte der Abendsterzen 185		Tröbst: Gespräche mit Fürten .....	438
		v. Woljogen: Die Ritterschaft der Reinen 189	

## Aufsätze

Abdankung, Des Kaisers .....	376	Meyer: Das Entwicklungsgefetz in der Sprache .....	128
Bed: Seelische Wiedergeburt .....	195	Neuffer: Nachklang zur Eisenacher Fröbeltagung .....	42
Beder: Unveröffentlichte Briefe Ernst Moritz Arnolds .....	271, 359	Partede: Das Jahrhundert der Kirche ..	295
v. Berchem: Marneschlacht u. Tannenberg 122		Paulsen: Aus Briefen Friedrich Paulsens 192	
Bonne: Geschlechtsnot und ihre Bekämpfung .....	206	— Das russische Trauerspiel .....	446
Brandt: Pariser Eindrücke .....	367	Rasputin — der böse Genius des kaiserlichen Rußland .....	448
Foelderjam: Bolschewismus und Antisemitismus .....	451	Saittschid: Aristokratie und Demokratie 418	
Francé: Der Geist über der Natur .....	205	— Diesseits und Jenseits .....	2
— Radiumgeheimnis .....	119	Schoenfeld: Die Gemeinschaft der Freunde .....	33
Freye: Auf Alexanders Spuren in Indien 203		v. Sell: Jul .....	201
Gewallig: Volk in Not! .....	98	Stahl von Holstein: Das Lächeln Asiens 425	
Halsfeld: Amerikanisierung Europas .....	283	Ströter: Joseph Wittig .....	288
Haffe: Vom weihnachtlichen Frieden ..	178	s-: Dames, Gilbert — und Poincaré ..	353
Hoffmann-Tempelhof: Deutscher Rundfunk .....	378	v. Trotha: Die Schmach der Fremdenlegion .....	369
Högel: Der Zukunftsdeutsche .....	338	Randglosse zur Fremdenlegion .....	373
Kapff: Sollen wir Kapollo verleugnen? 374		Vordemfelde: Weltuntergangsglaube ...	115
König: Professor Dr. Wilhelm Rein ...	40	W.: Das religiöse Amerika .....	296
Krauß: Amtsarzt und Rassenhygiene ...	44	Waltherr: Die Farbe im Stadtbild der Gegenwart .....	36
Lienhard: Christentum und Idealismus 258			
— Kirche und Kultur .....	285		

## Besprochene Schriften

	Seite		Seite
Agostini: Bejn Jahre im Feuerland . . . . .	170	Gräß: Die Elektrizität . . . . .	143
Amtliche Werte des Reichsarchivs über den Weltkrieg . . . . .	122	Groener: Das Testament des Grafen Schleffen . . . . .	125
Arrhenius: Erde und Weltall . . . . .	143	Gurt: Meister Edehart . . . . .	229
Arfeniew: Ostkirche und Mystik . . . . .	231	Haas: Werte . . . . .	145
Baader und sein Kreis, Franz . . . . .	230	Habina: Werte . . . . .	146
Bavint: Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft . . . . .	142	Halfeld: Amerika und der Amerikanismus	283
Berg: Wozzed . . . . .	152	Hartmann: Ethik . . . . .	221
Bernoulli: Die Psychologie von Carl Gu- stav Carus . . . . .	230	— Grundzüge einer Methaphysik der Erkenntnis . . . . .	221
Bircher: Die Krisis in der Marnefchlacht	125	Hauff: Werte . . . . .	138
Brabant: Von Hausen . . . . .	127	Hauptmann: Eill Eulenspiegel . . . . .	408
Brandenburg: Das neue Theater . . . . .	309	Heder: Jahrbuch der Goethegesellschaft	410
Brandler-Pracht: Astrologische Kollektion	456	Heilmann: Herrlichkeiten der Seele . . . . .	231
Braun: Kunst der Selbstheilung . . . . .	455	Heim: Das Wesen des evangelischen Christentums . . . . .	231
Busoni: Werte . . . . .	151	Heindel: Botschaft der Sterne . . . . .	457
Calderon: Ausgewählte Werke . . . . .	289	Henseling: Sternweiser . . . . .	458
Danmiloff: Dem Zusammenbruch ent- gegen . . . . .	448	Herber: Vom Erlöser der Menschen . . . . .	230
Decey: Hugo Wolf . . . . .	311	Hindemith: Cardillac . . . . .	153
Dibelius: Das Jahrhundert der Kirche	295	Hoffmann: Tannenberg wie es wirklich war . . . . .	127
Dilthey: Gesammelte Schriften . . . . .	66	Hoffmann: Das Göttliche . . . . .	227
Enling: Mensch und Schrift . . . . .	455	Hohlbaum: Werte . . . . .	147
Ettlinger, und andere: Festgabe für Karl Muth . . . . .	285	Horn: Kultus und Kunst . . . . .	231
Euden: Werte . . . . .	196	Horten: Die Philosophie des Islams . . . . .	228
v. Eyden: Partikurbände . . . . .	399	Hübner: Das neue Lob der Torheit . . . . .	231
Fabrentoz: Werte . . . . .	54	Hugin (Prinzessin Feodora von Schles- wig-Holstein): Werte . . . . .	388
Fleuron: Die Schwäne vom Wildsee . . . . .	466	Hunnius: Erinnerungsbuch . . . . .	472
Flex: Sonne und Schild . . . . .	86	— Mein Onkel Herrmann . . . . .	472
Förster: Kirche und Schule . . . . .	231	— Aus der Zeit der Bolschewistenherrschaft	472
Foucher: L'Art Graeco bouddioque . . . . .	263	— Mein Weg zur Kunst . . . . .	472
Fride: Der religiöse Sinn der Klassik Schillers . . . . .	236	Jacob: Unio mystica . . . . .	229
Friedrich: Werte . . . . .	61	Karrer: Meister Edehart . . . . .	229
Fülöp-Miller: Der heilige Teufel Kasputin	446	— Meister Edehart spricht . . . . .	229
Gelbner: Die Zoroastrische Religion . . . . .	228	Kellner: Vom Ausdrucksgehalt der Hand- schrift . . . . .	455
Gerstenberg: Ernst Moriz Arndt (Aus- wahl) . . . . .	230	Ketty: Die Hand . . . . .	455
Goethe-Gesellschaft: Jahrbuch . . . . .	411	Kolbenheyer: Werte . . . . .	145
Gottbelf: Werte . . . . .	175	König: Legenden und Märchen . . . . .	90
Gräß: Alte Vorstellungen und neue Ent- sachen der Physik . . . . .	143	Kohde: Werte . . . . .	464
Gräß: Der Äther und die Relativitäts- theorie . . . . .	143	Kraage: Werte . . . . .	462
— Die Atomtheorie . . . . .	143	Krammer: Die Wiedergeburt aus La- garde . . . . .	230
		Kronprinz Wilhelm: Der Marnefeldzug 1914 . . . . .	127

	Seite		Seite
Lagarde: Hauptwerke .....	164	Reincke: Die deutsche Buchstabenschrift	94
Leinweber: Mit Clausewitz durch die Rät- fel, Irrungen und Wirrungen des Weltkriegs .....	126	Reuter: Vom Kinde zum Menschen ....	474
Leo: Astrologische Lehrbücher .....	457	— Aus guter Familie .....	474
Leutelt: Werte .....	147	Reventlow: Tagebuch .....	475
Libra: Astrologie, ihre Technik und Ethik	457	Ritter: Luther .....	229
— Kosmos und Mikrokosmos .....	457	Roberts: Jäger und Gejagte .....	466
Lienhard: Werte .....	198	Roch: Schlieffen .....	125
v. Lillencron: Chorordnung .....	399	Rosen: Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen .....	229
Lomer: Die Sprache der Hand .....	456	Rosenstod und Wittig: Akten und Theo- logisch-Kanonisches Gutachten über das Schrifttum Joseph Wittigs ....	288
Ludovici: Denkfibel .....	465	Sadhu Sundar Singh: Das Suchen nach Gott .....	228
Lüttge: Christentum und Buddhismus ..	228	Saitohid: Sprüche in Prosa .....	465
Mannhardt: Mussolini .....	245	— Wirklichkeit und Vollenbung .....	465
Marr: Marx, Kant, Kirche .....	231	Schleiermacher: Der christliche Glaube ..	230
Mehlis: Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen .....	65	— Über Freundschaft, Liebe und Ehe ..	230
Meyerhof: Persisch-türkische Mystik ....	228	Schmiz: Geist der Astrologie .....	174
Mihira: Altindische Astrologie .....	456	— Psychoanalyse und Yoga .....	455
Miller: Ultramontanes Schulbuch ....	231	Schneider: Die Periodizität des Lebens und der Kultur .....	143
Moberghn-Beder: Tagebuchblätter ....	475	— Eleonore Duse .....	473
Neumann: Der Weisheitspfad .....	228	Schoed: Werte .....	67
— Sammlung der Bruchstücke aus den Reden Buddhas .....	228	Schott: Werte .....	146
Nieblisch: Jahwe oder Jesus? .....	232	Schreyer: Die Lehre Jakob Böhmes ..	230
— Deutsche Religion als Voraussetzung deutscher Wiebergeburt .....	232	v. Schroeder: Biographie Chamberlains	169
— Deutscher Religionsunterricht .....	232	Schüej Ohajama: Ausgewählte Stücke des Gen-Textes .....	228
— Das Mythenbuch .....	232	Schulze-Berghof: Neuland der Kunst und Kultur .....	211
— Sterntaler, Kottkappchen, Dornrös- chen .....	232	— Jhsens Kaiser und Galläer als Zeit- sinnbild .....	212
Niebergall: Im Kampf um den Geist ..	263	Schulze-Maizier: Mythische Dichtung aus sieben Jahrhunderten .....	229
Niemann: Revolution von oben — Um- sturz von unten .....	376	Schwarz: Auf Wegen der Mystik .....	232
Normann: Mythen der Sterne .....	458	— Der Gottesgedanke in der Geschichte der Menschheit .....	227
Nowak: Julius Bab als Biologe .....	470	Seidenstüder: Udana .....	228
Obenauer: Hölberlin und Novalis .....	230	Seiß: Okkultismus, Wissenschaft und Re- ligion .....	457
Olshenberg: Die Lehre der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus ..	228	Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit	390
Otto: West-östliche Mystik .....	232	Stählin: Das Gottesjahr .....	231
Parler: Astrologie und ihre Verwertung fürs Leben .....	457	Steinmüller: Werte .....	217
— Einführung in die moderne Astrologie	457	Störmer: Aus den Tiefen des Weltraums bis ins Innere der Atome .....	144
Peter: Werte .....	146	Strauß: Abriß der indischen Philosophie	227
Pichler: Vom Wesen der Erkenntnis ...	66	Strauß-Roewe: Die Astrologie des Joh. Kepler .....	458
Raab: Wissenschaft, Philosophie und Kul- tur .....	466		
Rant: Werte .....	146		

	Seite		Seite
Strobl: Werte .....	144	Wirth: Julius Stockhausen, der Sänger des deutschen Liedes .....	235
Supper: Werte .....	58	Wittig: Der Ungläubige und andere Ge- sichten vom Reiche Gottes und der Welt	288
Teller of Tales (Paris 1917) .....	167	— Die Erdlösten .....	289
Wahlst: Werte .....	145	Wolf: Das elssässische Problem .....	88
Wegele: Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug .....	140	— Astrologische Prognose .....	456
Weills: Protagonist .....	153	Wolff: Werte .....	308
Weinhandl: Meister Edehart im Quell- punkt seiner Lehre .....	229	Wust: Die Auferstehung der Metaphysik — Naivität und Pietät .....	65
Werdermann: Das religiöse Angesicht Americas .....	296	Zettel: Werte .....	146

## Offene Halle

Buch, Mein .....	460	Rommersreuth — Jonny spielt auf .....	214
Deutschum in Südamerika — und wir	52	Riesche, Der Christ in .....	211
Frieden, Zum konfessionellen .....	135	Seelentunde, Bücher über .....	455
Geistiger Not u. ihrer Überwindung, Von	458	Technik, Stimmen für und wider die	385
Gertrud Bäumer, Zu dem offenen Briefe an .....	213	— Die Vorherrschaft der .....	382
Rommersreuth, Die Stigmatisierte von	132	Wertsgemeinschaftsfrage, Zur .....	304
— Das Wunder von .....	299	Wertsgemeinschaft, Noch einmal: Dr. Ed. Stadtlers .....	51

## Literatur

Barthel: Gedankenwerte aus der Gefolg- schaft Goethes .....	464	Kranzhals: Ludwig Fahrenrog .....	54
Bleibtreu: Persönliche Erinnerung an M. G. Conrad .....	393	L.: Eine deutsche Fürstentochter als Dichterin .....	388
Böhme: Wilhelm Rohde .....	464	Meh: Neue Wege der ethischen Forschung	221
Cassander: Magazinists .....	225	— Philosophische Bücher .....	65
Faßbinder: Frauenbücher .....	472	Paulsen: Das neue Theater .....	309
Fuß: Auguste Supper .....	58	Schellenberg: Bücher zur religiof. Frage	227
Gierte: Paul Friedrich .....	61	— Paul Steinmüller .....	217
Glupe: Dänischer Höckerfwan und Ra- nabischer Singfwan .....	466	— Westfälische Romane .....	462
Goltner: Cosima Wagner .....	216	Schleicher: Theodor Althaus und Mal- wida von Meysenbug .....	140
H. H.: Bühnenvolksbund und Freie Volks- bühne .....	469	Seeliger: Naturwissenschaftliche Bücher	142
v. Hauff: Wilhelm Hauff .....	138	Wittke: Johanna Wolff .....	308
		v. Wolzogen: Der neue Soergel .....	390
		Zuchhold: Sudeten deutsches Dichterland	144

## Bildende Kunst

Graf von Hardenberg: Franz Huth .....	478	Soyta: Albin Egger-Lienz .....	395
Repich-Overbed: Friedrich Overbed .....	233	Walthert: Zu unsern Bildern .....	148
Kranzhals: L. Fahrenrog .....	54		

## Musik

Corradi: Othmar Schoed .....	67	Moser: Zur Reform der evangelischen Kirchenmusik .....	397
Hennried: Hugo Wolfs „Dier Opem“ ..	311	Sehmer: Die neue Oper .....	148
Lobstein-Wirz: Julius Stockhausen .....	235		



**Lürners Tagebuch**

	Seite		Seite
Hindenburg — Nationale Würde — Flaggenstreit und kein Ende — Die Angst vorm Schiedsgericht und die Heße von Dinant — Die Genfer An- träge — Briand der Schönredner — Ostlocarno — Und abermals Hinden- burg .....	73	Jahreswende — Der Studentenzwiß — Preußenminister und Reichsminister — Der Eisentonsfikt — Aus der Ab- rüstungskonferenz — Das vielverlagte Polen — Der litauische Streit — Der Grundfehler aller Demokratie .....	318
Gaspropaganda und Gasverbot — Die Politik des offenen Mundes aber der leeren Hände — Jaspas, Barthou und Poincaré — Stille Teilhaber bei uns — Die litauischen Händel der friedfertigen Polen — Makedonische Wirren — Chamberlain auf Reisen — Genfer Jahrmarktsware .....	155	Die Papiermühle — Freundschaftsver- träge mit Hintergedanken — Die la- teinischen Schwestern — Der kluge Briand und der klügere Kellogg — Die Philosophie der Klosterlücke — Der Völkerbund gegen den Völkerbund — Das Wohlwollen der Schöntuer — Sezintte Karten .....	400
Der heimliche Kaiser — Unsere Gläubiger und der Dawes-Plan — Nationale Würde, die nicht da ist — Das Reichs- schulgesetz — Das heiße Eisen des Einheitsstaates — Hü und Gott — Lagarde .....	239	Ein Ganzes oder dienendes Glied? — Die Reichskonferenz für Reichserneuerung — Stresemann, Briand und der Rhein — Französische Autonomisten- begünstigung im Rheinland und Autonomistenverfolgung im Elßaß — Paneuropa, Panamerika und der verpöfchte Völkerbund .....	480

**Auf der Warte**

Abrißten, Wer soll moralisch .....	166	Entnordung .....	164
Astrologie, Geist der .....	174	Euden-Haus, Das Rudolf .....	416
Bäumer, Aus einem offenen Brief an Gertrud .....	79	Eulenspiegel, Der neue .....	408
Bebauerliche Entgleisung, Eine .....	332	Ernst, Paul .....	173
Beleidigte Raftan, Der .....	415	Festtag des Buches, Ein .....	255
Befahrungskosten .....	165	Flex, Walter, und seine Mutter .....	254
Bleibtreu, Carl .....	488	Gebetbuch, Der Kampf ums .....	412
Burschenschaftsfeß .....	247	Geißtesknechtung in Rußland .....	84
Chaos .....	93	Geißtesknechtung in Rußland, Nochmals .....	487
Chamberlain und Lenbach .....	169	Goethegesellschaft, Jahrbuch der .....	411
Conrad, Michael Georg .....	408	Gottlieb-Ausgabe, Die neue Jeremias- .....	175
Damaschle, Der „Volschewiß“ .....	81	Grabsteine in Tirol .....	336
Deutsche Bücher im Ausland .....	493	Großdeutsche Theatergemeinschaft, Die Handwerk im Lichte d. Familienforschung, Das .....	91
Deutsche Drama, Das .....	490	Harben, Maximilian .....	250
Deutsche gegen Deutsche .....	407	Harby, Thomas .....	489
Deutsche Jugendbewegung in englischer Betrachtung, Die .....	246	Horny, Franz .....	493
Deutschen Schrift, Verleumdung der ..	94	Hindenburgs Geburtstag .....	162
Deutscher Aufstieg .....	328	Kirchliche Tagungen, Zwei .....	326
Elßaß, Ein Buch aus dem .....	88	Kleist, Armer Heinrich von .....	80
Ende eines Volkes, Das .....	169	Kleist ehrten, Wie sie .....	248

	Seite	Inhalts-Verzeichnis	Seite
Kling Klang Gloria! .....	325	Räterussisches .....	489
König, Legenden und Märchen von Eberhard .....	90	Rätetanz, Der .....	168
Krach in die Welt! .....	256	Sacco und Vanzetti, Um .....	82
Kulturvorträge in Eisenach, Unsere .....	170	Schillerpreis .....	334
Kunst im Spiegel der Wirtschaft .....	494	Seelenmord .....	495
Lagarde .....	163	Sieht's etwa in Frankreich besser aus? .....	249
Landesverrat und Volksverleumdung .....	327	Stadtrat Schminke und das Tischgebet .....	84
Mann, Thomas, und Max Hölz .....	167	Studentische Schulungswoche .....	333
Luther, Martin .....	162	„Treudeutsch“ .....	85
Mehr Ehrfurcht, meine Herren! .....	86	Übertreibung des deutschen Schrifttums .....	486
Memme als Ideal, Die .....	165	Unrecht Gut .....	79
Mühle als Kellamervermieterin, Die .....	414	Unterm Sonnenstrahl der Kultur .....	335
Mussolini .....	245	Unterminierung der Kunst .....	171
Nachhall von Lausanne .....	330	Vernichtung der Kultur .....	248
Nachlese .....	410	Ver spätete Anerkennung .....	176
Pfäzner, Hans, Einbrüche vom Jazzkonzert .....	415	Wagner, Richard, Bayreuth und die Politik .....	334
„Politik“ und „Feuilleton“ in den nationalen Zeitungen .....	412	Weltgewissen, Das .....	83
Politische Mordtaten .....	253	Wer hat dich zu der Tat verleitet? .....	336
		Wohnkultur, Moderne .....	92

### Notenbeilage

	Heft
Neumann: Vom Himmel hoch, da komm ich her .....	3

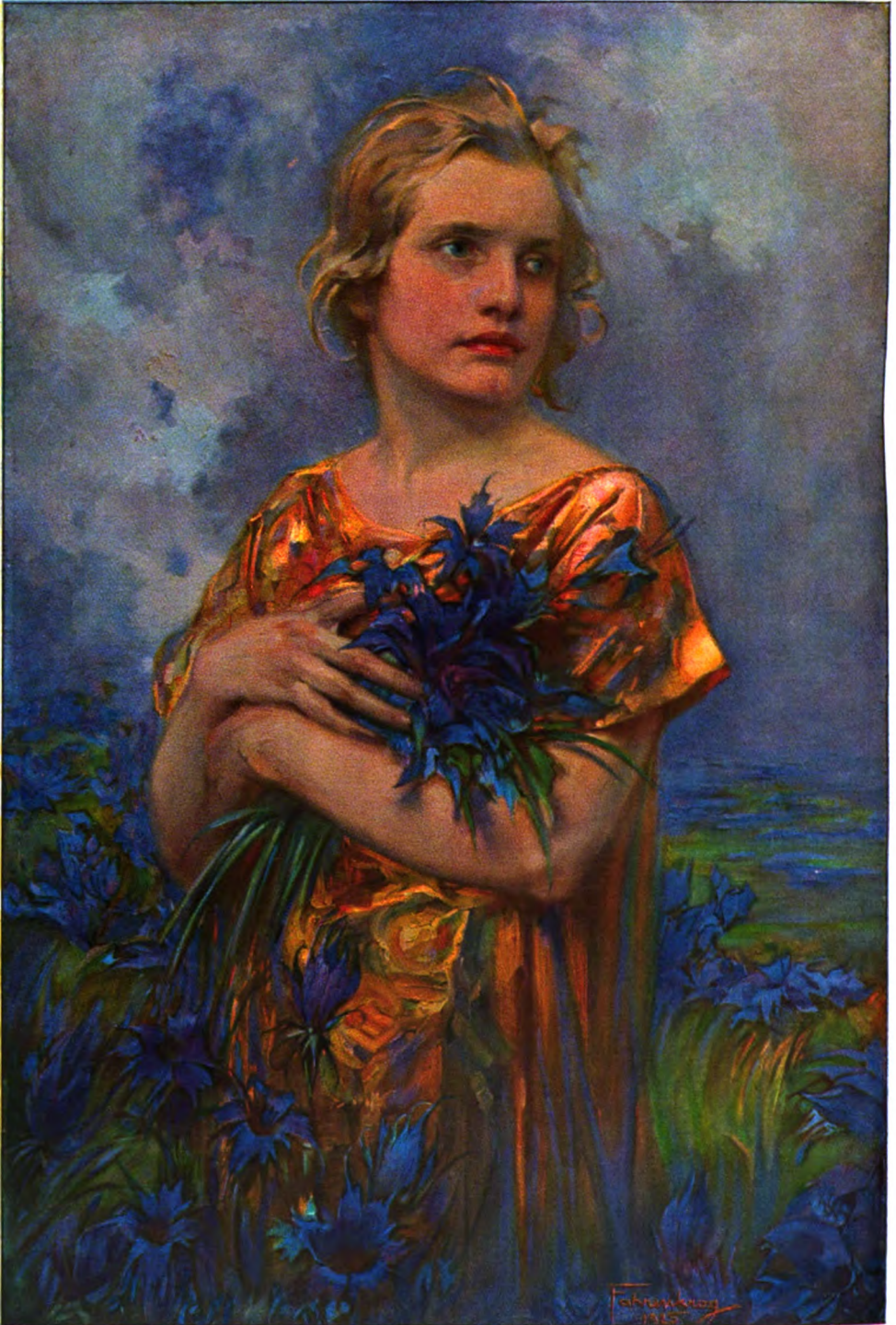
### Kunstbeilagen und Illustrationen

	Heft		Heft
Althos (Entzückungen des Klosterbruders vom Berge): 3 Photographien .....	1	Heinrichs: Eifeldorf .....	2
Dürer: Maria mit dem Kind .....	3	— Herbsttürme in der Eifel .....	2
Egger-Lienz: Der Säemann .....	5	Huth: Am Fenster .....	6
— Die Quelle .....	5	— Kircheninneres .....	6
— Tischgebet .....	5	— Schloßräume .....	6
— Vorfrühling in Tirol .....	5	v. Jordan: Goethes Garten im Winter .....	4
Fahrenzrog: Der Tempel des Schweigens .....	1	Kleine: Grabrelief .....	2
— Die blaue Blume .....	1	Overbeck: Der Triumph der Religion in den Rünsten .....	3
Gemeinschaft der Freunde, Die: 3 Photographien .....	1.	Pfannschmidt: Simeons Lobgesang im Tempel .....	4
Hanner: Tafel aus dem Ehrenmal der Dreikönigsschule, Dresden .....	2	Rocco: Peter vor dem Kreuz .....	2
Hein: Kapelle .....	4	Volz: Rindergruppe .....	6
		de Wall: Schlittenfahrt .....	4

### Eingefandte neue Schriftwerke und Briefe

Auf den Beilagen





Die blaue Blume

# Der Türmer



Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBORNEN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard  
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grothuß

30. Jahrg.

Oktober 1927

Heft 1

Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird der Geist, ja, das Genie und ebenfalls Schönheit, überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemaine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kundgetan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß.

Schopenhauer

# Diesseits und Jenseits

Von Prof. Dr. Robert Sattschid

Im Diesseits kommt nur der mittlere Geisteswert zur Geltung. Bewertung auf Grund bestimmter Maße des Fühlens und Wollens ist diesseitig; sie setzt Grenzen, Erdgebundenheit, eingeschränkte Begeisterungsfähigkeit voraus. Geistige Höhe, schöpferisches Hinausragen über irdische Gebundenheit ist schon Jenseits. Gott, Geist, Liebe sind jenseitig, aber sie wirken auf das Diesseits ein, sie suchen es zu durchdringen, zu durchläutern. Das Jenseitige sollte dem Menschen näherstehen, als die sich fortwährend ablösenden und zersetzenden Sichtbarkeiten, die ja nur mit Hilfe des Geistes richtig geschaut und erfasst werden können. Statt eine Verkörperung des Jenseitigen zu sein, will aber das Diesseits, in seine Vergänglichkeit eingeschlossen, sich selbst genügen.

Gott, Geist, Liebe sind ja keine Gedanken, keine Abseitigkeiten, keine blaffen Begriffe. Das Jenseits setzt ein höheres, gesteigertes Dasein voraus, wirklichsste Wirklichkeit, Gestalt, Schöpfung, lebendiges Wachstum und duldet die Formlosigkeit nicht. Der Geist will und muß sich verkörpern, ohne jedoch seine Ungebrochenheit einzubüßen. Gestalt annehmend, strebt er stets zu seinem Ursprung, zu seiner Reinheit zurück. Ohne Gebrochenheit und Trübung ist die Welt der Erscheinungen nicht zu denken; aber sie wäre nur ein Konglomerat zusammenhangloser Tatsachen ohne die Sinnggebung des schöpferischen Jenseits.

Wir können vom Diesseits aus keinen Sinn dem Leben geben, keine Einheit erschaffen, keine Erhöhung bewirken, sondern nur eine Ausweitung bis zu der Grenze, wo der menschliche Intellekt nicht weiterkann und dann in seinem zwangsläufigen Vorwärtsschreiten zusammenbricht. Das Jenseits in Abrede stellen, vernichten oder in das Diesseitige einschließen, ist eine Utopie der friedlosen, aus jedem Gleichgewicht geratenen Selbstüberhebung. Erst wenn wir uns zum Göttlichen, nicht zum Menschlichen bekennen, sehen wir auch das Diesseits im richtigen Lichte und können die hundertfachen Widersprüche zusammenfassen. Mit der Sinnggebung wird auch jede Verneinung des Jenseitigen unmöglich, denn als Steigerung des Lebens ist sie zugleich seine Bejahung, Erhaltung, Befestigung, Verewigung. Das Wort „uns zu verewigen sind wir ja da“ hat von hier aus seine Bedeutung.

Der Turmbau zu Babel ist das konkreteste Gleichnis für die Selbstüberhebung des Diesseitigen, Stofflichen und Mechanischen und der auf sich selbst gestellten Fähigkeiten des Menschen: Ein sinnloses Bauen an Werken der Zivilisation führt notwendig zum Zusammensturz sowohl der Werke als auch der Baumeister.

\* \* \*

Die Wirkungen des Jenseits ergreifen den einzelnen; schöpferisch ist nur das Ergriffensein und Erschüttertein der einzelnen im Dienste des göttlichen Geistes. Massen werden von diesem nicht ergriffen: ihre Erschütterungen sind diesseitig und bleiben vergänglich und verworren. Nur der einzelne kann sich prüfen, erkennen und in eine Beziehung zum Willen Gottes und damit zum Sinne des Daseins treten. Von gottesleuchteten Menschen strömt Licht in die Welt, unausweichlich

trotz allen Hemmungen von außen, eindringlich trotz aller ihnen gegenüber tretenden Stumpfheit. Unausbleiblich ist die Verkörperung des Göttlichen.

Die Erleuchtung der einzelnen, ihre Feuertaufe, ihre Jenseitigkeit ist das Fundament der neuen Schöpfung, des neuen Menschentums. Ihr Sichbekennen zum Gottessohne, zum Gottmenschen ist die festeste Bejahung der neuen Schöpfung, der Lebensfülle und der Menschenenerneuerung von Grund aus. Diese Bekenner sind nach dem Worte Jesu nur eine kleine Herde. Aber nicht auf die Vielen kommt es an bei der Begründung der Wahrheit, sondern nur auf die Wiebergeborenen. Diese können jedoch — gleich dem Geiste, aus dem sie geboren sind — keine Schranken um sich ziehen; sie sind durchaus nicht von der Wirklichkeit abgelöst: werden sie doch von dieser angezogen. Ihr Erkennen, Erfahren und Erleben setzt sich in Wirkung um: ihre Worte und Einsichten sind Taten, mit der neuen Wirklichkeit unauflöslich verbunden. Ihnen offenbaren sich die Tiefen und Höhen des Daseins, die dem alten Menschen unzugänglich bleiben mußten: Er wählte zwar hohe Gipfel kühn zu erklimmen, es waren aber nur abstrakte Höhen, Begrifflichkeiten von dem künstlichen Lichte des Scheinwerfers durchbrochen und zerteilt. Denken über das Denken, Unterhaltung des Denkens mit sich selbst kann nicht zu Einsichten führen. Wohl können kühne Intellektualitäten in die Wirklichkeit dringen und, sich zur Leidenschaft gefellend, Taten werden. Aber auf den Schlußfolgerungen abgezogenen Denkens aufgebaut, wird in ihnen das Gespensterhafte der Abstraktion und das Perverse der vergewaltigenden Folgerichtigkeit nur Verschiebungen in der gegebenen Tatsächlichkeit, nicht aber Erhöhung und Vervollkommnung bewirken. Die Bedeutung des gefunden Menschenverstandes besteht darin, daß er die Mitte nicht überschreitet, und die Bedeutung des Intellektes besteht im Erforschen von Ursache und Folge; zieht er aber Konsequenzen, die der Wille auffängt und deren sich die Leidenschaft bemächtigt, so sind zerstörende Wirkungen unvermeidlich, und die kühnen Schlußfolgerungen werden unter den Trümmern des nur zu bald einstürzenden Baues begraben.

Die unaufhaltsame Kühnheit im Fortschreiten dieses sich dem Leben einverleibenden Denkens ist nicht wahre Furchtlosigkeit. Diese kommt aus der Erfahrung der Ganzheit, nicht aus der Willensbetätigung auf Grund erkannter Fragmente, die tyrannisch als Ganzheit dekretiert und zum Range vollen Lebens erhoben werden. Einseitigkeiten sind kühn; furchtlos ist nur die Einsicht in das Wesen des Menschen, in den Sinn seiner Lebenswanderung. Kühn sind Utopien des Kopfes oder die Vorherrschaft des Willens, oder auch die eines anderen Fragmentes unseres Inneren, furchtlos ist die Erfahrung der Liebe, das Bekennen des Gotteswillens und die Hingabe an ihn. Diese Furchtlosigkeit ist es, die das Himmelreich stürmt, um sich den Schatz anzueignen, der nach dem Worte Jesu „nicht ausgeht in den Himmeln“, der, weder Natur- noch Menschengesetzen unterworfen, durch keine Macht der Welt geraubt werden kann.

Allen Zielen, die der Mensch verfolgt, liegt etwas zugrunde, das nicht rein materiell genannt werden kann; selbst grobsinnig veranlagte Menschen, die nur dem Mammon dienen oder sich ganz dem materiellen Genießen hingeben, würden sich in ihren eigenen Augen erniedrigen, wenn sie sich eingestünden, daß ihr ganzes



Wollen und Streben der dunklen Niederung angehöre. Sie versuchen wenigstens, ihm eine Erklärung zu geben, die einigermaßen über den engen Kreis hinaustrage. Darin wurzeln ja auch alle Theorien, die den Mammon in den Dienst des Machtgedankens oder des Volkswohls stellen oder den Genuß ästhetisch ausbeuten. Jeder hat sein Lektes, seinen eigenen Schatz, in dessen Namen er denkt, lebt und wirkt: auf einer gewissen Stufe ist es die Wissenschaft, oder das Erkennen, oder das Staatsinteresse. Aber alle diese lekten Ziele, auch die weitesten, beziehen sich nur auf Teile, kennen die Ganzheit, die innere Erfahrung des auf das Höchste gesammelten, auf das Jenseits gerichteten nicht. Christus wendet sich an den ganzen Menschen, indem er ihn auf die neue Wirklichkeit des Reiches, „das nicht von dieser Welt“, hinlenkt. Sobald wir von dem unverschiebbaren Mittelpunkt abweichen, geraten wir schon ins Fragmentarische.

Christus läßt sich nur aus dem vollen, ausgeweiteten und erhöhten Lebensgefühl heraus erfassen. Er ist nicht mit dem Verstande erkennbar, sondern nur aus der Vereinfachung des Innern heraus, mit dem geläuterten Willen, mit der Hingabe des ganzen Menschen. Ist doch auch echtes Denken niemals Selbstzweck, nicht des Denkens wegen da, sonst wäre es ja nur Dialektik, Grübelei, abseits sich behauptende Schulweisheit. Wer sich mit Fragmenten nicht zufrieden geben kann und keinen Selbsttäuschungen zuneigt, wer das Richtige, das er in sich vorfindet, unverhüllten Blickes prüft, aus der zerklüfteten Niederung sich mit allen Seelenkräften höhenwärts sehnt — nur zu dem redet das bedeutungsvolle Wort: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“

\* \* \*

Die Höhenlage unseres Lebenszieles macht uns zu dem, was wir sind. Die höchste Lebenslage ist die, zu der Christus aufruft: die Richtung unseres Willens auf Gott überwindet alle Zwischenstufen und ist Errettung aus dem Fragmentarischen und Nebensächlichen, aus der Vielheit gebrochener Gedanken und Meinungen, aus dem Zerfließen im Weltall, aus dem Pantheismus intellektueller oder gefühlsfelliger Art. Die Einsichten, die wir dann gewinnen, tragen Unergründliches in sich. Die neue Klarheit überwindet alles Verschwommene, das schwankende Auf und Nieder und gibt unserem Wollen einfache und große Linien. Tiefste Demut bewirkt ungeahnte Erhebung zu Gott, Stärke, Ruhe, Helligkeit und Glaubensfreudigkeit, keineswegs einen Abschluß, ein endgültiges Stehenbleiben, sondern vielmehr ein Erwarten von etwas, das noch kommen soll. Das Schlimmste, das uns zustoßen kann, ist der Mangel an geistiger Wachsamkeit, das Einschlummern der Liebesfähigkeit, des Jenseitsgefühls, der Glaubenskraft. Wir werden dann abhängig von unseren eigenen Gedanken und verlieren den Sinn für die volle Lebenswahrheit.

Könnte man genau bestimmen, was das Jenseits ist, so würde man dem Menschen die Glaubenskraft nehmen. Diese ist, wie die Freiheit, keine Formel. Wir sind für den Glauben und für die Freiheit geschaffen: ohne Glaubenskraft wäre der Mensch das unfreieste Wesen, unfreier als das Tier: „Wenn der Hausherr wüßte, zu welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er wachen und sein Haus nicht durchwählen lassen. So seid auch ihr bereit. Der Sohn des Menschen kommt in der Stunde, da ihr es nicht denkt.“ (Luk. 12, 40.) Der Mensch ist nicht für die Er-

fassung des Endgültigen, sondern für den Glauben an Gott und die Erfüllung seines Willens auf Erden. Die Festlegung des Gottesreiches wäre ein Abbruch an unserer besten Kraft: es kommt nicht auf Jahrhunderte und nicht auf Jahrtausende an, nicht auf eine bestimmte Vigilie. In unserm eigenen Innern tragen wir ja das Jenseits, das Gottesreich. Die ungeahnten Ausblicke lassen wohl den ungeheuern Abstand zwischen Gott und Mensch erkennen, und doch auch die Gottesnähe, die Annäherung Gottes an den Menschen. Dieses Ringen der Nähe mit der Ferne füllt die Weltgeschichte aus.

Das ungeahnte Einbringen des Jenseits in das Diesseits weckt alle Kräfte, bewegt alle Dimensionen. Solange der Mensch in seinen Erleben befangen ist, muß er kämpfen: der Veranlassungen dazu sind unzählige. Christus sah die Verbunkelung seiner höchsten Wahrheit voraus: ist er doch gekommen, den echten Frieden zu bringen, seine Verkündigung aber muß heftigste Kämpfe verursachen, alle Kräfte der Niederung entfesseln. Ist es doch gar nicht möglich, daß die niedere Lebenswirklichkeit sich gleichgültig gegen die verkörperte Freiheit verhielte. Wir verstehen uns auf die Erscheinungen der Natur, nicht aber auf die der jenseits liegenden Freiheit. Das Ereignis aller Ereignisse — die Freiheit, die Christus in die Welt gebracht hat, die stärkste Betonung des Jenseitigen — sind wir geneigt, gering zu schätzen, ja sie ganz von uns zu weisen. Den meisten leuchten nur diesseitige Erfahrungen ein, nicht Erfahrungen der höheren, jenseitigen Wirklichkeit. Daß sie sie nicht anerkennen wollen, darin äußert sich eine unerklärliche Abneigung gegen Freiheit und volle Lebenswahrheit, eine Grobsinnigkeit, die nur das Stoffliche oder das Verstandesmäßige begreift. Um Geist und Freiheit zu erfassen, dazu gehört ein Entfernen der Schranken, ein Abstreifen alles Nebensächlichen, ein Heraustreten aus der früher oder später uns zum Bewußtsein kommenden Enge des Diesseits.

## Die Jungfrau

Von Julius Havemann

**Es dämmerte. Ein großer Stern ward hell  
Und blinzelte nach weißen Uferstädten.  
Des Tempels riesige Bronzetüren drehten  
Sich lautlos. Auf die Stufen tratst du schnell.**

**Noch gab des Westens müder Rosenquell  
Die letzten Tropfen, wie für dich erbeten,  
Begoß die Fliesen, die dein Fuß betreten,  
Der beiden Wölfe grünpanglender' Hell.**

**Schlank wuchs empor die biegsame Gestalt.  
Du hobst die Lampe hoch mit beiden Händen,  
Als spräche Sehnsucht stumm: O, Wär' ich bald**

**Mit meiner Leuchte her ein Schiffein wenden  
An diesen Strand, daß ich ihm Ziel und Halt  
Im Ozean des Lebens möchte spenden!**

# Entzückungen des Klosterbruders vom Berge Athos

Von Ernst Barthel

**A**uf dieser Erde liegt ein meerumspülter Berg unter griechischer Sonne und im Geiste Christi. Dort leben aus allen Nationen die freigewordenen Menschen — die kulturlosen. Es sind Mönche oder Eremiten. Sie haben der sündhaften Welt abgesagt. In redlicher Arbeit gewinnen sie leicht dem südlichen Boden die geringe Nahrung ab — ihr Kleid ist ein einziges bis zu ihrem Tode — ihr Leben hat kein Bedürfnis als das Gebet. So leben sie ihren Werktag im Frieden des Herrn und abgeschlossen von aller Welt. Das sind die am tiefsten gelebt und gedacht. Des Morgens weckt sie Gottes Sonne meerensteigend vom einfachen Lager, Arbeit und Gebet sind ihnen eins geworden, und nachts verglüht ihre Sonne hinter den Zinnen des heiligen Berges. Dort ist eine Heimat!“

Diese Worte ließ er zurück, als er aus hochkultiviertem Lande, aus feingebildeten Verhältnissen, aus Ämtern und Würden die Fahrt nach dem Osten antrat, von der er nicht mehr zurückkehren sollte. Seinen Freunden ließ er später durch Mittlerpersonen die Nachricht zukommen, daß er ein Mitglied jenes Volkes geworden sei, in dem niemand geboren werde („Gens aeterna, in qua nemo nascitur“ soll sein Ausdruck gelautet haben), daß er seitdem zum erstenmal in seinem Leben eines vollkommenen Glückes genieße und daß er allen, denen er Gutes zudenke, nichts Besseres wünschen könne, als daß sie gleich ihm die Welt überwinden möchten. Nach einigen Jahren ließ er, wieder durch fremde Menschen, seinem ehemaligen Geschäftsfreund mitteilen, daß er seine Meditationen schriftlich niedergelegt habe und daß er es für eine Pflicht der Nächstenliebe halte, die Ergebnisse seines besten Lebens auch andern Menschen zugänglich zu machen.

Hier folgen sie.

## 1.

Wenn ich, meine Freunde, euch zu sagen gedente, was ich nach erstem und langem Erleben für gut und wahr halte, so kann ich euch einige Schilderungen meines Lebens und des Verhältnisses zu meiner Umgebung nicht ersparen. Denn der Gedanke ist nur der Schatten des Menschen. Losgelöst von allen Bestimmungen reiner Menschlichkeit wird er zur abstrakten Hieroglyphe, zu welcher der Lebenssinn erst hinzugebracht werden muß. All unser menschliches Denken hat zum letzten Zweck die Verbindung gleichgesinnter Geister und ihre Abgrenzung von den Gegengeistern. Und ich, der ich zu euch rede, beabsichtige nur, Menschen zu sammeln. Daher aber ist es auch unerlässlich, euch das Land und die Sonne zu beschreiben, denen allein die Reifung solcher Entzückungen möglich ist.

Als ich zum Berge Athos reiste, suchte ich den Frieden. Doch wie viel mehr habe ich gefunden! Der vollkommenste Staat, den eure Theoretiker vergebens suchen — hier ist er in vollem Leben verwirklicht. Die herrlichste Natur zaubert eine Fülle von Bildern hervor, die auf dem Antlitz der Erde ihresgleichen nicht finden. Die ganze Halbinsel ist ein einziger Tempel, der allein würdig ist, die erhabenen Lehren des größten

aller Menschen zu bewahren. Die guten Mönche, meine Brüder, haben nichts getan, was dieser Schönheit Abbruch tun könnte. Ihre Klöster sind Burgen, die seit uralter Zeit dem Berg und seinen Buchten entsprossen scheinen. Die Menschen aber, die um mich leben, kennen weder Raub noch Weib: in gütiger Ruhe lebt ihre große Schar dem ewigen Heil — niemand verletzend, jedem seine Freiheit gönnend. Im Gottesdienst fand ich schlichte Harmonie, die den griechischen Geist dieses rechtgläubigen Christentums offenbart. Hier fand ich, in einem Wort gesagt, alles vereint, was in der ganzen Welt nur zerstreut und entstellt vorhanden ist: Natur und Freiheit, Griechentum und Christentum, Schönheit und Frieden, wunschloses Glück. So wurde mir der Berg Athos zum Inbegriff einer neuen, wahnlosen Welt.

## 2.

Die Halbinsel Athos ist nicht nur politisch, sondern auch physisch eine von der übrigen Welt ziemlich abgeschlossene Einheit. Die Landenge gegen Mazedonien führt in eine wilde und von allem Verkehr abgelegene Gegend, so daß die Bewohner der Halbinsel eigentlich nur zu Schiffe erreicht zu werden pflegen. Sie leben auf ihrer Insel der Seligen ohne notwendige Berührung mit dem Festlande. Die heimatische Bergwelt erzeugt mit geringen Ausnahmen alles, was zum bescheidenen Lebensunterhalte nötig ist, und der Fischfang liefert weitere Nahrung. So ist das Dasein dieser Menschen von äußeren Einflüssen fast unabhängig. Pilgerscharen und selten einmal neugierige Reisende oder Handschriftenjäger unterbrechen allein die gleichmäßige Ruhe des Heiligen Berges.

Aber keine öde Einsamkeit birgt diese Insel, sondern eine reiche, lebensvolle Einsamkeit. Tausende von Mönchen der verschiedensten Nationen leben in einigen Duzend Klöstern, von denen die hauptsächlichsten kleine Stadtburgen genannt werden können. Ein anmutiges Städtchen, Karyäs, ist der Centralitz der obersten Verwaltung. Zahlreiche Einsiedlerklausen, zuweilen zu Eremitendörfern zusammengeschlossen, sind an dem langgestreckten Bergzuge verstreut. So wären die Lebensformen auf dem Athos schon recht mannigfaltig, selbst wenn die großen Klöster weniger individuell ausgeprägt wären, als sie es tatsächlich sind.

Denn der Begriff eines abendländischen Klosters mit seinen nüchternen Kasernenformen kann auf die Athosklöster nicht im entfernten angewandt werden. Nicht nur in der Bauart sind diese Burgen recht mannigfaltig geartet, sondern sie weisen auch in der klösterlichen Verfassung ihrer Bewohner überraschende Unterschiede auf. Die einen nämlich huldigen der monarchischen Unterordnung, die andern der republikanischen Freiheit. Jene, die Cönobien, nähern sich den klösterlichen Auffassungen der römisch-katholischen Kirche, während diese, die idiorrhhythmischen Klöster, dem einzelnen Mönch die weitgehendsten persönlichen Freiheiten einräumen. Alle Klöster aber, seien sie nun monarchisch oder republikanisch, sind Glieder der großen, freien Republik der weltüberwindenden Brüder vom Berge Athos.

## 3.

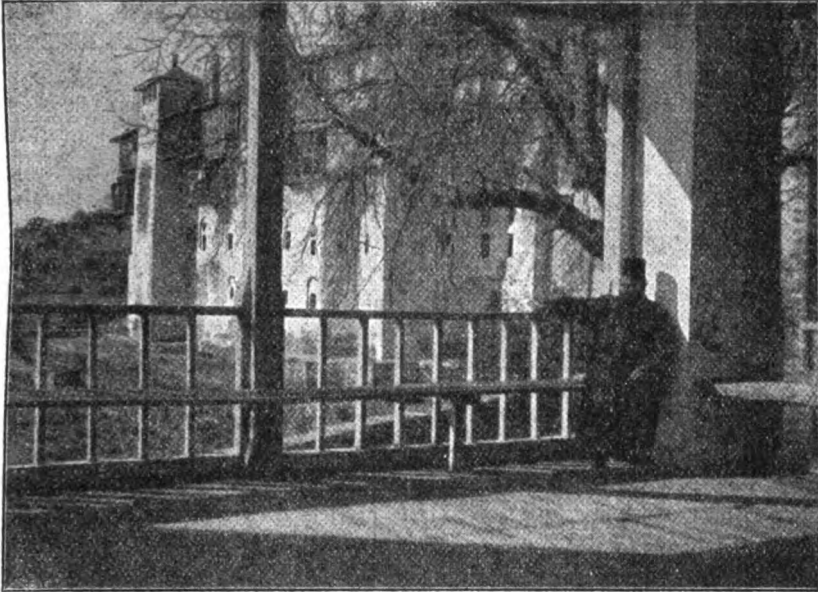
Ich selbst gehöre einem der größten idiorrhhythmischen Klöster, Vatopädion, an. Es liegt am Nordostufer der Halbinsel, wie die meisten Athosklöster in herrlicher Umgebung. Hinter dem Kloster steigt der walbige Berg, der sich durch die ganze Halb-

insel erstreckt und im äußersten Südosten die imposante Pyramide des Athosgipfels trägt. In unserer Gegend hat der Gebirgszug noch eine massige Höhe. Ein angenehmer Spazierweg führt durch einen überreichen Wald von Kastanien- und Öl bäumen, Eichen, Platanen und Buchen bis zur Rammhöhe hinauf, von welcher der Blick weit hin über beide Meere schweift, während er, zur näheren Umgebung sich wendend, den buchtenreichen Strand mit seinen verschiedenen Klosterburgen verfolgen mag. Bei meiner Rückkehr durchschreite ich nahe dem Kloster ein Vorland, das mit Zypressen und Feigenbäumen malerisch bepflanzt ist und trete durch eine Nebenpforte in der starken Mauer in unser gemeinsames Heim. Nach einigen Winkelzügen durch die alten schmalen Gänge und über einige nicht mehr ganz regelmäßigen schwachen Holztreppen gelange ich auf den hellen Flur, in den mein Zimmer mündet, und trete ein.

Das Fenster dieses einfach ausgestatteten Raumes geht auf das Meer. Des Morgens wirft die Sonne bald nach ihrem Ausgang warme Strahlen in den Raum, und schon Nachmittags verschwindet die oftmals allzu Glühende hinter der schützenden Mauer des Berges. Ein reiner Himmel von tiefem Blau spannt sich während des größten Theiles des Jahres über dem weiten Meere aus. Nur im Herbst erleben wir manchmal die Ungunst der Natur, indem sie uns schwere Stürme schickt, die das Meer hoch aufbäumen lassen und den Fensterläden übel mitspielen könnten. Aber wir haben nichts Derartiges. Unsere Burgmauern blicken frei und freundlich mit klaren, allzeit offenen Augen in den Tag hinaus und bieten auch den stärksten Wetterstößen die Stirn. Die Zimmer auf dieser Seite besitzen einen Überhang, das heißt, sie ragen zu einem Teil ihrer Bodenfläche frei in die Luft hinaus, eine Bauart, die den Athosklöstern in Verbindung mit dem ganz regellosen Bau etwas ungemein Malerisches verleiht.

## 4.

Mein Tagewerk verläuft im allgemeinen, wenn nicht Fest- oder Bußtage eine Änderung erheischen, in folgenden Linien: Des Morgens um sechs Uhr versammle ich mich mit meinen Mitbrüdern, die fast alle griechischer Abstammung sind, in der Klosterkirche, welche in der Mitte des von den Wohngebäuden eingeschlossenen vieredigen, aber nicht eben regelmäßigen Hofes steht. Wir singen eine Messe nach dem Ritus, der schon mehr als ein Jahrtausend felsenfest der Zeit widerstanden hat, und begeben uns nach dem Gebet zur Arbeit. Diese kann nun für die einzelnen Klosterbrüder und je nach der Jahreszeit sehr verschieden sein. Meistens dient sie der Hervorbringung der Nahrung. Ich bestelle das Feld oder sammle wilde Früchte, als da sind: Kastanien, Zitronen, Oliven, Feigen, oder ich fahre zum Fischfang aus, oder ich bin in der Klostermühle tätig oder treibe mein Handwerk, das ich hier freiwillig gelernt habe, die Holzschneiderei, deren Erträge durch den Verkauf der Gegenstände an Pilger vom Kloster zur Beschaffung von Salz verwandt werden. Andere Brüder beschaffen Holz zur Winterfeuerung und für die Küche, andere wieder bereiten das Mahl, kurz, jeder ist in einer nützlichen Weise beschäftigt. Niemand aber arbeitet allein. Stets sind freie Gruppen von Brüdern zu ihrer Tätigkeit versammelt, so daß der Verkehr mit den Nächsten, von denen hier mancher ein ehrwürdiges Lebensschicksal hat, durch die Arbeit besonders gefördert wird. Die Sprache meines Klosters ist griechisch, so



Kloster Keropothamos

daß ich mit Hilfe meiner Jugendkenntnisse in dieser Sprache nicht allzu große Mühe hatte, mich mit meiner Umwelt zu verständigen. Anders wäre es wohl gewesen, wenn ich genötigt gewesen wäre, in ein russisches oder serbisches, bulgarisches oder rumänisches Kloster einzutreten. Indessen kann ich mich heute, nachdem mir der Athos längst zur trauten Heimat geworden ist, auch mit den Brüdern aus diesen Nationen ziemlich gut verständigen.

Gegen zehn oder elf Uhr hört die Arbeit auf, da die Hitze meistens zu groß zu werden beginnt. Ich ziehe mich auf mein Zimmer zurück und pflege die Blumen, die mein Fenster und andere geeignete Plätze schmücken. Oder ich lese ein Buch der sorgfältig ausgewählten Bibliothek, die mich hierher begleiten durfte. Oder ich notiere mir einige Meditationen. Bald aber tönt das Erz, welches zur Hauptmahlzeit ruft, die von den Brüdern des Klosters im großen Speisesaal gegenüber der Kirchenfront gemeinsam eingenommen wird. Nachmittags herrscht besonders im Sommer die tiefste Ruhe in den Athosklöstern. Ich treibe, was der Sinn mir eingibt, bis gegen Abend der zweite, kurze Gottesdienst ruft, den ich gewöhnlich durch einen Spaziergang in die wunderbare Bergnatur beschließe.

## 5.

Von den Mahlzeiten zu sprechen, sollte ich eigentlich in einem so geistlich gerichteten Tagebuch unterlassen. Doch ist für den Frommen auch die Nahrung ein Geistiges. Sie liegt dem Geist am fernsten, muß aber dennoch vom Geiste durchdrungen werden. Die Fleischnahrung ist auf dem Athos fast ganz ausgeschaltet. Nur alten und kranken Brüdern erlaubt man ausnahmsweise zur besonderen Stärkung den Genuß

von Geflügel. Wir andern leben ausschließlich von Pflanzennahrung, Fischen und einigen tierischen Erzeugnissen wie Milch, Eier, Honig. Ein in seiner Übertreibung gewiß nicht vernunftgemäßes Verbot schießt zwar vom Athos nicht nur die Frauen, sondern auch die weiblichen Haustiere aus, so daß wir eigentlich auch genötigt wären, uns der Milch und der Eier zu enthalten, sofern man dieselben nicht vom Festland zu uns herüberbrächte. Und so geschah es tatsächlich viele Jahrhunderte lang, daß die Brüder in ihrer von weiblichen Tieren stammenden Nahrung auf die Milcherzeugnisse, meistens Käse, angewiesen waren, die auf den in Mazedonien, der Thakerei und Südrussland gelegenen reichen Klostergütern hergestellt wurden. Doch hat sich das jetzt geändert, da die mildere Klosterpraxis gegen kleine Rinderherden und Geflügelhöfe bei jedem Kloster nichts mehr einwendet. Es versteht sich von selbst, daß zu den Fastenzeiten reine Pflanzennahrung bevorzugt wird.

Wir befinden uns bei dieser Kost gesund und wohl. Unsere schöne Heimat versorgt uns reichlich mit allem hauptsächlich Bedarfe, und das fromme Bewußtsein, daß wir das Unrecht, welches mit der Tötung von Tieren verbunden ist, auf ein äußerst geringes Maß zurückführen konnten, da wir nur die weniger leidendsfähigen Fische für unser leibliches Wohl opfern, erfüllt uns mit der reinen Freude, welche gute Taten notwendig im Gefolge haben. Es ist uns gelungen, das Unrecht, welches mit unserem Dasein verbunden ist, auf ein geringstes Maß zurückzuführen, ohne daß wir dadurch unser Leben der Kraft und Stärke berauben, die dem Weltüberwinder zum freudigen Leben in Christo unentbehrlich ist.

## 6.

Über den Wert des Fastens gehen die Meinungen der Brüder auseinander. Die Regel des heiligen Basilus, nach der unser gemeinsames Leben geordnet ist, betont die Fastübungen mit großer Strenge. Demgemäß sind unsere Mahlzeiten im großen Speisesaal in den Fasten auf die notwendigsten Bedürfnisse zugeschnitten. Die idiorhythmischen Klöster gewähren jedoch dem Einzelnen auch in diesem Punkte viel Freiheit, so daß es nichts Ungewöhnliches ist, wenn manche Brüder ihre Nahrung neben den Hauptmahlzeiten nach eigenem Ermessen sich beschaffen. In meinem Kloster ist das Privateigentum nicht abgeschafft. Jeder lebt nach seinen Mitteln und Neigungen, so lange diese nicht gegen das mönchische Leben überhaupt verstoßen. Mir scheint es dem Willen Gottes gemäß, daß jedes Lebewesen seine Nahrung in zureichender Menge empfangen, und ich sehe nichts Böses darin, die allgemeinen Mahlzeiten, welche der Regel des heiligen Basilus Genüge tun, durch besondere Vorräte, die ich dem Kloster abkaufe, zu ergänzen. Für manchen mag es vielleicht gut sein, den Schlingen der bösen Mächte durch strenges Fasten um so sicherer zu entgehen. Eines aber scheidet sich nicht für alle. Diesem Grundsatz werden die idiorhythmischen Klöster hier auf das beste gerecht.

Oft habe ich mich gefragt, ob es nicht weiser und frömmter wäre, die Sinnlichkeit, die doch auch ein Geschenk Gottes ist, nicht allzu sehr zu verachten, sondern ihr die harmonische Stelle im Mönchsleben zu gewähren. Doch es ist schwer, die richtige Mitte zu finden. Allgemeingültig dürfte hierbei nur die Forderung sein, daß die Sinnlichkeit nicht zum Mittel werden darf, uns zur Welt zurückzuführen und uns ihr



zu verflauen. Der Christ muß seine Freiheit wahren. Und deshalb erachte ich es für gut, daß allen Frauen das Betreten unseres Eilandes für immer untersagt ist. Was aber unser Leben sonst betrifft, so sollten wir immer mehr zu der Einsicht gelangen, daß das Prinzip der persönlichen Selbständigkeit auch im Klosterleben entwickelt werden müßte, für welches Bestreben unsere idiorhythmischen Klöster die besten Musterbeispiele sind. Das Leben hier wäre weniger vollkommen, wenn wir nur Cönobien besäßen. So aber, wie es ist, ist es ein vorweggenommenes Bild der Idealwelt, die von der großen Welt vergebens ersehnt wird.

## 7.

Der Gottesdienst in der schlichten kleinen Kirche ist von ernster Anmut. Zwar haben wir Griechen nicht denselben herrlich polyphonen Gesang wie die russischen und rumänischen Klöster. Unsere Stimmen tönen einfach, monoton, reizlos. In der ersten Zeit meines Hierseins wanderte ich daher mehr als einmal des Sonntags den Berg hinüber nach Ruffikon, um mich an den unvergleichlich reichen, mit hoher Vollendung vorgetragenen Chören der russischen Messe zu erbauen. Gewiß, auch hier fehlt die gewaltige Orgel. Aber um so ergreifender ist die Herrlichkeit, welche die alten und jungen Brüder zum Lobe Gottes mit ihren reichen Stimmen hervorzubauern. Man lebt im Banne ihrer schlichten Kunst, deren Wurzeln ernster Glaube und fromme Liebe zum Höchsten sind, und vergißt darüber gern alle weltliche Künstelei. Diese majestätischen Vasse der Alten und die glöckereinen Tenorstimmen der Jüngeren fügen sich mit den reichen Mittelönen zu einer Symphonie von unbeschreiblicher Schönheit zusammen. Ja, es ist gut, daß nicht alle Athosklöster unsere griechische Reizlosigkeit im Gesange pflegen. So bewahren sie der Zeit eine Kunst, deren Würde durch weltlichen Tand nicht beeinträchtigt ist.

Das Schauspiel der rechtgläubigen Messe selbst ist erhaben und edel. Die Mehrzahl der Brüder weilt im achtgedigen Raum der kostbar erbauten Kapelle, während die Priester am Altar und hinter der Bilderwand die Zeremonien des Gottesdienstes verrichten. Ihre Gestalt ist von natürlicher Würde geabelt. Meist sind sie in kostbar gestickte Gewänder gekleidet, tragen ihr langes Haar eigenartig in naturhafter Fülle, während der majestätische Bart die männliche Pracht ihrer Erscheinung zur vollen Wirkung bringt. Wir anderen Brüder nehmen nur als Zuschauer und Miterlebende an den Vorgängen teil. Die Worte der Priester und des Chores sind seit uralten Zeiten dieselben geblieben. In ihnen ist die urchristliche Messe in reinsten Form erhalten, während die symbolischen Handlungen der Priester den altgriechischen Ursprung aus den eleusinischen Mysterien nicht verleugnen.

Zu besonders bußfertigen Zeiten halten meine Brüder vielstündige Nachtgottesdienste ab, in welchen sie sich an peinvollen Übungen nicht genug tun können. Bei meinem Eintritt ins Kloster hat man mich von der Verpflichtung, an diesen Nachtwachen teilzunehmen, entbunden, da man mir als Westeuropäer, der erst in reiferem Alter die Welt zu überwinden begann, manche Vorschrift glaubte nachlassen zu dürfen. Ich bin den Brüdern für ihre Milde von Herzen dankbar. Denn mein Gottesdienst erheischt keine Peinigung des Fleisches. Nach dem Willen Christi leben heißt für mich so viel wie in Harmonie mit der Natur und in der Anschauung der göttlichen

Vernunft fühlen, denken und handeln. Ich diene Gott besser, wenn ich seine Herrlichkeit schaue und verkünde, als wenn ich meinen schuldlosen Leib lastete. Unser Herr Jesus selbst hat den Leib und das Fleisch nicht verachtet, sondern veredelt. Daher habe ich die Brüder gebeten, mich von allen Nachtwachen und außergewöhnlichen Übungen loszusprechen. Nur in der Weihnachtsnacht pflege ich seit einigen Jahren hinüber zum Kloster Karakalu zu wandern, um mit Bruder Theophilos, meinem besten Freund, die Weihnachtsfeier dort zu erleben.

## 8.

Meinen schönsten Gottesdienst halte ich, wenn ich im Frühling zu den blühenden Kirsebäumen des Einsiedlerdorfes Kerasia wandere, oder wenn in heißer Mittagsstunde mein Blick vom hohen Gipfel des Athoskegels über die Meere schweift, oder in blauer Maiennacht, wenn aus den Lorbeerbüschen das lockende Lied der Nachtigall auf meinen Altan herüberdönt. Wenn die Silberstrahlen des Mondes auf der nächtlichen Wasserfläche spielen, bete ich zu Gott. Wenn der Sturm im Herbst die Berge erschüttern möchte, beuge ich mich vor seiner Gewalt. Aber am höchsten diene ich ihm, wenn ich mit dem Auge des Geistes über die Schöpfung nachdenke und ihre unermessliche Vernunft bewundere. Da bin ich Gott am nächsten, und für das reine Glück, das mir so geschenkt wird, kann ich nur in unvollkommener Weise danken, indem ich meine Brüder auf dem Athos und weiter draußen an diesen Entzückungen teilnehmen lasse.

Kein Ort der Erde ist zu solchem Gottesdienst besser geschaffen. Die Worte versagen, die Begeisterung läßt mich nicht reden, wenn ich daran denke, mit welcher Fülle die Gaben der Schöpfung hier ausgestreut sind, damit der Mensch den Ewigen lobe. Kein Maler hat je geschildert, was hier bei jedem Kloster, auf jeder Bergeshalbe, an jedem Uferstück sich an Harmonien offenbart. Die menschliche Kunst ist selbst in ihren höchsten Leistungen nicht imstande, die Natur dieser seligen Gefilde zu übertreffen. Jedes einzelne Kloster ist eine Symphonie nieerlebter Stimmungen, und die Sonne Homers breitet eine ruhige Klarheit über die Landschaft. Italien enthält gesegnete Blicke. Aber keiner kommt an Fülle des Inhaltes und an naturgeborener Pracht den lieblichen und wieder großartigen Szenen des Berges Athos gleich.

Suchet auf der ganzen Erde, und ihr findet nicht mehr einen so in jeder Hinsicht begnadeten Ort wie die Halbinsel des Heiligen Berges. Auch die Reize der Tropen übertreffen nicht diese reichste Stelle der Natur. So ist es nicht ohne Grund, daß dieselbe Stelle auch das älteste, edelste und festeste Bollwerk des Christentums darstellt. Dadurch erhält der Berg Athos eine Bedeutung von fast überirdischer Größe. Nirgendwo lebt das geistige Erbe des Christen, der kostbarste Schatz der Menschheit, in reinerer Gestalt. Athen und Rom sind groß; der Athos ist größer. Indische Pagoden sind ehrwürdig; die Athosklöster sind es in weit höherem Maße. Konstantinopel war mächtig, Neapel ist herrlich, Florenz ist durch die Kunst geabelt: doch der Athos hält jeden Vergleich aus. Er ist in unserer Zeit ein Weltwunder.

## 9.

Das Kloster, in welchem ich lebe, Vatopädon, gehört zu den größten und reichsten der Insel. Es ist ein am Meere gelegenes, trozig bewehrtes mittelalterliches Städt-

chen, um dessen Mauern sich die kleinen Häuser einiger Handwerker und Fischer aus dem Laienstande malerisch gruppieren. Die vielen freundlichen Fenster, die unregelmäßigen Balkone und Überhänge, die Türme der Mauer, das Kirchlein mit der byzantinischen Kuppel in der Mitte, das alles verleiht dem umfangreichen Kastell einen Zug der traulichen Behaglichkeit. Über die Mauern grünt ein Hain von Obstbäumen, im Hintergrunde erhebt sich der gewaltige Hochwaldberg der Wasserscheide, am Landungsplatz herrscht des Tages immer reges Leben, da es an ankommenden oder abfahrenden Booten und Schiffen nicht mangelt. Das ist Vatopäbion, meine liebe Heimat. Wie sehr unterscheidet es sich von dem, was man im Abendland unter einem Kloster versteht. Da ist nichts Langweiliges, Ödes und Unbehagliches am Bilde, sondern die ganze Burg ist ein stolzes Schloß der weltüberwindenden starken Freude.

Zurzeit leben über zweihundert Brüder in Vatopäbion. Wir haben uns allmählich alle mehr oder weniger kennen gelernt. Welche Lebensgeschicke sind hier versammelt! Meist sind es einfache Leute, doch mitunter findet sich auch ein Vertreter der gebildeten und mächtigen Welt unter ihnen. In früheren Zeiten kam es mehr als einmal vor, daß die Kaiser selbst, der Regierung in Byzanz müde, sich auf diesen Berg zurückgezogen haben. Unter den Klosterbrüdern, mit denen ich näheren Verkehr pflege, befindet sich ein Arzt aus Korinth, der in seinen früheren Jahren im Dienst einer englischen Schiffahrtsgesellschaft weite Reisen unternahm, die ihn bis in die Südsee führten. Mit ihm, dem Bruder Johannes, führe ich oftmals lange Gespräche über die verschiedensten Gegenstände, die einen gebildeten Mann bewegen. Ein anderer Bruder, der meine Aufmerksamkeit besonders beschäftigt, ist der Greis Konstantin. Er war von seinen reichen Eltern in Smyrna zum Kaufmannsstand bestimmt worden, war aber infolge unglücklicher Liebe in das Kloster eingetreten. In ihm fand ich einen weisen Beurtheiler der politischen Nöthe der Menschheit, und auch mit ihm habe ich manchen Winterabend in ernstem Gespräch verbracht.

Die Lebenshaltung in Vatopäbion ist keineswegs engherzig. Da wir als idiorhythmische Brüderschaft unsern Igmnen, d. h. unsern Klostervorsteher, alljährlich neu wählen können, dürfen wir uns über unbillige Beherrschung nicht beklagen. Auch die Nahrung in Vatopäbion ist auf der ganzen Halbinsel als austömmlich bekannt. Wir haben eine stattliche Rinderherde, einen Geflügelhof mit Hühnern, Truthühnern und Enten. Unsere Weinberge tragen jährlich reichliche Mengen trefflichen Trankes, den wir zum großen Theil verkaufen können. Die großen Ölfässer in unseren Kellern sind stets wohlversehen. Die Haselnußernte liefert uns ungeheure Vorräte dieser nützlichen Früchte. Von unseren russischen Gütern beziehen wir Zucker. Bei solcher Wohlhabenheit ist es sogar möglich, uns ausnahmsweise einen gewissen Luxus zu gestatten. Wenn Gäste kommen, und wohl auch bei anderen Gelegenheiten, enthalten auch wir uns nicht des süßen türkischen Kaffees. Nur das Rauchgefäß bleibt den Gästen allein zugewiesen, da das Rauchen als zu großes Zugeständnis an die bloße Sinnlichkeit verpönt bleiben muß. Im ganzen darf aber behauptet werden, daß wir in Vatopäbion weder Mangel leiden noch übertrieben kleinlich sind.

## 10.

Die Bibliothek der Bücher und Handschriften unseres Klosters ist eine der größten der Halbinsel, wird jedoch von den Brüdern, wie alle Gelehrsamkeit, wenig geschätzt. Gelehrsamkeit blähe auf, sei Eitelkeit, widerspreche der Demut, sagen sie. Sollten sie nicht im Grunde genommen recht haben? Wo findet man mehr und unberechtigteren Dünkel als bei den Schriftgelehrten? Doch die Abneigung der Brüder gegen die Bildung geht allerdings zu weit. Sie vergessen ganz, daß die Wissenschaft, welche das Verständnis der Schöpfung fördert, eine Art des Gottesdienstes ist, die nicht vernachlässigt werden sollte. Zwar kann ich ihnen nicht verdenken, daß sie an den bloß historischen oder dogmatischen Manuskripten ihrer Schatzkammern kein Gefallen finden, zumal derartige Dinge nur die Neugierde, selten aber die Vernunft befriedigen können. Beklagenswert aber scheint es mir, daß man die Schule des Eugenios Bulgaris, deren Trümmer ganz in der Nähe unseres Klosters ragen, hat eingehen lassen. Dieser gelehrte Mönch hatte sich bemüht, die Errungenschaften der damaligen Philosophie auf den Athos zu verpflanzen. Er hat damit zeitweilig große Erfolge gehabt, die aber mangels eines geeigneten Nachfolgers bald wieder untergingen. Mir scheint gerade der von europäischen Irrlehren unbeeinflusste Athos berufen zu sein, in der wissenschaftlichen Erneuerung, die einst kommen muß, eine führende Rolle zu spielen. Vorläufig schlummert das intellektuelle Gewissen dieser großen Menschengemeinde noch dem Tag der Auferweckung entgegen. Einzelne Brüder sind immer zu treffen, deren wissenschaftliche Bildung und Fähigkeiten modernen Ansprüchen genügen. Denn nicht alle sind in jungen Jahren hierher gekommen. Es gibt nicht wenige, die, genau wie ich, erst durch reife Einsicht in das Leben der Welt auf diese glückliche Insel geführt worden sind. So besitzt denn mancher von den Brüdern gleich mir eine Bibliothek, und einige sind sogar auf gelehrte und allgemeinbildende Zeitschriften abonniert. Als ich im Kloster Zwiron seinerzeit bei einem Bruder die neuesten Hefte der „Revue des deux Mondes“ vorfand, war ich sehr erstaunt. Doch bin ich zu der Ansicht gelangt, daß solche Mönche sich auf dem Athos in immer größerer Zahl finden werden und daß durch sie die geistige Entwicklung der Gemeinschaft gefördert werden wird, sobald die Zeit gekommen ist.

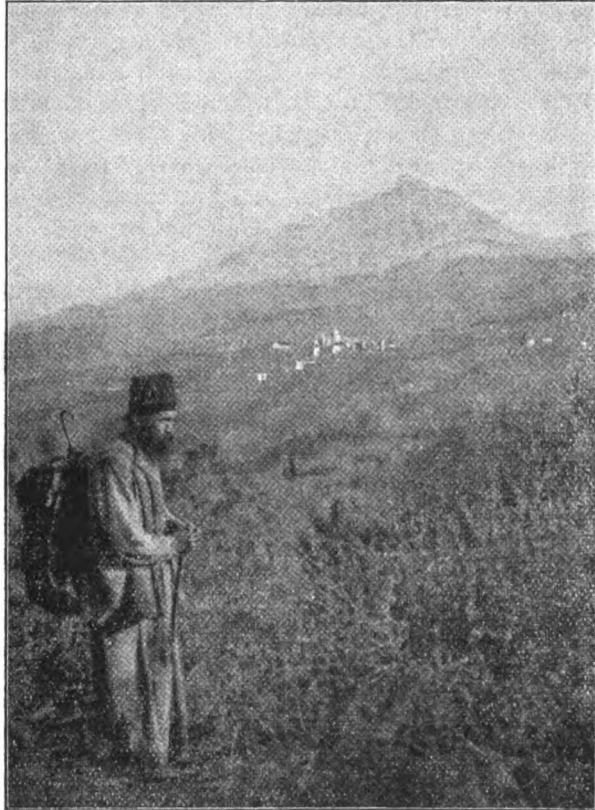
## 11.

Die Kunst auf dem Athos ist schlicht und anspruchslos. Sie drängt sich nicht wie künstliches Menschenwerk dem Betrachter auf, sondern scheint aus der Natur selbst hervorgewachsen zu sein und ist innig mit ihr verbunden. Den Europäern am bekanntesten sind ja die byzantinischen Malereien und Mosaiken, die in allen Klosterkirchen und in den meisten Speisesälen in großer Anzahl vorkommen. Das Bild der Allheiligen und anderer anbetungswürdigen Personen sind in zahlreichen Variationen in der bekannten unplastischen Art abgebildet. Die Bilderwand der Kirchen enthält ebenfalls viel edle Kunst. Zwar möchte ich nicht sagen, daß diese Gemälde mit den Erzeugnissen italienischer Künstler einen Vergleich aushalten. Sie wirken eben nicht durch Effekte, sondern durch ihre Effektllosigkeit. Man fühlt aus ihnen die anspruchslose Ruhe eines frommen, klaren Gemütes sprechen. Sie gehören zu dem Ort, der sie beherbergt wie das Efeublattwerk zur Klostermauer, wie der

stille Moder der Zeit zu den Türmen und Galerien dieser Burgen, wie das wandellose Gemüt zu den Herrlichkeiten dieser in sich beruhigten Natur.

An Erzeugnissen der Bildhauerei besitzt der Athos kunstvoll geartete Ornamente an den Türen und Klosterbrunnen. Auch diese Arbeiten gehören eng zur Sonne, welche sie bestrahlt. Der Schlagschatten, den die erhabenen Linien werfen, gehört mit zur vollen Wirkung der reich gewirkten Figuren. Das vollständige Fehlen plastischer Standbilder ist nicht bedauerlich, zumal das Abendland den vollen Beweis geliefert hat, daß Heilige und belleidete Allegorien in Stein höchst ungrüchisch, also unkünstlerisch wirken. Freuen wir uns, daß der Athos nicht durch die häßlichen Standbilder unschöner Menschen verunstaltet ist. Die orthodoxe Vorschrift, daß kein Mensch in Stein ausgehauen werden dürfe, hat der Kunst, ohne es zu wollen, einen Dienst geleistet.

Das Beste unter den Kunstwerken des Athos sind die Klosterkastelle selbst, deren Künstler die Zeit ist. Was die Zeit hier unbewußt an malerischen Wirkungen hervorgebracht hat, übersteigt alle Feinheiten willkürlicher Architektur bei weitem. Im Rahmen der



Das Landstädtchen Karýds

großartigen Natur sind die meisten Klöster Kunstwerke von unnachahmlicher Einzigartigkeit. Die Athosdichtung ist das Evangelium; die Athosmusik die vierstimmige Messe der Russen. An keinem Ort der Erde ist eine reiche Kunst so eng mit dem Leben verwachsen.

## 12.

Meine Spaziergänge zu den anderen Klöstern haben mir die Halbinsel bis ins einzelne erschlossen und mir manche der stolzen Burgen besonders wert gemacht. Jeder dieser Namen birgt eine neue Entzückung für mich. Da ist vor allem das Serbenkloster Chilandari, wohl das schönste seiner winkeligen Bauart nach, dessen

zypressenbewachsener Klosterhof mit seinen stattlich gezierten Brunnen mein immer erneutes Ergötzen erregt. Ober das in Terrassen vom Meere aufsteigende Kloster Dionysiu, das wie ein Schloß an einem oberitalienischen See gemutet. Hoch auf steilem Felsen liegt Simopetra, das unüberwindlich wie eine Ritterburg über das Meer schaut. Die große Lawra im äußersten Süden der Halbinsel, das älteste und geschichtlich berühmteste aller Rastelle, grüßt den Wanderer wie eine befestigte Stadt aus der Zeit der Kreuzzüge. Effigmenu, unser Nachbarkloster, liegt sauber und zierlich am flachen Strande. Das Kloster der Bulgaren, Bografu, lehnt sich den Berg hinan, ziemlich modern erbaut, nur leider durch die vielen Schornsteine etwas beeinträchtigt. Ruffikon schließlich offenbart mit seinen weitläufigen Rasenengebäuden den Willen des mächtigsten Volkes, auch an dieser Stelle den führenden Einfluß zu erlangen. So zeigt jedes Kloster die Eigenart seiner Besitzer unbewußt an.

Am Ostermorgen wandere ich gewöhnlich hinüber nach Karyäs, das auf dem Gebirge in anmutig belebter Naturumgebung liegt. Dort finde ich Verkehr und Handel, der an diesem Tage allerdings ruht. Aber die Läden und Arbeiträume der Kaufleute und Handwerker, die weidenden Ziegen und Maultiere, die sorglich gepflegten Felder erzählen mir vom Fleiße der Bewohner dieses so ruhigen, frauenlosen Städtchens. Hier lebt die Mehrzahl der Laien, die sich aus praktischen oder Neigungsinteressen auf dem Athos angesiedelt haben. Hier residiert auch die oberste Behörde des Heiligen Berges, der große Rat, in welchen jedes Kloster seinen Vertreter entsendet. Alles trägt den Stempel eines jahrhundertalten Friedens.

Wenn ich aber in trübereu Tagen der Klarheit und Weisheit bedarf, so unternehme ich eine längere Wanderung zu Bruder David, dem Einsiedler am Westhang des Berges bei Kerasia. Dieser Mann lebt von allen Menschen entfernt, seit ich hier bin und länger schon, seinen strengen Buzübungen. Man sagt, er habe als Schiffer im Jähzorn eine schwere Tat begangen, die er bitter bereut habe. Jetzt lebt er als Hesychaft. Das heißt, er hat die Fähigkeit entwickelt, im Zustand der äußersten Ruhe, während er die Augen auf seinen eigenen Leib richtet, seltsame Schauungen zu erleben, durch die er die göttlichen Dinge und der Menschen Schicksale erkennen will. Wie dem auch sei: ich habe mit dem uralten Manne schon Gespräche gehabt, deren Tiefe ich bewundere. Ihm scheint zwischen dem Diesseits und der anderen Welt kein unlüftbarer Schleier zu liegen. Er spricht von dem Leben vor der Geburt und nach dem Tode so selbstverständlich, wie von alltäglichen Dingen. Ich habe nie einen Menschen gefunden, der so fraglos von seiner Unsterblichkeit überzeugt war. Vom Tode sprach er als von einem frohen, langersehnten Ereignis. Auf dem Athos habe ich nicht nur freie Natur, Glück und Frieden gefunden, sondern auch zum ersten Male in meinem Leben einfache Menschen, die für geistige Probleme Interesse fühlten. Da draußen in der Welt sind die Menschen so vielbeschäftigt, daß ihnen für die wichtigsten Fragen keine Zeit übrig bleibt. Sie hängen mit verderbtem Wesen in den Banden der Sinnlichkeit, aus denen sie nur durch Ruhe und Nachdenken befreit werden könnten.

## 13.

Wir sind so unendlich reich auf dem Athos! Uns fehlt nichts als das Ubel der Welt. Wir haben Berg und Tal, Waldwiese und weites Meer, duftende Felder,

rauschende Bäche, singende Nachtigallen, und bei allem die große, herrliche Einsamkeit. Wie arm sind die Klosterbrüder des Abendlandes, wenn sie inmitten der verderbten Welt, die nicht zu ihnen paßt, ein freudlos Leben führen! Wahrlich, da ist es fast eine Strafe, ins Kloster zu müssen. Wir aber leben auf eigenem Lande, in eigener Heimat, auf unserer stillen, glückseligen Insel, in unserem lachenden Paradies, von Sonne überstrahlt. Uns fehlt die traurige Luft des Nordens. Uns fehlt der Zwang einer tyrannischen Stiefnatur. Uns fehlt die Gier nach Habe. Uns fehlen alle Sünden der unglücklichen Menschheit. O Sonne des Athos, wer könnte dein vergessen, der jemals durch deine Strahlen schritt! Gott schuf viele Klimate, und alle mögen ihr Gutes haben. Aber um das Nordlandklima beneide ich nicht meine Gefährten, die ich darin zurüdlief.

Die Ärzte auf dem Athos haben wenig zu tun. Das Land ist von alters her durch seine gefunden Verhältnisse bekannt. Die meisten Brüder werden sehr alt. Das Fieber, das die Europäer hier manchmal befällt, ist mehr auf unpassende Maßnahmen und die Aufregungen der Reise, als auf die Luft des Landes zurückzuführen. In früheren Jahrhunderten hatten wir allerdings einen schlimmen Gast im Lande, die Lepra. Diese ist zweifellos aus Konstantinopel hierhergeschleppt worden, aber glücklicherweise heute verschwunden. Die Heilkräuter, die in unseren Wäldern und Wiesen wachsen, genügen dem Arzte meist vollkommen, um geringere Beschwerden zu bannen.

Wenn ich von den kleinen Unannehmlichkeiten unseres Landes spreche, so kann ich nicht vorübergehen an der Ungezieferplage, die in den meisten Klöstern herrscht. Dagegen helfen nur die bestimmtesten Maßnahmen. Es hängt ganz von dem einzelnen Mönch ab, ob er die nächtliche Peinigung des Fleisches auch in dieser Form ertragen oder mit den unliebsamen Gästen völlig aufräumen will. In der ersten Zeit meines Hierseins war ich sehr bemüht, den Frieden meines Lebens voll herzustellen, und ich darf sagen, daß mir das nach Wunsch geglückt ist. Doch damit sei der Notwendigkeit Genüge getan, die mich von höchster Begeisterung zu solchen Niederungen herabziehen mußte. Wenn ein Land keine schlimmeren Plagen hat als die Giftskorpione des Athos, so darf man es glücklich schätzen.

#### 14.

Bei dem vielen Holz, das zum Bau der Klöster verwandt ist, nimmt es nicht wunder, daß wir leider nicht selten Brände zu beklagen haben. Schon manche malerische Ecke fiel den Flammen zum Opfer. Schlimmer aber als die Kräfte der Natur scheint mir der Geist mancher Brüder, der sich nicht scheut, die Welt in Gestalt des Patriotismus in unser seliges Gefilde hereinanzuziehen. So war z. B. während des letzten Weltkrieges der Gegensatz zwischen Serben und Bulgaren ein derart scharfer, daß man, als im schönen Chilandari ein Brand ausbrach, die Bulgaren von Zografu beschuldigte, das Feuer angelegt zu haben. Ich wünsche zu Gott, daß er meine Brüder vor so verabscheuenswerter Tat bewahrt haben möge. Immerhin kann ich nicht leugnen, daß das Verhältnis, das damals zwischen den Nationen herrschte, eine solche Verdächtigung nicht als haltlos erscheinen ließ.

Im übrigen sind besonders Russen und Griechen einander gegenfänglich gesinnt, wenn auch der Wettstreit zwischen beiden Nationen sich in den Grenzen brüder-



licher Liebe hält. Die Ruffen find mit Macht beftrebt, mehr Klöfter zu erwerben, weil ihr Anfehen in der flawifchen Welt dadurch fehr gefördert würde. Ift doch der Athos für die orientalische Kirche dasfelbe wie der Vatikan für die weftliche — das höchfte Heiligtum, auf dem die Blicke aller Gläubigen ruhen. Und welches Heiligtum! Ein Tempel, den Gott felbft erbaut hat, und gegen welchen alle anderen Heiligtümer der Menfchen verſchwinden. Daher begreift man wohl, daß die Mächtigen der Erde an dem Athos großes Intereffe haben. Doch meinen Brüdern vom Berge ſage ich bei dieſer Gelegenheit, daß das kein Grund für ſie ſein darf, ſich ihrerſeits zur Welt zu bekennen, indem ſie ſich einem ſündhaften Patriotismus hingeben. Wir wollen frei ſein von der Welt und frei von ihren mörderiſchen Begierden. In unſerem Herzen darf kein anderes Vaterland wohnen als der Heilige Berg. Die Cäſaren dieſer Welt ſollen aus unſerem Lande und aus unſerem Herzen ewig ausgeſchloſſen ſein.

## 15.

Haben wir nicht die vollkommenſte aller irdiſchen Staatsverfaſſungen? Sind wir nicht allen Cäſaren ein leuchtendes Vorbild, wie man leben ſoll? Wir beherrſchen niemanden und werden von niemand beherrſcht. Seit die Türken in unſerem Lande keine Oberhoheit beanspruchen dürfen, zahlen wir niemand eine Steuer. Unſere weltlichen Angelegenheiten ordnen wir ſelbſt, durch den republikaniſchen Rat von Karyäs. Unſere Beſitzverhältniſſe ſind ſeit Jahrhunderten vollkommen klar. Jedes Kloster hat ſein Land, ſeine Weinberge und ſeine auswärtigen Güter. Wir bekommen mit niemand Streit, da wir nicht mehr begehren, als wir beſitzen. Uns fehlt ja die Familie, die Schar der ausdehnungsbedürftigen Kinder. Eine Übervölkerung unſeres Berges iſt nicht möglich. So leben unſere Klöfter, die Vereinigten Staaten vom Berge Athos, als ein wenig beachtetes, aber um ſo vollkommeneres Beiſpiel der menſchlichen Staatsflugheit.

Ein Stück Mittelalter ſehen die meiſten europäiſchen Reiſenden in unſerer ehrwürdigen Gemeinſchaft. Aber ſie irren ſich. Ein Stück Ewigkeit iſt es, das ſie mit dem Mittelalter verwechſeln. Solange Menſchen atmen, wird das Ideal des Berges Athos in ihren Herzen lebendig werden, und die heilige Inſel wird beſtehen bleiben über allen Irrtümern der Welt bis ans Ende der Tage. O Welt, ſchau nicht hochmütig auf den jahrtauſendalten Moder unſerer ſtolzen Burgen — denn an ihnen hat die Zeit keine Macht. Sie werden die Wehr des reinen Geiſtes ſein, wenn längſt eure europäiſchen Errungenſchaften als ebenſoviel Irrtümer anerkannt ſein werden, und wenn längſt eure Menſchen durch die rohe Gewalt eurer habgierigen Kriege zur Verzweiflung an Gott getrieben ſein werden. Dann wird der milde Glanz des Heiligen Berges die ganze Welt überſtrahlen, und ihr werdet auf ſeine neuen Offenbarungen lauſchen, und ihr werdet ſeine Lehren wie Balsam in euren Herzen fühlen.

Kennt ihr den Sänger des Knappen Harold? Kein mittelalterlicher Geiſt iſt es, der die Worte gedacht hat:

„O glücklich jenes Eremiten ſelig Leben,  
Der einſam wachend dort vom Athos ſchaut,  
Des Blicke von der ſtolzen Höhle ſchweben  
Weit übers Meer, wo klar der Himmel blaut.“

Wer jemals länger hier verweilt, der traut  
 Raum seinen Fuß vom Orte fortzuheben —  
 Nur zögernd geht er, und mit Seufzerlaut  
 Bejagt der Wandrer sein verfehltes Leben,  
 Das ihn dem Haß der Welt statt diesem Zauber hat gegeben.“

## 16.

„Die orientalischen Klöster unterscheiden sich von den abendländischen hauptsächlich dadurch, daß ihre Insassen faulenzten, während die Mönche des Westens doch wenigstens ab und zu auch eine nützliche Arbeit verrichteten.“ So wurde mir in meinen Jugendjahren der Athos durch einen Lehrer vorgestellt. In der That haben die Brüder vom Athos gegen die Arbeit eine grundsätzliche Abneigung. Sie dienen der Welt in keiner Weise, sondern erkennen außer der frommen Kontemplation nur solche Tätigkeiten als zulässig an, die uns Gott selbst durch die Nothdurft der Natur gebietet. Daher erwerben die Brüder redlich ihr Dasein, lehnen aber allen Weltdienst ab, um sich voll und ganz der Anbetung Gottes zu widmen.

Die Welt hat Ursache, sich über solches Verhalten zu empören. Denn die Welt will Arbeit, Zwang und Sklaventum. Die Athosbrüder sind die größten Revolutionäre, die es je gegeben hat. Sie verleugnen das innerste Prinzip unserer Gesellschaft, den Zwang, die Arbeit. Sie lehren das *Dolos far niente* aus religiösen Gründen und sehen in der Arbeit bloß den Dienst des Teufels. Ob ich ihnen recht geben soll, weiß ich zwar nicht. Aber ich freue mich, daß sie das paradiesische Ideal auch in diesem Punkte verwirklichen. Sie haben keinen Zwang zur Arbeit außer den sanften Nötigungen einer süblichen Natur. Alles, was sie tun, geschieht aus freiem Willen. Ihre Tätigkeit ist nicht sozial, aber human. Jeder tut, wozu er sich für berufen hält, ohne daß ihn jemand daran hindert. So haben wir auf unserer glücklichen Insel zwar alle Handwerke und friedlichen Beschäftigungen, die man in einfachen Verhältnissen nur denken kann. Aber wir sind alle keine Lohnsklaven, sondern im frohesten Sinne des Wortes Dilettanten, da wir unsere Arbeit um der Freude willen verrichten, die sie uns gewährt. Gewiß blicken die zünftigen Arbeiter von Europa mit Verachtung auf solche Menschen herab. Ich aber lobe mir die freie Existenz als Dilettant auf dem Athos und verzichte gern auf euer unglückliches Zunftleben, das die besten Kräfte des Menschen erstickt oder verdirbt, und das zu Zwang, Not und Leid führt.

Auf dem Athos ist alle Arbeit Dilettantismus, das heißt, eitel Glück und Zufriedenheit. Wir haben Schuster- und Schneider-Dilettanten, Bauerndilettanten, Schreiner- und Schmiede-, Müller- und Fischer-Dilettanten, wir werden regiert von Regierungsdilettanten, wir haben Dichter- und Philosophen-Dilettanten. Alle unsere Tätigkeit ist unabhängig vom Zwange der Menschen und geschieht in harmonischer Weise nach dem Willen Gottes. Denn Gott will nicht, daß die Arbeit ein Fluch sei, sondern daß in der Arbeit die schönen und freien Kräfte des Menschen sich ihm zur Luft und Gott zur Ehre auswirken sollen. Hier darf jeder werden, was er ist. Niemand wird zu einer unpassenden Arbeit gezwungen, noch wird jemand davon abgehalten, seine eigene Arbeit, die ihm Freude schafft, auszuüben. In Europa ist es ganz anders: da werden von 100 Menschen 99 dazu gezwungen, Arbeiten zu verrichten, zu

denen sie weder Lust noch Talent haben, während man ihnen zu gleicher Zeit verbietet, die Kräfte, mit denen Gott sie beschenkt hat, auszuüben. Kaufmannsgeelen macht man zu Philosophen und Dichtergeelen macht man zu Kaufleuten. So werden nicht nur alle Menschen, sondern auch alle Berufe verdorben. Wie glücklich sind wir doch auf dem Athos, wo in altgriechischer Weise jeder auf seine eigene Art glücklich werden darf!

## 17.

Auf dem Berge Athos fallen die Masten der Konvention fort. Wenn Seine Hochwürden ein Prälat am Strümpfescheiden Gefallen findet, so übt er diese friedliche Tätigkeit ohne alle Scheu aus und läßt sich nicht einmal durch einen ankommenden Europäer darin stören. Ubrigens ist gute Vorsorge getroffen, daß nicht zu viel Neugierige die Ruhe dieses heiligen Ortes unterbrechen. Denn der Zutritt zur Halbinsel wird auch Männern verweigert, wenn sie nicht durch ein besonderes Empfehlungsschreiben des Patriarchen von Konstantinopel den ernsthaften Zweck ihrer Reise nachweisen können. Das ist gut so. Es wäre jammerschade, wenn der Berg Athos sich von den müßigen Vertretern einer ihm feindlichen Welt müßte heimsuchen lassen. „Bleibt draußen, ihr Weltkinder, bleibt draußen“, denkt jeder Athosbewohner von ganzem Herzen.

Uns fehlen alle Sünden der von Gott abgefallenen Welt. Wir haben keine Frauen, keine Kinder, keine grünende Jugend, keine Fabriken, keine Proletarier, keine Wirtschaftshäuser, keine Mietkasernen, keine Jagierpolitik, keinen Krieg und keine Not. Da wir nach dem Willen Gottes leben, kennen wir kein Unglück. Unser Leben fließt in harmonischem Gleichmaß des in sich beruhigten und heilig gewordenen Geistes dahin. Wir haben weder Laster noch Verbrechen, weder Raub noch Diebstahl, weder Polizei noch Gefängnisse. In vollem Einklang mit Gott und Natur, mit dem Nächsten und mit uns selbst leben wir unsere seligen Tage. Vor Langeweile sind wir tausendfach geschäftig, da die Zahl unserer Beschäftigungen und der Reichtum unserer Kontemplationen uner schöpflich sind. Unser ist die ganze Wunderwelt des harmonischen Geistes. Wenn Dichter und Philosoph eurer Welt ihre Werke nur sagen und denken dürfen, so ist uns das kostbare Vorrecht vergönnt, unsere Dichtung und Philosophie zu leben. Ihr in Europa müßt ja stets das Leben eurer Zeit leben, wie kühn auch eure Gedanken davon abweichen mögen. Wir aber sind zeitlos.

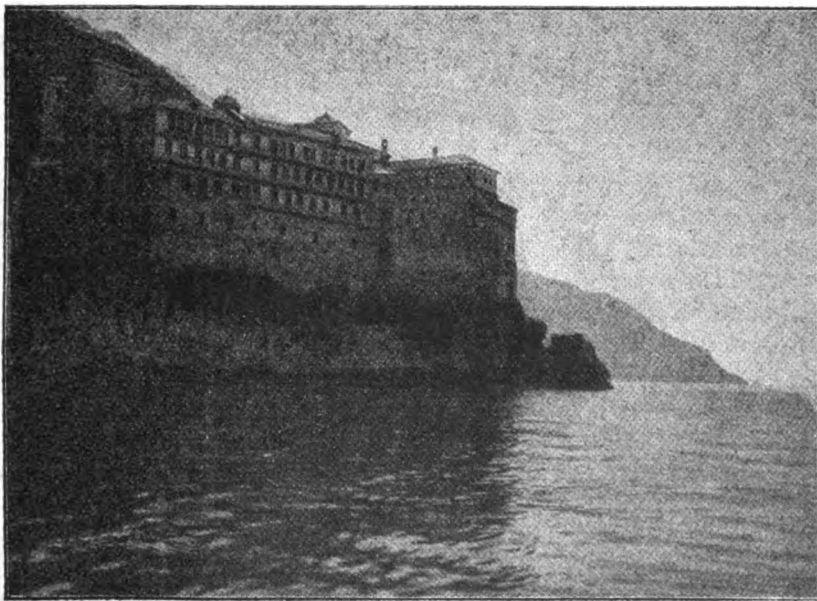
Nur wer die Welt verläßt, kann glücklich werden. Diese Weisheit aller Weisheiten kann nie bewiesen, nie widerlegt werden. Hier scheiden sich die Wege der Menschen: die einen ergreifen die Welt, die anderen die Seligkeit. Wenn sie euch aber sagen sollen, ob sie auf ihrem Wege den Frieden gefunden haben, so bin ich überzeugt, daß auf seiten der Weltkinder das Unglück und die konventionelle Heuchelei, und nur auf seiten der Gotteskinder die wunschlose Vollkommenheit gefunden werden kann.

## 18.

Der Endzweck aller Staats- und Lebensklugheit ist der Friede. Friede aber kann nur bestehen, wenn jeder Mensch an den Ort gestellt wird, auf dem er die ihm von Gott verliehenen Kräfte ausüben kann. Daher wird der oberste Staatsgrundsatz aller äußeren und inneren Politik in die Worte gefaßt werden: Jedem das Seine. Auf

dem Athos wird diesem Grundsatz wie an keiner anderen Stelle der Erde Rechnung getragen. Dieser Idealstaat will sich nicht weiter ausdehnen, sondern nur seinen Frieden bewahren. Er lebt auch ohne die Lehren eines Malthus so, daß er vor Übervölkerung geschützt ist. Was aber die inneren Verhältnisse betrifft, so gewährt der Berg Athos jedem Menschen die ausschlaggebende Stimme über die Tätigkeit und die Obliegenheiten, deren er sich annehmen will. So kommt es, daß hier jeder Mensch am rechten Ort steht. Denn welcher Staat ist wohl so töricht zu glauben, der innere Friede könne bewahrt werden, solange der Berufszwang in ihm herrscht? Wenn die Natur vergewaltigt wird, so rächt sie sich früher oder später. Daher ist als ein Hauptfehler der Weltstaaten zu betrachten, daß in ihnen nicht die Fähigkeiten des Menschen, sondern der Stand der Eltern den Beruf eines Kindes bestimmen.

Jeder Stand bleibe, was er ist, und keiner dünke sich überflüssig. Aber den jungen Menschen, welcher mit einer Natur geboren wird, die sehr oft gänzlich von der seiner Eltern abweicht, lasse man im Interesse seiner selbst, des Staates, des Menschenglücks und der Harmonie seinen Beruf selbst wählen. Wenn jede Bauernseele ein Bauer (Gott bewahre mich, daß ich das Wort je verächtlich spreche), jede Handwerkerseele ein Handwerker, jede Kaufmannsseele ein Kaufmann, jede Tatseele ein Tatmensch, jede Dichter- und Denkerseele ein Dichter und Denker werden darf, ohne daß die sozialen Verhältnisse dadurch wesentlich berührt werden, genau wie auf dem Athos — dann wird kein innerer Unfriede mehr in einem Staate herrschen. Denn schön und ehrenvoll ist es für jeden Menschen, auf seinem eigenen Wege die Schwierigkeiten des Daseins freudig zu überwinden, während es Qual verursacht, selbst in erträglichen Verhältnissen einer falschen Lebensreihe angehören zu müssen.



Felsenkloster Gregorio

Glaubt ihr Herrschenden, die Völker würden sich noch für verbesserungsbedürftig halten, wenn jeder an seinen Platz gestellt würde? Dann hätten wir den inneren Frieden, der so lange ausbleiben wird, bis dem Gesez Gottes und der Natur Genüge getan sein wird.

## 19.

Auch der äußere Friede kann nur durch die Erfüllung der Geseze Gottes erreicht werden. Gott will nicht den Krieg. Der Krieg ist ihm ein Greuel. Er hat auch keineswegs den Krieg notwendig gemacht. Sondern nur die Unbesonnenheit der Menschen führt zu diesem beklagenswerten Ereignis. Die Erbsünde verursacht den Krieg, und unsere Sache ist es, die Erbsünde durch bessere Erkenntnis zu bekämpfen.

Jedes Volk soll einen Staat bilden. Jeder Staat soll ein Volk umschließen. Dieses Doppelgesez des politischen Friedens wird aber leider durch die menschliche Habgier und Gewalttätigkeit allzu oft durchbrochen. Es sind durch den widergöttlichen Willen der Menschen Staaten entstanden, die mehrere Völker umschließen. Es sind durch menschliche Gewalttat staatlose Völker entstanden. Solange nicht diese Doppelsünde beseitigt ist, kann keine Freiheit und kein Friede herrschen. Der Staat ist das Kleid des Volkes. Gott hat die Völker nackt erschaffen. Wir Menschen passen ihnen erst einen Staat an. Mögen wir das so tun, daß jeder Volkstörper sein eigen Kleid und jeder Volkstörper seine unverstümmelte Ganzheit erhalte. Die Greuel des Krieges entspringen nur aus dem kurzsichtigen Willen der Menschen, die Volkstörper um des Kleides willen zu verstümmeln und anderen Volkstörpern ihr von Gott zugesagtes Kleid zu verweigern. Solange es noch unbelleidete Völker und verkrüppelte Völker gibt, ist die Menschheit einer Schar von Wilden ähnlich, und wild und erbarmungslos müssen dann auch ihre Gebräuche werden. Wir auf dem Athos sind zur politischen Gesittung gelangt, da bei uns jede Menschengemeinschaft in unverstümmelter Schönheit ihr eigenes Kleid trägt. Daher haben wir untereinander den ewigen Frieden.

## 20.

Wenn jedes Volk einen Staat bildet und jeder Staat ein Volk umschließt, so ist bis zum ewigen Frieden nur noch ein einziger Schritt zu vollbringen. Gott nämlich hat jedem Volksstaat eine bestimmte Landfläche zugewiesen. Diese Fläche kann bei harmonischer Arbeit aller Bewohner nicht mehr als eine bestimmte Anzahl Menschen ernähren. Hätte nun Gott wirklich befohlen, daß sich die Menschen über jedes objektive Maß vermehren sollten, so hätte er den Krieg befohlen. Ist doch vollkommen klar, daß ein Volk, dessen Einwohnerzahl die Ertragsfähigkeit seines Bodens übersteigt, entweder zum Teil verhungern oder Krieg führen muß. Gott aber verabscheut den Krieg. Daher kann er nicht befohlen haben, daß sich die Menschen über alle Vernunft hinaus vermehren sollen. Sondern er hat das Gesez gegeben, welches er uns durch die Natur fortwährend offenbaren läßt: daß jedes Volk nicht mehr und nicht weniger Menschen haben soll als das Land, welches es rechtmäßig besitzt, auskömmlich ernähren kann, sofern alle Menschen sich der harmonischen Tätigkeit hingeben, die ihnen durch ihre natürliche Vorbestimmung zugewiesen ist. Daher ist es Pflicht jedes Staates, sein Volk auf der richtigen Bevölkerungszahl zu erhalten. Er muß Untervölkerung im Interesse des Reichthums des Lebens freundlich abratet, Übervölkerung

dagegen im Interesse der leidenden Menschheit durch strenge Gesetze verhindern. Der Staat muß sein Volk zu so viel Vernunft erziehen, daß es nicht durch fahrlässige Uebersiedelung über sich und alle seine Nachbarn ungeheures Unglück heraufbeschwört.

Des weiteren muß jeder Staat verbieten, daß Lebensmittel für Mensch oder Vieh über seine Grenzen ausgeführt werden. Jeder Staat soll das, was er durch Gott geschenkt erhält, für sich selbst verbrauchen und Gott nicht dadurch beleidigen, daß er seine kostbaren Gaben an andere Staaten verschenkt. Denn Gold und Fabrikwerte, totes Gestein und unfruchtbares Metall sind keine Entschädigungen für die heilige Nahrung, in der das Leben wohnt.

## 21.

Der Handelsverkehr mit Nahrung ist auf das einzelne Volk zu beschränken. Dagegen muß der Handelsverkehr mit Erzeugnissen der toten Natur und des Gewerbefleißes zwischen allen Völkern vollkommen frei sein. Dieser Handel ist das Bindeglied zwischen den Nationen. Durch ihn schließen sich die verstaatlichten Volksindividuen zur Menschheit zusammen, die trotz der Vielheit der Sprachen in Wissenschaft und Kunst gemeinsame Interessen hat. Durch Nahrungsgrenzen entsteht das Volk, der Staat. Durch Freihandel entsteht die Menschheit. In unserm Jahrhundert sind wir endlich so weit, davon reden zu können. Wir kennen die ganze Erdoberfläche von Pol zu Pol. Wir haben nicht mehr zu befürchten, daß plötzlich an unserm Horizont ein aus unbekanntem Fernen gekommenes kriegerisches Volk auftaucht, das durch Waffengewalt unsere schönen Kulturberechnungen über den Haufen werfen könnte. Wir leben nicht mehr in einem Zeitalter, das die Erdoberfläche noch nicht mit seinem Blick zu umfassen vermag. Nein, sonnenklar liegt die ganze Erdoberfläche vor unserm Geist, und wir dürfen daher getrost das erhabene Wort aussprechen, das da heißt: Menschheit.

Die Völker der Menschheit setzen sich nicht an einen gemeinsamen Tisch. Sondern sie wahren sich selbst und ihre Güter, wenn sie ihr Haus zu ihrem Schloß machen. Aber sie tauschen freundschaftlich die Ergebnisse ihres Scharffinnes aus, durch den die Verkehrsformen unter den Menschen immer verbessert und verfeinert werden. Wahrlich, die Technik hat eine schöne Aufgabe im Lauf der Geschichte: die Menschen einander immer vollkommener anzunähern. Für den Menschen ist in letzter Linie niemand und nichts wichtig als der Mensch. Wir Athosbrüder, die wir in selbstgewählter löstlicher Einsamkeit unsere Tage leben, erkennen diese Wahrheit viel deutlicher als die Weltkinder, die am Überfluß der oberflächlichen Menschenbetanntschaft leiden. Menschenverkehr und inniges Verstehen, Miterleben, im gleichen Rhythmus mit Brüdern zusammen atmen, das ist die löstlichste Frucht unseres Erdbendaseins. Und daß die ganze Menschheit dereinst in der Liebe Gottes vereinigt werde, daß das, was man in noch nicht vollkommener Form als Religion bezeichnet hat, schließlich die ganze Menschheit zu einem einzigen großen Rhythmus begeistern möge — das ist für mich, den glückseligen Athosmönch, der Sinn der Weltgeschichte.

## 22.

Eure armen Kinder, wie müssen sie sich verziehen lassen! Wie die Dachziegel sperrt man sie massenweise in kahle Zimmer ein und richtet sie zu Dingen ab, die sie oft gar nicht interessieren. Dieser fortgesetzte Zwang und die Unlust, die sich daraus

ergibt, bilden den hauptsächlichsten Lebensinhalt der jungen Menschen. Da gibt es denn wirklich nur eine Klasse von Leuten, die noch bebauernswerter sind — nämlich die Lehrer, die dazu gezwungen werden, die Kinder in solcher Weise zu behandeln und alle Unlust mit ihren Begleiterscheinungen über sich ergehen zu lassen. Unsere moderne Schule ist das Symbol der modernen Kultur.

Eine Schule zu humaner Erziehung müßte ganz anders geartet sein. Vor allem müßte sie jede Möglichkeit eines Zwanges ablehnen. Sie müßte auf der Wahlfreiheit des Schülers und des Lehrers beruhen. Der Stoff einer ausreichenden Menschenschule müßte viel mannigfaltiger und vielseitiger sein als der knöcherne Lehrplan unserer Schulkasernen. Jedes Naturell müßte da die Gelegenheit erhalten, seine eigenen Kräfte auszubilden. Der Berechtigungsunfug, der das weitere Fortkommen im Leben von einem bestimmten Maße fruchtloser Gedächtnislasten abhängig macht, müßte vollständig verschwinden. Ein junger Mensch hätte beim Abschluß seiner Schulzeit keinen anderen Nachweis zu erbringen, als daß er bestrebt gewesen ist, gewisse Fähigkeiten zu vervollkommen und daß dieses Bestreben von nachweisbarem Erfolg begleitet war.

Jeder Schüler müßte die Fächer, in denen er unterrichtet sein will, selbst wählen. Jeder Lehrer dagegen müßte sich verpflichten, keinen Schüler anders zu bestrafen, als daß er ihn von seinem Unterricht ausschließt. Im gegenseitigen Verkehr von Lehrer und Schüler dürfte nicht das Herrschen und Beherrschtwerden eine Rolle spielen, sondern nur der bürgerliche Anstand von Mensch gegen Mensch. Die Entwicklung eines formschönen Benehmens zwischen den Menschen müßte im Verkehr in der Schule gefördert werden. Die Schule dürfte nicht mehr eine Kaserne sein, aus der alle ästhetische Freude verbannt ist, sondern sie müßte eine Vorschule der Welt selber werden, in welcher Höflichkeit, gegenseitige Duldsamkeit und Liebenswürdigkeit mehr gelten als Herrschen und Beherrschtwerden.

Hier auf dem Athos sind ja pädagogische Probleme ganz unmöglich. Diesen Fragen wird, da sie zur Welt gehören, auch bei der besten Lösung immer etwas Unbefriedigendes anhaften bleiben. Aber es ist sicher, daß sie menschlich annehmbar gelöst werden könnten, wenn der Schüler seine Fächer frei wählen und der Lehrer ungeeignete Schüler aus seinen Stunden entfernen darf. Unter diesen Voraussetzungen würde das Schulleben für alle Beteiligten mit mechanischer Notwendigkeit immer erfreulicher und fruchtbarer.

### 23.

Unsere Athoswissenschaft ruht noch im Schoße einer schönen Zukunft. Ich sehe sie im Geiste vor mir, wie sie edel und tief geartet die Mängel der europäischen Akademikerwissenschaft vermeidet. Ihre Verkehrsregeln beruhen nicht auf Willkür, sondern auf einem Gesetzbuch, das alle möglichen Fälle bis ins Einzelne mit weiser Entscheidung regelt. Es ist nicht mehr möglich, daß wertvolle Ideen zu Boden getreten werden. Denn das Gesetz schützt sie und bewahrt sie vor willkürlicher Ausnahmebehandlung. Für außergewöhnlich wichtige Fälle haben wir einen obersten Rat, dem jeder Athosbürger seine Angelegenheit vorzutragen das Recht hat, wenn die andern Mittel, um einen als wichtig empfundenen Gedanken vor dem Untergang zu retten, nicht ausreichen.

Unsere Zeitschriften beurteilen kein Buch, aber sie geben von jedem Buche eine Inhaltsangabe, aus welcher sich jeder Leser ein richtiges Bild von der Sache machen kann. Unsere Fachschriften sind verpflichtet, kein Buch des Faches, das ihnen überhandt wird, von dieser ordnungsgemäßen Inhaltsangabe auszuschließen. Der Umfang einer Inhaltsangabe ist zudem auf einen bestimmten Prozentsatz des Buchumfanges festgelegt. Außer dieser wichtigen objektiven Orientierung über alle wissenschaftlichen Publikationen haben unsere wissenschaftlichen Zeitschriften keinen Inhalt. Denn wir erwarten von jedem, der eine genügend wertvolle Entdeckung gemacht hat, daß er dieselbe als größeres oder kleineres Buch veröffentliche. Wir lehnen alle Publikationen, die nur Kompilationen oder Haarspaltereien oder nebensächlichen Kram enthalten, grundsätzlich als unwissenschaftlich ab. Es erscheint uns als beklagenswerter Mißbrauch der Buchdruckerkunst, wenn Durchschnittsmenschen ihre Nichtigkeiten durch sie bekannt machen lassen. Was bei uns gedruckt wird, ist großzügig, eigenartig und von einiger Tragweite. Daher sind unsere Erzeugnisse alle lesenswert, während von den Kompilationen und Nichtigkeiten der europäischen Wissenschaft kaum der tausendste Teil lesenswert ist. Die Menschheit läme schneller weiter, wenn sie diesen Ballast möglichst bald über Bord werfen würde.

Unsere Bücher verfolgen einen ganz neuen Grundsatz nach einer ganz neuen Methode. Der Grundsatz lautet: Möglichst prägnante Tiefe in möglichst einfacher Form auf möglichst geringem Raum. Die neue Methode aber heißt: ehrlicher Menschenverstand, grundsätzliches Verbot aller Hypothesen, philosophische Anschauung.

#### 24.

„Ihr sollt euch nicht widersetzen dem Übel.“ Diese Lehre des Christentums und Tolstois ist die größte, aber den meisten Menschen auch unerreichbarste Wahrheit der moralischen Welt. Die negativen Mittel des Widerstandes sind die einzigen, aus denen nicht neues Übel hervorgeht. Sie sind außerdem die einzigen, die zum Ziele führen können. Solche „Schwäche“ ist die gewaltigste aller Mächte. Wenn der Christ angegriffen wird, so setzt er der Gewalt keine Gewalt entgegen — denn das würde Anerkennung der Gewalt bedeuten und zudem meist die Folge haben, daß der Christ durch eine stärkere Gewalt besiegt wird. Sondern der Christ wehrt sich durch Sanftmut und durch fromme Befolgung der Gebote Gottes. Das Schlimmste, was ihm die Welt zufügen kann, ist der Tod, welcher ihm nach kurzem Leiden die ewige Freude schenkt. Niemals darf aber der Christ sich durch die Umstände zwingen lassen, den Geboten Jesu und der Vernunft entgegenzuhandeln. Denn dadurch entsteht tausendfaches Leid und schwere Gewissensqual.

Die einzige Sünde ist das Verursachen körperlicher und seelischer Schmerzen. Der Christ soll Ehrfurcht haben vor dem Leiden der Kreatur. Er soll kein Blut vergießen bei Menschen und Tieren. Alle andern Tätigkeiten sind sündlos. Es ist niemals Sünde, wenn ein Mensch seinen Nächsten liebt. Es ist keine Sünde, wenn der Mensch um der hohen Ziele des Geistes willen harte Worte und Handlungen über Menschen ergehen läßt, die durch ihren bösen Willen oder ihr Unvermögen diesen Zielen im Wege stehen. Das Christentum ist kein schläfriger Friede, sondern ein großer Kampf gegen die Finsternis. Doch muß der Christ kämpfen mit dem Wort, das die Gewissen aufpeitscht. Er muß mahnen und predigen der Welt zum Troß.



Die guten Taten des Christen sind Hilfe der leidenden Kreatur und Predigt gegen die Sünden der Welt und für die Herrlichkeit des Geistes. Wer Kranken, alten und Schwachen, hilfsbedürftigen Menschen hilft, ist ein guter Christ. Wer die Erkenntnis der Wahrheit fördert und die moralischen Begriffe der Menschheit zu klären unternimmt, ist ebenfalls ein rechter Christ. Unchristlich ist die Interessellosigkeit am großen Leid der Menschheit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal des Geistes. Wer nicht für Gott wirkt, der wirkt gegen ihn . . .

## Das Haus am Meere

Von Maurice Reinhold von Stern

Die Sonne neigt sich. Dichte Wolken schweben  
Wie rosige Inseln, schwimmend durch das Licht,  
Das selig wie aus Herzentiefen bricht,  
Hinströmend wie ein stolz verschenktes Leben.

Ein leiser Hauch bewegt die Myrtenbäume,  
Die rot beglänzt im Abendpurpur stehn.  
Dem Meere her erwacht ein würziges Wehn  
Und läßt am Ufer kleine Wellen schäumen.

Versunken in verlassnen Rosenlauben,  
Auf Marmorsäulen schimmert der Palast.  
Bis an das Dach rankt sich ein Rosenast  
Und um den Giebel flattern weiße Tauben.

Ein Lauber gurr. Schneeweiße Schwingen glänzen.  
Im Äthergrün erglimmt der Abendstern.  
Noch ist er kühl und blaß und welkenfern.  
Bald wird der Himmel sich mit Sternen kränzen.

Dann wölbt sich in des Raumes tiefer Leere  
Ein Schild, von goldnem Hierat übersät.  
Und in verlass'ner, stiller Schönheit steht  
Und träumt im Sternenlicht das Haus am Meere.

## Zu frühe Von Hans Schoenfeld

Am 28. April 1809 erschien vorm Pirnaischen Thor zu Dresden gegen drei Uhr nachmittags ein aufgeregter Herr. Nachdem er sich rings umgeschaut hatte, fragte er barsch und in hartem Berlinisch den Thorposten nach dem Verbleib einer Eilpost des Grafen von Buol-Schauenstein. Aus dem gemütlichen sächsischen Tor-soldaten brachte er nach längerem Hin und Her die Tafsache heraus, daß die Reise-kalesche des österreichischen Herrn von der Gesandtschaft schon vor länger als zwei Stunden davongefahren sei, nachdem Seine Erzellenz offensichtlich ungeduldig auch so ringsum Ausschau gehalten hätte, wie der Herr eben selber. Man habe wohl rechte Unannehmlichkeit?

Kleist brummte ein Schimpfwort und ließ den Schwächer stehen. Da war guter Rat teuer. Das kam von den Auseinandersetzungen und Abhaltungen, die grade auf guter Lezt sich wie Verschworene einem unabänderlichen Vorhaben in den Weg stellten. Dem biederen sächsischen Grenadier pressierte es freilich nicht, aber denen, die das Schicksal ruft, ist eine Stunde Aufenthalt zu viel.

Kleist machte sich kurzerhand auf Schusters Kappen gen Böhmen auf. So ging es immer: entweder faul und vornehm in herrschaftlichem Gefährt oder wie der ärmste Wandersmann per pedes apostolorum durchs Leben gewalzt. Ein Mittel-bing gab es nicht.

Der Morgen sah den hitzigen Reisenden schon hinter Pirna im Gehege der Sächsischen Schweiz. Er pilgerte nicht allein; hatte einen mit, der ihn noch zu guter Lezt auf der Marienbrücke in Dresden ansprach und sich als stiller Ver-ehrer des Dichters der Penthesilea, des Amphitryon und des „Vorfrichters Adam“ ausgab. Das kam Kleisten wahrhaft böhmisch vor, denn viel solch unterrichteter Renner seines eingegangenen „Phoebus“, der die besagten Dramen stückweis ge-bracht hatte, kannte er nicht. Der junge Mann nannte sich Dahlmann aus Wismar. Da er kein Sachse und ein erstaunlich studierter Kopf bei so jungen Jahren war, dazu ein echt norddeutscher Grübler, der schon historische Abhandlungen in bekannten Almanachen geschrieben haben wollte, so hatte Kleist nichts dawider, seine Be-gleitung anzunehmen und einen Schicksalswink in dieser neuesten Dresdner Bekant-schaft auf die letzte Minute zu sehen: Auch unser Dahlmann wußte in solcher Zeit nichts mit sich anzufangen. Es blieb sich ja so gleichgültig, was junge, in sich ge-tehrte Menschen trieben und wo sie ihren Wanderstab hinsetzten. Wenn sie nur ihre Welt und ihren Plan in sich trugen.

Und so fand es Dahlmann wie Kleist ganz natürlich, daß der lange bedächtige Wismarer, statt mit der Kutsche des Fräulein von Kleist, die heimwärts nach Frank-furt fuhr, ein Ende Weges gen Mecklenburg bequem und kostenlos befördert zu werden, nun mit Felleisen und Ziegenhainer mit einem gleichgestimmten Gesellen ins Böhmisches fürbaß zog, der Weltgeschichte entgegen, die mit Wettergewöll grol-lend dem alten Kampfgefilb der Donau zustrebte.

Laut redend, heftig gestikulierend stiefelte das absonderliche Paar der ersehnten Stätte irgendwo da unten entgegen, wo im Kanonendonner die neue Zeit und

die neue Freiheit des unterjochten Europas kirrend anbrechen mußte. Denn in Erzherzog Karln von Osterreich schien allen Patrioten der geknechteten deutschen Lande und des zertrümmerten heiligen Römischen Reichs deutscher Nation eine Hoffnung erstanden; ein Feldherr, dem Korfen am ehesten ebenbürtig.

Zu Prag harrete der Kreis eifrig tätiger Männer, die, nur den Eingeweihten bekannt, als gute Meister der Stille die Neugestaltung Preußens vorbereiteten. Zu den Arndt, Febr. von Stein, Göhen, Kollowrat, Humboldt stieß das schwungvoll begeisterte Paar der Flüchtlinge aus Sachsens muffiger und verdrossener Luft, die preußischen Patrioten übel anschlug. Buol, der Dresdener Geschäftsträger Osterreichs, den Sachsens unfreiwillige kriegerische Bündnisfolge zur Abreise unter Protest veranlaßt hatte, nahm Kleist lachend in Empfang und führte ihn unter den Männern ein, die achtungsgebietend die Jüngeren in ihre Mitte nahmen.

Im Jabot knisterte Kleisten der Entwurf zur neuen Zeitschrift der Deutschen, die, mit Buol zu Dresden schon besprochen, nun zu Prag von ihm herausgegeben werden soll: „Germania“ wird sie heißen; wird in glühenden Worten und gehämmerten Sätzen allen Vaterlandsfreunden das Rainsmal auf der Stirn erglücken lassen: Auch du! Alle Lauen wird sie wahrütteln, das junge Preußen unaufhaltsam ums neue Panier sich scharen machen.

Der Aufruf für die Zeitschrift ist schon fertig und aus einem Guß. Hingeschrieben fast in einem Zug, ohne die quälenden Verbesserungen und Neuanfänge der poetischen Werke. Dahlmann hatte den Aufruf unterwegs zu hören bekommen und mit stummem Händedruck gedankt — das schönste Lob dieses Einsilbigen und Skeptikers.

Von der Prager Kunde war Kleist bald enttäuscht. Seinem glühenden Tatendrang erschienen diese Meister viel zu gedämpft. Ihre Bedenken, ihr Abwarten forderte sein edles Draufgängertum heraus. Taten wollte er sehen, Taten! Da sagte er Valet auf gute Wiederkehr und setzte seinen Wanderstab weiter; immer südwärts, der Donau entgegen.

In Stoderau, das die Wiener im Lenz durchschwärmten, lehrte er ein, die Dinge zu erforschen. Die Luft schwirrte von Alarmgerüchten. Die Spannung wuchs unheimlich.

Das Spiel der Könige, Schach, lenkte ab. Dahlmann war ein kluger Gegner. Das kuriose Paar der Schlachtenbummler aus tiefstem Drang trägt im kleinen den Kampf der Großen aus, der sich entfesselt hat.

Mitten ins Spiel pläzt der Krugwirt mit der Kunde: „Aber hören die Messieurs denn nicht den Kanonendonner? Die Schlacht ist im Donau-Inselgelände entbrannt.“

Da lassen die Strategen Schach Schach sein und stürmen davon, Aspern zu. Ein stundenlanger Marsch. Am Spätnachmittag treffen sie am Weichbild des Kampfgefilds ein; erhibt, ermattet, doch frohgemut.

Das Dorf ist totstill, der Kampflärm verstummt, die Bataille zu Ende. Von Truppen nichts zu sehen. Nur auf dem Felde, wo der Kampf getobt, treffen sie Menschen an: Gebückte Gestalten im Bauernkittel, die den Boden nach Bleikugeln, Heeresgerät und Wertsachen absuchen. Die Asperner Bauern bei ungueter Arbeit.

Kleist spuckt aus: Kanaille! Und hastet weiter mit den kurzen, strammen Beinen, daß der lange, schwächliche Dablmann kaum zu folgen vermag.

Das Bild wird bewegter: Wivatierende, ziehende Truppen. Alles Oesterreicher. Aber wo sind die Franzosen? Wie ging die Schlacht? Wo bringt man Gefangene ein?

Kleist richtet hastig Frage um Frage an die ersten besten. Wird erstaunt angesehen, in seinem fremdartigen Jdiom kaum verstanden.

Man weist die zwei sonderbaren Fremden zu einem Stab. Die Herren stehen schwachend, schmauchend beisammen, mustern die bürgerlichen Antkömmlinge unverhüllt mißtrauisch. Ein Oberst verlangt Auskunft, was man hier mitten unter den Militärs, am Kampfort, zu suchen habe.

Kleist sprudelt mit seiner ungelenten Zunge Erklärungen hervor. Ist überglücklich in Gewißheit des erfochtenen Sieges. Kniert in Gedanken vor dem Helden des Tages: Karl von Osterreich, dem neuen Arminius; dem großen Deutschen. Im Vertrauen auf dies militärische Genie hat er Erzherzog Karln schon die Dankesode der Deutschen geschrieben. Verse, die im Rhythmus der Bataillone marschieren und ein einziger großer Jubel- und Erlösungshymnus sind.

Jetzt zieht er das Blatt hervor, das seine großen schwungvollen Federzüge in sauberer Keinschrift bedecken. Er beginnt den Herren die Verse pathetisch vorzubeklamieren.

Die Offiziere schauen sich an: Ringsum Gesichter, die von Spott, verstecktem Arger und eitel Uninteressiertheit sprechen: Der Kerl ist verrückt. Was, ein preußischer Adelliger, sagt er? Der? Schaut so ein preußischer Garbeoffizier aus? Merci! Was ist der? Ein Spion wohl gar? Führt den Filou doch ab!

Eisigkalte Mienen, ertötendes Schweigen antworten dem erhitzten Verseschmied. Man verlangt seine Ausweispapiere.

Kleist beruft sich auf das Prager gromium, deutet die heikle Mission an, für die es offene Legitimationen nicht gibt. Er nennt Buol-Schauenstein seinen Freund und Gönner.

Haha! Alles Schwindel. Ein zweifelhaftes Subjekt also der Mensch.

Das Unglaubliche geschieht. Kleist wird verhaftet. Dablmann wirft sich ins Mittel. Seiner knappen, eindrucksvollen Darstellung gelingt es schließlich, den Unglücksmenschen freizubekommen.

Man läßt den überspannten Kerl samt seinem Gefellen mit einer Verwarnung laufen und von einer Patrouille wie einen Gefangenen durch ein Spalier höhnender Soldateska aus dem Gefechtsbereich entfernen.

Kleist ist gräßlich ernüchtert. Er hat kein Wort für die üble Szene und seinen kläglichen Abgang. Aber das Papier zerknüllt er mit unbeschreiblichem Ausdruck. Das unsterbliche Dokument, darauf das stürmischste Herz Deutschlands feurige Dankesworte hingeworfen hat. Er lacht schneidend auf; sieht sich mit Dablmann irgendwo in einer Schänke sitzen und verbringt eine wüste Nacht.

Aber dies geht vorüber. Die Gewißheit steht ja felsenfest: Der Sieg ist Deutschlands! Mögen die Einzelheiten und Auswirkungen menschlich unzulänglich, ja widerlich sein — was hat dies alles mit Karln von Aspern zu schaffen? Der steht tiefengroß über den Pöbbeleien der Unteren.

Nun wird alles gut. In Prag werden sie sich umarmt haben und fieberhaft am Werke sein. Werden endlich aus dem Dunkel heraustreten vor die Nation.

Nun muß die Zeitschrift heran, das Banner entfalten über dem aufhorchenden, beglückten Deutschland.

Kleist kennt kein Halten mehr. Zurück nach Prag, was die Füße und Pferdebeine hergeben wollen!

Dahlmann bremst, rät zum Abwarten. Spricht von „zu Ruhe und Klarheit kommen; die Dinge sich konsolidieren lassen“. Die Schlacht, gewiß, ist ein Erfolg, das gibt er zu. Aber keine Entscheidung. 's ist schon durchgesichert, wem Österreich seine Gloria verbannt: dem empörten Donau-Weibchen, das mit wilden Fluten einherdonnerte und dem Korsen seine Schiffsbrücken zerriß, also daß er mit dem Hauptteil seiner Macht auf der umbrandeten Donau-Insel wutschraubend zusehen mußte, wie seine Vorhut-Divisionen drüben von der Übermacht bedrängt wurden.

Nein, sagt Dahlmann, so leicht ist der Bonaparte nicht abgetan. Das Schwerste steht noch bevor. Gott schenke Erzherzog Karl und den Fahnen Österreichs den großen, ehrlichen Sieg der Waffen! Dann wird Bahn frei.

Kleist hört all das und hört es nicht. Beuge einer diesen Willen. Er eilt eben nach Prag . . .

Dann kommt der Tag von Wagram, und alle Hoffnungen welken wie frühe Blumen, die Winterhauch traf.

Snaim kommt und der schimpfliche Waffenstillstand. Es wird still in Österreich. In Preußen schüttelt man betrübt die Köpfe. Die Patrioten vertriehen sich. Im klugen Sachsen brüstet man sich: Seht ihr wohl! Wer hat's denn gesagt? Mit dem Napoleon bündelt man nicht ungestraft an.

In Prag ereilt Kleist die letzte Kunde: Zu Schönbrunn ward der jämmerlichste Friede geschlossen, den man sah. Die Stein und Arndt, die Scharnhorst und Buol drücken sich stumm die Hände und gehen in Hoffnung auf eine bessere Zeit auseinander.

Nur Kleist bleibt. Allein mit den Papierseken seiner Zeitschrift. Ein hitziges Nervenfieber umfängt seine verzweifelten Sinne in wohlthätiger Ohnmacht. Er sinkt aufs Krankenlager. Die Mittel gehen zu Ende, die letzten hundert Taler aus der Erbschaft der Tante von Massow, die er am Tage des Fortgangs von Dresden der warnenden, zürnenden Schwester abrang.

Nun muß er zu allem seinem Stolz den schmähligen Rest geben und an die gute einzige Ketterin in Not schreiben. Zum vierten Male macht sich das Fräulein von Kleist auf den bitteren Weg, den unglaublichen, hoffnungslosen Menschen heimzuholen. Sie findet einen hohläugigen, halbverhungerten und abgestumpften Kranken, der nur langsam der Genesung entgegengeht, in seinem Hoffen auf deutsche Erhebung im Tiefsten erschüttert . . .

## Am Kleistgrab

Zu seinem hundertfünfzigjährigen Geburtstag am 18. Oktober  
Von Marga von Kengell

In heiterem Frieden liegt der Wannsee. Segel blähen sich, und Nachen fließen auf sprühender Bahn dahin. Sonnendurchglutete Fichtenstämme verströmen Harzduft, am Firmament verfliegt Rosenhauch, fern verbämmern die Ufer.

Da — jäh wird das Auge gebannt, der Fuß stockt . . . dort, wo der Fels sich schroff zur blauenden Flut senkt, träumt, im Föhrenhain, von Eichenblättersang umrauscht — ein Grab! In weißeerster Schlichtheit, efeuüberwuchert — Mahner der Ewigkeit!  
Das Kleistgrab!

An jener Stelle trant Heimaterde das Herzblut des heldischen Sängers, sank er im Freitode dahin.

Wundquellen sprudeln neu, Gramschleier umschatten die Lider.

Heinrich von Kleist! Ich grüße dich! Unerhörte Tragik hieß deines Erdenwallens bittres Los! Schicksalsgebunden, in dionysischer Trunkenheit warf dich dem Tode in die Arme, als deinem Befreier und Begnader. Im herrischen Aufbäumen, willensgewaltig zerbrachst du die Form, weil das Leben dir erbarmungslos den Trank der Erfüllung von den Lippen gerissen.

Wer hat dich je erfüllt oder ermessen? Der allumfassende Genius, zu mächtig einem Epigonengeschlecht, rang in herzjehrender Einsamkeit um Erlösung, suchte die Seele seiner Seele und erstarrte zuletzt in der Gefühlskälte der Verständnislosigkeit.

Von Qual zur Verzückung, vom Wahn zur Erleuchtung, taumelt der Titan, in vulkanischen Ausbrüchen sich jäh befreiend. In die Ketten tragischer Naturanlagen, einer ausschweifenden Phantastik, eines weltumspannenden Grüblergeistes geschmiedet, an denen er verblutend reißt, strebte er nach Selbstbefreiung. Er suchte sie in Freundschaft, Liebeserfüllung, Erkenntnistiefe, Natur, und fand sie einzig — im Schaffen. In seinen Werken rast er die Leidenschaft seiner Triebe, die Gluten seiner Seele aus. Er ist immer er selbst, nie Nachschöpfer oder Echo, eigenwillig, selbstherrlich schafft er aus der Fülle seines Gehertums. Hineingewühlt in die Phantasiefeschauer seines Genius, verbissen in seine Schaffensträume, lebt er seinen Gestalten, sie durchseelend und mit seinem Herzblut sie tränkend. Er ist Robert Guiskard, der Gigant, Achill, der Schlachtengott, Graf Wetter vom Strahl, Hermann, der deutsche Retter.

Und dann — weher Mißakkord! — die Wirklichkeit! Von kleinlichsten Sorgen zerfressen, sieht er das Ideal seines Weltbildes zur Frage sich verzerren. Sein Vaterland jagt dem Abgrund zu, ohne daß er den Rössen der Vernichtung in die Zügel zu fallen vermag, seine Nächsten äßen ihm die Seele mit Gift, und — zuletzt muß er den bittersten aller Marterkelche bis auf den Grund leeren; die Kronjuwelen seines Geistes, dem deutschen Volk geschenkt, werden von diesem Volk verachtend zur Seite geworfen.

Da schlägt die Flut qualgesättigter Schicksalstragik über dem Ertrinkenden zusammen. Ein Starcker, Stolzer, Freier streift er die irdische Fessel von sich! Doch nicht einsam geht der Einsame den letzten Weg. Ein Weib geleitet ihn!

Kleist, der Weibfremde, von Frauengunst Ungekränzte, hat mit der Fadel dichterischen Sehergeistes tief in die Geheimschächte der Frauenspsyche geleuchtet. In Penthesilea und Rätchen von Heilbronn schildert er das Weib als Urtyp, die Frau in ihrer echten Wesensart. Er formt und spaltet, durchseelt und verschmilzt! Penthesilea und Rätchen — Herrin und Magd, Mänabe und Träumerin, jene den Geliebten im Rachetaumel zerschmetternd, diese hingebend vor ihm nieder sinkend — sie sind eins. Aus ihnen weint die Tragik des Weibschicksals. Aus Urgründen intuitiver Begabung schöpft der Dichterprometheus, und er selbst erträumt sich, nach banger Enttäuschungen, in Henriette Vogel sein Seelenideal zu sehen. Eine erhabene Sendung zu erfüllen war die Lotgeweihte erwählt. Aber, anstatt als letzte Verklärung ihres Erdentages über die Schwächen ihres Weibstums hinauswachsend, den niedersinkenden Mann zu begnaden, ward sie sein Dämon. Als seine Todesbraut wirft sie sich mit ihm in den Abgrund.

In märkischer Erde ruht Heinrich von Kleist! Heimatboden küßt seinen müden Leib. Wie er es heiß gewünscht, reißt aus seinem Grabe eine Eiche, stark und lebensstrotzend ihre Zweige zum Firmament. Sein Geist rauscht aus ihren Blättern, im Sturmeswehen und Lohen, wenn Winterwind sie durchpeitscht, den Sang der Hermannschlacht!

Als das Hohelied dämonischen Feindhasses ragt das granitene Heldenwerk in unsere Zeit.

„... Oh, könnten wir  
Des Krieges eh'rnen Bogen spannen,  
Und mit vereinter Kraft, den Pfeil der Schlacht zerschmetternd,  
So durch den Nacken hin des Römerheeres jagen,  
Das in den Feldern Deutschlands aufgepflanzt.“

In dem unsterblichen Weibedenkmal des Deutschtums wirkt heldgeborene Dichtertat. Hinter märchendunklen Kiefernwäldern verblutet die Sonne. Abendwind flüstert Geheimnisse. Einsam träumt das Grab am Wannsee...

## Sterbender Wald

Von Ludwig Bäte

Einmal noch Farben und Glut,  
Rauschend strömendes Gold,  
Und dann in schweren Fluten  
Der königliche Mantel niederrollt.

Um weß gebreitete Arme  
Legt spärliche Sonne sich gut.  
Ein Lächeln leuchtet im Harne:  
Wie wohl das tut!

Dann klimmt in grauer Klage  
Der Nebel um Stumpf und Rest.  
Mit hartem Flügelschlage  
Streichen die Krähen zum Nest.





Der Tempel des Schweigens

Ludwig Fahrenkrog





## Die Gemeinschaft der Freunde

(Das Problem Wästenrot)

Mit Ende September stellte die gemeinnützige Bausparkasse der Gemeinschaft der Freunde an über 1800 ihrer Bausparer über 30 Millionen Reichsmark zur Verfügung. Zur Zeit hat dieses Unternehmen einen Hypothekenbestand von rund 20 Millionen Mark, einen Barbestand von über 10 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark. Von Tag zu Tag steigt die Zahl der dem Werk angeschlossenen Bausparer, von Halbjahr zu Halbjahr vermehrt sich bis heute andauernd die Summe des herausgegebenen Geldes.

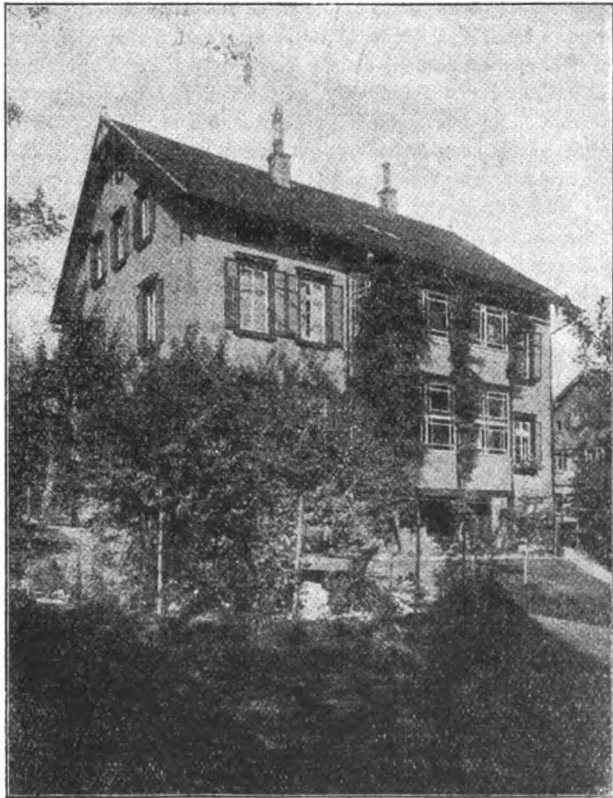
Daß einem solchen wirtschaftlichen Faktor im kritischen wie zustimmenden Sinne die Öffentlichkeit und die amtlichen Stellen nicht gleichmäßig gegenüberstehen können und daß dieser Faktor über das Gebiet der Bauspartätigkeit zur gesunden Lösung der Wohnungsnot hinaus noch in das Kultur- und Wirtschaftsleben der Nation eingreifen wird, ist kaum zu bezweifeln.

Die rasche und genügende Schaffung von Wohnungen für deutsche Menschen ist vielleicht das deutsche Kernproblem. Jedenfalls ein Hauptproblem der Nachkriegszeit und die Vorbedingung für die Genesung und den Wiederaufstieg des deutschen Volks. Ob mit oder ohne Verschulden der staatlichen und kommunalen Stellen — die Lösung des Problems geht viel zu langsam vor sich und das Volk muß selber mithelfen.

Der Tatgedanke der idealen, also gemeinnützigen Selbsthilfe durch Zusammenschluß vieler Gleich- und Gutgesinnter lag also nahe. Wer Kraft und Mut, also Persönlichkeit und Verantwortungsgefühl genug besaß, der wagte — des Echos gewiß — den Ruf ins Volk hinein.

Georg Kropp, ein grundgütiger, grundkluger volkswirtschaftlicher Autodidakt, lange in Süddeutschland heimisch und in seinen Volkskalendern schon seit Jahren für die Schaffung wohlfeiler Eigenheime eintretend, machte sich zum Sprecher für

Der Kärner XXX, 1



Das Buchhaltungsgebäude der G. d. F. in Wästenrot



Das Direktions- und Verwaltungsgebäude der G. d. F. in Wüstenrot

die gute Sache. Der Widerhall war selbst für diesen kühnen Optimisten überraschend. Gleich nach der Marktfestigung strömten die Sparwilligen aus der näheren Umgebung Stuttgarts herzu. Schon im Februar 1925 zahlte man die ersten fünfundzwanzig Bausparrer mit einer Viertelmillion Mark aus. Schon damals schrieben sich viele Geistliche (die zu einem Pfarrertag eigens nach Wüstenrot kamen) als Sparer ein. Aber die Masse der Gefolgschafter stellt doch der kleine Mittelstand: viel Handwerker, Gewerbetreibende, Angestellte, Arbeiter und untere Beamte. Alles kleinste, aber geduldigste Sparer, die begriffen haben, daß einer den andern mitnimmt und daß die vielen Wenig zusammgelegt ein größeres Viel geben als jeder für sich. Volkswirtschaftler und Wissenschaftler kennen die erstaunliche Macht geballten, aus vielen Röhren in ein Becken gespeisten Geldes: hier aus den bis zur vollen Auszahlung zu treuen Händen hingeegebenen Raten, aus den Zins- und Tilgungsquoten der Restsummen, aus dem Zinseszins dieser zusammenströmenden Massen. Aus diesen nimmt die Wüstenroter Bauparlkasse das ungemein flüssige Geld (im September 1927 sind über 10 Millionen greifbar), das erlaubt, etwa alle zwei Monate gegen zweihundert Zwecksparrern den vollen Betrag ihrer abgeschlossenen Bau-summe bereitzustellen. Aus der Spanne von zwei v. H., die sie derzeit den Einlegern und Mit-helfern auf Zinseszins gewährt, und den fünf v. H. (vier Zins, mindestens ein Prozent Tilgung der Restsumme) leitet sie in der Hauptsache ihre Zahlungsfähigkeit her.

Im Einverständnis mit der Regierung ist das Verhältnis von Einlage und Vollausszahlung so geregelt, daß mindestens  $16\frac{2}{3}$  v. H. (bei kleinsten Ratensparrern von 2 v. H. der Bau-summe an) eingezahlt sein und der Gemeinschaft haben eine bestimmte Zeit dienen müssen, ehe an die Erlangung der vollen Bau-summe zu denken ist. Auch die großen Einleger, die gleich mehr als  $16\frac{2}{3}$  v. H. einbringen, müssen nach dem Grundsatz der Gemeinnützigkeit ihre Zeit abwarten. Im allgemeinen kommt wohl kein Bausparrer vor dritthalb Jahren zu seiner Bau-summe.

Es mögen jetzt einige und zwanzigtausend Gemeinshafter sich zur großen Selbsthilfe zusammengeschlossen haben, davon mehr als ein Zehntel in Österreich, das den Widerstand gegen die neue Form des Selbsthilfe-Unternehmens aufgegeben hat, nachdem die württembergische Regierung im Einvernehmen mit dem Reichswirtschaftsministerium und der Reichsbank die nach einigem Hin und Her geschaffene rechtliche und wirtschaftliche Solidität der Wüstenroter Bauparlkasse durch Verleihung des Depositenrechts anerkannt und ihr damit den Charakter eines öffentlich-rechtlichen Bank-Instituts verliehen hat.

Dem Volkswirtschaftler stellt sich in seiner jetzigen Form das eigenartige und hochbedeutfame Unternehmen des feinen Feuerkopfes Georg Kropp als ein glückliches Gemisch von Lebens-

versicherung-, Hypotheken- und Sparbank dar. So gesichert, so ständig gut beraten und geführt von verantwortungsvollen Männern, und von einem Aufsichtsrat getragen, dem Abgeordnete, Bürgermeister, kurz Männer angehören, die im öffentlichen Leben geachtet dastehen, marschiert die Wüstenroter Aufbauklasse mit ihren Zehntausenden vertrauender und ernsthaft zu den Fragen des privaten und öffentlichen Lebens eingestellter Gefolgschafter in eine segensreiche Zukunft hinein. Georg Kropps besonderes Ziel, den Besten seines Volkes ein Eigenheim auf freier eigener Scholle zu schaffen, das frei ist von ewiger Pacht, ist erreicht und sichert ihm schon damit den Dank seiner und späterer Zeit.

Wüstenrot steht, materiell gesichert und noch stark erweiterungsfähig, noch im ersten Teil seiner Gesamtentwicklung. Ist aber die breite Grundlage geschaffen, von der aus erst die höheren Aufgaben des gewaltigen Geld- und Willenszentrums denkbar sind, dann muß sich der eigentliche Sinn, die Rehrseite des im Grunde hochgeistigen Problems auszuwirken beginnen. Daß darauf von den Gemeinschaftlern selbst ein wachsameres Auge behalten wird, erscheint geboten. Denn sehr leicht könnte das ursprünglich lebendige Gesicht der Wüstenroter Willens- und Vertrauensgemeinschaft zu der kalten, seelenlosen Gebärde eines mechanisierten Nurgeschäfts-Unternehmens entstellte werden, und von dem Begriff der kameradschaftlich eingestellten Phalanx der „Freunde“ bliebe nichts übrig als ein hohler Name.

Gründer und erste Mitarbeiter sind — zum Teil Jahrzehntelang — in sozialer Arbeit stehende, erprobte Männer und Frauen aus den Kreisen der Enthaltensamkeits- und der Gemeinschaftsbewegung. Sie haben Kraft, Zeit und Geld drangegeben, um dem Gedanken ihres Führers Kropp in der Zeit des nach der Inflation herrschenden allgemeinen gegenseitigen Mißtrauens und Gegeneinanderarbeitens zum Durchbruch zu verhelfen. Nur durch das Vertrauenskapital, daß diese Männer und Frauen je in ihrem Kreise besaßen, und nur dadurch, daß das Werk in einem kleinen Ort ins Leben gerufen wurde, wo alle Verhältnisse jedermann klar zutage lagen und mühe-los kontrolliert werden konnten, konnte es sich durchsetzen. Von der Großstadt und von vorhandenen Geldinstituten aus, zu denen damals das Vertrauen in weitesten Kreisen geschwunden war, wäre das nie und nimmer möglich gewesen. Mag daher auch das innige, patriarchalische Verhältnis, das Herrn Kropp mit seinen ersten Mitarbei-



Eigenheim eines Arbeiters



tern verband, das teilweise bis zu Tisch- und Wohngemeinschaft ging, und ohne das der Aufbau des Wertes schon rein aus finanziellen Gründen nicht möglich gewesen wäre, der fortschreitenden starken Entwicklung nach und nach gewichen sein: Der Geist von Wüstenrot muß und wird erhalten bleiben.

Denn die Gemeinschaft der Freunde steht und fällt mit ihrem Ethos. Sie wird eine Fanfare in die Zeit sein oder sie wird wie ein Strohfeuer verlöschen. Lebenskraft hat sie unerschöpflich — unerschöpflich wie jeder Anruf des Vertrauens, jede Erweckung edlen Vorahesinns zum Sparen, zum Sichversagen für edelste Lebensziele ist.

In der Zeitschrift der Gemeinschaft „Mein Eigenheim“ hält der Willensbund von Wüstenrot ein vortreffliches Sprachrohr. Bis jetzt freilich ist der Inhalt über wirtschaftliche und volkshygienische Betrachtungen und „praktische Ratschläge“ noch nicht hinausgekommen. —

Die Aufnahme der Verbindung mit Gemeinschaften, die in den großen Fragen menschlicher Unterkunft und Sehsaftwerdung ähnliche Wege gehen, gehört zu dem Aufgabengebiet von Wüstenrot. Hier ist das Nötige geschehen und eine erfreuliche Arbeitsgemeinschaft mit den Bodenreform- und Siedlungsvereinen herbeigeführt. Die Bodenreformer setzen sich für die Beschaffung billigen, reichlich greifbaren Wohngeländes ein. Die Wüstenroter übernehmen die Finanzierung des Eigenheimbaues durch Organisation der Baupartätigkeit.

Wir wollen nicht vergessen, daß Schwaben die Keimzelle dieses aus Menschensehnsucht und Menschenwillen hervorgegangenen Tatwerkes ist. Wir fühlen das deutsche Herz in Schwaben, den klaren, kräftigen Kopf im norddeutschen Tief. Georg Kropp, der Sechziger, ist Kopfmensch als Sohn der Waterlant und Herzensmensch als langansässiger Süddeutscher aus Neigung. Das ist bezeichnend. Sinnbild wird alles im Schöpferischen. Daß hier ein schöpferischer Vorgang vorliegt, der aus feinen Fäden weither und langher sich still zusammengewoben hat, wird nur der banausisch eingestellte Mensch der „aufgeklärten“ Gegenwart in Abrede stellen.

Hans Schoenfeld

## Die Farbe im Stadtbild der Gegenwart

Der unermeßliche Wert jahrhundertealter Tradition wird erst dann in seiner vollen Bedeutung erkannt, wenn sie unmerklich langsam entschwinden ist und an ihrer Stelle eine klaffende Lücke gähnt. So geschah es mit der Aberlieferung des farbigen Hauses, die im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der klassizistischen Lehre von der farblosen Antike verloren ging. Das Emporschießen gewaltiger Fabriken und Großstädte seit den Gründerjahren beschleunigte den Untergang und förderte den Bau unzähliger Mietkasernen, die grau in grau ein Abbild der immer gefühlsärmeren Zeit wurden. Der zur unumschränkten Herrschaft gelangte Intellektualismus verdrängte alle Gemütswerte. So schwand die Farbe, die mächtigste Anregerin des Gefühles der Freude und der Erhebung, aus Stadt und Straße. Schmucke Bauernhäuser blieben als schwache Erinnerung an eine vergangene farbenfrohe Baukunst, ebenso wie noch manche Volkstrachten an den erloschenen Sinn für farbige Kleidung gemahnen.

Das menschliche Auge ist gewohnt, in der Natur ein immer wechselndes Spiel farbiger Erscheinungen zu beobachten. Es braucht die Abwechslung des Farbeindrucks, um frisch und aufnahmefähig zu bleiben, die „Totalität“, wie Goethe in seiner Farbenlehre sagt. Wer längere Zeit dem Anblick einer einzigen Farbe ausgesetzt ist, wird gar bald inne werden, daß dies für das Auge unerträglich ist. So war es nicht denkbar, daß die Entwicklung moderner Großstädte zu endlos grauen Steinwüsten nicht eines Tages energischen Widerspruch finden mußte.

Bis zum 18. Jahrhundert kannte man fast ausschließlich nur eine farbige Bauweise. Der Klassizismus im 19. Jahrhundert mit der irrigen Meinung von der grauen und ungefärbten Antike war es, der die Farbe nicht nur von den Haus-Fassaden verbannte, sondern auch

aus den Innenräumen und selbst aus der Kleidung vertrieb. Bei aller Wertschätzung der hohen kulturellen Verdienste jener Zeit muß doch gesagt werden, daß ein falsch verstandenes Element in deutsche Verhältnisse übertragen wurde, das der Folgezeit des Materialismus entsprechend zum Ausdruck der Farblosigkeit des Gefühlslebens wurde. Die Sucht nach Geld, Reichtum und Genuß machte die Menschen hastig und nervös, besinnliche Gemüter mußten im Kampf um den Mammon erliegen. Die intellektualistische Bildung ließ den praktischen Sinn und die Urteilsfähigkeit den Zeiterscheinungen gegenüber verkümmern. Durch die Überschätzung des Verstandes wurde eine Vernachlässigung des Gemütes bedingt. Im Zeitalter des Intellekts mußte alles das zurücktreten, was an farbigen Werten zum Gemüte der Menschheit sprach.

Der Materialismus hat abgewirtschaftet. Die wirtschaftliche Verarmung weiter Kreise hat einer neuen geistigen Kultur den Boden bereitet, die nach harmonischem Ausgleich sucht. Hinzu kommt das lebhafteste Streben nach Sachlichkeit in Kunst und Literatur, in Politik und Wirtschaft. Die Gegenwart ist alles andere als eine gefühlsbetonte Zeit. Hart auf hart ist der Existenzkampf geworden, durch den Weltkrieg haben die Menschen gelernt, der Not und dem Grauen trotzig Widerstand entgegenzusetzen. Das Gefühlsleben wurde unterdrückt in einer Flut von Alltag und Widerwärtigkeit. Aber wie in aller historischen Entwicklung, zeigt sich auch hier die erfreuliche Tatsache, daß neben dieser harten, unerbittlichen Zeit eine neue, freundlichere einherstreitet. Mitten in einer abklingenden Epoche wird die kommende nicht nur geboren, sondern bereits so in ihren Wesensmerkmalen gestaltet, daß sie die vergangene eigenkräftig abzulösen vermag. So stehen wir bereits jetzt unter den Vorzeichen einer nahenden gefühlsreicheren Zeit, mag man sie als eine neuerstehende moderne Romantik bezeichnen, die auch mit neuem Gehalt erfüllt sein wird, oder mag man ein anderes Wort für den gleichen Sinn finden. Literatur und Kunst künden bereits den Einzug dieser Romantik.

Wie die gesamte moderne Malerei durch eine stärkere Betonung der Farbe gekennzeichnet wird, so beobachten wir auch auf anderen Gebieten die gleiche Tendenz. Form und Linie sind Mittler der Vorstellung, des Intellekts, während die Farbe den Ausdruck der Stimmung, des Gefühls darstellt. Diesen Gefühls- und Gemütswert der Farbe wiedererkennen zu haben, ist das Verdienst unserer Zeit, die sich damit bereits in ihrem grundsätzlichen Charakter wesentlich abwandelt. Wir stehen vor einer äußerst wirkungsvollen, bedeutsamen Veränderung des Gesichtes unserer Städte und damit der Seele unseres Volkes.

Der Ruf nach Farbe ertönte schon zu Anfang des Jahrhunderts, aber er blieb vereinzelt. Erst die Nachkriegszeit schuf Wandel. Die Zusammenfassung der gleichgerichteten Bestrebungen erfolgte durch die Gründung des „Bundes zur Förderung der Farbe im Stadtbild“, der unter Leitung des Hamburger Oberbaurats Hellweg nun schon seit zwei Jahren eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Da der Bund alle interessierten Kreise fast ausnahmslos umschließt und über ein von Dr. Meier-Oberist vorzüglich geleitetes Organ, die Monatszeitschrift „Die farbige Stadt“ verfügt, sind die wichtigsten Voraussetzungen für ein erfolgreiches Wirken gegeben. Zahlreiche Behörden, insbesondere die Bauämter, haben sich in richtiger Erkenntnis der Bedeutung dieses privaten Vorgehens zu jeglicher Unterstützung und Förderung bereit erklärt. Der Rat der Stadt Dresden verteilt Jahresprämien für die besten farbigen Häuser. Städte wie Berlin, München, Hamburg, Weimar, Frankfurt a. M. und viele andere haben bewährte Beratungsstellen. Anfängliche Widerstände auf Seiten des Publikums, wie sie sich z. B. in Eisenach gegenüber den trefflichen Bemühungen des Bauamtes bemerkbar machten, sind im wesentlichen bereits überwunden.

Der Sinn für die farbige Behandlung der Architektur bedarf einer neuen Belebung. Die verlorengegangene handwerkliche Tradition muß neu geschaffen werden. Nicht nur die farbertechnische Seite des Problems erfordert gründliche Studien, sondern auch die künstlerische Frage verlangt neue Lösungen. Malertechnische Institute, wie das an der Münchener Technischen Hochschule von Prof.

Ei b n e r mustergültig geleitete, dienen der ständigen Forschung. Aufklärung der Maler und Baumeister durch künstlerisch geschulte Fachleute ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die junge Farbenbewegung stellt.

Es ist eine natürliche Forderung, die an einen Architekten gestellt wird, daß er ein Bauwerk einfügt in seine Umgebung. Dazu aber gehört nicht nur die Berücksichtigung des Gleichgewichts der Massen oder der richtigen Linienführung, sondern auch die Beachtung der Farbenwirkung. Die Natur, unsere große Lehrmeisterin der Anpassung, der Einordnung und des Ausgleichs verlangt Angleichung menschlicher Werke an die ihr eigene Wesensart, fordert unerbittlich die Beobachtung ihrer Gesetze. Rahe Felsen verwittern, Flechten und Moose schaffen in ihren wechselvollen Farben den Zusammenklang mit den Farbenakkorden der umgebenden Landschaft. Die Natur duldet keine häßlichen Farben, sie überzieht sie angelernt mit neuen Farbschichten. So sind auch Fehler und Mißgriffe in der Behandlung farbiger Architektur nicht allzu bedenklich. Im Anfang der Farbenbewegung werden sie unvermeidlich sein. Aber in wenigen Jahren bereits haben die Einflüsse der Atmosphäre dafür gesorgt, daß Dissonanzen und schreiend grelle Farbtöne gemildert sind und das Auge nicht mehr zu beleidigen vermögen. Jahrelange Beobachtungen haben mir gezeigt, daß Farben der frei waltenden Natur mit den Harmoniegesetzen in denkbar bestem Einklang stehen.

Die klare Gliederung unserer neuzeitlichen Bauweise erlaubt eine durchaus unkomplizierte Anwendung der Farbe, deren praktischer Zweck die Betonung der Architektur ist. Die großen Wandflächen erhalten erst ihre eigentliche Wirkung durch die farbige Hervorhebung. Fensterumrahmungen, Türfüllungen und einzelne Bauglieder werden durch die Farbe in reizvollen Gegensatz zu den Flächen gebracht. Von größter Bedeutung ist jedoch die harmonische Einordnung des Einzelhauses in die Straßenzeile. Hierbei ist die Art der Häuser von bestimmendem Einfluß. Mietkasernen sind anders zu behandeln als Patrizierhäuser. Ferner ergibt der Unterschied zwischen offener und geschlossener Bauweise verschiedene Anwendungsmöglichkeiten der Farbe. Die Größenverhältnisse und viele andere Dinge sind zu berücksichtigen. Das sind jedoch rein sachliche Fragen, deren Beantwortung in einer allgemeinen Erörterung unmöglich ist. Eines aber interessiert den Laien, nämlich der farbige Schmuck, den er selbst seinem Hause zu verleihen vermag. Eisen und wilder Wein waren früher eine beliebte Biederer mancher Hausfront. Heute verzichtet man im allgemeinen darauf, einmal aus hygienischen Gründen, zum andern aber wegen der Gefahr des Eindringens von Feuchtigkeit in das Mauerwerk. Dagegen ist eine gute alte Sitte, die Fenster mit Blumentästen zu versehen, deren prächtig leuchtende Pflanzen in den buntesten Farben den Vorbeieilenden erfreuen. Gut gepflegte Vorgärten üben die gleiche reizvolle Wirkung aus.

Nicht nur das Wohnhaus, sondern auch das Industrie- und Verkehrsgebäude der Stadt muß, unserer Zeit entsprechend, vom trostlosen Grau des vergangenen Jahrhunderts befreit werden. Manches moderne Fabrikgebäude liefert den Beweis, daß auch die Stätten der Arbeit ein freundlicheres Gesicht zu zeigen vermögen, als das früher der Fall war. Ebenso werden Bahnhöfe, Verwaltungsgebäude und Rathäuser nicht zurückstehen. Schwierig ist die Frage des Anstrichs oder Verputzes bei Bauten aus dem letzten Viertel des vergangenen Jahrhunderts und der Zeit des sogenannten Jugendstils. Die Flächen sind hier in unsinnig viele Glieder aufgelöst, so daß eine farbige Unterscheidung unmöglich wird. In diesen Fällen kann die Farbe jedoch mildernd wirken, indem sie einfach auf die Unterscheidung verzichtet und zahlreiche Einzelheiten, die das Auge überlasten, in ihrer Wirkung zusammenfaßt. Alte Bauwerke dagegen zeigen häufig eine wundervoll klare und schlichte Architektur, sie sind ursprünglich farbig erbaut. Eine spätere Zeit hat ihnen das schmutzgraue Gewand verliehen. Hier gilt es, den ursprünglichen Anstrich oder Putz aufzudecken und zu erneuern. In fast allen Fällen ist die ursprüngliche Farbe auch die wirkungsvollste. So hat der Direktor des Goethe-Nationalmuseums, Prof. Hans Wahl, das Weimarer Wohnhaus des Altmeisters deutscher Dichtung, welches man 50 Jahre lang in

unvorteilhaft schmutzig gelber Farbe zu sehen gewohnt war, wieder mit dem früheren Hellorange-Ton geschmückt, den Goethe selbst einst bestimmt hatte. Tür- und Fensterfüllungen sind mit stumpfem Grau abgesetzt, während die Tür und das Tor mit tiefgrünem Anstrich versehen wurden. Früher erfreuten sich im allgemeinen die gelben und roten Erdfarben großer Beliebtheit. Unsere neuzeitliche Farbentechnik aber gibt dem bauenden Architekten eine Fülle erstklassigen Materials in die Hand. Der farbige Anstrich genießt heute noch eine sehr weite Verbreitung. Durch die Erfindung farbiger Erdenmörtel (Terranova) wird er jedoch mehr und mehr verdrängt, da die Putzbehandlung der Häuserfassaden mancherlei bedeutende Vorteile gegenüber dem Anstrich bietet. Deshalb hat man in Malerkreisen bereits erwogen, ob es sich empfiehlt, sich diesen neuzeitlichen Anforderungen entsprechend umzustellen und neben den rein maltechnischen Aufgaben auch diese Putztechnik zu übernehmen und auszuüben. Eine genaue Kontrolle durch künstlerisch geschulte Fachleute ist dann aber unerlässlich. Der Kohnzettelbau hat gegenwärtig eine neue Belebung erfahren. Es wird vor allem in Norddeutschland angewandt. Fachwerkbauten, deren tiefschwarzes oder dunkelbraunes Gebälk zu den weißgetünchten Feldern in äußerst geschmackvollem Gegensatz steht, gehören der Vergangenheit an, so sehr auch das Verschwinden dieser Bauart in künstlerischer Hinsicht zu bedauern ist.

Das Haus in allen seinen verschiedenen Formen, von der Mietskaserne an bis zur Vorortvilla, vom Rathaus bis zum Industriepalast, bildet den wesentlichsten Bestandteil des Stadtbildes. Das gesamte Stadtbild, das „Anklich der Stadt“, wird entscheidend beeinflusst durch die farbige Wirkung des Hauses. Immer bedarf es einer geschmackvollen Einfügung in dieses Gesamtbild, dessen charakteristische Merkmale durch die landschaftliche Beschaffenheit des Bodens und der Umgebung gegeben sind. Parkanlagen, Wasserläufe oder Seen, inmitten einer Stadt, bieten einen Rahmen. Die Farbenbewegung darf deshalb nicht bei dem einzelnen Hause stehen bleiben, sondern muß durch organisatorische Maßnahmen bestimmenden Einfluß auf die farbige Gestaltung ganzer Straßenzellen, Stadtteile, ja der ganzen Stadt überhaupt erlangen. Dabei ist auf die Schaffung von Grünflächen und Wasseranlagen, von Plätzen und Alleen ebenso sehr Rücksicht zu nehmen, wie auf die Prüfung einzelner Hausanstriche. Die wirksame Förderung der Farbe im Stadtbild ist nur dann möglich, wenn sie in enger Zusammenarbeit aller Beteiligten geschieht. Baubehörden und Architekten, Künstler und Malermeister müssen in einheitlichem Vorgehen an der Lösung dieser gemeinsamen Aufgabe mitarbeiten. Sie alle sind verantwortlich für das Anlich der Stadt.

Die hohe soziale Bedeutung der neuzeitlichen Farbenbewegung wird von weiten Kreisen erkannt. Das trostlose Grau der Großstadt wirkt lähmend auf das Gemüt des Menschen. Die Sehnsucht nach Ausgleich, der Hunger nach Licht und Farbe treibt den modernen Großstadtmenschen hinaus in die farbenbunten Fluren der Natur.

Die Farbenbewegung hat allenthalben eingesetzt. In allen deutschen Gauen erstehen in einzelnen Städten Haus an Haus farbenfrohe Straßenzellen, die erfrischend auf den Beschauer wirken und dem Anwohner, der tagsaus, tagen dort vorübergeht, immer wieder Anregung und Aufmunterung bieten. Mit Recht sagt Goethe in seiner Farbenlehre: „Die Menschen empfinden im allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf.“

Wer die Frankfurter Altstadt mit ihren winkligen Gassen durchwandert, deren Häuser in den verschiedensten Farben dem Fremden entgegenleuchten, oder wer einen neuerstandenen Siedlungsvorort Berlins betrachtet, und sich dann in das Arbeiterviertel einer rheinischen oder sächsischen Industriestadt begibt, wo ihn schauerlich graue Wohnkästen anstarrten, der wird überrascht sein von diesem Gegensatz und die ungeheuere Gemütskraft erkennen, die von der Farbe am Hause ausgeht. Diese Kräfte vor allem der werktätigen Arbeiterbevölkerung zugute kommen zu lassen, sollte eine der vornehmsten Aufgaben aller führenden Kreise sein. Was dem Großstadtmenschen an eigener Scholle fehlt, wird dadurch, wenn auch nur zu einem geringen, so doch wirksamen Bruchteil ausgeglichen.



Die einheitliche Zusammenarbeit aller Fachkreise in künstlerischer, technischer und organisatorischer Hinsicht bietet die beste Gewähr dafür, daß die Bestrebungen zur Wiedererweckung der Farbe im Stadtbild von Erfolg gekrönt sein werden und nicht nur zur Hebung der Lebensfreude beitragen, sondern auch den Sinn für Farbenschönheit wachrufen, der im Gemüte des Menschen wurzelt. Die Gemütskräfte aber sind geeignet, die Schaffenskraft anzuregen und zu beleben.

Karl August Waltherr

## Professor Dr. Wilhelm Rein

Nachklang zu seinem 80. Geburtstag

Ein biologisches Wunder nannte auf dem diesjährigen Ferienkurs in Jena Dr. Damaschke den deutschen Mann, den Lehrer und Erzieher des deutschen Volkes, den Weltpädagogen Professor Dr. Rein. Und in der Tat, voll Bewunderung und Staunen umstanden Freunde und Schüler den hochverehrten Meister, der in seltener Frische des Leibes, des Geistes und der Seele am 10. August d. Js. das Fest seines 80. Geburtstages begehen durfte.

Wo ist das Geheimnis seiner jugendfrischen Leistungsfähigkeit bis in dies selten hohe Alter zu suchen? Sicherlich liegt ein Grund, der Hauptgrund, in seiner zu harmonischer Vollreife ausgemeißelten Persönlichkeit. Professor Rein ist eine seltene Erscheinung im Chaos der heutigen Einseitigen, der Parteigebundenen, der Jämmerlinge, der Charaktertrüffel. Unermüdlische Selbstzucht und freudiger Kampf formten ihn zu einer kraftvollen und würdigen Persönlichkeit. Nicht als ob sein Wesen auf Kampf eingestellt sei. Der Grundzug seines Wesens ist vielmehr Güte. Aber ein stark ausgeprägtes Pflichtbewußtsein riß ihn immer wieder aus seiner stillen Gelehrtenklausel, trieb ihn hinein in die wilden Sturzwellen der Tagestämpfe. Nicht um Haß zu predigen und das Chaos zu mehren oder um Ruhm zu gewinnen, sondern als Ränder der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Güte. Als Mann stand er fest und aufrecht im Strudel der Gegensätze, der wilderregten Zeitkämpfe.

Der Grundakkord dieser Persönlichkeit singt das Ewigkeitslied der Religion. Durch sein Lebensschritt und schreitet die hehre Himmelsgestalt des Christus. In ihm verehrt er das Bild emporziehender Vollkommenheit. Wohl sind ihm, wie sein herrliches Buch über Ethik zeigt, die sittlichen und religiösen Idole und Ideale aller Zeiten vertraut, und meisterhaft umschreibt sein Wort, was seine Seele und sein Forschergeist erschaut und erlebt hatten; aber wenn er sich zeitweilig zu Herbars Sittenlehre bekannt hat, so war es ihr absoluter Charakter, der ihn anzog, dieser absolute Charakter, den die Sittenlehre Jesu in so unübertrefflicher Schöne zeichnet.

Nicht als ob er glaube, der Logik und Ästhetik entraten zu können. Wer seine Bücher und Aufsätze liest, der vermag sich, auch wenn er sich nicht allen Schlußfolgerungen anschließen kann, doch nicht der Kraft und Durchsichtigkeit seiner logischen Gedankenführung zu entziehen, der verweilt oft staunend vor der Reinheit, Feinheit und Größe seiner künstlerischen Gesichte und Formungen. Aber aus seinen religiösen Grundanschauungen mußte er zu der Erkenntnis kommen, der Höchstwert eines Menschen beruht in der Höhe seiner Sittlichkeit, und zu der anderen, Reinheit, Kraft und Größe der Sittlichkeit ist abhängig von der Tiefe ihrer Verbundenheit mit der Religion. Darum durchzieht auch sein pädagogisches System, dessen leuchtende Klarheit und harmonische Gestalt dem Wissenschaftler und Künstler gleich sehr Bewunderung abnötigen, der lautere Strom eines hochgemuten Christenglaubens. Professor Rein wäre kein moderner Mensch — und er marschiert doch auch heute noch mit festem Schritt und tritt mitten im sturmhaft vorwärtsdrängenden Leben der Zeit — wenn er in seinem Lehrplan den Naturwissenschaften nicht einen weiten Spielraum gelassen hätte; aber den Ehrenplatz räumt er den Geinnungsfächern und in erster Linie der Religion ein.

Seine religiöse Grundeinstellung führte ihn zu der Forderung der Gewissensfreiheit. Rein Wunder daher, daß er in den Schulkämpfen der Gegenwart eine feste Stellung einnimmt, unbekümmert um der Parteien selbstfisches Gezänk. Er sieht in der Schulgesetzvorlage der gegenwärtigen Reichsregierung, nach Abzug einiger Schönheitsfehler, eine bedeutende Lösung der Schulfrage vom Standpunkt der Gewissensfreiheit aus. Jeden das Seine, dem Staat, der Kirche, der Gemeinde, der Familie. Wohl erkennt er dem Staate, als einem Rechts- und Kulturstaat, die Oberaufsicht über die Schule zu; aber er bestreitet ihm das Recht der Gewissensvergewaltigung. Die Aufrollung des Für und Wider im Streit der Meinungen um die Gemeinschaftsschule, um die Bekenntnisschule und um die bekenntnisfreie Schule, die er seinen Zuhörern im diesjährigen Ferienturs bot, war in ihrer Sachlichkeit und Überzeugungskraft eine Meisterleistung der Einfühlungsfähigkeit, der sachlichen Kritik, der Vorurteilslosigkeit.

Diese innere Vornehmheit seines Wesens zog im Verein mit der Reife seiner Erziehungswissenschaft und der Kraft und Feinfühligkeit seines Lehr- und Erziehungsgeschicks Schüler aus allen Teilen Deutschlands, ja der ganzen Welt in seinen Hörsaal, in sein Seminar, in seine Übungsschule in Jena, rief ihn in die Vortragsäle der meisten deutschen Städte und in viele Großstädte des Auslandes bis hinüber nach Amerika. Und viele seiner früheren Schüler verwirklichen heute in hervorragenden Stellungen die Gedanken ihres hochverehrten Meisters.

Wohl wucherten Gegenfluten gegen sein pädagogisches System, das in den Herbart'schen Gedankenkreisen wurzelte, heran. Aber unentwegt hält er bis heute den Stürmen stand und verteidigt seine Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnisse in mannhafter Ruhe und fester Überzeugungskraft. Wer Reins Lehren in Wort, Schrift und Tat verfolgt, der erkennt als einen der hervorragendstenzüge seines Wesens seine Seelenoffenheit für Fremdbesigkeit und Andersartigkeit. Mit bewundernswertem Feingefühl dringt er in die Tiefen dieser Andersartigkeit ein, aber er verliert sich nicht in sie, er besinnt sich immer wieder auf sich selbst. Und diese Feinfühligkeit, die ihm den Grundcharakter der pädagogischen Probleme aller Zeiten und Zonen erschloß, und diese Selbstbesinnung, die ihn in den Wirrnissen der Gegenwart sich nicht selbst verlieren ließ, die führten ihn zu der Höhe, auf der wir ihn heute stehen sehen.

Allerdings verlor sich seine Anerkennung nicht in die Auslandsvergötzung Fr. W. Försters. Das verbot ihm sein klarer Tatsachenbild, der neben dem Licht auch die Schatten sah, das machte ihm die Erkenntnis der pädagogischen Entwicklungsgeschichte unmöglich, die ihm die große Abhängigkeit der modernen Auslandspädagogik von Deutschland zeigte. Fremdenvergötzung verbot ihm vor allem sein nationales Gewissen; denn wenn der erste Grundpfeiler seines Wesens und seines pädagogischen Systems echtes, lichtklares Christentum ist, so ist der zweite frohes und starkes Deutschtum. Professor Rein lebt und lehrt ein vorbildliches Deutschtum.

Aber er beschränkt sein deutsches Fühlen nicht auf die Schule und die Gestaltung seines pädagogischen Systems; die brennende Liebe zum deutschen Vaterlande und den deutschen Geschicken zwang ihn frühe schon, in Vorträgen, Büchern und in der Presse Stellung zu allen deutschen Schicksalsfragen zu nehmen. Geradezu staunenswert ist die Fülle, Mannigfaltigkeit und Güte seiner Ausführungen über nationale Belange. Sie alle offenbaren den hellfichtigen Sachkenner.

Wie sehr ihm klarbewußte Vaterlandsliebe die Wege wies, das zeigt sein vorbildliches Verhalten gegenüber Elsaß-Lothringen, dem er eine tiefe, unausrottbare Liebe geschenkt hat. Schon bevor er 1868 zum erstenmal die Schönheit des Straßburger Münsters eingefogen hatte, gehörte ein gut Teil seines Herzens dem Elsaß, und viele Jahrzehnte hindurch besuchte er Jahr für Jahr, Freunde werbend und Freunde findend, das herrliche Land an der Ill und der Mosel.

Und noch ein dritter Pfeiler trägt Professor Reins Wesen: sein soziales Fühlen, sein soziales Pflichtbewußtsein. Dies Sicheinwissen mit allen Gliedern seines Volkes, den Hohen und Niedrigen, den Vornehmen und den Gerungen ist ein Ausfluß seiner religiösen und völkischen Grundeinstellung. Alle Bestrebungen, die eine Ausfüllung, eine Aberbrückung der sozialen Abgründe bezweckten, fanden von jeher Reins tatkraftige Unterstützung. Der Volksschule galt vor-

nehmlich sein Sinnen und Trachten, an ihrer inneren und äußeren Höherentwicklung arbeitete er sein ganzes Leben hindurch in heißer Liebe. Aber auch den Erwachsenen der unteren Volksschichten tat er die Schatzkammern seines Wissens und seiner Güte auf und teilte ihnen mit froher Hand in Einzelvorträgen und Vortragsreihen seine Gaben aus. Allerdings wagte er es auch, ihnen mit fester Entschlossenheit in offener Debatte entgegenzutreten, wenn es galt, sie von ihren Irrwegen abzubringen. Aber auch wenn es dabei oft gar heiß herging und sein reines Wollen nicht erkannt wurde, er blieb seinen Grundsätzen gebender Liebe treu und arbeitete weiter an der Weitung und Vertiefung ihres Blickes. Denn um ihretwillen verbreitete er mit berebtem Wort den Volkshochschulgedanken und arbeitete er unermüdlich an seiner Verwirklichung. Um ihretwillen ist er in den letzten Jahren ein unermüdlicher Verfechter des Gedankens der Weltgemeinschaft geworden, deren Wesen er ja auch im Türmer dargelegt hat.

Noch ich muß zum Schlusse eilen. Nur in großen Umrissen konnte ich ein Bild dieser ehrwürdigen und doch so jungfrischen Gestalt zeichnen, seine Wirkungsweite und Wirkungskiefe nur andeuten. Ein dickes Buch könnte nicht erschöpfend darstellen, was er seinen Schülern, was er der Schule, was er dem deutschen Volke, was er der Menschheit an Erfahrungen, Erkenntnissen, Willensantrieben geschenkt hat. Das herrlichste aber, was er uns gab, das ist seine reife und opferfrohe Persönlichkeit, die in seltener Harmonie Christentum, Deutschtum und Sozialismus in sich einte. Ein Vollmensch edelster Art. Ihm, einem unserer größten Zeitgenossen und einem der besten Deutschen sendet auch die Türmergemeinde zu seinem 80. Geburtstag innigste Grüße und Wünsche. Und Dank!

Karl König

## Nachklang zur Eisenacher Fröbeltagung

Es war ein Erlebnis, diese Fröbelwanderung von ungefähr 1800 Menschen, fast ausschließlich Frauen und Mädchen, die alle dem einen Ziele dienten: der Arbeit an der Jugend! Der deutsche Fröbelverband hatte nach Eisenach gerufen zur 23. Hauptversammlung, die gleichzeitig zur Gedächtnisfeier des 75jährigen Todestages ihres großen Meisters ausgebaut werden sollte. Und die grünumwaldete Wartburgstadt öffnete ihre Tore, um die Gemeinde des Thüringer Schutzheiligen aller Kinderpflege in ihren Mauern gastlich aufzunehmen. In sonntäglicher Abenddämmerung zogen die jugendfrohen Scharen durch den Laubwald zur Weste empor; über die Zugbrücke strömte es in den Burghof, und unter den Klängen des Tannhäusermarsches sammelte sich die Menge zu andachtsvollem Schweigen. Mit warmen Worten begrüßte der Oberbürgermeister Dr. Janson die festlich versammelte Fröbelgemeinde und wünschte, daß sie von dieser Stätte tausendfältige Anregung und Festigung mit hinausnehme, um dem neuen Aufblühen des Vaterlandes im Herzen der Jugend die Stätte zu bereiten. Wartburglieder, von den glodenreinen Knabenstimmen der Rurrende gesungen, umrahmten die Festansprache Friedrich Lienhards. Es war ein eigener Anblick, seine vergeistigte Erscheinung auf hohem Altane stehen zu sehen, umweht von den stürmenden Winden, die durch die Baumkronen fuhren wie dunkle Orgellänge. Seine klare Stimme lieb ihnen aber die sieghafte Obermelodie, die weit hin vernehmbare Kunde gab von der Thüringer Fürstin, der heiligen Elisabeth, die in ihrer grenzenlosen Menschengüte ein echtes Vorbild aller sozialen Fürsorgearbeit gewesen sei. Und ihr zur Seite stellte er Luise Scheppler, das einfache Mädchen aus dem elsässischen Gebirgsland Oberlins, von deren Großtaten der Welt nur wenig bekannt sei und die doch in gleich freudigem Opferwillen ihr ganzes Leben der hilfsbedürftigen Menschheit, besonders den Kindern, gewidmet hat. Sie hat durch ihr großes Erzählertalent und ihre frohe Singekunst schon vorahnend den ersten Kindergarten im Fröbelschen Sinne geschaffen. Zwei wunderbare Beispiele, die den aufhorchenden Frauen und Mädchen für ihre Lebensarbeit aufmunternd hingestellt wurden und

unter deren Eindruck sie dann zu Tal zogen durch die sinkende Nacht, die den Sturm zur Ruhe gebettet hatte.

Ein heller Sonnenmorgen folgte. Der Riesensaal des Fürstenhofes füllte sich bis in die letzten Winkel. Aus Pflanzengruppen überschaute die rosengeschmückte Fröbelbüste die große Gemeinde, unter denen sich die Vertreter des Thüringer Ministeriums und Stadtverbandes, des deutschen Landtreistages und unzählige Organisationen des Erziehungswesens und der Sozialbewegung, sowie Abgesandte aus Österreich, Dänemark und Amerika befanden, die gekommen waren, um Grüße und Glückwünsche zu übermitteln. Lili Ordscher, die Führerin des ganz Deutschland umfassenden Verbandes, sprach mit der ihr eigenen anmutigen Würde und klugen Liebenswürdigkeit nach jeder einzelnen Ansprache ihre ganz besondere Freude, ihren immer wieder ausgeprägten Dank aus. Dann leitete stimmungsvolle Kammermusik über zu dem Festvortrag Professor Eduard Sprangers: „Natur und Heimat in Fröbels Gedankenwelt.“ Schnell verstand es der Redner, Herz und Geist der Zuhörer dem Alltag zu entheben und ihnen einen Blick in Fröbels tiefste Innenwelt zu gewähren. Er erzählte, wie ein Besuch auf der Wartburg in Fröbel das Verlangen erregt habe, Luthers Werk weiterzuführen und durch die Natur einen Weg zu Gott und der Religiosität zu finden. Es sei kein Zufall, daß Fröbel seine Erziehungsheime stets in landschaftlich schöne Umgebung zu legen bemüht war; er wollte „die Kinder der Gnade der Schau“ teilhaftig werden lassen. Wer aber die Kinder lehrt, die Sprache der Heimat zu verstehen, weckt in ihnen zu gleicher Zeit das Heimatgefühl, das Verbundensein mit der Scholle, aus dem das Nationalbewußtsein seine tiefsten Wurzeln zieht, gepflegt und gefördert in dem Nährboden eines glücklichen Familienlebens. Heimat und Natur! zwei wichtigste Faktoren der Menschheitsbildung nach Fröbels Empfinden, der auch im Pflanzendasein, in dem „sich eins fühlen mit der Natur und ihren ewigen Gesetzen“ ein Sinnbild des Menschen erkennt:

„Willst du das Höchste, das Größte? die Pflanze kann es dich lehren.  
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, — das ist's.“

Wie aber die Natur nur einer Gottheit, — einer geistigen Kraft, die das Weltall befeelt — zur Hülle dient, soll auch jeder Mensch zur Form eines Gottesgedankens werden, der zum Bewußtsein des Universums, zum Mitschwingen des Kosmos kommen will. In der Knospe des Kindes liegen alle Möglichkeiten eingeschlossen. Diese zu pflegen und zur glücklichsten Entwicklung zu bringen, ist die Aufgabe, die Fröbel in die Hände der Frau bettet, in deren Seele er eine Weltkraft wirkend glaubt. Und nun ruft Spranger die Jüngerinnen und Erbinnen Fröbelscher Gefinnung auf, sich allen denen entgegenzustemmen, die in unserer Gegenwartsepoch den gefühlsmäßigen Zusammenhang mit Gott und der Natur verloren haben, damit der hohe Glaube Fröbels an die Frau nicht zuschanden würde; und frohe Hoffnung erfüllt ihn, daß sie alle aus der Wartburgstadt erneuten Willen und erneute Kraft mit sich fortnehmen für ihre Arbeit, mit der sie in gleichem Maße dem deutschen Volke, der Menschheit und Gott dienen.

Nach langem, nicht endenwollenden Beifall ertönte abermals Musik und ließ alle Saiten, die der Redner zum Schwingen gebracht hatte, noch einmal im Herzen leise nachklingen, ehe der geräuschvolle Ton der Feststimmung sie überbrauste.

Und auch heute noch, nachdem alle die Vorträge über Fröbelideen von Kindergärten und Mütterbildung und die Führungen durch die städtischen Kindergärten und Gedächtnisstätten den Eindruck der Tagung erweitert und vertieft haben, klingt stark und voll in den Seelen unsre Sendung nach. Die Mädchenschar war in ihrer Tracht der kurzgefügten Mode unserer Tage ebenso fremd wie der zielbewußte Ausdruck ihrer frohgemuten Gesichter den blasiierten Mienen unserer Großstadtjugend. Eine schöne Woche! Es klang und sang darin von echtem Frauentum und liebender Fröbelweisheit und bildet manch verheißungsvollen Grundaktord zu einer hellklingenden Zukunftsmusik.

Sildegard Neuffer-Stavenhagen

## Amtsarzt und Rassenhygiene

In der Münchener medizinischen Wochenschrift veröffentlicht Dr. Krauß unter dem obigen Titel einen höchst eindrucksvollen Vortrag, aus dem wir einen Teil hier wiedergeben. D. E.

Die Rassenhygiene oder Eugenik ist als Erfahrungswissenschaft so alt wie die Menschheit, als strenge Wissenschaft im Sinne der Erbforschung dagegen zählt sie erst nach Jahrzehnten. Darum hat Schallmeyer recht: „Es ist bisher kümmerlich wenig, was wir vom menschlichen Erbinventar kennen. Der künftigen Forschung bietet sich hier noch unendlich viel unbekanntes Land, dessen Erschließung uns mehr interessieren dürfte als die des Nordpols.“

Alle Fragen der Rassenhygiene sind mit der Tätigkeit des Arztes und zumal des Amtsarztes aufs engste verknüpft.

Können wir den Amtsarzt nicht als den eigentlichen Vertreter der angewandten Rassenhygiene bezeichnen? Streben nicht alle Bemühungen der Seuchenbekämpfung, Krankheitsverhütung und Volksaufklärung nach diesem Ziele? Trachten wir nicht immer mehr darnach, unsere Arbeit am Volkswohl weiter zu vertiefen, weil es uns nicht genügen könnte, nur Bazillen zu bekämpfen und nur alles geistige und körperliche Krüppeltum unseres Volkes zu befürsorgen?

Volkswohlfahrt war nie gleichbedeutend mit Fürsorgepolitik. Das haben alle großen Staatsmänner noch immer erkannt. Mit Eifer waren sie bestrebt, ihre Staatsgrundsätze auf den ihnen bekannten Naturgesetzen und damit auf einer sicheren biologischen Grundlage aufzubauen.

Am bekanntesten aus dem Altertum sind in dieser Richtung die Vorschläge Platos in seinem Werk über den Staat. Der spartanische Gesetzgeber Lykurg machte sie sich zu eigen und verbot das Ledigbleiben und späte Heiraten. Er trennte kinderlose Ehen und ließ mißgestaltete und schwächliche Neugeborene aussetzen. Gesundheit galt dem Griechen als Tugend und Körperpflege als Gottesdienst. Aber das Griechenvolk vergaß schon nach wenigen Jahrhunderten die Gebote seiner Führer und erstickte im Sumpfe der Päderastie.

Von Moses, dem großen Führer und Hygieniker seines Volkes wissen wir, daß er Eheverbote bei Ausatz und Epilepsie aufstellte. Er lehrte sein Volk das Glück in sicherem Grundbesitz und einer großen Kinderzahl suchen: „Zähle die Sterne; kannst du sie zählen? Also soll dein Same sein.“ Der Jude durfte mit 13 Jahren heiraten und mußte mit 18 Jahren verheiratet sein!

China hat eine Kulturnation, an der Jahrtausende ohne Schaden vorübergegangen sind. In China herrscht eine Moralreligion, vermengt mit allgemeiner Lebensphilosophie, als deren Gründer Konfuzius gilt. Er fordert das ständige Opfer vor den Altären der Ahnen. Um diese Opfer nicht zum Erlöschen zu bringen, darf auch die Reihe der Opfernden nie erlöschen. Darum ist die Erzeugung von Nachkommenschaft das wichtigste Gebot. Manche Chinesenfamilie kann ihre Ahnen durch 2 und 3 Jahrtausende zurückverfolgen und wir — keine 3 Jahrhunderte! Lebensglück und Familienglück ist in China gleichbedeutend. Konfuzius wußte, daß ein Volk ohne Familien zum Treibsand wird und handelte danach. Jeder Chinese hat sein unverlierbares „Zuhause“, denn das Haus und ein Teil Ackerland bleiben Familienbesitz. Die Grundsteuerregister in China sind nach Familien, nicht nach Personen angelegt. Noch heute ist die gelbe Rasse lebensfrisch und zukunftsbewußt, während der bleiche, müde Westeuropäer schon mit dem Untergang des Abendlandes liebäugelt.

Bekanntlich hat vor kurzem Italien eine Junggesellensteuer eingeführt. Das ist die Wiederholung einer Steuer, die schon in der römischen Kaiserzeit Geltung besaß, aber doch nicht den erwünschten Erfolg hatte. Rom hatte durch auswärtige Kriege und schlechte Bodenpolitik seinen Bauernstand vernichtet. Die großen Rittergüter wurden mit Sklaven bewirtschaftet. Zu spät erkannte man den Schaden, da half keine Ansiedlungspolitik mehr, es half auch nichts mehr, daß man jeder Sklavin mit der Geburt ihres dritten Kindes die Freiheit versprach.

Die rasche Justiz des Mittelalters erscheint im Gegensatz zu unseren jetzigen Rechtsverfahren beinahe als eine unbewußte Selbstreinigung der Völker in rassehygienischem Sinne.

Eheverbote bestehen auch jetzt bei vielen Völkern, so in Rußland für Geisteskrante, in Bulgarien für Geisteskrante, Epileptiker und Syphilitiker; Armenien fordert ein Gesundheitszeugnis bei der Eheschließung zwecks Verhütung der Geschlechtskrankheiten und der Tuberkulose. In Schottland wurden früher die Epileptiker, die Geisteskranten und auch die Sichtschranten kastriert.

In Schweden besteht ein Eheverbot für Geisteskrante, Geisteschwache, Epileptiker und Geschlechtskrante.

Frankreich hat angeblich den Weltkrieg gewonnen, aber es kann seines Sieges nicht froh werden, es fehlt ihm die Zukunft, das Kind! „20 Millionen Franzosen zu wenig“, so muß es heißen, nicht „20 Millionen Deutsche zu viel!“ Darum ruft Auburtin: „Entweder tötet Frankreich die Entvölkerung oder die Entvölkerung tötet Frankreich.“ In Frankreich ist nach einer Mitteilung des dortigen Kriegsministeriums jeder 4. Mensch, jeder 2. Erwachsene syphilitisch. Im 1. Halbjahr 1924 starben in Frankreich 50000 Menschen mehr, als geboren wurden.

„Es gibt keine Gatten mehr unter dem schönen Himmel Frankreichs,“ klagt Gilles Normand, „es gibt nur noch Liebhaber. Daß die Todesfälle die Geburten überwiegen, stört niemandem die Nächte. Wir steuern dem Null entgegen. Mit Riesenschritten laufen wir darauf zu. Das Kind, das heute in Frankreich geboren wird, riskiert, wenn es nicht der Sklave eines anderen Volkes wird, einsam zu sterben, auf einem verödeten Gebiete, das sich Frankreich nannte!“

Auch Clemenceau ist völlig im Klaren über dieses Verhängnis seines großsprecherischen und doch so lebensfeigen Volkes: „Wir können die Früchte des Sieges nur ernten, wenn wir die Geburtenfrage in gesundem Sinne gelöst haben. Alles Unglück, das wir haben, rührt davon her, daß uns die Führerschaft fehlt!“ Das dürfte zutreffen, denn: der Präsident der Republik ist Junggeselle, der Ministerpräsident hat keine Kinder, der Vizepräsident desgleichen, der Unterrichtsminister, der Marineminister, der Wiederaufbauminister sind Junggesellen. Poincaré hat keine Kinder und Clemenceau selbst ebensowenig! Die elsass-lothringische Bluttransfusion kann den siechen Körper auch nicht mehr jung machen, nun läßt man wahllos durch Polen und Portugiesen, durch Chinesen und Neger die große Nation vergrößern, die schwarze Schmach wird längst nicht mehr als Schmach empfunden! Aber all diese Mittel reichen nicht aus, und mit Entsetzen im Blicke errechnet der Franzose, daß er im Jahre 1935 nur noch 3½ Millionen Soldaten ins Feld stellen könne gegen 12 Millionen Deutsche!

Darum hat eine nationale Vereinigung zur Vermehrung des französischen Volkes einen Preis von 50000 Franken ausgesetzt für die beste Arbeit über die Gefahren der Geburtenabnahme und die Mittel zu ihrer Bekämpfung. Darum wird die Fruchtabtreibung mit hohen Strafen bedroht, darum fördert man andererseits mit großen Geldmitteln den zur Fruchtabtreibung auffordernden „Bund der Tätigen“ in Deutschland!

Wir können dem französischen Volke nur von Herzen Erfolg bei seinen rassehygienischen Bestrebungen wünschen, um unser selbst willen! Denn der bei uns geltende gute Ton kommt — aus Frankreich!

Auch dem englischen Volksfreund wird bange, wenn er an seine Rasse denkt. Galton, der erste Rassenhygieniker Englands, sagt: „Wenn überhaupt eine Heilung möglich ist, so kann sie nur durch eine Umgestaltung in der relativen Fruchtbarkeit der einzelnen Bevölkerungsgruppen herbeigeführt werden.“ Dieser Satz wird grell beleuchtet durch die Forschungsergebnisse Pearsons: Die Hälfte der gesamten nächsten Generation wird in England von nur 12 % der Gesamtbevölkerung erzeugt. In der 4. Generation machen diese 12 % schon 96 % der Gesamtbevölkerung aus. In England kommen auf je eine Ehe der Geistesarbeiter 1,6 Kinder, der Schwachbegabten 6,6 und der Verbrecher 7 Kinder.

Galton wußte, daß mit einzelnen Gesetzen und Verboten allein der Wille zum Rinde nicht gefördert wird. Er wußte, daß es sich hier um Weltanschauungsfragen handelt. Darum war sein sehnlichster Wunsch, daß die Rassenhygiene zur Religion der Zukunft werden möchte. Denn „dieser eugenische Glaube“, so sagt er, „erstreckt die Aufgabe der Menschenliebe auf die künftige

Generation, er macht ihre Taten weiter reichend als bisher, dadurch, daß er Familie und Gesellschaft als Einheit behandelt.“

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben mit einer Energie, die wir Europäer bewundern müssen, den Kampf gegen den Alkohol aufgenommen. Das ist eine rassenhygienische Tat von größter Bedeutung. Allerdings bleibt abzuwarten, ob das amerikanische Volk das Verständnis und den Willen hierzu weiter aufbringen wird oder ob die vielen Widerstände die Trockenlegung wieder zu Fall bringen werden.

Dies Beispiel beweist deutlich, daß der Amerikaner nicht, wie der Deutsche, in der Theorie stehen bleibt, sondern daß er der Überlegung die mutige Tat folgen läßt.

Der Amerikaner Madison Grant schreibt in dem während des Weltkrieges verfaßten Buche: „The passing of the great races“: „Der Weltkrieg ist der Peloponnesische Krieg im großen. Vom Rassenstandpunkt aus ist der gegenwärtige europäische Krieg im wesentlichen ein Bürgerkrieg und fast alle Offiziere und ein großer Teil der Mannschaften auf beiden Seiten sind Angehörige der nordischen Rasse. Es ist das alte Trauerspiel gegenseitigen Hinschlachtens und Verräters zwischen nordischen Menschen. — Sobald die wirkliche Bedeutung der Vererbungsstatistiken von den Gesetzgebern gewürdigt sein wird, wird unvermeidlich eine vollständige Veränderung im politischen Aufbau eintreten und die derzeitige Wertschätzung des Einflusses der Erziehung wird überholt werden von neuen, auf Rassenwerten beruhenden Einrichtungen.“

Ein amerikanischer Geistlicher, Detan Summer in Chicago, hat schon im Jahre 1912 erklärt, in seiner Kirche würden nur noch solche Paare getraut, die sich durch ärztliche Zeugnisse als gesund ausweisen könnten. Im Anfang rief diese Erklärung einen Sturm der Entrüstung hervor; nach 2 Jahren aber waren schon 3500 Geistliche diesem Beispiele gefolgt.

In 44 amerikanischen Hochschulen ist die Rassenhygiene Unterrichtsfach. Durch Zeitungsaufläge und Vorträge wird das ganze Volk auf die hohe Bedeutung der Eugenik, raas betterment genannt, hingewiesen. Selbst die Volksfeste werden diesem Gedanken dienlich gemacht und sie verlaufen anders als bei uns, wo der Alkohol meist alle anderen Freuden ersäuft.

Die Vereinigten Staaten sind verfassungsgemäß „ein Land für freie weiße Menschen“. Die Rothhaut ist dort fast völlig ausgerottet, aber der bevorstehende Kampf gegen Schwarz und Gelb wird ein schwerer werden und sein Ende ist nicht abzusehen.

Daher die strengen Einwanderungsgesetze, daher die Forderung, alle Minderwertigen abzusondern oder unfruchtbar zu machen; daher in einzelnen Staaten das Gesetz, das den Geschlechtsverkehr mit Schwarzen mit Gefängnis bis zu 10 Jahren bestraft.

Unsere Reichsgesundheitswoche hat ihr Vorbild in Amerika; der Fürsorgerinnenberuf ist dort viel weiter ausgebaut als bei uns. Ja, es gibt dort auch erbtundliche Hilfsarbeiterinnen, Field workers, welche über Familien und Bevölkerungsgruppen Erhebungen pflegen und dann an die Sammelstelle Bericht erstatten. Die Lebensversicherungsgesellschaften lassen dort seit Jahren auf Versicherungskosten jeden Versicherten nachuntersuchen und veranlassen dadurch den letzteren zur Vermeidung gesundheitlicher Schädigungen.

Das amerikanische Eheverbot erstreckt sich auf Schwachsinnige, Epileptische, Geschlechtskranke und Gemeindearme.

Wenn das amerikanische Kind morgens in die Schule kommt, ist sein erstes die Begrüßung der Nationalflagge und das Absingen des Flaggenliedes. Auch hier heißt es: deiner glorreichen Nation bist du es schuldig, daß du dich an Körper und Geist gesund erhältst.

Daß leider auch die Nordamerikaner keine Edelrasse sind, beweist ihre ganz ungenügende Geburtenziffer und die Tatsache, daß 10 % der Bevölkerung syphilitisch, 30—50 % gonorrhöisch sind! Die Neger sind fünfmal so stark verseucht wie die Weißen.

Wie steht es nun in Deutschland? Wir haben den Weltkrieg verloren. Von den 13 Millionen, die wir ins Feld schickten, sind 4 Millionen als krank und verwundet zurückgekehrt, 2 Millionen sind im Feld geblieben. Der sog. Friedensvertrag von Versailles nahm uns 13 % des deut-

schen Bodens und 9 % des deutschen Volkes; er nahm uns auch das Recht der Selbstbestimmung und machte uns für unabsehbare Zeiten zum willenlosen Ausbeutungsgegenstand des Friedensbundes. Der dadurch bedingte Staatsbankrott machte unsere Lage noch trostloser.

Haben wir unter solchen Umständen ein Recht, an eine wirkliche Rassenverbesserung zu denken? Müssen wir nicht froh sein, wenn wir nur einigermaßen den Bestand des Volkes wahren können und nicht im Fieberwahn der Revolutionen uns selbst zerfleischen?

Es gibt müde Menschen, die sagen: „Laßt den Dingen ihren Lauf, ihr könnt ihn doch nicht ändern!“ Aber ist es nicht unser Vaterland, dem wir Treue geschworen haben, sind es nicht unsere Kinder, denen wir ein menschenwürdigeres Dasein schaffen möchten, ist es nicht unser Beruf, der uns die Volksaufwertung auf die Fahne schrieb? Mußten unsere Vorfahren nicht auch im Laufe der Geschichte viel Schlimmes erdulden und hielten doch den Kopf hoch! Darum sollen auch wir treu auf unserem Posten ausharren und kämpfen, solange uns noch warmes Blut in den Adern rollt.

Schon der Militärdienst der Friedenszeit hatte sich zu einer Gegenauslese ungünstiger Art, zu einer Verzögerung von Berufsausbildung und Heiratsmöglichkeit entwickelt und veranlaßte gar oft eine für das ganze spätere Leben zum Verhängnis werdende Geschlechtskrankheit.

Während des Krieges wirkte die körperliche und geistige Minderwertigkeit wie eine Lebensversicherung und mit der Dauer des Krieges wurde auch bei Gefunden die Flucht in die Krankheit immer häufiger. Wie leicht konnte man sich mit ein paar Sonotoken vom Frontdienst loslaufen. In einer gallischen Stadt wurde ein Arzt von einem Jungen angesprochen: „Mein Herr, wünschen Sie ein Mädchen, ein gesundes oder ein krankes?“ Wir sehen, das Stahlbad des Krieges ist kein ganz richtiges Bild, und zumal der moderne Kampf mit Schützengraben, Gas und Berstungsmaschinen jeder Art hat sich zu einer rassenhygienischen Gegenauslese schlimmster Art entwickelt. Haben wir es nicht mit erleben müssen? „Denn Patroklos liegt begraben und Ekerites lehrt zurück.“

Die verbreitetsten Volksgifte der Gegenwart sind Alkohol und Nikotin.

Nikotin wirkt vor allem auf die Blutgefäße, deren Erstarrung es beschleunigt. Ob Nikotin als Reingift anzusehen ist, scheint fraglich. Aber es muß uns doch nachdenklich stimmen, daß das deutsche Volk für Tabak jetzt mehr als doppelt so viel ausgibt als vor dem Kriege, jetzt, wo wir von den bei anderen Nationen zu machenden Schulden leben. Allein mit dem Geld, das wir in Zigaretten anlegen, könnten wir unsere ganzen Reparationen an den Feindbund bezahlen.

Im Jahre 1881 schon schrieb Paul de Lagarde: „Der Tabakgenuß ist ein Mittel, den Hunger zu beschwichtigen, ein Mittel, sich über die eigene Gedankenlosigkeit durch den Schein einer Tätigkeit und über das Unglück des Vaterlandes durch eine Narkotisierung des Empfindens hinwegzuhelfen. — Wenn Deutschland noch ein neues Leben beginnen kann, wird das Symbol desselben der Mut sein, dem Nikotindüsel den Rücken zu kehren.“

Und Leo Tolstoi schreibt: „Die Befreiung von den furchtbaren Übeln: Alkohol und Tabak, wird in dem Leben der Menschheit eine Epoche bilden. — Je mehr sich der Mensch betäubt, desto weniger schreitet er sittlich vorwärts!“

Endlich noch ein Wort von Goethe: „Das Rauchen macht dumm, es macht unfähig zum Denken und Dichten. Und was kostet der Greuel? Rein Hungriger wird gesättigt und kein Natter gekleidet. — Was könnte mit diesem Gelde geschehen?“

Wir sehen, man kann das Rauchen auch nach anderen als rein persönlichen Gesichtspunkten beurteilen.

Ein noch größerer Schädling aber ist der Alkohol.

Wir klagen über Nahrungsmittelknappheit und bebauen nicht weniger als 18000 qkm deutschen Bodens mit Alkohol! 18000 qkm sind mehr als ein Viertel des ganzen rechtsrheinischen Bayern!



Nach Feststellung der Leipziger Ortskrankenliste kommen auf je 2 Krankheitstage der Nichttrinker 5 Krankheitstage der Trinker!

Die Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft hatte bei einer Durchschnittsterblichkeit von 100: bei den Brauern 121, den Brauereibesitzern 141, den Gastwirten 147, den Schankwirten 155 und bei den Brauereiangestellten 162 Todesfälle.

Gewiß, wer nicht trinkt, stirbt auch, er wird auch meist invalide, es fragt sich nur wann!

Die Häufung von Epilepsie und Schwachsinn bei den Alkoholikerkindern ist bekannt. Fast wäre man geneigt, schon die Erscheinung des sog. Bierphilisters auf das Konto des alkoholischen Schwachsinn zu setzen.

In Bayern wurden im Jahre 1921 384 Personen verurteilt, die im Zustand der Trunkenheit eine strafbare Handlung begangen hatten, 1922 waren es 1160, dreimal so viel, darunter 16 Fälle von Mord und Totschlag! Bayern hat nicht ein Zehntel der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Da bringt es nun das Alkohollapital fertig, unter der Überschrift „Die Menschenmorde der Prohibition“ folgende Zeitungsnotiz zu verbreiten: In Amerika wurden seit Inkrafttreten des Alkoholverbotes 49 Beamte getötet, 300 000 Personen verhaftet, 124 000 Automobile und über 800 Schiffe, sowie 5,5 Millionen Gallonen Alkohol beschlagnahmt.“ Wir könnten uns glücklich schätzen, wenn unsere Alkoholschäden im Vergleich nicht größer wären als die amerikanischen Prohibitionsschäden.

Dabei sprechen wir nicht der Prohibition das Wort, aber wir verurteilen den Kampf mit vergifteten Waffen. Dazu gehört auch die törichte Redensart, als ob das Gemeindebestimmungsrecht zwangsweise zur Trockenlegung führen müßte. Die Einführung dieses Rechtes in Schottland, Polen, Bulgarien, Australien und Neuseeland hat ja auch nicht zur Trockenlegung geführt. In England besteht seit 1911 ein Schankstättenverminderungsgesetz, auch ohne nachfolgende Trockenlegung! Ist es nicht fast widersinnig, daß die Gemeinden keinen Einfluß auf die Zahl ihrer Schankstätten haben sollen? Empfinden doch die vernünftigen Wirte selbst das Unhaltbare der sich mehrenden Schankstättenkonzessionen!

Von jeher gilt der Alkohol als Kuppler zum außerehelichen Geschlechtsverkehr.

Anna Papprikh schreibt: „Einzelmahnahmen gegen die Prostitution können nicht zum Erfolge führen. Hebung des gesamten Kulturniveaus ist nötig. Dem stellt sich der Alkohol als stärkster Hemmschub entgegen. Prostitutionen und Alkohol sind eng verknüpft.“

Daß die Geschlechtskrankheiten Rassenchädlinge schlimmster Art sind, wird allgemein zugegeben. 75 % der kinderlosen Ehen sind Gonorrhöikererben, ebenfalls die Mehrzahl der Einkinderehen!

In Berlin gilt die Hälfte aller Männer für syphilitisch. Die erb-syphilitischen Kinder sollen in besonderen Heimen gesammelt werden. Ob der Staat an den Ergebnissen dieser menschlichen Pflanzgärten Freude haben wird, ist mehr als zweifelhaft. — Mit Aufklärung allein, ohne Willensbeeinflussung, wird auf diesem Gebiete des außerehelichen Geschlechtsverkehrs schwer etwas zu erreichen sein. Gilt doch heute noch bei einer großen Zahl der großstädtischen Bevölkerung die Behauptung Babels als richtig, der sagt: „Wie einer seine geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigt, das geht niemanden etwas an!“ Vor solcher Weisheit muß jede Rassenhygiene die Segel streichen!

Die Kosten, die durch die Geschlechtskrankheiten entstehen, betragen allein für Preußen im Jahre 100 Millionen Mark.

Daß  $\frac{1}{10}$  aller syphilitischen Ansteckungen auf extragenitalem Wege erfolgt, ist eine Tatsache, die auch für den rein geselligen Verkehr bedeutsam erscheint.

Der Erfolg des neuen Gesetzes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten bleibt abzuwarten. Aber es kann wohl schon jetzt behauptet werden, daß das Gesetz bei strenger Durchführung auf die geschlechtliche Enthaltbarkeit vor der Ehe hinarbeitet. Denn fast jeder, der diese Forderung nicht erfüllt, verstrickt sich früher oder später in den Maschen dieses Gesetzes. Darum kann das

Gesetz gewertet werden als Fortschritt zur Erreichung einer sittlicheren, gesünderen Lebensauffassung auf dem Gebiete des Geschlechtslebens.

Die Tuberkulose wird nicht wie die Syphilis von der Mutter auf das Kind übertragen, aber die Veranlagung zu der Krankheit, die Disposition, ist doch in hohem Grade erblich.

Wie not unserm Volk eine wirkliche Hygiene auch auf dem Gebiete der geistigen Erbvorfassung tut, das beweist uns schon allein die Verbreitung des Schwachsinnes. Der Schwachsinnige ist es, dessen Kindererzeugung von keinerlei Bedenken gehemmt wird. Darum haben die Hilfschüler noch einmal soviel Geschwister wie die geistig Gesunden.

In München hatten die Schüler mit Note II je 2,32 Geschwister, mit Note III je 2,89 Geschwister, mit Note IV je 3,41 Geschwister, mit Note V je 5,93 Geschwister. Die Rostocker Hilfschüler hatten je 5,4 Geschwister.  $\frac{2}{3}$  der dortigen Schüler stammten von schwachsinnigen Eltern. In der badischen Fürsorgeanstalt Flehingen fand Grubbe als Grund zur Einweisung: bei 41 % die geistige Anlage allein, bei weiteren 41 % die Anlagen und Umwelt, nur bei 18 % die Umwelt allein.

Bei  $\frac{3}{4}$  aller geistig Minderwertigen schlagen alle Erziehungsversuche fehl. Darum ist auch die schlechte Wirtschaftslage dieser Familien zumeist erblich bedingt; auch bei veränderter Umwelt erzeugen die Landstreicher, Zigeuner, Kesselflicker und Gewohnheitsverbrecher wieder ihresgleichen.

Man hat berechnet, daß in Deutschland 30000 Geistesranke und 300000 Schwachsinnige verheiratet sind.

Welch eine Belastung für die Allgemeinheit solche Familien Minderwertiger bedeuten, hat man besonders klar durch Stammbaumsforschungen erkannt; solche wurden angestellt in Amerika von Goddard über die Familie Kallital, von Dugdale über die Nachkommen der Aba Zute und von Davenport über die Name Family und das Hill Folk. In Schweden hat Lundborg über die Bauernfamilie Pehrsson und in der Schweiz der Irrenarzt Jörger über die Familien Zeno und Marus berichtet. Die von ihnen gesammelten Tatsachen erschüttern den Leser noch weit mehr, als die von Ibsen in seinen Gespenstern dramatisierte Schicksalstragödie, welche auch zeigt, wie die Kinder büßen müssen für die Sünden der Väter.

Die Aufzucht eines Minderwertigen kostet noch einmal so viel als die eines Vollwertigen. Zu den Kosten der Fürsorgezöglinge tragen deren Eltern 1,5 % bei, das übrige zahlt der Staat, d. h. die Eltern der gesunden Kinder und die Menschen, die sich um die Frage der Zukunft ihres Volkes herumdrücken.

Nietzsche sagt: „Wer vom Pöbel ist, der will umsonst leben; wir ändern aber, denen das Leben sich gab, wir sinnen immer darüber nach, was wir am besten dagegen geben.“

Was wollen wir geben?

Lenz klagt mit Recht: „Die ungenügende Fortpflanzung der ihrer Veranlagung nach zur geistigen Führung geeigneten Volksgenossen ist von verhängnisvollster Bedeutung für die Zukunft der Rasse.“

Bei einem Heiratsalter des Mannes von 25 Jahren sind 3,5 Kinder, bei 29 Jahren sind 3,2 Kinder, bei 34 Jahren sind 3,0 Kinder, bei 44 Jahren sind 2,2 Kinder, darüber 1,1 Kind zu erwarten.

Hat aber der Staat nicht selbst durch seine verhängnisvollen Prüfungsvorschriften mit schuld, daß der junge Mann viel zu spät zur Ehe kommt und, sofern er überhaupt heiratet, gar oft eine Geschlechtskrankheit in die Ehe mitbringt?

$\frac{1}{4}$  aller Studenten ist geschlechtskrank.

Solange es ferner dem Staate nicht ernst ist mit der Bekämpfung des Alkoholgistes, solange werden auch seine Diener bei sich und ihren Kindern nicht Ernst damit machen. Trinkfestigkeit gilt heute noch als eine erstrebenswerte Geistes Eigenschaft! Die Trinksitten des Studenten sind heute noch dem Mann aus dem Volke ein unerreichtes Vorbild.

Führer sein, heißt Pflichten haben, nicht nur seiner Familie, sondern auch dem Volke gegenüber. Die Vernichtung des eigenen Stammes ist eine Pflichtvergessenheit, ist Sünde wider das Blut! Der Akademiker hält auf Ehre, aber in seiner Weise, und während er es sich reißlich überlegt, in wessen Hände er seine Visitenkarte legt, trägt er kein Bedenken, die lebendige Visitenkarte seiner ganzen Ahnenreihe mit jedem geistig und körperlich minderwertigen Geschöpf gegen Kollen und Spirillen dunkelster Herkunft auszutauschen und so den eigenen Stammbaum, auf den er so stolz war, der Verseuchung und dem Bazillenfraße zu überliefern.

Das ist die Selbstachtung der Gebildeten, das die Persönlichkeitskultur der führenden Schicht!

Wäre es nicht zweckmäßig, dem Studenten das Wörtchen „Wohlgeboren“ dahin zu deuten, daß auch seine Nachkommen ein Anrecht darauf haben? Wäre die Rassenhygiene als Lehrfach nicht eine Möglichkeit, dem haltlosen jungen Manne durch die Erkenntnis der Naturgesetze eine zukunftsbewußte Weltanschauung zu übermitteln?

Dr. med. Hans Krauß (Lichtenfels)



# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen  
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Noch einmal: Dr. Ed. Stadtlers Wertsgemeinschaft

(Antwort an die Schriftleitung des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes)

Meine Ausführungen über Dr. Stadtlers Wirken im Wiederaufbau Deutschlands und der nachdrückliche Hinweis auf seine Wertsgemeinschaftsideenwelt waren von dem Gedanken ausgegangen, eine breitere Öffentlichkeit auf das Problem selbst aufmerksam zu machen und dabei der stillen und aufopferungsvollen Kleinarbeit Dr. Stadtlers um die Verwirklichung der Wertsgemeinschaftsidee zu gedenken. Wenn der Gedanke der Wertsgemeinschaft an sich gesund ist, wird er auf unser ganzes Wirtschaftssystem Anwendung finden können. Die Frage der Betriebsgröße berührt die Idee als solche nicht, wenn die Idee richtig ist, sondern höchstens die Formen der Verwirklichung. In einer Zusendung des Deutschen Handlungsgehilfen-Verbandes wird auf den Gegensatz der christlich-nationalen Gewerkschaften zu den marxistischen Gewerkschaften hingewiesen. Gleichzeitig wird die Segnerschaft zum Wertsgemeinschaftsgedanken dann wieder betont. Was würde darauf schließen lassen, daß die christlich-nationalen Gewerkschaften gegenüber dem Marxismus und seiner Gewerkschaftsart einerseits und gegenüber der Wertsgemeinschaftsideenwelt Dr. Stadtlers andererseits eine eigene, das wirtschaftlich und gesellschaftliche Leben betreffende Wertsgemeinschaftsidee und berufsständische Idee vertritt. Bis jetzt wußte man nur, daß die christlich-nationalen Gewerkschaften sich von den marxistischen Gewerkschaften in der Frage des „Christentums“ und der national-staatlichen Gedankenwelt unterscheiden, daß sie aber in bezug auf Stellungnahme zur Wertverfassung, zum berufsständischen Aufbau der Wirtschaft, sowie in der entscheidenden Frage der rechtlichen Vergliederung der Arbeiterschaft und des Unternehmertums die gleiche klassenkämpferische, auf den Streit zugespitzte Haltung einnehme. Ganz abgesehen davon, daß die christlichen Gewerkschaften durch die politische Verquickung mit der Zentrumspartei auch national-politisch enger mit den marxistischen Gewerkschaften zusammengehen, als es der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband in der obigen Zuschrift wahr haben will. Wenn ich aus den Schriften des Herrn Dr. Stadtlers und aus anderen Schriften von Vorkämpfern der Wertsgemeinschaftsidee das Wesentliche herausgelesen habe, dann handelt es sich bei der Wertsgemeinschaft gerade darum, aus christlich-nationalen und politischen Grundfäden heraus eine neue gesellschafts-organisatorische Idee zu entwickeln, die den Marxismus dort trifft, wo er sich am verhängnisvollsten ausgewirkt hat, nämlich in der Aufrichtung eines für Volk und Staat schädlichen Klassenkampfualismus. Wenn die christlichen Gewerkschaften diesen Klassendualismus als Tatbestand abbauen und die Klassenkampfideenwelt des Marxismus praktisch bekämpfen wollen, dann ergibt sich logisch die Forderung, daß gerade die christlichen Gewerkschaften von sich aus den Wertsgemeinschaftsgedanken und den berufsständischen Gedanken aufnehmen, geistig weiter entwickeln und praktisch durchführen müssen. So wie ich Herrn Dr. Stadtlers öffentliches Wirken kenne und zu beurteilen in der Lage bin, würde gerade er sich über eine solche geistige Wandlung der christlichen Gewerkschaftsbewegung freuen.

W. Rein-Jena

## Deutschtum in Südamerika – und wir

Zu dem Aufsatz Dr. A. Wirths im Juliheft des „Lärners“: Deutschtum in Südamerika, schließt uns der „Verein für das Deutschtum im Auslande“ folgende ergänzende Ausführungen.

Am Schlusse seiner Ausführungen über das Deutschtum in Südamerika im Juliheft des „Lärners“ wirft Herr Dr. Wirth die Frage auf: „Wie können wir das Deutschtum Südamerikas wenigstens kulturell wieder mit der Heimat verknüpfen?“ Es muß darauf hingewiesen werden, daß längst Kräfte am Werke sind, die sich dieser Frage mit allem Nachdruck widmen, und zwar nicht nur theoretische Untersuchungen und Forschungsarbeiten, sondern praktische Hilfe und Kulturarbeit im Sinne der von Herrn Dr. Wirth berührten Probleme. Seit 47 Jahren arbeitet der Verein für das Deutschtum im Ausland daran, bei uns im Reich die Kenntnis vom Wesen und Wert des Auslandsdeutschtums zu verbreiten und im Auslande für eine Zusammenfassung und kulturelle Unterstützung des Deutschtums auf den mannigfachsten Gebieten zu sorgen.

Der Deutsche Volksbund in Argentinien ist dem VDA angegeschlossen, ebenso der Deutsch-Chilenische Bund; die meisten deutschen Lehrer stehen in engster Fühlung mit ihm, da er ja als Schulverein mit den Schulen und Lehrerverbänden der ganzen Welt Verbindung sucht und ihnen mit Rat und Tat bei Seite steht. Die kulturelle Verknüpfung des südamerikanischen Deutschtums mit der Heimat ist also längst in die Wege geleitet, und wenn sie noch viel zu schwach ist und große Aufgaben noch zu lösen sind, so liegt das nur daran, daß der Älteste und einzige wirklich praktisch arbeitende kulturelle Schulverein der Deutschen, eben der VDA, noch immer nicht genügend Unterstützung im Reich selbst findet. Wenn seine Mitgliederzahl und damit seine Einnahmen sich von Jahr zu Jahr weiter steigern, so kann man nur hoffen, daß nicht nur seine umfangreiche Unterstützungstätigkeit in Europa fortgesetzt werden kann (der heute schon Hunderte von Schulen und sonstigen Kultureinrichtungen ihr Bestehen verdanken), sondern auch in Übersee.

Um nun zu zeigen, wie die von Herrn Dr. Wirth gestellte Frage verfolgt wird, führen wir nachstehend einen Abschnitt aus dem letzten Jahresbericht des Vereins für das Deutschtum im Auslande an:

Die Aufgabe des VDA-Vertreters in Südamerika, des Herrn Probst Hübbe, ist in erster Linie eine Zusammenfassung und Kräftigung des sehr zersplitterten Deutschtums im Sinne einer systematischen Durchdringung mit den Erziehungs- und Kulturwerten unseres Volkstums. Von besonderer Bedeutung für diese vor allem auf das gesamte Brasilien sich erstreckende Tätigkeit war die bereits im vergangenen Jahresbericht geschilderte Einkerfung der Direktorenkonferenz. Ihre erste wirkliche Arbeit begann diese aus den führenden Schulmännern des brasilianischen Deutschtums bestehende Vereinigung auf Grund einer Zusammenkunft in Curitiba im Januar 1926. Die dort gegebenen Anregungen hatten den Erfolg, daß seitens der Reedereien sechs bedürftiger Lehrern je eine halbe Freifahrt in die Heimat gewährt werden konnte, um nach langjähriger Tätigkeit in Brasilien die nötige körperliche und geistige Erholung und Auffrischung wieder erlangen zu können. Auch die Gesandtschaft hat für diesen Zweck Mittel zur Verfügung gestellt. Weiterhin hat die Direktorenkonferenz die Fibel- und Lesebuchfrage auf Grund einer vorhergegangenen regen Korrespondenz entschieden, eine Frage, mit der sich alle bisherigen Schultage vergeblich befaßt haben. Es kam eine Einigung, erfreulicherweise auch unter den katholischen und evangelischen Teilnehmern, dahingehend zustande, daß sich die anwesenden Direktoren sämtlich verpflichteten, die beiden Bücher, die nach gewissenhafter Umarbeitung in einem Jahre verlagsfertig werden, einzuführen. Weiterhin wurde erreicht, daß die Gesandtschaft allen Lehrern, die der bestehenden Ruhegehalts- und Hinterbliebenenlasse nicht beitreten konnten, weil ihr Einkommen zu gering ist, um die Beiträge zu zahlen, diese Beträge erstattet. Damit ist den deutschen Lehrern die Alters- und Hinterbliebenenversorgung gesichert.

Die Direktorenkonferenz hat sich dann aufgelöst, weil der Landesverband deutsch-brasilianischer Lehrer inzwischen in Tätigkeit getreten ist. Die Direktoren bleiben aber im Rahmen des Landesverbandes als Arbeitsgemeinschaft zusammen. Weiter wird nun unter ständiger Förderung und Anregung auch seitens des Herrn Probst Hübbe versucht, der gesamten deutschen Schularbeit in Brasilien ein gemeinsames Ziel zu geben: Es soll gemeinsam dahin gestrebt werden, daß die begabten Schüler durch fortwährende zweckentsprechende Anregung dazu veranlaßt werden, die nächst höhere Schulgattung zu besuchen; aus der Kolonieschule sollen sie in die Stadtschule übertreten und aus der Stadtschule in eine höhere Schule, die dann zum letzten Abschluß, zum Abitur, führt. Da Rio gerade seine Absicht, seine Schule bis zum Abitur durchzuführen, aufgegeben hat, kommt nur Sao Paulo in Betracht, das sich gerade jetzt dieses Ziel gesetzt hat. Der Schultag hat nun beschlossen, die Olinda'schule in Sao Paulo als die Schule anzusehen, in die man die besten Schüler führen muß. Auch diese Pläne werden noch viel Arbeit machen.

Zu erwähnen sind die bereits erfolgreichen Bemühungen Hübbes, die unierte und lutherische Kirche einander zu nähern. Es wurden bereits in Santa Catharina wie in Espirito Santo Konferenzen in freundschaftlichem Sinne abgehalten.

Durch einen Lehrvikar ließ Probst Hübbe das Innere von Sao Paulo bis nach Matto Grosso hinein besuchen, um vor allem den auf den Kaffeepflanzungen vereinsamten Deutschen näherzutreten. In Santa Catharina konnte auf der Pastoral Konferenz im August vergangenen Jahres die Verbindung zwischen Geistlichen und Lehrern evangelischer Konfession neu geknüpft werden. In Rio Grande do Sul war das Hauptereignis die Zusammenlegung der beiden evangelischen Seminare von Sao Leopoldo. Um die Brücke zwischen Pfarrer und Lehrer weiterzuschlagen, hat Probst Hübbe es durchgesetzt, daß der Vorsitzende des ev. Lehrervereins, Dir. Wangelssdorf, in den Synodalsvorstand gewählt wurde. In Sao Leopoldo nahm Probst Hübbe an der Abschlußprüfung des Proseminars teil. Eine vorhergegangene Deutschlandreise vom Januar bis April hatte erneuter Fühlungnahme mit den für alle diese Fragen im Reiche zuständigen Stellen gedient.

In Porto Alegre hatte Probst Hübbe Gelegenheit, an einem für Dr. Luther veranstalteten Festabend in der Festrede den ehemaligen Reichsanzler zu begrüßen. Für den Anfang des Jahres 1928 ist eine genau vorbereitete Reise nach Chile in Aussicht genommen. Besondere Erwähnung verdienen noch Probst Hübbes Berichte über die Auswandererfrage, die an anderer Stelle im Jahresbericht Verwendung finden.

So hat auch das vergangene Jahr gezeigt, daß sich der Verein, seiner alten Überlieferung entsprechend, im Rahmen seiner Möglichkeiten des zwar räumlich entfernten, aber in gleicher Weise unter den Begriff der gesamtdeutschen Kulturgemeinschaft fallenden Übersee-Deutschtums angenommen hat

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Ludwig Fahrenkrog

Ein Ränder deutscher Seele

Urfeuer, selig reiner Liebe Bild,  
Du lebst und leuchtest nur, indem du stirbst  
Und deiner Sehnsucht deiner Seele Glutten spendest,  
Lebst nur, indem du dich vollendest —  
Im Ewigen um ein Verwehen wilst.

Nun da es Nacht ist um uns und wir in der Tiefe des Tales wandeln, da Not die Ketten um uns legt und Sumpfboden unsere Schritte tastend macht, werden unsere Augen wach. Als wir noch im Lichte wandelten und der Sonne Glanz uns Gold nicht von Blech, Hohes nicht von Niedermem scheiden ließ, als wir tändelnd über die scheinbaren Gipfel unseres Lebens glitten und der Schätze in den Brunnen unseres Volkes vergaßen, war uns Kunst billige Unterhaltung, zierender Schmuck, reizvolle Gabe.

Nun, da wir wie Blinde die Augen aufstun zum Inneren unseres Seins, nun, da wir Umschau halten in unserem Volke nach Händen, die rein sind, nach Augen, in denen unseres Volkstums Seele leuchtet, nach Armen, die sich zum Lichte breiten voller Sehnen, wie wir sie alle wohl breiten möchten, wenn wir unseres Lebens Kraft noch in uns trügen, — sehen wir hier und da beglückten, hoffenden Herzens Flammen leuchten, die da brennen im Urfeuer unseres germanischen Volkstumes.

Viele, und das ist glückhaftes Wissen, wuchsen und wuchsen aus der Kraft unseres Volkstumes, denen wir eine Strecke Weges innere Bereicherung, inneres Erfühlen unseres Selbst verdanken, Künstler, Schaffende, Schöpfer, die diesem oder jenem Lebensgeföhle in uns geprägte Form liehen: Eduard von Gebhardt und Uhde, die unserem vollklischen Leben des Eilichers Sein verflochten, Hans Thoma, der uns das deutsche Land erschloß zum lebenden Ausdruck unserer Seelenheimat, Max Klinger, der Berg und Tal unserer sinnenden Gedanken tiefgründigen Ausdruck lieh, — sie alle sind solche Wegbegleiter und Führer, und ein Teil von ihnen allen eint sich in einem, dem nun auch schon des Lebens Winter den Silberreif in die Haare drückt, in Ludwig Fahrenkrog, dem Maler und Dichter.

Wie sehr wir, widernatürlich genug, von der eigentlichen Seelen- und Lebenslinie unseres Volkstumes abgewichen sind, davon zeugt allein der Umstand, daß vielen unter uns von ihm gesprochen werden muß wie von einem Fremden, ja wie von einem Neuen, ihm, der nun am 20. Oktober seinen 60. Geburtstag begeht, dessen Sinnen, Dichten und Schaffen, ja dessen Leben nichts anderes ist als ein bewußtes Deutschsein, als ein Erfüllen seines deutschen Volkstumes, das Menschentum ist. Man kennt ihn wohl aus manchen seiner Bilder: „Der Väter Land“, „Christi Höllensfahrt“, „Luzifers Absage an Gott“, „Allwater“ sind vielleicht Blätter, die vielen vertraut sind, sein „Salbur“ ist Volksvorstellung des Lichtgottes geworden, ja, und es gab sogar einen Streit um ihn — die treuen Leser des „Lärmer“ werden sich dessen erinnern —, der das gewöhnte Bild Christi, des Leidensmannes, wie einst Michelangelo, zu Christus dem Kämpfer, dem bartlosen, wandelte. Aber, daß er eigentlich der deutsche Künstler und insonderheit der deutsche Maler und Gestalter der ureigenen Seele unseres Volkes ist, wer weiß das? Wer weiß es, daß er es nicht nur als Maler ist, sondern als Denker und noch mehr als Dichter? Als ein Dramendichter, dessen Werke nicht nur Bücher sind voller Tiefe und Schönheit, sondern

Bühnendramen von urgewaltiger Kraft und großem Bau. Aber freilich, unsere Bühne von heute, sie verträgt wohl solche Werke nicht! Das Größte aber an ihm ist, daß er alles, was er ist, nur seinem Selbst verdankt, daß er Selbstmensch ist, daß er nur lebt, indem er sich vollendet, in einer steil aufgerichteten Lebenslinie, die aus der Jugend aufsteigt bis zum Heute, da er in der Vollkraft seines Schaffens steht.

Künstlersein ist Geschenk, ist Ausdruck des Volkstumes, dessen schöpferische Kräfte sich in dem einzelnen Menschen, der von der Sehnsucht zum Licht gezogen wird, gleichsam wie in einer Linse sammeln und nun von ihm wieder in die Weite strahlen. Denn nichts als eben diese tiefe Verwurzelung in das germanische Volkstum war dem Knaben gegeben, der schon in seinen kindlichen Spielen in der Enge des Vaterhauses zu Rendsburg im Helsteinischen die Wege zu sich selbst fand, dem sich Spiel und Kunst zu Einem formten, dem sich innere Bewegtheit in Farbe und Form umsetzte und der als Knabe wohl noch unbewußt, aber eben getrieben von den starken Kräften germanischen Seelentumes sicher und unbeirrt den Weg zur Selbstentfaltung ging. Und war es damals, daß er, wie er launig selbst erzählt, gleichsam die Ölmalerei neu für sich selbst erfand, oder später, als er seine Spargroschen, nicht wie Rinder es tun, in diesem oder jenem verzettelte, sondern sie zum Hamburger Büchertrödlern trug und als ein eifriger Kunde dieser „fliegenden“ Buchhändler mit erstaunlicher Treffsicherheit das Wertvollste herauszufinden wußte, was heute noch seiner Bücherlei Bierde ist, oder, mag es in bewukter Zielsetzung dem Knaben, der einen Beruf suchte, die Wahl des Dekorationsmalers, die ihm den Weg vom Handwerklichen zur Kunst eröffnete, sein, immer ist es der Weg zum eigenen Ich, mit dem er sich durch Schule und Leben zur Persönlichkeit auftrug.

\* \* \*

Laß uns mit nackten Sohlen vor dein Antlitz treten  
Und unsere Herzen heiligen vor deiner Nähe,  
Auf daß dein Feuer uns erleuchte und erlebe  
Und werde wie ein Fußsichselber-Seten.

Sehnen allein aber ist noch nicht Leben. Leben ist Tat; und solche Tat gebat sich in Ludwig Fabrentrog aus der Kunst und durch die Kunst. Das germanische Gottesgüchertum, jener faustische Mensch, der aus der Tiefe des Gefangenseins in die Welt der Erscheinung zum Lichte aufstrebt mit Mühe und Not, hat in ihm, tastend zunächst und suchend, dann immer klarer jenen Weg genommen, der ähnlich vielleicht, wie es das Lebensgesetz alles Lebendigen ist, des Volkes Weg im einzelnen wiederholt. Denn weder gab ihm die großstädtische Umwelt Hamburg, in die die Eltern 1870 übersiedelten, Anlaß zu Abwegen von sich selbst, noch vermochte die Schule, das Handwerk, ja die Akademie und später der Aufenthalt in Italien, als er schon Schaffender war, ihn von dieser inneren Lebenslinie, die die Tat gebiert, abzubringen. Denn das ist es, was ihn zum Räuber, zum Spiegelhalter und zum Führer werden ließ, daß er bewußt seiner deutschen Sendung, die eigentlich in einem jeden von uns Deutschen leben sollte, sich durch Mühe und Arbeit das Können schuf, das ihn befähigt, solch Brennspiegel des Volkstumes zu sein. Hier aber ist es Ehrfurcht, die auf nackten Sohlen vor das Geheimnis des Seins tritt, die Verbundenheit des Menschen mit dem Ewigen, kindliche Schauer in der Brust, erfüllt und nun des Gottes voll die strahlende Wahrheit kündet.

Hier auch ist es wie immer, sofern sich Lebensinhalt und Seelenprägung mit der schaffenden Kunst, oder besser in der schaffenden Kunst zur Form einen, daß sich das kosmische Formprinzip unmittelbar in das künstlerische Formprinzip umsetzt. Fabrentrog hat dieses Formprinzip und damit zugleich die unmittelbare Eindruckskraft seiner Werte neben der fast naturhaften Leuchtbarkeit seiner Farben in der Gegenüberstellung der Wagerichten, der Linie des Erdgebundenen, des Liegenden, des Flachten, des nicht über die eigene Ebene Hinauskönnens, zur Senkrechten, zur Linie des Aufsteigenden, zur Richtung der Flamme, zum Lichte hin gefunden. Dieser Formgrundsatz findet sich fast in all seinen Werken, von denen ein großer Teil



hier im „Fürmer“ im Laufe der letzten Jahrzehnte veröffentlicht wurde. Er ist mehr als nur ein Formgrundsatz, eben weil er zugleich der idealistisch erfaßte kosmische Grundsatz, das kosmische Gesetz ist, er ist Tat, die aus dem Dunkel zum Lichte aufsteht. Daraus ergibt sich für Fahrenkrog fast wie eine natürliche Forderung, den menschlichen Körper, den Aufrechten, den im Gegensatz zum wagerecht organisierten Tiere senkrecht stehenden Menschenleib zum Träger fast all seiner idealistischen Gestaltungen werden zu lassen. Es ist das nicht nur von kunstpsychologischem Interesse, sondern deutet auf ein allgemeines Lebensgesetz, dessen Nachforschung in der Kunst aller Zeiten dankbare Aufgabe für eine Monographie wäre.

Das Landschaftliche tritt in Fahrenkrogs Bildern fast ganz in den Hintergrund; nicht daß es Kulissee würde, eher schon Rahmen, den er oft aus dem Bilde heraus wachsend im rein Linearen findet, ist es der unterste Träger des zumeist tiefgedanklichen Gehaltes seiner Werte. Es ist immer ein M.ßliches, über einen bildenden Künstler zu sprechen, ohne zugleich seine Bilder dem schauenden Auge nahezubringen. Wer aber Bilder von ihm, wie die aus der Kunstmappe „Stimmen der Sehnsucht“ oder die in dem neuen Werk der Fahrenkrog-Gesellschaft „Das goldene Tor“ vereinten farbigen Wiedergaben betrachtet, wird nicht nur das oben erwähnte Kunstprinzip streng gegliedert finden, sondern er wird vor allen Dingen aus der zwingenden unmittelbaren Gestaltung heraus in sich selbst die gleiche zum Licht drängende und zum Licht hebende innere Einstellung erfahren, die Fahrenkrogs Gemälde zu einem Erlebnis werden lassen, das einem Lebenserlebnis gleicht. Das gilt auch von den Bildbeigaben, die in diesem Hefte zur Veröffentlichung gelangen, dem älteren „Eoos homo“, das zu den stärksten Werten deutscher religiöser Malerei gehört, und dem wundervollen neuen Gemälde „Die blaue Blume“. Dort die durch alles Leiden hindurch zur leuchtenden Majestät erhobene, erhabene Gestalt Christi im königlichen Purpurmantel, alle Linien noch verstärkt durch die Säulen im Hintergrunde in der strengen Senkrechten, daneben — man beachte schon die russischen Unterschiede des schmalen Langschädels und des Rundkopfes —, die Schräge in der Gestaltung des Pilatus und das wirre Gezack des dumpf-hässlichen Volkes. Welch wundervoller Lichtruf aber wieder ist „Die blaue Blume“! Dieses Bild, das mehr ist als Bildnis, das die ganze Reinheit und Süße, die ganze Kraft und das Eingespinnensein in den Zauber des eigenen Lebens dieses jungen deutschen Mädchens kündet. Wo sehen wir denn gerade heute solch leuchtende lichte Klarheit, wie diese Mädchenstirn, die selbst über die blauflammenden Blüten den Sieg davonträgt, die selbst „blaue Blume“ ist im Leuchten ihrer Augen!

Das ist es, was Fahrenkrog, der Dichter, in seinen Urfeuer-Versen, die diese Betrachtungen führend leiten, wie ein „zu sich selber Beten“ empfindet und gestaltet. Es ist Seelengestaltung und ist Andacht, denn alle wahre Kunst ist Andacht und alles Ringen nach Wahrheit ist Gottesdienst. So ist Fahrenkrog, eben weil er in sich gleichsam die fleischgewordene Rassenseele des arischen, des germanischen Volksstammes verkörpert, Gottsucher. Wie er ihn sucht, wie sich allmählich, gedanklich und gefühlsmäßig das Dunkel im Menschen zum Lichte hebt, das zeigen seine Bilder, die gleichsam eine sich aufrichtende Linie von der Wagerechten über die Schräge, die Kurve, die Parabel zur Senkrechten aufweisen, wenn man etwa seine Bilder von „Der erste Tod“ über „Das Schicksalsroß“, „Der Menschheit Woge“, „Das Ereignis“, „Sehnsucht“ zum „Tempel des Schweigens“, zum „Heiligen Feuer“, zum „Goldenen Tor“ verfolgt. Was aber der Maler schweigend gestaltet, der Dichter kündet es im Wort.

\* \* \*

Gib mir die Hand, du Urgeheimnis meines Lebens,  
Daß ich in dir ergieße und vollende  
Mein ganzes Sein und all mein Gläuben wende  
Aus Erdentiefe heim zur Himmelsöhde.

„Aus Erdentiefe heim zur Himmelsöhde“, in diesem Satz ist nicht nur Fahrenkrog selbst umschlossen, sondern die wahre Seele unserer Volkheit. Es ist dem nahestehtend, was Goethe, der

jenes Wort prägte, das ein anderes ist wie Volkstum, seherisch als den Sinn des Alls und des Menschen in ihm erfaßte, denn in ihm liegt die tätige Mitarbeit des Menschen am All. So hält es auch den faustischen Menschen und Bildner Fahrenkrog nicht allein bei der Gestaltung der einzelnen Seelenregungen der Stufen gleichsam, die zum Lichte und zum Leuchten führen, sondern er wird Schauender; Schauender, der die Einsheit von All und Mensch, von Gott und Natur aus fühlendem Erahnen zu tatvollem, siegendem Besitze hebt. Solch tätige Einsheit aber ist so gewaltig, daß sie nicht allein der Griffel oder der Pinsel, nicht allein Linie und Farbe zu erfassen vermögen, sondern daß der denkende Geist, die seherische Dichtung, das klingende Wort der bildenden Kunst die Hände reichen müssen auf diesem Wege zur Selbstvollendung, zur Selbstentfaltung, zur Heimkehr.

So wird Fahrenkrog, in der Sehnsucht ebenfalls aus frühester Jugend aufwachsend zum Dichter, und, wie er immer ganz ist, ganz Maler, ganz Denker, so wird er in seinen Dramen gleich ganz Dramatiker, der Werke von einem Guß, in einem Wurf voller Kraft und Bühnengröße hinstellt, die sich den besten unseres Schrifttumes zur Seite fügen. In all diesen seinen Dramen, im „Wölund“, im „Nornegast“, im „Baldur“ und in der „Gobentochter“ (früher „Schuld und Schicksal“ genannt) ist es wieder der Befreiungsgedanke, der aufsteigend aus germanischem Wurzelboden voll urwüchsiger Kraft und Ewigkeitswert sich mit dem Menschen und seinem Wege zum Licht auseinandersetzt. Mag es hier die Schuld des Mannes in ihrer Naturgebundenheit, dort die des Weibes sein, mag dort das Schicksal zu äußerem Untergang, hier die Liebe zu innerer, zur Selbsterlösung führen, und endlich aus prometheisch gestaltetem Christustume, Erlösertume, sich Baldur der deutsche Lichtgott, als der zum Gott erlöste Mensch in unsterblicher Schöne zum Lichte heben: immer ist es diese steil aufgeredete Flamme, die aus dem Unten zum Oben hebt und das Urgeheimnis alles Lebens erfüllt. Wann wird die Zeit kommen, da das deutsche Volk, wie seinerzeit die Griechen zu ihren erhabenen sakralen Festspielen allenthalben, zu diesen Werten wandert, deren tiefe Gewalt einem jeden ans Herz greift, der sie, wie etwa bei den Uraufführungen im Harzer Bergtheater, gehört, gesehen und erlebt hat? Wann wird deutsche Zeit sein!

Schon in seinen denkerischen Büchern „Luzifer“ und „Geschichte meines Glaubens“ war der Weg beschritten; ein Wert aber von gewaltiger Tiefe, von erhabener Höhe und formvollendeter Geschlossenheit, das das Gottsuchersein des Menschen von den Zeiten her, da er sich löste vom Tier bis zum Heute, ergründet und darstellt, blieb dem Schöpfer auf der Höhe seines Schaffens vorbehalten. Es ist dies das noch unvollendete Buchwerk: „Gott im Wandel der Zeiten.“ Der Titel, gleichsam das Thema einer großen Symphonie Gottes, ist zugleich der Titel einer Geschichte der Gottheit in der Menschenbrust. Der erste Band „Das Grauen vor dem Unbekannten“ bringt die Geburt des Gottgedankens aus diesem Grauen vor den unbekanntem Mächten im Menschen. Der zweite Band „Feuer und Sonne“ ist eine wundervolle Ausschöpfung der Edda und des Muspilliliedes, mit der sich in künstlerischer Neuschöpfung die Ursprünge der germanischen Mythologie zu einem Akkord vereinen, der in Glodendrböhen den Aufstieg des nordischen Geistes aus den dunklen Gewalten des Unbekannten tönt. Prometheische Tat, zweifelgeboren zur Höhe strebend, trägt noch den Keim der Not, der Dämmerung in sich, wie jede Tat, die Erlösung zur Höhe gebiert. Baldur, göttlicher Weihe voll, wird Gott, er, der Mensch war. Menschheit scheidet sich in Volkheit; und wie ein Volk ist, so ist sein Gott. Mit sicherem Blick für das Typische greift Fahrenkrogs feste Hand in dieses glutvolle Geschehen und stellt einen Ausschnitt jener Zeit im dritten Bande „Der Söðe“ vor das innere Auge, da aus dem menschlichen Sehnen, aus der menschlich bedingten Gottvorstellung der Söðe sich zum Geistgott zu verklären beginnt. Der Kampf der Assyrer mit Juda, der Kampf der Ishtar mit Jahwe in seiner zwiespältigen Form wird hier in tiefer Einfühlung in jene blutheiße und darum auch blutige Zeit, in der die Bestie im Menschen erst vereinzelt die Macht des Geistigen zu ahnen beginnt, aber auch in das Eriebhafter gefangen ist, gestaltet. Hier ist es allein die Kunst,

die als Führerin und Wegbahnerin der Religion das über das Menschliche Hinausgehen ahnend erfährt, und der Begriff des Opfers sich aus der Versöhnungsgabe zur erlösenden Liebestat wandelt. Die neuerklimmene Höhe öffnet das Tor neuer Frage! Ist in dem Alleinen alles, so ist in ihm Gut und Böse. Sittliche Forderung aber verlangt Antwort, welchen der beiden großen Gewalten, Altruismus und Egoismus, der Mensch folgen soll. Das aber ist der vierte Satz dieser Gottes-symphonie Ludwig Fahrenkrogs, und er trägt den Namen „Dschain Mahavira“. Er ist das Lied der suchenden, sehrenden, nach Erkenntnis drängenden Menschenseele. Wir wandeln durch die Gefilde Indiens, steigen auf zu den ewig schneebedeckten Häuptern der Mütter, durchleben die Wandlung zum Innern, die Lösung vom Weltsein, die Strahlung der Liebeskraft, die Fesselung der Schlingen der Welt, hier lichtverklärt, dort glutverbunden, und stehen am Ende doch vor der ewig hangen Frage: Was ist erreicht? Die Symphonie, die sich immer mehr und mehr in lichtverklärte Höhen verliert, läßt aber schon die Töne erklingen, die wie Heimatlänge sind, so daß wir in Ungeduld der kommenden Bände warten: „Der gepopferte Gott“ und den Aufschwung der Symphonie zur harmonischen Krone in den beiden Schlußbänden erkennen.

Nur ein Deutscher kann ein solches Werk schaffen; das ist ein zuversichtliches Wissen, ist ein Licht im Schneegestöber der Winternacht, das führend und leuchtend zur Höhe weist, das unserer Volkheit den Spiegel vorhält, das sie zu den unversieglichen Quellen ihrer Kraft zurückführt; denn eine Seele lebt im Ganzen, sie erkennen, ist das Glück. So fühlen wir Ludwig Fahrenkrog als den Unfern, dem wir nahe sein sollten, wenn unser Herz an die Himmelstore pocht, denn er gilt es, von dem Goethes Wort gilt:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,  
Als daß sich Gottnatur ihm offenbare,  
Wie sie das Feste läßt zu Geist verfließen,  
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Dr. W. A. Krannhals

## Auguste Supper

Nachklang zu ihrem 60. Geburtstag

Auguste Supper, die 60jährige, ist weit über die Grenzen ihrer engeren schwäbischen Heimat hinaus bekannt geworden; ihr Schaffen wird in immer weiteren Kreisen als wertvolle Erscheinung unseres zeitgenössischen deutschen Schrifttums anerkannt. Dies ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß ein kerngesund, von inneren Werten lebendes und solche vermittelndes dichterisches Werk auch heutzutage sich durchzusetzen vermag, wo spielerische Geistesakrobatik und „formvollendete“ Stil-Eleganz gemeinhin höher gelten, jedenfalls aber größeren äußeren Erfolg haben als naturnahe Frische und stilles Gottsuchertum.

Das schwäbisch-alemannische Volkstum, aus dem Auguste Supper hervorgegangen, zu dem sie sich mit dem leidenschaftlichen Nachdruck eines ganzen Lebenswerkes bekennt, zeichnet sich dadurch aus, daß in ihm die zersinkenden und nivellierenden Einflüsse der modernen Großstadt-zivilisation sich noch nicht so tief eingefressen haben. Eine gewisse patriarchalische Tradition ist noch lebendig, besonders im Bauerntum, das von je zähe am überkommenen Kulturgut festhält, sich nicht so rasch von allen möglichen „Errungenschaften der Neuzeit“ einfangen läßt, mit dickköpfigem Mißtrauen freilich manchmal auch gesunden Neuerungen entgegentritt.

Neben dem oberchwäbischen Land ist es im Bereich alemannischer Erde besonders der Schwarzwald, wo solch alteingesessenes, kerniges Bauerntum noch lebt: fest verwurzelt in der Scholle, arbeitsam, nüchtern und doch auch veronnener Grübele, ja gelegentlicher Schwär-

merei nicht abhold, was sich besonders in seiner Religiosität ausdrückt, in der sich alttestamentliche Herbeheit und apokalyptische Jenseitigkeit seltsam mischen. Die Dichterin dieser Schwarzwaldbauern ist Auguste Supper.

Schon einmal gab es eine Zeit der „Literaturfähigkeit“ dieser Bergwelt: als Berthold Auerbach mit seinem „Barfüßler“ und anderen rührenden Sachen (doch sei ihm sein „Diethelm von Buchenberg“ unvergessen!) die deutschen Leser eroberte. Auerbach ist heute „erledigt“: die unwahre Sentimentalität seiner Personen stößt uns ab. Wie so ganz anders gestaltet die Supper ihre Bauern und Bäuerinnen: in ihrer ungeschlachten Schwerfälligkeit, ihrer schlau-pfiffigen Nüchternheit, die Geld und Gut nach echt bäuerlicher Weise gebührend einschätzt, in ihrer handfesten, morrigen Frömmigkeit. Erstaunlich unsentimental kann die Dichterin sein. So sind diese Menschen des Schwarzwalbs, so leben und sterben sie. Ohne Schönfärberei schildert die Dichterin auch das Harte, Verbe, Unschöne, Rohe des dörflichen Lebens, freilich auch mit Genugtuung manche versteckte Schönheit aufzeigend, die ihre gütige Warmherzigkeit hinter den Masken von Grobheit und Plumpheit entdeckt. Denn hier ist das Land der Originale, der verschrobenen Räuze, und ihnen gehört die besondere Liebe der Dichterin: den Schaffirten, die dem Weltenrätsel oft näher als mancher Pfarrer, den Wunderdoktoren und „Hexen“, die badern und in Sympathieturen machen, den Dorfclumpen, die ein Schicksal aus der Bahn geworfen, den Mühseligen und Beladenen auch, die unter den Lasten des Alltags doch nicht lapitulieren.

„Dahinten bei uns“ und „Leut“ nannte sie ihre beiden ersten Geschichtenbücher, in denen uns diese bäuerliche Umwelt am anschaulichsten und schönsten entgegentritt, in denen auch schon die ganz persönliche Note der Künstlerin deutlich zum Ausdruck kommt, wie sie sich auch in allen folgenden Büchern in erfreulichster Weise offenbart. Will man die Grundzüge ihres Schaffens herausarbeiten, so möchte man formulieren: Frömmigkeit und Humor bestimmen ihr Werk. Vielleicht verblüfft diese Verbindung zweier anscheinend heterogener Stimmungen, aber sie entspricht durchaus dem Charakter schwäbisch-alemannischen Volkstums. In seinen Künstlern spiegelt sich ein Volkstum am reinsten, und da mögen wohl Namen wie J. P. Hebel, Justinus Kerner, Eduard Mörike, Friedrich Theodor Vischer für die Richtigkeit obiger Behauptung zeugen.

Die Gefühlswelt der Schwarzwaldbauern selbst ist, wie schon angedeutet, stark religiös gefärbt. Bodenständiges Bauerntum ist immer „fromm“: abhängig in seiner Existenz von den allwirkenden Naturgewalten, entwickelt es eine stark mit Aberglauben durchsetzte Naturmythik, die von selbst ins Religiöse übergeht und sich der Formen und Formeln der überlieferten, geliebten christlichen Religion, in unserem Falle pietistisch gefärbten Luthertums, bedient. Wetter und Wind, Waldesrauschen und Sterngefunkel sind dem Bauer, wenn auch wohl meist unbewußt, mehr als meteorologische und astronomische Angelegenheiten, denn sie bedeuten ihm Schicksal. Und so ist ihm Religiosität, Frömmigkeit, d. h. Bejahung und Unterordnung unter übernatürliche Gewalten, Halt und Stütze in einem Leben voller Arbeit, ist geradezu ein Grundelement, ein Stilprinzip sozusagen, seiner Existenz.

Mit der glänzenden Beobachtungsgabe und dem ausgesprochenen Talent der Charaktergestaltung, die Auguste Supper auszeichnen, geht sie diesen Regungen, diesen Unterwürfigkeiten und Aufbäumungen bäuerlicher Religiosität nach — „longenial“ sozusagen in ihrer eigenen Neigung zu religiöser Auffassung und Durchbringung des Geschehens. So ist es wohl auch kein Zufall, daß ihre Kunst am meisten triumphiert, wenn sie Sterbeszenen gestaltet: Der Tod als Sinn frommen Lebens, als unerbittlicher Richter, als Prüfer des Charakters — das war ja noch immer einer der laudendsten Vorwürfe zu künstlerischer Gestaltung. Welch eine Wucht liegt z. B. gleich in der ersten Erzählung ihres ersten Buches „Wie d'r Adam starb“! Und kein schöneres Stück weiß ich unter den vielen köstlichen Gaben ihrer Kunst als „Vater und Sohn“, wo, in unerhörter Knappheit, herausgemeißelt, das Erdßchen eines armfälligen Tagelöhnerdaseins uns

aufs tiefste erschüttert, wo mit ein paar herben Strichen nicht nur ein Einzelleben, sondern eine ganze Welt dörflichen Seins umrissen wird.

In allen möglichen Situationen und Stimmungen führt uns die Dichterin ihre Bauern vor in der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere. Es ist ihre besondere Kunst, mit ein paar kräftigen Linien Menschen und Schicksale zu gestalten, so daß sie lebhaftig und klar vor uns stehen. Rein Zufall auch, daß sich die Dichterin so gerne der Maste von Pfarrern, Lehrern und Landärzten bedient, um durch deren Mund die Wahrscheinlichkeit und Eindringlichkeit ihrer Beobachtungen und Erkenntnisse sich bestätigen zu lassen. Denn Pfarrer, Lehrer und Ärzte sehen den Bauern am tiefsten ins Herz, ihnen erschließt sich am ehesten die Seele dieses trürrigen und trürrigen Volkes. Welch eine Köstlichkeit ist z. B. die Erzählung „Die neue Methode“! Da kommt ein Dilar, ein jugendlicher Feuergeist, auf eine Schwarzwaldstelle, findet natürlich von der erhabenen und gelehrten Höhe seiner „Stifts“-Psychologie aus alles reformbedürftig, allem zuvor seinen alten milden Pfarrherrn; er will „durchgreifen“ in seinem seelengerichteten Eifer, der wohl echt und schön ist, aber kein Augenmaß kennt, und erhält nun vom Schicksal die niedrigste Lektion: daß es gelernt sein will, Schwarzwaldbauern anzufassen, daß hier ein Seelsorger sich einzufügen hat in einen gewissen patriarchalischen Gang der Dinge, will er überhaupt an die Seelen dieser Menschen herantommen. Auch der Roman „Lehrzeit“ betrachtet dörfliches Leben aus der Pfarrhausperspektive. Da schildert eine Pfarrfrau in Tagebuchform ihre zerfallende und sich wieder zusammenfügende Ehe, aber aus dem Mosaik dieser privaten Erlebnisse erstieht vor uns ein überaus lebendiges, klug und klar geschautes und von fraulicher Güte durchleuchtetes Bild des ganzen Dorfes mit einem Gewimmel von eigenwilligen Figuren.

Auch in den anderen Romanen „Die Mühle im kalten Grunde“ und „Der Herrensohn“ zerflattert mitunter die Handlung, aber dafür werden wir reichlich entschädigt durch die glänzende Wertergabe der Umwelt sowohl wie durch die problembefruchtete Inbrunst der Darstellung.

Am schönsten spiegelt sich das Künstlertum dieser wahrhaft zum Wort berufenen Frau in ihrem letzten großen Werke, dem „Hölzernen Schiffelein“. Wundervoll, wie hier, wieder im Rahmen dörflicher und pfarrhauslicher Umwelt, das Schicksal zweier Menschen, Chaos und Läuterung, mit den Mitteln einer adeligen, reifen Erzählkunst gestaltet wird! Alle guten Geister dichterischer Eingebung umspielen diese Geschichte von Forstmeisters Eva, dem Findelkind aus Battenland, und Pfarrers Heinz, dem gediegenen Sproß alter gelehrter Familie.

In diesem Werke wie auch in sehr vielen ihrer kleineren Erzählungen (vgl. die Novellenbände „Holunderduft“, „Der Weg nach Dingsda“, „Der Mann im Zug“) tritt nun der religiöse Grundzug ihres Schaffens in einer ganz bestimmten Färbung auf. Vielleicht geht man nicht fehl in der Annahme, daß die liebevolle Vertiefung in bäuerliches Sein, die ständige Beschäftigung mit der religiösen Vorstellungswelt naturnaher Menschen eine schon in der Dichterin schlummernde Anlage verstärkt hat: wir finden nämlich in ihrem Werke eine besondere Vorliebe für jene Dinge, die wir, verwaschen genug, mit „okkult“ zu bezeichnen pflegen. Gerade in den religiösen Vorstellungen des Bauern vermischen sich ja unauslösllich Glaube und Aberglaube — aber in vielem, was der „Gebildete“ als Aberglauben ablehnt, ist doch — wer wagt das zu leugnen? — ein Stück, ein Abglanz jener Geheimnisse lebendig und offenbar, an die sich die offizielle Wissenschaft eben erst herantastet. „Ich danke jedem, der Himmelreich und Erdenreich ein Schrittlein näher zueinander bringt. Wir sind ja doch alle Amphibien“, läßt Auguste Supper einmal einen strafverletzten Förster sagen, der dahinten in seinen Wäldern Sinn und Geheiß des Lebens nähertkommt.

Es gehört zum Reizvollsten im Schaffen der Auguste Supper, daß sich ihre ausgeprägte Religiosität mit feinem Humor paart, der so volkhaft und volkstümlich echt ist wie die „dunkle Seite ihrer schöpferischen Gabe. Hat nicht das „Volk“ angst vor dem Teufel, den es noch wahrhaftig, geschwänzt und gehöhrt, umgehen sieht — liebt es nicht dennoch, ihn zu foppen? Ist nicht alle Sage grotesk gemischt aus unheimlichem Spuk und derschrohem Schnurrantentum?!

Auch unsere Dichterin, diese typische Vertreterin, diese Ränderin und Deuterin schwäbischen Bauerntums, hat diesen seltenen, aus dem Herzen quellenden volkstümlichen Humor. Herrlich verträgt sich das mit ihrer Frömmigkeit, die so gar nichts konfessionell oder dogmatisch Gebundenes oder gar Salbungsvolles an sich hat. Gerade salbungsvoller Korrektheit und dogmatischer Engstirnigkeit geht sie energisch zu Leibe. Wie tief demütigt sie diesen selbstgerechten Pfarrer Roserosch in „Lehrzeit“; wie schelmisch führt sie etwa Mudertum ab in „Sein Damastus“! Achtung und Liebe empfindet sie für alle frommen Naturen, wenn ihr oberstes Gesetz edle und hilfobereite Menschlichkeit ist — Achtung auch vor einer gewissen Hölzernheit des Glaubens, wie sie sich gerade in altwürttembergischem Pietismus mitunter auswirkt, denn sie weiß, wie oft hinter scheinbarer Nüchternheit und Kälte der Funke idealistischer Warmherzigkeit glimmt. Aber ihr Haß gilt aller falschen Frömmigkeit, die mit krachledernem Starrsinn auf Buchstabe und Formel verfallen ist ohne den Geist wahrer nächstenliebender Tatbereitschaft. Ihr ist der Vagabund, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, lieber als der tadellose „Ehrenmann“, der nur die Krawatte auf dem rechten Fleck hat! Solche Reize erlebte sie mit der Waffe ihres bisweilen wahrhaft göttlichen Humors, der in allen Schattierungen spielt. Ich führe als Beispiele an: „Die Wunderkur“, „Der Heß und sein Buch“, „Strafversetzt“, „Der Berlumpte“, „Johannes Nepolds Vermächtnis“.

Es fehlte ein wesentlicher Zug im Bilde der Dichterin, gedächten wir nicht noch besonders ihrer ausgesprochenen Liebe zur Kreatur. In wie vielen Geschichten treten etwa Hunde und Pferde, als „Nebenpersonen“ sozusagen, auf, als treue Kameraden der Menschen, die ihren Sinn haben in Gottes Weltentwurf. Die Stellung des Menschen zu den Tieren ist eine Charakterprobe — doppelt lieben müssen wir die Dichterin, die mit solcher Inbrunst die Kreatur umfaßt. — — —

Viel schönes und adeliges Dichtertum kam schon aus Schwabenland. Abhold der Phrase, ohne Ehrgeiz, den Kunstlärm unserer Tage zu überschreien, für sich einnehmend und werbend durch die inneren Werte ihres Schaffens: so gehen auch die heutigen schwäbischen Dichter und Dichterrinnen unbeirrt ihren Weg. Vielleicht — es ist ja viel verbotenes und verbotenes Blut in Schwaben — ist es ihnen nicht gegeben, „Stimme der Zeit“ zu sein, was man oft als Aufgabe des Künstlers bezeichnet. Aber ist das Gesetz der Kunst nicht schöner erfüllt, wenn die Dichter sich bemühen, Stimme der Ewigkeit zu sein?

Dr. Carl Fuß (Essen)

## Paul Friedrich

Zum 50. Geburtstag

Prof. Georg Wehrung hat einmal in einem geistvollen Aufsätze, anknüpfend an R. Eucken, von der Bedeutung des „Werkes“ im Leben des geistig Schaffenden gesprochen: „Das Streben und der Aufstieg zum Werk ist ein Ringen um die Weiterbildung, Befestigung und Vollenbung des eigenen Wesens. Als Werk kann nur anerkannt werden, was aus der geistigen Selbsterhaltung entspringt, was durchaus und durchweg auf unsere Selbsttätigkeit gegründet ist...“

Wenn wir von dieser Seite aus an den Dichter, Kulturkritiker und Literaturhistoriker Paul Friedrich herantreten, der am 2. Oktober seinen 50. Geburtstag feiert, so müssen wir es bedauern, daß nicht sein ganzes Werk Gemeingut unseres Volkes geworden ist, sondern daß er nur mit seinen letzten Werken, dem Grabbe-Roman und den Novellen „Ewige Mächte“, tiefer in das literarische Leben der Gegenwart eingegriffen hat. Dabei soll nicht gesagt sein, daß die früheren Dichtungen Paul Friedrichs belangloser gewesen seien. Der Mann, der den „Kampf um den neuen Menschen“ führte, wußte uns immer auf allen literarischen Gebieten Eigenes zu sagen. Aber die „Zugheringsherde“, um ein Wort Jean Pauls zu gebrauchen, plätscherte in seinen

Literaturtumpeln. Der Mann, der mit Huttenischem Mut harte Hiebe gegen literarische Giftmischer männlich austeilte, der mit Klopstockischem Deutschtum und Schillerischem Idealismus gegen den seelenlosen Maschinismus zu Felde zog, um eine „deutsche Wiedergeburt“ zu bringen, ein solcher Mann wurde in eine Abseitsstellung gedrängt, und sein Werk, das Sammlung im höchsten Sinne und reinste ethische Kultur wollte, blieb in seinem Feinsten nur wenigen bekannt.

In seinem Buche „Deutsche Renaissance“ (1911), einem Werke, in dem auf jeder Seite enggedackter Reichtum zu finden ist, lesen wir: Wir stehen an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts. Das letztverflossene hat uns auf technischem und industriellem Gebiet neue staunenswerte Erfolge gebracht; es hat eigentlich die letzten Konsequenzen des Maschinenzeitalters gezogen... Man hat ein großes Geschrei um die Wettflüge der Aeronauteu gemacht. Daß auch sie nicht den Mond vom Himmel holten, war an sich ganz natürlich; aber daß auch auf diesen Gebieten ein Rückschlag eintreten wird, ist ganz selbstverständlich.

Nein, es ist nicht selbstverständlich gewesen, und Paul Friedrich ruft es in einem Gedicht an den Ozeanflieger Lindbergh (Ausgew. Gedichte 1927) selbst aus. Wir sind nicht voran gekommen. Alle, die eine tiefe Sehnsucht nach einem „heimlichen Deutschland“ in sich tragen, stehen betrübt vor der Tatsache: Wir, alle die Sehrenden und Suchenden, sind eine kleine stille Gemeinde geworden. Der Bizeps triumphiert; das pöbelhafte Geschrei, das heute jeden „Star“, jeden „Retorbläuser“ zu einem „Matabor der Kultur“ machen möchte, betäubt jede feine Seele. Denn daß man jedem Aviatiker Denksteine errichtet und Ehrungen entgegenbringt, wie sie einem Dichter, Musiker, Maler, Gelehrten nie zuteil wurden, ist ein Abstieg unserer Kultur.

In diese Zeit des erschütterndsten Zusammenbruchs der Ethik, des wildtriumphierenden Materialismus, fällt Paul Friedrichs 50. Geburtstag, der uns zur Selbstbefinnung über diesen Dichter zwingt, weil er, ein Einsamer, für deutsche sittliche Ideale Jahrzehntelang gekämpft hat, Pfadsucher für edles Menschentum.

\* \* \*

Wer die dichterische Entwicklung von Paul Friedrich verfolgt, wird immer ernste und schwere Töne vernehmen. Der am 2. Oktober 1877 in Weimar geborene Dichter, Sohn des bekannten Malers und Illustrators Woldemar Friedrich, der u. a. das Reichsgericht und die Buchhändlerbörse in Leipzig schmückte und ein wundervolles Bild der „Heiligen Elisabeth“ schuf, später als Professor an der Akademie der Künste in Berlin 1910 starb, empfing aus seiner thüringischen Umgebung, aus Weimar im tiefsymbolischen Sinne, die reichsten Anregungen. Schiller ist ihm noch in späten Jahren der große Erzieher zu sittlicher Stärke und edelstem Mannestum gewesen. In Berlin legte der junge Studiosus der Musik, der dann später umfassendste geschichtliche und philosophische Studien trieb, den Grund zu einer Bildung im allerhöchsten Sinne des Wortes, die seinen Schriften und Arbeiten auf diesem Gebiet kräftiges Mark geben. Gedichte („Sonnenblumen“) erscheinen, in denen Gedanke und Wort sich oft ganz durchdringen und frühe Selbständigkeit verraten. Ein religions-philosophisches Epos, „Christus“, folgt, von Adelbert von Hanstein wegen seiner Tiefe warm begrüßt. 1901 wird von der Berliner Fintenschaft die Trilogie „Napoleon“ mit größtem Beifall vorgelesen. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses lebhaft und eigenartige Jugendwerk nicht zur Aufführung gelangte. Wer Büchner und Grabbe kennt, weiß, daß der sehr temperamentvolle Dichter tiefe Studien getrieben hat. Diese drei Jugendwerke geben den Grundakkord, der durch das ganze weitere Schaffen Friedrichs hell und stark klingt.

Bermann Löns schrieb einmal recht bitter, daß es ihm bei seinem Feuilletonschreiben recht „gut“ ginge; aber daß es ihm furchtbar sei, wenn große und schöne Stoffe, ausgereift, nach Form schrien. Diese Fronarbeit hat auch dem Dichter Paul Friedrich günstige Stunden des Schaffens geraubt, und er konnte, in der ihm verhassten Großstadt, mit Lienhard der Berliner

Jahre erbittert ausrufen: „Da draußen war ich ein stolzer Sohn meiner Wälder und Berge, hier frone ich um Lumpenlohn im Gewimmel der Zwerge.“ Wenn er noch heute schreibt: „Armes Deutschland und arme deutsche Schöpfer, die ihre Worte in eine eckolose Pöbelwüste senden“, so könnte dies Bekenntnis auch schon vor 20 Jahren ausgesprochen sein, da es den Schmerz des Dichters ausdrückt, der wegen seines Alltagswerks nicht zur schöpferischen Gestaltung kommen konnte. Der immer Tätige gibt 1903 bei Pierson die Monatschrift „Hochland“ heraus. Ein Jahr später beginnt sein Kampf gegen die „Moderne“ in einem wichtigen Büchlein, „Der Kampf um den neuen Menschen“, dem Rudolf Eucken und Oskar Weiskopf sehr sympathische Besprechungen brachten, während Joseph Etklinger schrieb: „Er schlug die Tische und Stühle tot, die Vögel litten große Not.“ Mit welchem Gedankenreichtum stürmte dieser Dichter ins Leben! Heilige Begeisterung dieser Jugend, die ganz im Idealismus wurzelte, Pläne-Machen, Suchen und Kämpfen!

Alle drei oben angedeuteten Richtungen finden sich in der Gegenwart wieder: Der Lyriker gibt weiter heraus „Im Lebenssturm“, „Tiefe Feuer“, „Irion“, die alle den Stempel ur-eigenster Persönlichkeit tragen und alle eine tiefe und reiche Erkenntnis der Werte des Lebens aufweisen. Das letzte Werk erschien 1919 und die gegenwärtig vorliegenden „Ausgewählten Gedichte“ lassen die ganze Innerlichkeit Friedrichs erkennen, der nicht nur manch harten Federkrieg ausfocht, sondern auch, aus Seelenwunden blutend, schmerzvolles Leid mit tiefer Sehnsucht nach seiner Kinderheimat klagt; ein wehes Schluchzen oft:

„Wie kalt der Wind im wellen Laube pfeift,  
Die Floden ziehen Schleier um mich her,  
Vergebens meine Sehnsucht nach dir greift —  
Du kleiner Falter gautelst niemals mehr.  
Zerfallen, mit zerriss'nem, staubigem Flügel  
Schläfst du den langen Schlaf. Ruh' sanft, mein Kind!  
Novemberfloden schneien auf den Hügel —  
Die Nacht ist lang und eifig weht der Wind . . .“

Oder:

„Es war ein grauer Tag. Der Regen rann.  
Ans Fenster schlug der Baum mit nassen Zweigen —  
Wir saßen beide stumm in tiefem Schweigen,  
Und keines brach der Dämmerstunde Bann.

Und als dein Mund zu reden dann begann,  
Da sah ich dich dein liebes Köpfcchen neigen.  
Du mochtest mir den tiefen Schmerz nicht zeigen,  
Der iäh die Herrschaft über dich gewann.

In wehen, dumpfen, zitternden Akkorden  
Erklang die Laute, die der Schmerz berührte,  
Und klagte, daß es in dir Nacht geworden . . .

Da fühlt' ich, wie das Mitleid in mir spürte  
Gewaltig neu die Flamme meiner Liebe,  
Und wie ich in mir alte Wunden spürte.“ —

Aber diese Schmerzen Friedrichs sehen wir ein Wort Lienhards: „Über manche Kämpfe gibt es keine Aussprache, auch nicht zum besten Freunde. Sie sind so zarten Gespinnstes, daß keine Sprache dafür ausreicht.“ —



Auch der Dramatiker hat sich fortgebildet: dem „Napoleon“ der Frühzeit folgten bis 1910 die Werke „Prometheus“, „Das dritte Reich“, „Heinrichs Ordnung“ (im Harzer Bergtheater erfolgreich aufgeführt, wie auch das vorhergenannte Werk, ein Nietzsche-Drama, ganz Nietzsches Geist atmend, einen starken inneren Erfolg hatte), zuletzt „Odysseus“. Es würde hier zu weit führen, auch diese Tätigkeit des Dramatikers eingehend zu würdigen, wie auch die nimmermüde Arbeit des Herausgebers wichtiger Werke, z. B. Grabbes. Wir wollen nur noch ein Doppeltes betrachten, den Kulturkritiker und den Romanschriftsteller.

Hatte Paul Friedrich in seiner Studie „Der Fall Hebbel“ vor einer starken Hebbelüberschätzung gewarnt und sich als durchaus einsichtsvoller tiefschürfender Kritiker erwiesen, war er in dem Buch „Schiller und der Neuidealismus“ (1909) als Herold deutscher sittlicher Kultur aufgetreten (Schiller, der, wie Eugen Kühnemann trefflich bemerkte, nicht nur ein Dichter der Jugend, sondern erst recht ein Erzieher zum reifen Mannesstume sei), so brachten doch erst die beiden Bände „Deutsche Renaissance“ (1911) und das Buch über Paul de Lagarde (1912) das tiefste Bekenntnis des Dichters zu den höchsten ethischen Fragen der Gegenwart. Es ist ein grundernstes Buch, was die deutsche Wiedergeburt will. Mit blühblanker Waffe kämpft er gegen alles Undeutsche an, gegen Modesensation mit aller unpersönlichen Verwaschenheit, gegen jeden zähen Sumpf ohne inneren Willen zur Vergeistigung. Man merkt überall den Kampf um den neuen Menschen, um den Menschen voll Innerlichkeit, Gewissen und reinsten Seele. Er zeichnet mit straffer fester Hand den Weg, der uns aus dieser Kulturzerfahrenheit herausführt, die in letzter Linie nur Schäden der modernen Amerikanisierung sind. (Vgl. „Der Tod der Weltstadt“, 1923). Er zieht in einer Reihe von Artikeln, von denen einige hier angeführt sein sollen, gegen jeden faulen Literaturzauber, den die heutige Großstadtpresse mit ihrem geistreichenden, aber oberflächlichen Feuilletonismus und Journalismus, ihrem Haschen nach immer neuen extravaganteren literarischen Sensationen, „deren Publikum beispielsweise in der Reichshauptstadt das kulturell jämmerliche und gesinnungslose Berlin W ist“, mutig, kenntnisreich und oft sehr witzig zu Felde, so in den Essays: „Die Gebildeten und die Kunst“, „Die Problematischen“, „Hebbels und Wagners Frauengestalten“, „Deutschlands Kulturaufgaben“, „Der Wille zur Freiheit“, „Vom Geist unserer Zeit“ und anderen Aufsätzen.

Und wenn er bemerkt, nachdem er das Klassikerunwesen, d. h. die in gold gebundenen „Klassiker“ rügt und dabei schreibt: „So gibt es heute viele, die Gerhart Hauptmann den jüngsten deutschen Klassiker nennen“, — so erkennen wir aus diesen Zeilen seine Stellung zu dem überhöhten Hauptmann ganz genau.

Friedrichs Sehnsucht ist ein neues geistiges Führertum aus deutschem Geist; gegen den schamlosen Materialismus, den etelhaften Liberalismus mit seiner bewußten Artzerfegung, gegen den blöden und ungeistigen Amerikanismus. Kein „Zurück nach Weimar“, sondern ein „Hinauf in eine neue deutsche Kulturgemeinschaft mit neuer Heimatinnigkeit“, großer Ehrfurcht vor dem ewigen Deutschland der Minnesänger und Kaiser, der Reformation und des großen Alt-Preußentums (Friedrich der Große und Kant, Fichte, Schiller, Kleist und Grabbe, Hebbel, Lagarde, Wagner und Nietzsche). Gewiß ist er Traditionalist. Aber nicht Reaktionär. Er ist Vorläufer hoffentlicher Nationalerstarbung und dadurch eine Brücke zu Artur Moeller van den Bruck ersehntem „Dritten Reich“.

Und damit wollen wir von dem alten ritterlichen Kämpfer mit echtem Händedruck zu seinem Geburtstag Abschied nehmen, mit einem ehrlichen „Glückauf“ im Leben und dichterischen Schaffen. Er hat in den letzten Jahren durch seinen unvergesslichen Dichter-Roman „Grabbe“, der zu den wenig großen Büchern der Gegenwart gehört, höchste Anerkennung gefunden, wie auch seine Künstlernovellen „Ewige Mächte“ zu den wenigen Büchern gehören, die man als äußerst gehaltvoll in seiner Bibliothek nicht missen möchte. Wer bisher von Friedrichs größeren Werken nichts las, wird immer zu diesen wertvollen Büchern ein inneres Verhältnis finden müssen, sofern er ein geistiger Mensch ist.

Dr. W. E. Gierke

# Philosophische Bücher

In einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift (s. Januarheft 1922, S. 282 ff.) haben wir von der „metaphysischen Erneuerung in der Philosophie der Gegenwart“ gehandelt und die Lärmerleier damals vor allem auf eine Schrift von Peter Wust hingewiesen, welche den so sehr bezeichnenden Titel „Die Auferstehung der Metaphysik“ führte und auch in ihrem Inhalt symptomatisch war für gewisse nach dem Weltkrieg neu aufkeimende und der Philosophie frisches Leben zuführende Strömungen des Denkens. Jene Schrift bestand im wesentlichen aus einem kritischen, mit leidenschaftlichem Betennermut geführten Waffengang mit den Hauptvertretern der zeitgenössischen Schulphilosophie und suchte sich dadurch einen Weg zu bahnen aus den ausgefahrenen Gleisen überlieferten und alt gewordenen Denkens aufs freie Feld der vielgeschmähten und so oft schon zu Tode bewiesenen und totgegaubten Metaphysik. Nunmehr hat uns der Verfasser jenes vortrefflichen philosophischen Erstlings ein neues Werk beschenkt, das recht eigentlich dem Aufbau seiner eigenen Gedankenwelt gewidmet ist und die früher nur leise angeschlagenen Töne zu kräftigeren Akkorden zusammenfaßt. „Naivität und Pietät“ (Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1925) ist, wie wir aus dem Vorwort erfahren, das erste präluzierende Stück einer großangelegten Metaphysik des Geistes, deren Kernstück die „Dialektik des Geistes“ und deren Ausklang die „Philosophie des Diabolischen“ bilden werden.

In schönen und sinnvollen, aus tiefem Erleben geborenen Analysen entwickelt Wust das metaphysische Doppelphänomen von Naivität und Pietät, das gleichsam nur eine von den vielen Straßen darstellt, die in das weite Reich der metaphysischen Zentralprobleme hineinführen. Wie eine Schlingrose windet es sich am metaphysischen Stamm empor und führt alsbald in die Tiefe der Probleme hinab: die Stellung des Menschen als des personalen Geistes in der Mitte zwischen dem dumpfen Erlebensreich der Natur und dem göttlichen Allgeist; das rätselhafte Aufblitzen des Geistes aus dem Reich der unbewußten Natur; die Bedeutung des Bewußtseins, die Rolle des Intellekts im Zusammenhang der Erkenntnisfunktionen; das Verhältnis von Natur und Geist; das mit Rätseln verwobene Problem der Individuation oder des Heraustretens des Individuums aus der Alleinheit; die metaphysischen Urgesetze von der Kohärenz des Seins und vom Prinzip der Besonderung; schließlich geschichtsmetaphysische Fragen, wie Fortschrittsbewegung und Kreislauf des Geschehens. Es sind also, wie wir sehen, die dem Menschengeist von alters her aufgegebenen und immer wieder den Forschertrieb anregenden philosophischen Urprobleme, die der Verfasser sich von neuem stellt. Und wie alle echte Metaphysik aus dem platonischen Eros geboren wird, so mündet sie schließlich in eine Sphäre ein, die auf der Grenzschleibe von Glauben und Wissen liegt. So sind auch Wusts philosophische Spekulationen eingebettet in eine durchaus religiöse, von gläubiger Ehrfurcht erfüllte Geisteshaltung.

Noch näher als die Metaphysik steht die Mystik dem religiösen Gebiet. Sie ist eine Form des religiösen Erlebens, die ebenfalls häufig aus dem spekulativen Geist des theoretischen Bewußtseins erwächst und im gläubigen Erfassen und in der Hingabe der Seele an die Gottheit ihren Ruhepunkt findet. Eine sehr feine, innig beseelte und durch die persönliche Nähe zu ihrem Gegenstand ausgezeichnete Studie über „Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen“ hat Georg Mehlis veröffentlicht (Verlag F. Brudmann & Co., München 1926). Ausdrücklich erklärt der Verfasser im Vorwort, daß sein Buch nicht so sehr an die gelehrten Fachkreise als vielmehr an die gebildete Laienwelt gerichtet sei. Es handelt sich also nicht um ein mit gelehrtem Ballast beschwertes und mit dem Rüstzeug des wissenschaftlichen Begriffs ausgestattetes Werk, sondern um eine feinsinnige, aus echtem Mitschwingen der Seele heraus geborene Deutung der mystischen Phänomene. In einem mehr allgemein gehaltenen 1. Teil sucht Mehlis das Wesen der Mystik zu ergründen, ihren Geltungsbereich gegenüber den anderen Kultursphären und Lebensbezügen abzusteden und ihre Stellung im ganzen der philosophischen Disziplinen zu bestimmen. Hiernach ist die Mystik „eine Form des

religiösen Bewußtseins, in welcher die Überwindung der Trennung zwischen der irrationalen Gottheit und der reinen Seele schon in diesem Leben bis zur vollkommenen Wesensvereinigung ersehnt und gefordert wird“. Im weiteren Verlauf werden die geschichtlichen Höhepunkte des mystischen Denkens zur Darstellung gebracht, und besonders eingehend und liebevoll verweilt der Verfasser bei der religiösen Mystik, die er von ihren Anfängen im Griechentum und im frühen Christentum bis in die Gegenwart verfolgt und an einigen typischen Vertretern jeweils die besonderen Ausstrahlungen des mystischen Geistes uns lebendig macht. Am reinsten und schönsten tritt dieser in der herrlichen Gestalt Meister Eckharts in die Erscheinung, die recht eigentlich die Erfüllung der mystischen Sehnsucht aus den Tiefen des deutschen Geistes heraus bedeutet. Ein weiterer Abschnitt handelt von den philosophischen und metaphysischen Systemen, der zweiten Form des Kulturbewußtseins, in der die Mystik beheimatet ist. Den großen religiösen Mystikern, wie Plotin und Meister Eckhart, stellt Mehlis hier Philosophen wie Platon, Augustin und Schelling gegenüber, in deren Lehre das mystische Erlebnis ebenfalls Bedeutung gewonnen hat. Und schließlich führt der Verfasser seine Untersuchung auf das Gebiet der Kunst und zeigt uns an einigen Beispielen, wenn auch nur auswählend und andeutend, wie in Dichtung und Malerei das mystische Erlebnis zum Ausdruck drängt. Auch dieses Kapitel, das von erschöpfender Behandlung weit entfernt ist, enthält eine Fülle von feinen und sinnigen Anregungen, die für den weiteren Ausbau des Gegenstandes einmal fruchtbar werden können. Geradezu meisterhaft ist die Art und Weise, mit der uns Mehlis das mystische Erlebnis in der Malerei nahebringt, indem er Raffaels berühmtes Gemälde „Die Verkörperung Christi auf dem Berge Sabor“ und Correggios „Himmelfahrt Mariä“ in prachtvoller Sinndeutung an uns vorüberziehen läßt. Hier leistet das einführende Verstehen des ganz mit seinem Gegenstand eins gewordenen Deuteters mehr, als umständliche theoretische Erörterungen je zu leisten imstande wären. Leider hat uns Mehlis über diejenige Form der großen Kunst, die, wie er selbst sagt, der Mystik am nächsten steht, über die Musik, nichts mitgeteilt. Wir möchten wünschen, daß Mehlis' tiefempfundenen Wert recht vielen Lesern zum Erlebnis dessen würde, was er in so feiner Weise uns gedeutet und nahegebracht hat.

„Vom Wesen der Erkenntnis“ handelt eine zwar kurze, aber äußerst gehaltvolle Schrift des Greifswalder Philosophen Hans Nidler (Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1926). Unser Erkennen ist ein wagemutiges Vertrauen; nur wagend gewinnen wir Erkenntnis. Wir müssen uns der Gefahr des Irrtums aussetzen und mit unvollkommener Gewißheit vorlieb nehmen. Die Stufenfolge des Wissens durchläuft viele Grade, und erst auf der höchsten Stufe der vollbegründeten Gewißheit erreicht sie die Wahrheit. So führt uns der Verfasser von der Erfassung der Anschauungsgegenstände zur Erfahrungserkenntnis, dann zu den Leistungen des logischen Denkens, um schließlich vor dem Unergründlichen als dem Jenseitigen aller Erkenntnis Halt zu machen. Die vollendete Form der sprachlichen Darstellung, die in kurzen lapidaren Sätzen dahinschreitet und in wundervoll gebauten Antithesen die Gedanken durchscheinen läßt wie die runden Riesel in einem tiefen kristallklaren Bergsee, ist vor allem bewundernswert.

Schließlich machen wir noch auf die ausgezeichnete Ausgabe der Gesammelten Schriften von Wilhelm Dilthey aufmerksam, die neuerdings um zwei weitere Bände vermehrt worden ist und damit ihrem Abschluß entgegengeht. Wir haben bereits früher an dieser Stelle (s. Augustheft 1925, S. 445 ff.) Diltheys philosophisches Schaffen im allgemeinen und die bis dahin erschienenen Bände der Gesamtausgabe im besonderen eingehend gewürdigt und können bezüglich des Sachlichen auf unsere früheren Ausführungen verweisen. Nunmehr sind der schon lange erwartete 3. Band, der die „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes“, und der 7. Band, der den „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ enthält, neu hinzugekommen; jener ist von Paul Ritter, dieser von Bernhard Groethuisen in geradezu muster-gültiger Weise herausgegeben (Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1927). Es fehlt jetzt nur noch der 8. Band, der die Abhandlungen zur Weltanschauungslehre bringen wird.

Dilthey ist einer unserer hervorragendsten Historiker auf dem Gebiete der Philosophiegeschichte, die sich ihm zur allgemeinen Geistesgeschichte erweitert; seinem tiefdringenden historischen Blick, seiner seltenen Gabe, sich in große geistige Zusammenhänge und Persönlichkeiten in liebevollem Verstehen einzufühlen und sie uns in anschaulicher Bildhaftigkeit zu künden und zu deuten, verdanken wir wertvolle Überblicke und Analysen des deutschen Geisteslebens seit Renaissance und Reformation. Im 3. Band sehen wir den Historiker Dilthey auf der Höhe seines reifsten Schaffens. Von den drei großen Abhandlungen, die er enthält, ist der 1. „Leibniz und seinem Zeitalter“ gewidmet; der 2., den ich ganz besonders hervorheben möchte, behandelt „Friedrich den Großen und die deutsche Aufklärung“ und gehört sicherlich zum Besten, was über die Stellung und Bedeutung des großen Königs im Geistesleben seines Jahrhunderts geschrieben worden ist; der 3. hat ebenfalls das „Achtzehnte Jahrhundert und die geschichtliche Welt“ zum Gegenstand. Der 7. Band zeigt uns die systematische Seite dieses bedeutenden Gelehrten, bei dem sich die historische Erforschung der Vergangenheit stets wieder mit der philosophischen Besinnung über dieselbe verband und der in unermüdlichen, nie zum Abschluß geführten Untersuchungen das Wesen und die Methode der Geisteswissenschaften und der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt zu ergründen und ihren Eigencharakter gegenüber der so ganz anders gearteten Welt des mathematisch-naturwissenschaftlichen Denkens herauszuarbeiten versuchte. Das Kernstück dieses Bandes bildet die berühmte, schon 1910 veröffentlichte Abhandlung über den „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“, um die sich ergänzend eine Reihe bisher meist unveröffentlichter Studien, Skizzen und fragmentarischer Aufzeichnungen aus dem Nachlaß über dasselbe Thema gruppiert. Sie geben uns einen lebendigen Einblick in das tragische Ringen dieses Mannes mit einem Problem, das für die „Kritik der historischen Vernunft“ dasselbe leisten sollte wie Kants bahnbrechende Denkarbeit für die „Kritik der reinen Vernunft“, und an dem seine systematische Kraft schließlich erlahmte. Prof. Dr. Rudolf Meß

## Othmar Schoed

Ein schweizerischer Musikdramatiker

Der Name des schweizerischen Lyrikers Othmar Schoed (geb. 1886 in Brunnen am Vierwaldstätter See) hat seit Jahren auch in Deutschland guten Klang; die Schweiz erkennt in ihm heute ihren bedeutendsten Komponisten, vielleicht den einzigen, der über die Grenzen der Schweiz hinaus eine führende Stellung beanspruchen darf und berufen ist, in die Entwicklung einer musikalischen Gattung bestimmend einzugreifen: in die des Liedes. Während im allgemeinen das „textempfindliche“ Lied Hugo Wolfs in der Folgezeit durch Übertreibung der literarischen Tendenzen zum textmalerischen Klavierstück mit nebenhergehendem, oft in unsangbaren Intervallen herumtaumelndem Sprechgesang, ja zum Klavierstück mit bloßer Rezitation entartete, schlug Schoed mit dem Instinkt des geborenen Lyrikers die entgegengesetzte Richtung ein: er schuf eine Art Synthese des Schubert'schen und Wolf'schen Liedes. Er übernimmt von Wolf das Schwergewicht des Klavierparts, gibt ihm in seiner polyphonen Verästelung und phantasievoller harmonischer Durcharbeitung selbständige Werte; er übernimmt auch Wolfs Kunst der musikalischen Ausdeutung des Dichterwortes, der engen Anschmiegunge der Gesangslinie und der harmonischen Färbung an den Text; es ist ihm, wie Wolf, die Fähigkeit gegeben, für jeden seiner Dichter einen eigenen Ton, eine der Lebensstimmung des Dichters entsprechende Klangatmosphäre zu finden; dazu gibt er aber dem aus der Seele des Wortes herausgeborenen Gesang eine so lyrisch gesättigte und befreit schwebende Linie, daß er sich wieder dem Reiz, der Beschwingtheit, der Einmaligkeit der Schubert'schen Melodie annähert. Dabei ist aber Schoeds Lied so durchaus persönlich, hat es so sehr sein eigenes Gesicht, seinen eigenen

Ton, daß es — die Zahl der Schoedschen Lieder überschreitet das zweite Hundert — als eine neue und selbständige Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Liedes gefaßt werden muß.

Seit der erfolgreichen Uraufführung seiner Musik zu Kleists Tragödie „Penthesilea“ an der Dresdener Staatsoper (am 8. Januar 1927) findet auch Schoeds Schaffen für die Bühne vermehrte Beachtung. Verhältnismäßig spät, nachdem er schon eine große Zahl von Liedern, Chor- und Kammermusikwerken geschrieben hatte, wandte Schoed sich dem Theater zu. Zwei Gründe mögen das erklären: einmal drängte der Strom lyrischen Empfindens vorerst alle objektive Gestaltung zurück; die Überfülle dieses echten Musikerherzens mußte sich zuerst in einem Hundert von Jugendhelle überglänzter Lieder entladen. Dann aber fehlte Schoed der Unterbau für sein Musikdrama. Seine Musik, die durchaus Synthese, Linie, Ausdruck ist, stand im schärfsten Gegensatz zu der analytischen, illustrierenden Musik des entarteten Musikdramas, zu der Tuspentechneil der Impressionisten. Schoed knüpfte denn auch nicht an eine vorhandene Form an, sondern kam auf dem Umweg über die Lyrik zur Bühne und zu seiner musikdramatischen Form. Hingerissen von der in den Prosatext eingestreuten, echt goetheschen Lyrik ging Schoed an die Komposition des kleinen Schauspiels mit Gesang „Erwin und Amire“, das Goethe in den ersten Monaten des Jahres 1775, in den Tagen des jungen Liebesglüdes mit Elli Schönmann vollendet hatte und indem er gleichsam die kommende Entwicklung, seine Flucht von der Geliebten hinweg in die Schweiz (Sommer 1775), vorausgestaltete. Als Liederkomponist trat Schoed an die Aufgabe heran; ohne einen aussichtslosen Versuch zu machen, den Prosatext des kleinen Schauspiels in ein musikalisches Gewand zu zwängen, d. h. zu einem sich selbst genügenden, auf verstandesmäßige und sachliche Mitteilung beschränkten Dialog eine notwendigerweise überflüssige, besten Falles illustrierende, sicher aber die Verständlichkeit der Mitteilung störende Musik zu schreiben, hielt er sich an die goethesche Lyrik, in der sich die durch die Handlung erzeugten Gefühlsstörungen lösen. Aber unter der Hand wuchsen ihm diese Lieder zu Ariens aus: die musikalische Linie wurde größer, weiter, gefestigter; was sie an Intimität und Detailzeichnung einbüßte, gewann sie an Fluß, an rhythmischer Beschwingtheit. Aufs schönste offenbarte sich jetzt Schoeds Kunst der Individualisierung. Wie er in seinen Liedern für jeden seiner Dichter eine eigene Klangatmosphäre gefunden hatte, so traf er nun für jede seiner Personen einen individuellen Ton. Das Vorspiel, ein reizvolles Scherz voll köstlicher, rasch vorüberhuschender Einfälle, malt Amires Launen und Kaprißen, die Erwin zur Flucht in die Einsamkeit treiben; die verlassene Geliebte aber zeichnet Schoed mit Tönen schwerer müdiger Trauer, langen, von Liebe und Demut getragenen Linien. Für Erwin findet er den echten Wertherton: heiß, unruhig, stürmisch zwischen überschäumender Leidenschaft und tiefem Verzagen auf- und abtrettend. Bernardo endlich, der die getrennten Liebenden wieder zusammenführt, ist als humorvoll überlegene, echt männliche und kraftvolle Persönlichkeit gezeichnet durch kernig dunkeln Ton und prägnante, munter fließende Rhythmen. In einem großen Schlusssatz vereint Schoed die drei Stimmen zu einem breit und reich dahinströmenden Stück Musik, das beweist, daß ihm auch die von der Bühne geforderten größeren Formen nicht versagt sind. Eine besondere Note erhält das kleine Werk noch durch das tiefe Naturgefühl, das sich hier wie in den Liedern des in der wundervollen Gebirgslandschaft des Vierwaldstätter Sees aufgewachsenen Schweizers ausspricht; ein erquickender Hauch, wie aus einer von Gewittern erfrischten Walbesdämmerung und Wiesenlichtung durchströmt es, so besonders das von Sonnenstille erhellt und von Vogelwitzchern erfüllte Intermezzo (für Orchester). — Schoeds Bühnenerstling fand, trotz der „Unzeitgemäßheit“ seines Wertherschen Textbuches bei der Uraufführung in Zürich (November 1916), wie bei der deutschen Erstaufführung an der Goethegattung des Jahres 1921 im Landestheater in Weimar und in verschiedenen andern Theater- und Konzertaufführungen ungeteilten Beifall.

Damit hatte Schoed den Weg zur Bühne gefunden. Er griff nun zunächst eine Komödie Holbergs, des dänischen Molière auf, den „Don Ranudo de Colibrados“, der, 1723 entstanden,

in der Bearbeitung Kozebues schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich einer gewissen Popularität erfreut hatte. Bei Holberg ein ziemlich robustes Lustspielmotiv: Don Kanudo ist ein ebenso lächerlich hochmütiger wie kläglich in Armut und Moder lebender spanischer Grande, der seine Tochter einem reichen, aber nicht ebenbürtigen Edelmann versagt. Dieser Freier verkleidet sich nun als äthiopischer Prinz und wird als solcher in Gnaden als Schwiegersohn angenommen. Nach der Unterzeichnung des Ehevertrages aber entpuppt sich der Negerprinz als verkleideter Liebhaber und der protestierende Grande wird für das Irrenhaus reif erklärt. Eine derbe, ganz nur auf Realistil, Handlung, Witz und Lachen gestellte Komödie, die der Musik scheinbar wenig Angriffsflächen bietet. Hier griff die Umarbeitung ein, die Armin Rieger in stetem Einvernehmen mit dem Komponisten durchführte. Aus dem halb blödsinnigen Narren Don Kanudo wurde ein Seitenstück zu Don Quixotte, eine bei aller Lächerlichkeit dem Tiefersiehenden tragische Figur: nicht ein stupider Dünkel, sondern eine dämonische Leidenschaft, ein an die Grenze des Wahnsinns gesteigertes Standesbewußtsein läßt diesen Granden jeden Kompromiß mit der schönen Wirklichkeit verschmähen; aus der vermoderten Herrlichkeit seines verarmten Hauses und gepfändeten Besitzes reißt er sich zu stolischer Größe und Verachtung auf, nie starrer und stolzer, als da die Schlinge zugezogen wird und er als betrogener Vater da steht: schauerlich tönt das Lachen der Menge in den tragischen Schmerz eines unterlegenen, aber ungebrochenen Willens. Schoed umkleidet diese Gestalt mit Klängen von vermoderter Herrlichkeit, doch prachtvoll feierlicher Geste, läßt ihn, an der Grenze des Wahnsinns irrend, in starren, fixen Rhythmen vor seinen Ahnenbildern sich drehen und reden, um zuletzt dem Schmerze des Aberwundenen in glashart schneidenden Dissonanzen Ausdruck zu geben. Und während das Liebespaar im Glücke sich findet und die Menge es jubelnd umtanzt, ertönt aus dem Orchester in erzenem Glanze das stolze Motiv des betrogenen Helden.

Schoeds Kanudo ist eine musikalische Charakterkomödie. Die Figur des betrogenen Vaters steht durchaus im Mittelpunkt; die eigentliche Liebeskomödie ist in den Hintergrund geschoben. So ist denn dieses Werk eines geborenen Lyrikers merkwürdig unlyrisch geworden. Von reizvollen Themen ausgesprochen rhythmischen Charakters begleitet, fließt die Handlung rasch dahin, um nur in ihren Höhepunkten anzuhalten und breiten Gefühlsentladungen in geschlossenen musikalischen Formen Raum zu geben. Schoed setzt seinen Granden mit dessen gleichgesinnter Gattin in der gähnenden Leere des völlig ausgeräumten Ahnensaales unter den Kranz ihrer Ahnenbilder, um sie in einem ebenso lächerlich wirkenden, wie musikalisch lähnen Kanon das Lied von ihrer vergangenen Herrlichkeit herunterleiern zu lassen; im gleichen (dritten) Akt legt er Don Kanudo einen großen Monolog in den Mund, der tief in die Abgründe dieser von dämonischer Leidenschaft verwirrten Seele hinunterleuchtet. In diesen Momenten steht die Handlung still, es redet die Musik. Das ist nicht im engsten Sinne des Wortes „dramatisch“, aber es ist im vollen Sinne des Wortes dichterisch. Schoed nennt sein Werk eine „Oper“, doch erfüllt er zugleich die Hauptforderung des Musikdramas: psychologische Wahrheit der Charaktere und der Handlung. Aber er erfüllt sie mit rein musikalischen Mitteln; er charakterisiert seine Personen, in dem er den musikalischen Ausdruck ihres seelischen Lebens individuell gestaltet. Er verfällt nicht in den Fehler so vieler Musikdramatiker, die ein selbständiges Literaturdrama komponieren und das, was das dichterische Wort bereits eindeutig ausgedrückt hat, in ihrer Musik vieldeutig wiederholen. Das Textbuch des „Don Kanudo“ ist denn auch ein Libretto, das nur die Konturen der Charaktere und der Handlung gibt und sie auszufüllen der Musik überläßt, unabhängig von dieser also gar nicht beurteilt werden darf. Die Uraufführung des „Don Kanudo“ fand im April 1919 am Stadttheater Zürich mit durchschlagendem Erfolge statt, die deutsche Erstaufführung im November des gleichen Jahres unter Fritz Busch am Landestheater in Stuttgart.

Schoeds nächstes Bühnenwerk bedeutete einen kleinen Absteher ins Artistische: er komponierte die Musik der Szene und Pantomime „Das Wandbild“ von Ferruccio Busoni. Ein Hoffmannscher Vorwurf: ein Jüngling verliebt sich in einem Pariser Antiquitätenladen in das

Porträt eines jungen Mädchens, stürzt in das Wandbild hinein und findet sich neben dem Mädchen in einer erotischen Tempellandschaft wieder. Ein Riese in goldener Rüstung (die vorher im Laden gestanden hat), entführt ihm das Mädchen, dem er sich liebend gefellt hat und er erwacht wieder im selben Laden in der Rue St. Honoré. Wachen und Traum seltsam gemischt, eine erotisch-märchenhafte Atmosphäre.

Und gerade dieser Hoffmannsche Grundton, diese verschwimmenden Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traum, das Weben und Flimmern der Märchenwelt mochten den Komponisten zu diesem Stoff hingezogen haben: er goß einen schimmernden Sprühregen von farbigen Melodien über die kleine Dichtung, ließ erotische Lieder aufblitzen und in schattenhaften Klängen verblühen, gestaltete das Groteske mit einer Wucht, wie man es bei ihm noch nicht kannte. Aber trotz dieser Instrumentierungskünste kein Sichverlieren an die Kupfertechnik der Impressionisten; alles bleibt Zeichnung, Linie, Melodie. Und Schoed schreibt zu der Liebeszene nicht jene betannte Brunnsmelodie vorgestrigter Mode; er wirft im Gegenteil einen Schleier darüber, die Musik scheint den Atem anzuhalten, taucht hinunter in ein mystisches Dämmern und Weben der Urkräfte — eine Musik voll Ehrfurcht vor den Wundern der Liebe. Es war bereits ein Vorklang aus Schoeds neuem Bühnenwerk „Venus“, dem Hohlged der schöpferischen Liebe.

Eine mittelalterliche Sage, die der englische Chronist Wilhelm von Malmesbury im 12. Jahrhundert aufschreibt, liegt zugrunde; sie berichtet, wie ein römischer Jüngling einer antiken Venusstatue einen Verlobungsring, der ihn beim Ballspiel hinderte, an den Finger steckte; daß aber, als er ihn wieder an sich nehmen wollte, die Statue den Finger gekrümmt hatte, — worauf die Venus ihm in der Hochzeitnacht erschien und die Vereinigung mit seiner Braut hinderte, bis sie durch einen Zauberer vertrieben wurde. In neuerer Zeit mehrfach behandelt, hat die Sage, die im Mittelalter auch als Marienlegende ins Symbolische gewendet auftaucht, in Mérimées Novelle „La Venus d'Ille“ ihre klassische Formung erhalten. Mérimée legt um das mystische Ereignis, das er in geheimnisvolles Dunkel zurückzieht, einen Rahmen von erstaunlicher Realistik und Anschauungskraft, gleichsam einen geschlossenen Ring von Indizienbeweisen, und zwingt so den Leser, an Möglichkeiten zu glauben, die der Erzähler selber auszuschließen scheint. In diesem Rahmen lernte Schoed den Stoff kennen, gab ihm aber, ohne die alte Sage zu kennen, deren einfache Linien wieder: Am Morgen ihres Hochzeitstages bringt ein Antiquar dem jungen Paar Horace und Simone eine kürzlich entdeckte Venusstatue als Geschenk dar; sie wird im Park aufgestellt, wobei sie durch ihre höllische Schönheit das sensible Gemüt des Bräutigams so verwirrt, daß er über ihr seine Braut vergiftet. (1. Akt.) Am Abend, als Geigenklang, Festtrubel und Maskentreiben das Haus durchrauschen, mißt sich die hohe Gestalt einer Unbekannten unter die Gäste, von niemand beobachtet als von Horace, der ihr folgt. Die Leidenschaft reißt ihn hin, er steckt der Unbekannten den Ring seiner Braut an den Finger, sie demaskiert sich . . . Er taumelt zurück, von Schauern durchzittert: er hat in ihr die Venus erkannt. An der in Ohnmacht fallenden Braut vorbei stürzt er ihr nach in den hallenden Donner einer Gewitternacht hinaus. (2. Akt.) Er findet die Statue im nächtlichen Park vor wetterleuchtendem Himmel und naht sich ihr in tödlichem Entschlusse. Vergebens ruft ihn der Bruder der Braut zur Pflicht und Ehre zurück; geheimnisvolle Geisterstimmen, die aus fernen Welten herüber zu klingen scheinen, rufen ihn: er besiegt den Mahner, in einem Anfall von dämonischer Raserei peitscht er seine Stimme über einem Orgelpunkt von gespenstlich hallenden Schlägen des Orchesters höher und höher, in Geisterhöhen empor, singt er die Statue lebendig, die erwachend ihre Arme zum tödlichen Ruffe öffnet, unter dem er seine Seele auspaucht.

So wagt es Schoed, das Unerhörte, das Mérimée in geheimnisvolles Dunkel gehüllt hatte, das Erwachen der Statue, den Todestuß, ins Licht der Bühnenrampe zu stellen. Und er darf es wagen, — aus zwei Gründen. Erstens hat bei ihm der Stoff symbolische Bedeutung erhalten: Sein Horace ist nicht mehr der beschränkte, rohe, betrunkene Jüngling der Novelle

Mérimée's, sondern ein Mann, der, im Tiefsten ergriffen, bewußt die Grenzen des bürgerlichen Lebens überschreitet und sich dem Götterbilde in der Raserei der höchsten Wollust und tiefsten Qual vermählt: „Vollendung, wer dich ganz empfunden, den treibt die Sehnsucht an dein göttlich Herz...“ Die Venusstatue aber bedeutet nicht mehr eine niedrige, verderbliche Liebe, sondern erscheint als Symbol aller Vollendung, aller göttlichen Schönheit. So wird Horacens Schicksal zum Abbild des Lebens so manchen Feuergeistes, dem Seele und Leib im Dienste des Ideals vorzeitig verglühten. Was auf der Bühne geschieht, ist Symbol dieser Wahrheit und Wirklichkeit. Dann aber durfte Schoed es wagen, weil es ihm gelingt, das Unerhörte musikalisch wahr zu machen. Eine Beschreibung vermag keinen Begriff zu geben von den unirdischen Lichtern und schattenhaften Klängen, die das Auftreten der Unbekannten begleiten, von der Macht der Sehnsucht, die aus den Geisterstimmen lockt. Die mystischen Mächte sind hier, in dieser Musik, nicht mehr Märchen, spielerische Phantasie, sondern furchtbare Nähe, unentrinnbare Allgegenwart, in der sich ein Menschenleben zu Tode singt.

Schoed hat mit seiner „Venus“, auch was die äußere Wirkung anbelangt, seine früheren Bühnenwerke übertroffen. Immer verblüffte er ja durch den Reichtum seiner Erfindung: in dem lyrischen Niederspiel von Erwin und Amire durch die Fülle von schwellenden, gefühlsgefättigten Melodien, in der musikalischen Charakterkomödie des Don Ranudo durch die Folge prägnanter rhythmischer Motive; in der ekstatischen Dithyrambe „Venus“ aber zieht er musikalische Linien von betauschender Pracht und Größe, Gesangslinien von strömender Ausdruckskraft. Was in Ranudo humorvoll, überlegen, beschwingt, zierliches Filigran war, ist in der Venus leidenschaftsglähend, clangberauscht, ekstatisch und von kühner Spannweite. Freilich sind das nun keine „Melodien“ im alten Sinne mehr, d. h. starre, fertige Gesangslinien, die, zwischen den einfachsten Grundklängen hin- und herpendelnd, auch im ungebildeten Ohr sofort haften bleiben — und gegebenenfalls auch zu einem andern Text gesungen werden könnten —; diese Melodien sind aus dem Wort herausgeboren, in ihnen tritt gleichsam die Seele des Wortes in klingende Erscheinung. Und diese Gesangslinie ist nicht starr, sie entwickelt sich, schwillt an, blüht auf, steigert sich, erglüht, strebt der Ekstase, dem Erguß ins Grenzenlose zu! Auch die Harmonik des Wertes wirkt überraschend neu, unverbraucht und zukunftsverheißend. Sie ist die konsequente Weiterentwicklung des intensiven Alterationsstiles der romantischen Harmonik, den Schoed von Wolf übernommen hatte. Aber Schoed begnügt sich nicht mehr mit der Alteration einzelner Töne, mit Vorhalt und Vorausnahme einzelner Stimmen; er schiebt ganze Akkorde ineinander, stellt Harmonien aus fremden Tongebieten übereinander und führt sie parallel, dadurch mag nicht zum wenigsten die seltsam zwischen Wirklichkeit und Mystik schwankende Atmosphäre des Stückes bestimmt, das Spiel der irdischen und übersinnlichen Mächte charakterisiert werden.

Die Uraufführung des Wertes fand am 10. Mai 1922 anläßlich der Eröffnung der Internationalen Festspiele in Zürich statt, mit einem in Züricher Verhältnissen unerhörten Erfolg für den Komponisten und den Darsteller des Horace, Kurt Taucher von der Dresdener Oper.

Don Ranudo und Venus liegen in einer geraden Linie und lassen Schoeds Stellung zum Problem Oper oder Musikdrama klar erkennen. In beiden Werken geht Schoed auf die Gestaltung eines dämonischen, überlebensgroßen Charakters aus; sein letztes Ziel ist also (wie bei Wagner) ein dichterisches. Aber er erreicht dieses Ziel nicht mit literarischen Mitteln, sondern allein mit den Mitteln der Oper: er charakterisiert seine Gestalten, indem er den musikalischen Ausdruck ihres Seelenlebens individuell gestaltet.

Scheinbar verschieden liegen die Dinge in Schoeds neuestem, zu Anfang dieses Jahres an der Dresdener Staatsoper zur Uraufführung gelangten Bühnenwerk, der „Penthesilea“. Schoeds letztes Ziel allerdings bleibt unverändert: allem Verismus und Naturalismus fern, strebt er die Gestaltung einer Aberwirklichkeit an; wieder stehen Gestalten von mythischer Größe unter den Lichtern seiner Musik, wieder ist ihm Kunst nicht Abklatsch der „wirklichen“, sondern Bild der geschauten, geglaubten, wahren Welt. Sie ist ihm, um mit Nietzsche zu reden, nicht



„Nachahmung der Naturwirklichkeit, sondern gerade ein metaphysisches Supplement der Naturwirklichkeit, zu deren Überwindung neben sie gestellt“. Aber diesmal waren die Gestalten übermenschlichen Formates durch die Dichtung gegeben, durch Kleists grandiose Tragödie, von der er selber bekannte: „Mein innerstes Wesen liegt darin . . . Der ganze Schmerz zugleich und Glanz meiner Seele.“ Was sollte Musik zu diesen Versen, die eine berauschte innere Musik durchflutete, die in ihrer Wucht und Fülle der Bilder fast ohnegleichen sind? Schoed, der Vertoner erlesenster deutscher Lyrik konnte nicht in Versuchung geraten, alle Verse Kleists (abgesehen natürlich auch von den großen Strichen, welche die Umarbeitung zum Musikdrama ohnehin erforderte) in eine musikalische Zwangsjacke zu stecken, die bestenfalls ihren Rhythmus gelähmt, ihren Eigenklang zugebedt, ihre Verständlichkeit erschwert hätte. In „Penthesilea“ hat Kleist das Wort und behält es! Alles, was Erzählung, Gedanke, sachliche Mitteilung ist, wird gesprochen; Schoed bettet dies gesprochene Wort aber auf einen klingenden Untergrund, indem er mit dem Orchester die seelische Atmosphäre ausbeutet, der es erblüht. Die Musik ist in diesen Partien gleichsam der Kontrapunkt zur Melodie des Wortes; die mächtigen Akkorde und melodischen Linien sind die Pfeiler und Brückenbogen, die den Zug der herrlichen Kleistschen Verse in lichte Höhen erheben. Nur wo die Woge des Gefühls das Wort durchflutet und es in lyrischem Schwunge oder in dramatischer Spannung erhebt, gewinnt Schoed in wunderbarer Selbstverständlichkeit die Höhenlinie strömenden Gesanges, und nur in diesen Partien fühlen wir uns in unmittelbarer Nähe des Schöpfers der „Venus“. Wo aber Gesang aufblüht, kommt die Musik nicht zur Dichtung hinzu, sondern sie tritt aus ihr heraus. Schoed bleibt unberührt von der neuesten Modetorheit, schreibt keine Fugen und Passacaglien, die unbekümmert um alle Geschehen auf der Bühne ihre eigenen Wege und an allem vorbeigehen, was das Theater von der Musik erfordert; seine Musik ist im tiefsten Grunde, trotz aller Komplizierung, trotz aller Stimmenverästelung, ja trotz stellenweiser Polytonalität homophon; es ist in ihr die Wortmelodie der Kleistschen Verse zur musikalischen Melodie, zum Hauptlinienzug des musikalischen Stromes gesteigert. So ergibt der Tonfall des Wortes Penthesilea eines der Hauptmomente der Oper — genau wie im „Don Ranudo“ —, eine Melodie von beseligtem Glanze, die einem für immer im innern Ohre mit jenem Namen verbunden bleiben wird. Kleists Wort wird nicht musikalisch überbedt, sondern in Musik gelöst, es wird nicht vergewaltigt, sondern ihm die höchste Ausdrucksgewalt abgerungen. Alles, was Kleists Figuren unsagbar und unsagbar umgibt, gewinnt tönend Gestalt, das Wetterleuchten einer erhabenen Dämonie, die Atmosphäre einer überwirklichen Welt, der Glanz mythischer Gestaltung.

So ist Schoed ohne jede Spekulation oder Berechnung zu einer neuen musikdramatischen Form gelangt, genötigt einerseits durch seine dichterische Vorlage, geführt andererseits durch des musikalischen Instinkt des geborenen Lyrikers. Die völlige Einheit von Dichtung und Musik, von Innerem und äußerem Geschehen und dessen musikalischem Reflex ist wohl nie in höherem Grade erreicht worden.

Das Problem der Oper ist wohl überhaupt nicht allgütig lösbar; es gibt nicht eine Lösung, sondern viele, bedingt durch den Stand des Theaters, die Stufe der musikalischen Entwicklung, die Ausdrucksfähigkeit der Musik, das dichterische Schauen und literarische Wollen einer Zeit. Das lyrische Singspiel „Erwin und Elmire“, die musikalische Charakterkomödie „Don Ranudo“, die ekkatische Dithyrambe „Venus“, die von dramatischer Spannung durchpulste, die höchsten Akzente mit unerhörter Wucht einsetzende musikalische Tragödie „Penthesilea“ sind solche Lösungen, die, zur Einheit gebunden durch die Persönlichkeit ihres Schöpfers, doch auf weit voneinander abliegenden Wegen dasselbe Ziel erreichen: dichterische Gestaltung überwirklichen Lebens und seiner Träger mit den Mitteln der Musik. Dr. Hans Corrodi-Zürich

# Türmers Tagebuch

Hindenburg · Nationale Würde · Flaggenstreit und kein Ende  
Die Angst vorm Schiedsgericht und die Heze von Dinant  
Die Genfer Anträge · Briand der Schönredner · Ostlocarno  
Und abermals Hindenburg

Ab Jove principium musae! Ist's nicht fein, daß unsten neuen Türmer-Jahrgang Hindenburgs achtzigster Geburtstag eröffnet? Der Sieger in den größten Schlachten der Weltgeschichte, der Unbesiegte im vierjährigen Ansturm vielfacher Übermacht war ja stets der Türmer-Gemeinde geliebter Held. Denn der Mensch ist in ihm so groß wie der Heerführer. Von wie wenigen Feldherren läßt sich dies sagen! Er aber ward uns Vorbild, wie man den Wandel des Geschickes gelassen trägt im unbeugsamen Glauben an bessere Zukunft.

Sie reden jetzt so viel von nationaler Würde. Seltsamerweise ausgerechnet die, denen es früher nie einfiel, beim Kaiserhoch aufzustehen und auch jetzt noch nichts ausmacht, mit Arthur Crispian zusammenzusitzen, der ja kein Vaterland kennt, das Deutschland heißt.

Und welcher Art ist der Verstoß gegen die nationale Würde, der sie so in Harnisch bringt? Daß ihrer noch recht viele sind, die das Weimarer Grundrecht so hoch nicht schätzen, um am 11. August ihr Haus zu flaggen. Und obendrein sogar schwarzrotgoldnen.

Es ist aber noch nicht einmal der Kanzler, der sich darüber aufregt. Vielmehr der preußische Ministerpräsident Braun, den die Reichsfrage doch gar nichts angeht. Er hat es abgelehnt, Gasthöfe zu betreten, die solcher Unterlassungssünde bloß sind. Mit ihm die anderen Minister Preußens und der gesinnungstüchtige Magistrat Berlins. Letzterer wägt sogar den Plan, alle seine Mietswohnungen mit Reichsflaggen auszustatten und jedem Mieter zu kündigen, der keinen Gebrauch davon macht. Ein Gedanke, so faschistisch, daß ihn Mussolini erfonnen haben könnte.

Und ein Gebot ging aus vom Wehrminister Gessler, daß Bewohner ehemaliger Kasernen nur schwarzrotgold flaggen dürften. Hat nicht jeder Deutsche das Recht, seine Meinung „durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise“ zu äußern? Also schreibt Artikel 118 der Weimarer Verfassung, um deren Geburtstagsfeier es sich handelt. Mit dem Zusatz sogar, daß niemand den benachteiligen dürfe, der sich dieses Rechtes bediene. Weiß man das nicht im Beraterkreise Gesslers? Herr Braun behauptete gar, schwarzweißrot gehöre ins Museum. Dem Herrn Ehrendoktor von Rönne war wohl im Augenblick nicht geläufig, daß der Artikel 3 eine schwarzweißrote Reichshandelsflagge vorsieht. Wie allen anderen Bekenntnisschriften so wäre auch der von Weimar nur förderlich, wenn sie weniger erhoben, aber eifriger gelesen würde.

Trotzdem freute sich die gesamte Linkspresse dieser verfassungswidrigen Tatkräfte. Sie schickte am 11. August Aufpaffer durch die Stadt und übte tags drauf

an dem Straßenbild eine Zensur, die sich von Anpeherei nicht unterschied. Jene Bank hatte nicht geflaggt, „obwohl sie durch die Republik guten Verdienst hat“. Ein Verwaltungsgebäude wird getadelt, weil seine Reichsflagge nur klein war und ins Nebengäßchen hing. „Das ist eine Herausforderung der Republik.“ Ein Konsistorium, das die violette Kirchenfarbe mit dem Kreuz geküßt hatte, erhielt die Belehrung, daß man dem Reich nur auf schwarzrotgold Ehre antue. Diese nöthigende Überheblichkeit geberdete sich, als ob ein Mehrheitsbeschluß Gefühlswerte aufzwingen könne.

Ist dies nationale Würde? Wenn ich wissen wollte, was diese von mir fordert, dann habe ich noch nie nach denen geschaut, die sie heute im Munde führen. Wohl aber nach unfrem achtzigjährigen Geburtstagskinde, und da war ich allemal auf das Beste beraten.

Vor zwei Jahren wurde gegen seine Wahl zum Reichspräsidenten eifertwütig geheßt. Sein Alter blüht wie greisender Wein, und wir freuen uns dessen. Darrals jedoch unterstanden sich, die da Herrn Braun durchsehen wollten, ihn einen Mummelgreis zu nennen und einen preußischen Samaschentknoß.

Sie sind stille geworden. Es ist weniger die jetzige Stellung Hindenburgs, die sie entwaffnet; seine Klugheit ist's vielmehr, sein ritterlicher Sinn und sein sicherer Takt. Man vergleiche das Auftreten Brauns und freut sich dann doppelt, daß nicht er auf des Reiches höchsten Posten berufen wurde.

Auch mit dem Ausland wurde damals bange gemacht. Was wohl Frankreich und England sagen würden, wenn wir einen solchen echten Imperialisten an die Spitze riefen? Gefällige Pariser Blätter leisteten verständnisvollen Treiberdienst; in der That, so was dürfe man sich nicht bieten lassen. Als der dennoch Gewählte sein Amt antrat, verabredeten sich die Verbandsmächte, und keine übte die diplomatische Höflichkeit eines Glückwunsches.

Dritthalb Jahre ist's her; schon aber hat das Blättchen sich gewendet. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man auch seinen achtzigsten Geburtstag schneidet. Englische Blätter überlegten sogar schon eine Einladung nach London. Sie malten aus, wie's wäre, wenn der Sieger von Tannenberg mit dem Admiral Beatty, dem Commander in chief von Stagerat durch die Straßen Londons führe und die Universität Oxford ihm den Doktorhut Blüchers auf die Stirn drücke.

So wird die Kriegspsychose der vier Sturm- und Drangjahre allgemach überwunden. Wenigstens in England. Aber keineswegs durch Försters angeberische „Menschheit“ oder Löbbs köstlichen Vorschlag eines Drückeberggesetzes, daß niemand gezwungen werden dürfe, gegen Angehörige eines anderen Landes zu kämpfen, sondern gerade durch den, der im Kriege eine so scharfe Klinge schlug.

Denn um diesen Helden ohne Furcht und Tadel beneiden sie uns insgeheim; sie wissen, daß den uns keiner nachmacht.

Schauen wir Foch. War es ritterlich, daß er den Brief, den ihm Hindenburg schrieb, als es sich um die Auslieferung des Kaisers handelte, unbeantwortet ließ? Ist es ritterlich, daß er jede Verständigung durchkreuzt unter Hinweis auf Rüstungsmärchen, wie sie allenfalls ein Dr. Förster anbringen, nie aber ein Foch glauben kann? Welche Ränke wurden gesponnen, um jeden Truppenabmarsch aus den

Rheinlanden zu hintertreiben! Wenn nicht England seine Bataillone brauchte und doch auch wieder nicht den lieben Freund ohne Aufsicht am Rhein stehen lassen wollte, nie wäre es zu einer Verminderung gekommen. Nun sollen ja 10000 Mann abziehen, aber es dauert vier Monate. Mehr als eine Kompagnie täglich zu verladen überschreitet offenbar die Leistungsfähigkeit des französischen Linientommisars. So was wird aber gar noch von der Pariser Presse als ein neuer Beweis ungewöhnlicher Hochherzigkeit bengalisch beleuchtet. Ich wüßte nicht, was daran hochherzig wäre, wenn ein Schuldner auf wiederholte Mahnung einen schmalen Bruchteil dessen abträgt, was er seit zwei Jahren schuldig blieb.

60000 bleiben auch so noch stehen. Trotz Locarno und Thoiry. Einen glatten Vertrauensbruch hat dies Lloyd George genannt. Einer ist's obendrein, der gar nichts nützt, nur ein Mütchen kühlt, Deutschland kränkt, den Frieden vergiftet und bisher schon über sechs Milliarden gekostet hat.

Aber räumen? Auf keinen Fall! Als die interparlamentarische Union in Paris tagte, wurde auch über das bei solchen Zusammenkünften beliebte Thema der deutsch-französischen Annäherung salbadert. Löbe rief den Franzosen zu: „Räumt bis Neujahr den Rhein, und sie ist da.“ Ein wüstes Geschrei entstand. In seinen heiligsten Gefühlen verletzt, erklärte Paris-midi, es sei taktlos, eine derartige Rede zu halten als Gast auf der Rednertribüne des französischen Senates. Es hätte gerade noch gefehlt, daß Löbe auch noch die Herausgabe Elsaß-Lothringens verlangte. So wird sogar ein verstiegener Pazifist für gallische Überempfindlichkeit zum deutschen Revancheschreier.

Auch der Senator de Jouvenel rännte gegen Löbe an. Derselbe, der seinen Sitz beim Völkerbund preisgab, weil ihm Briands Politik zu schmachtlappig erscheint. Die beste Friedenssicherung sei das Kriegerheer. Keine Räumung ohne Ostlocarno! Ein Belgier verlangte sogar ein Scherbengericht und Verdammungsurteil über Deutschlands Neutralitätsbruch.

So enden aber alle derartigen internationalen Verbrüderungstage. Sobald nur irgendeiner von unsren Anbiederern versichert, die Deutschen seien gar nicht so schlimm, wie sie gemacht würden, dann schrillt der Mißklang. Hören will man nur das Bekenntnis, uns sei recht geschehen und wir dankten für die gnädige Strafe.

Verfailles soll ein Denkmal bleiben, aere perennius. Hat es belgische Freischärler gegeben: Leute, die ohne Soldaten zu sein, doch unsren Einmarsch aus Hinterhalten bekämpften? Ist es so, dann haben unsre meuchlings überfallenen Feldgrauen ihnen mit vollem Fug die Standrechtslugel durch den Kopf gejagt. Anderenfalls wäre es Mord gewesen, und unsre Feinde behaupten dies. Der belgische Minister Vanderveelde schlug ein neutrales Schiedsgericht vor, und wir stimmten sofort zu. Allein Poincaré legte sich ins Mittel, und das belgische Kabinett nötigte seinen Kollegen zu nachträglicher Absage. Unter der Ausrede sogar, man müsse zum Besten der Friedfertigkeit eine Sache ruhen lassen, die nur alte Leidenschaften aufwühle. Wie verlogen sie war, das zeigte sich gleich darauf in Dinant. Man enthüllte nämlich dort jenen angeblich von uns hingemordeten unschuldigen Bürgern ein Denkmal. Dabei überboten sich der Erbprinz Leopold von Belgien, der Bischof von Arras, französische und belgische Minister, französische und belgische Generale

in rohen, gerade die alten Leidenschaften blindwütig aufwühlenden Reden gegen uns. Die Nationalistenpresse behauptet aber frech, die deutschen Kriegsgreuel seien eine *cause déjà jugée*, und dagegen gebe es keine Revision. O doch, und wenn ihr euch heiser schreit! Das deutsche Volk wird sie durchzusehen wissen. Einmütig weist es die Lüge zurück, die nicht dadurch Wahrheit wird, daß Prinzen, Marschälle, Bischöfe und Minister sie starmazenenmäßig wiederholen. Mit reinem Herzen ist unser Heer ausgezogen und mit reiner Hand hat es sein Schwert geführt. So bekundete Hindenburg auf dem Schlachtfelde von Tannenberg, und wir wissen, daß sein Zeugnis wahrhaftig ist. Dort drüben ergeht sich das böse Gewissen in Vorwänden. Es will nicht, daß aus den Grundfesten des Versailler Vertrages auch nur ein Stein gelöst werde; aus Angst, daß dann kein Halten mehr ist vielmehr das ganze Gemäuer krachend zusammenstürzt.

Jouvenels Wort vom Ostlocarno fand verdächtigen Widerhall. Es war, wie wenn eine Truppe im Versteck lauert. Löst ein Vorwärtiger den ersten Schuß, dann folgt sofort herausballerndes Schützenfeuer und verrät die gelegte Falle. Dem Senator schloß sich sofort die Pariser und Warschauer Presse an; in Genf tauchte der polnische Antrag auf und stand bald im Mittelpunkt der Herbsttagung.

Er gab sich gleichnerisch wie alles, was von der Weichsel kommt. Der begehrlichste Neustaat Europas spielte den friedfertigsten. Aber Maß und Mittel aufgerüstet, bekundete er seine heiße Liebe zur Abrüstung. Wenn man nur nicht die Auz wäre im Rücken des Ruchnaders! Möglich wird der Abbau der Wehrkräfte leider erst, wenn man anders und ausreichend gesichert ist gegen den Überfall räuberischer Nachbarn.

Ziel ist die europäische Bürgerschaft der polnischen Grenzen; geistiger Vorbehalt, auch dann nicht abzurufen. Frankreich hat ja beim Westlocarno so flott dargetan, wie man Voraussetzungen einsteckt, aber den Folgerungen sich entzieht.

Diese Hinterhältigkeit wurde natürlich durchschaut. Die Kleinstaaten des Völkerbundes taten sich zusammen. Woran den Polen gar nichts liegt, daran setzt ihre Wehrschwäche alles. Ihnen ist daher bitter ernst mit der Rüstungskonferenz, und über das durchsichtige Gaukelspiel der Großmächte dabei sind sie aufgebracht. Nun wollten sie zeigen, wie guter Wille den Stier bei den Hörnern packt.

Das Wort führte Holland. Wenn jeder Staat sich sicher fühlt, dann rüstet er von alleine ab. Der ruhige, weil Notwehr nicht mehr nötig, der grassträllige, weil Angriff aussichtslos. Diesen Frieden auf Erden denen, die guten Willens sind, so behauptete der holländische Außenminister, schaffe aber das Genfer Protokoll von 1924. Es verbietet alle Kriege als Menschheitsverbrechen; es unterdrückt jedes Gelüst durch Drohung mit der wirtschaftlichen, finanziellen und militärischen Weltmacht gegen den Angreiferstaat.

Beide Anträge, der polnische wie der holländische, stießen auf Chamberlains schroffes „Nein“. England bindet sich nicht. Noch weniger haben seine Dominions Lust, den Büttel Europas zu spielen, wenn irgendein gleichgültiger Winkelstörenfried den Roller bekommt. In anderen Fällen, bei denen mehr zu holen, gibt man sich freilich nur zu gern zum Policeman der Welt her.

Aber das Foreign Office schaut weit. Wie lang ist's her seit dem Burenkrieg?

Wie wäre es geworden, wenn er unter dem Genfer Protokoll ausbrach? Wer war denn damals der Kriegsverbrecher und der Anwärter auf die Acht und Aberacht der Welt? England verspricht nie, daß so was nicht wieder vorkommt.

Ähnlich denkt Frankreich über den kleinstaatlichen Plan. Der polnische besitzt das herzliche Wohlgefallen Poincarés. Hingegen soll Briand nichts davon gewußt haben und mißmutig sein über dies Einrühren fremder Gewürze in seinen Brei. Diese Pfuscher mußten sich doch sagen, daß es mit England so nicht gehe. Auf einen Ententebruch aber läßt sich der kluge Aristide nie ein. Weil kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, hat er soeben erst dem durchreisenden Chamberlain den Ehrentrunk kredenzt und Frankreichs Goldenes Buch überreicht als Ehrengabe seines Volkes an das britische. Demgemäß hielt er auch den Genfer Kurs in omnibus sicut Anglia und sprach ebenfalls gegen die Warschau-Pariser Machenschaft.

Die Haltung der Großen verstimmte die Kleinen erst recht! Chamberlain aber ist gerissener, als man gemeinhin glaubt. Er erkannte daher, daß etwas geschehen müsse. Nun dürfe man natürlich nichts, aber es müsse doch so aussehen, als ob man täte. So kam eine dritte Entschliekung zustande, die der Großmächte. Nicht Fleisch, nicht Fisch, noch nicht einmal Eidotter; hingegen allerlei Eiweiß tüchtig zu Schaum geschlagen. Auf geheimnisvolle Weise gefiel sie dem Polen derart, daß er sie sich zu eigen machte.

Briand aber feierte sie in einer Rede, die das ästhetische Ereignis der Tagung wurde. Alle übrigen 21 anwesenden Außenminister bekannten sich als erbärmliche Stümper angesichts dieses Schwunges der Gefühle, dieses Wohllauts der Stimme und Zaubers der Form. Wie die vollen Register einer Orgel brauste des Redners eindringliche Mahnung: „Denken Sie an die blutigen Schrecknisse des Krieges und schreien Sie Frieden!“ Alle Welt stand erschüttert, verzaubert, berauscht; ganz ungeheuer war der Augenblickserfolg. „Voll Kraft, Weisheit und Vertrauen“, so pries Kollege Chamberlain diese französische Beisteuer zu dem Problem der Weltbefriedung. Erst später fragten sich einige — bei weitem nicht alle — Hörer, was der Redner, der so schön sprach, denn eigentlich gesagt und namentlich gegeben habe. Beschämt kamen sie darin überein, daß er eine volle Stunde lang mit meisterhafter Beredsamkeit um alle ernstesten Fragen herumgeschwaßt hatte. Kein Wort des Tadelns über die schamlosen Hehereien des Marschalls Petain, des Altkriegsministers Maginot; noch weniger eins zur Räumung der Rheinlande. Dafür aber mit tränenschwerer Gerührtheit: „Kindlein, liebet euch auf der Basis des Versailler Diktats!“

Wenn ich die Weisen von Genf arbeiten sehe, dann fällt mir immer eine Stelle aus „Soll und Haben“ ein. Veitel Jzig geht bei dem abgesetzten und verkommenen Notar Hippus in die Lehre. Wegen der Kenntnisse, wie man sie braucht zum Geschäft. So treiben sie denn jeden Abend zusammen die Kunst, Schuldscheine zu schreiben, die zu nichts verpflichten, und Quittungen, die nichts bescheinigen. Sind denn diese Schwächerer auf der Weltbörse von Hotel Beaurivage etwas anderes als auf die Höhe äußerlicher Sauberkeit gehobene Hippusse?

Freilich haben auch wir den Verbändlertniff mitgemacht. Es ging nun einmal nicht anders.

Was Polen tut, das reitet stets auf des Teufels Buckel. Sein Antrag war geboren

aus der Angst des bösen Gewissens wegen des himmelschreienden Unrechts an Oberschlesien und dem Korridor. Der holländische wollte ihn verbessern, aber verböferte ihn nur. Er sagte kurz ab: Frieden um jeden Preis; Gerechtigkeit ist Nebensache.

Ganz verneinend durften wir aber auch nicht dastehen. Wie damals im Haag hätte man uns sofort kriegerische Hintergedanken untergeschoben.

So mußten wir uns für jenes Pflagma begeistern, das in der Retorte blieb, nachdem die Locarnomächte den Spiritus des Abrüstungsgedankens weggedünstet hatten. Stresemann tat es in der Hoffnung, damit die Rheinlande trotz alledem früher freizubekommen. Daher auch unsere Unterschrift zum Haager Schießprotokoll, wodurch wir Englands gerühmte Friedensliebe um eine Kopflänge überholen. Das ist ein starker moralischer Druck. Nützen wird er aber schwerlich. Denn nun arbeiten unsere Gegner erst recht an einem Ostlocarno. Chamberlain hat ja erklärt, solches sei ihm einerlei, wofern es nur keine englischen Bürgschaften fordere. Damit hatte er uns wieder einmal fallen lassen, wie das britischer Brauch so ist.

Um so entschiedener fordern und fördern wir die Abrüstung. Graf Bernstorffs zielsicheres, tatkräftiges Auftreten wird uns immer mehr zu dem Führer der Kleinstaaten gegen die Großmächte und deren Anhang machen. Sie sind durch Masse stark. Man hat's erkannt, als sie Belgien aus dem Völkerbundsrat hinausstirrten. Das wird diesen verbessern, Frankreichs guten Willen aber noch wesentlich weiter verschlechtern.

Wie mag's in Hindenburgs Seele aussehen, sooft ihm der heimgekehrte Stresemann den vertraulichen Bericht erstattet? Ihn selber einmal in das Getriebe im Reformationssaale hineingeschnitten, ist es nicht reizvoll, sich dieses Phantasiebild auszumalen? Es käme so etwas jutage wie Platons Gerechter inmitten einer Welt von Trug und Hinterlist.

Und doch: woran anders könnte der Völkerbund der Briands, Paul-Boncours, Beneschs, Solals genesen, als an Hindenburg? Sein Auftreten wäre eine Schilderhebung des Gradsinns, und die Wohlmeinenden, die jetzt nicht durchdringen, flögen ihm zu. Wie der Viscount Cecil, der Savonarola des Bundes, der das Rabinett Baldwin verließ, weil er nicht länger ertrug, auf dessen Weisung in Genf immer nur laut klappernd Wasser im Mörser zerstampfen zu müssen.

Dünn sind sie freilich im politischen Leben gesät, diese Männer des Gradsinns. Um so mehr dürfen wir uns unseres Oberhauptes freuen, an dessen ritterlicher Seele die Gemeinheit, die sonst alle bändigt, in Ohnmacht zerschellt. Seine Wahl war das Gescheiteste, was das deutsche Volk seit dem Umsturz getan hat. Da lag wirklich nationale Würde drin. In seinem Besten hat der Deutsche sich selber geehrt, und Hindenburgs Ehrentag ist drum Deutschlands Ehrentag. Er ist ja unser, und glaubt mir, Freunde, ich wiederhole: sie beneiden uns alle darum!

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 22. September)

# Auf der Warte

## Unrecht Gut

Wie die Raubvögel fielen sie in Versailles über uns her. So viel sie uns auch wegnahmen, keinem schien's genug. Jeder hätte gern noch mehr getamtscht, wenn ihm nicht der Neid der anderen auf die Finger geklopft hätte. Nicht nur an unser Hab und Gut gingen sie heran, nicht nur belegten sie unsern Fleiß und Schweiß auf Menschenalter hinaus mit ihrem Dawesplan; selbst deutscher Scharfsinn und deutscher Erfindergenius sollten in ihre Fron.

Denn den Zeppelin z. B. hätten sie uns nicht nachmachen können. Daher verlangten sie die Auslieferung aller vorhandenen Luftschiffe und darüber hinaus gar noch den Neubau von einigen zum gleichen Zweck. Dann aber sollte die Luftwerft zerstört werden. Was der Deutsche eronnen, wurde dem Deutschen unterjagt.

Ich sprach damals mit einem der Friedrichshafener Männer über die außerlegten Auslieferungen. Er nahm sie erstaunlich leicht. „Laf fahren dahin, sie haben's kein Gewinn. Zu deutschen Luftschiffen gehören deutsche Luftschiffer, sonst malhörts.“

Das war richtig vorausgesagt. Frankreich wird demnächst seine „Méditerranée“ verfliegern; den im Juni 1921 abgelieferten „Nordstern“. Einen einzigen Flug hat er unter der Eriklore gemacht, und auch dieser ging beinahe schief. Seitdem verrostete das gleihende Ungeheuer im Flugzeughafen von Toulouse. Jetzt ist es zum Zerhaden reif und zum Verkauf des Schrotthaufens an den Althändler.

Italien gewinnt seine Kriege dadurch, daß es klug verbündet seine Schlachten verliert. Als „Müßigergestaat“ bekam es daher für die deutschen Konzehie zwei deutsche Zeppeline. Zurecht kam es mit ihnen auch nicht; die Dinger wurden ihm unheimlich; sie liegen abgetaktet, und der italienische Luftschiffer vertraut sich nur den eigengebauten an. Diese sind zwar minderwertiger, stellen aber dafür

auch nicht solche ungebührlichen Ansprüche an seine minderwertigere Kunst.

L 37 ging nach Japan. Zu diesem Behufe mußte er zerlegt und verpackt werden. Man scheint ihn dort nicht mehr zusammengebracht zu haben, denn in das dünne Element stieg er nimmermehr.

England bekam seinen Beute-Luftdrachen am 30. Juli 1920. Es gebrauchte ihn aber bloß als Modell für eigene Versuche, und auch diese gelangen nur wie alles Abgequakte.

Am bekanntesten ist jener Z III geworden, den Eckener in 81 stündiger Fahrt über das Weltmeer am 15. Oktober 1924 nach Amerika ablieferte. Der deutsche Jubel, der diese Lat umbrauste, hallt heute noch an. Der Denkende versteht ihn schwer. Das Fahrzeug hätte vielmehr schwarz gestrichen sein müssen; schwarz, wie die Segel jenes attischen waren, das den jährlichen Jungfrauentribut an den Minotaur ablieferte. Dort drüben taufte man es „Los Angeles“, und seitdem hört man nichts mehr davon.

Sie haben vor dem fliegenden Deutschen dieselbe Angst, wie die Seerjaden vor dem fliegenden Holländer. Sie fürchten, daß unser daren verbauter Erfindergeist sich als Klabaftermann betätigen würde.

So sind ihnen unsere Luftschiffe nicht nützlicher gewesen, wie die bei Scapa Flow versenkten Seeschiffe. Sie haben's kein Gewinn, weil unrecht Gut nicht gedeiht. Wir sehen's hier, wir sehen's an all den übrigen Räuberereien von Versailles. So bei kleinem pendelt sich doch alles wieder aus. F. H.

## Aus einem offenen Brief an Gertrud Bäumer

Auch der „Fürmer“ achtet Gertrud Bäumer ob ihrer Klugheit, Kraft und ihrer hohen Ziele. Sie gehört zu den Besten der Demokratischen Partei, das soll wahr bleiben. Aber das, was sie im Juniheft der von ihr geleiteten Monatschrift „Die Frau“ unter der Überschrift „Mai über Verdun“ schreibt, zeigt,



daß sie zwar eine sehr verstandeskluge Frau ist, zeigt aber auch gleichzeitig, daß ihr jene Tiefe des Empfindens, jene Schwungkraft des Gemütes fehlt, die wir an vielen deutschen Frauen lieben. Lassen wir eine von den letzteren zu Worte kommen. Frau Hindenburg-Debrüt nimmt in einem Offenen Briefe Stellung gegen besagten Artikel und schreibt u. a.:

Als Ergebnis Ihrer Autoreise zum „ungeheueren Schlachtfeld der Geschichte“ stellen Sie fest: „Es lohnt nicht — es lohnt in einem letzten Sinne nicht!“ — Das Massenopfer der Heldenleben habe nicht gelohnt; das Ringen derer, „um deren Stirn irgendein leidenschaftlicher Wahn ein ehern Band schmiedete“, sei ein „sinnloser Anachronismus“ gewesen. Einige nächste hochgesinnte Menschen dächten wohl noch dieser Gefallenen, „das Leben der Völker“ aber habe sich „doch von ihnen abgewandt, — mit dem Zwang und dem Recht des Lebens“. „Die Wucht des Vergessens“ treibe von denen fort, „deren Mitwirken hier zu Ende ging ...“ — Wer gibt Ihnen, Gertrud Bäumer, das Recht, in diesem Tone vor aller Welt zu verleugnen und herabzuwürdigen, was mit dem Gottesglauben und der Zukunft unserer Kinder, beiden innigst verbunden, unser höchstes Frauenheiligum, unser Volkshiligum ist, das Gedenten an unsere Gefallenen? ...

Woher nehmen Sie den kalten Mut, Ihren Schwestern, die die Kraft zum Tragen ihrer Kriegswunden aus dem Glauben an den heiligen Sinn des Todes fürs Vaterland schöpfen, diesen Glauben mit solchen Worten zu bemalen? Selbst wenn Sie recht hätten, darf man so zum Weinenden sprechen an den Gräbern derer, die ihr Leben waren? Redet man laut vom „Wahn“ an Altären, wo Trauernde sich Trost und Kraft holen? Ist das die neue „Menschlichkeit“, die „Humanität“, die Sie lehren wollen ... Nun denn, diesen Weg zum Frieden gehen wir nicht mit Ihnen, Gertrud Bäumer, so wenig ihn edle Frauen anderer Völker gehen werden. Als Mütter, die das Leben mit Schmerzen und mit Seligkeit schaffen und pflegen, sind wir Frauen freilich besonders tief und ernst durchdrungen von seiner Heiligkeit ... Als Mütter

aber wissen wir, daß, wie der Weg der Kinder zum Leben uns an der Todespforte vorbeiführt und uns Blut und Lebenskraft kostet, so am Wege alles Lebens, wenn es sich behaupten, wenn es fruchtbar sein soll, immer die Bereitschaft seiner Schöpfer, Träger, Pfleger und Hüter stehen muß, eigenes Leben zu opfern, damit höheres sich erhalte oder werde ... Der Tod für große Gedanken ist wahrlich mehr als „eine erhabene Folie“ für das Leben, mehr auch als der Eingang zur Unsterblichkeit im Sinne von Ruhm — er ist der Eingang zur Unsterblichkeit im Sinne von fortzeugendem, ewigem Leben. — Führer zu solchem höheren Leben werden uns Deutschen immer nur Menschen sein, denen sich dies angesichts des Todes offenbarte. Daß Sie es nicht schauten, macht Sie uns fremd. Daß Sie uns zwingen, deutsches Heiligum gegen eine deutsche Frau zu verteidigen, macht Sie schuldig! Dr. G. S.

### Armer Heinrich von Kleist!

„Er war ein Dichter und ein Mann wie Einer,  
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,

An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,  
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, Keiner.“

So beginnt Friedrich Hebbels wundervolles Sonett auf einen der größten dramatischen Genien, die das deutsche Volk besaßen, auf unseren Heinrich von Kleist, der an sich selbst und an seiner Umwelt zerbrach. Wahrlich, das deutsche Volk hat viel an seinem Heinrich von Kleist gutzumachen. Und wer, so sollte man wenigstens meinen, könnte berufenen sein, das geistige Erbe Heinrich von Kleists zu verwalten, als die Organisationen, die sich nach ihm nennen, also die Kleist-Gesellschaft und die Kleist-Stiftung!

Die Kleist-Gesellschaft tut das auch mit dem ganzen Ernst, den die hohe Aufgabe erfordert; die Kleist-Stiftung aber ist ein trübes Kapitel für sich. Von dem deutschen Geist, der in Heinrich von Kleist verzehrend lohte, ist in ihr betrüblich wenig zu spüren. Kennzeichnend für sie sind schon die Leute, die in ihr den Ausschlag geben: moderne Feuilletonleiter der

Ein Berichtung. Bei dem kernpreussischen Kleist! Vorstehender ist der Feuilletonredakteur Fritz Engel vom „Berliner Tageblatt“. Preisverteiler waren 1925 der ehemalige Feuilletonredakteur der „Vossischen Zeitung“ Dr. Paul Fehler, der das tendenziöse Nachwerk Karl Gudmayrs „Der fröhliche Weinberg“ erteilte (gewiß Geschmack des Kurfürstendammes, aber nicht des deutschen Volkes!), 1926 der Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung“ Dr. Diebold; für 1927 wählte man, wie kürzlich durch die Presse ging, den Feuilletonredakteur der „Vossischen Zeitung“ Dr. Monty Jacobs. Muß sich denn das der herbe Dichter Kleist gefallen lassen? Diese Herrschaften, die unsere kerndeutschen Belange berart in Beschlag nehmen, sind unter sich, aber sie sind keine Vertretung Deutschlands; ihre „Kleist-Stiftung“ ist für jeden, der das ganze deutsche Volk überblickt, eine Angelegenheit der demokratisch-jüdischen Asphaltpresse.

Mit unmißverständlicher Deutlichkeit tritt diese Tendenz nun in dem Beschluß der Kleist-Stiftung hervor, zum Preisrichter für 1928 Hanns Henry Jahnn zu ernennen, also ausgerechnet den Sudler, dessen vor einiger Zeit in Berlin aufgeführter „Richard III.“ eine Häufung sämtlicher nur denkbarer Verbredchen, Scheußlichkeiten und Verwerflichkeiten ist. Dieser Beschluß ist geradezu ein Skandal, eine Herausforderung des Deutschtums, wie man sie sich zynischer nicht denken kann. Gibt es keinen gesetzlichen Schutz gegen solchen Mißbrauch eines vornehmen Namens? Schützt den toten Dichter kein Schutzverband? Daß bei diesem Geschäft der tragisch-ernste Name Heinrich von Kleists geschändet wird, dagegen mit allen Mitteln sich auszusprechen, ist Recht und Pflicht aller Deutschen.

Dr. Albrecht

## Der „Bolschewist“ Damaskus

Der „Lürmer“ schließt den ebenso betitelten Aufsatz in seinem Augustheft (Seite 431) mit der freundlichen Frage: „Was sagt Damaskus dazu?“ — nämlich zu der Behauptung mecklenburgischer Grund- und Haus-

besitzer, daß die Bodenreform ein „Zeichen der drohenden kommunistisch-bolschewistischen Flut“ sei?

Was soll ich dazu sagen! Ich sage: Kommt und geht mit mir durch Frankfurt a. d. Oder, durch die 1200 Heimstätten, die eine bewußt bodenreformerisch eingestellte Stadt in den letzten sechs Jahren errichtet hat! Seht euch die gesunden Kinder an, die dort in den Gärten spielen, und die Männer und Frauen, die in ihrem gesicherten Heim ein gesundes Familienleben führen — und fragt, ob so „kommunistisch-bolschewistische“ Ketzerinnen aussehen?

Ich denke an das Wort eines früheren Kommunistenführers, nachdem er seine Heimstätte gewonnen hatte: „Wie doch die Welt anders aussieht, wenn man sie durch eigene Fenster-scheiben betrachten kann!“

Ich denke an das Wort, das mir einmal in Remscheid entgegengehalten wurde, als die Kommunisten den Saal bei der von uns einberufenen Versammlung besetzt hatten, nach meinem Vortrag: „Gewiß, auch für uns wären gesicherte Heimstätten etwas Großes; aber wir können nicht mehr daran glauben, daß diese Parteien und diese Gesellschaftsordnung uns und unseren Kindern solche Heimstätten schaffen wollen und können! Wir sind durch viele Enttäuschungen zu der Überzeugung gekommen, daß wir sie nur im Kampf erzwingen können!“

Aus der evangelischen Kirche sei nur ein Führer der äußersten Rechten genannt, der Generalsuperintendent von Westfalen, Wirkl. Geheim. Oberkonsistorialrat Zoellner, der an mich schrieb: „Ihre Bestrebungen sind nach meiner Auffassung von allem, was an äußeren Einrichtungen geschaffen werden kann, das Allerwichtigste. Die Lösung der Wohnungsfrage ist zu einem sehr großen Teil die Lösung der sozialen Frage, und die Wohnungsfrage kann ohne Bodenreform meines Erachtens nicht zu einem befriedigenden Ende gebracht werden.“

Und aus der katholischen Kirche nur das Wort ihres Primas in allen deutschsprachigen Ländern, des Fürsterzbischofs Kiedel, als ich in Salzburg zum erstmaligen unsere Wahrheit vertrat: „Vertrauen Sie darauf: wer so opfer-

freudig dafür kämpft, daß auch den Ärmsten unserer Brüder eine gesicherte Heimstätte hier in seinem Vaterlande zuteil wird, der darf auch darauf hoffen, daß ihm dereinst eine Heimstätte bereitet sein wird im ewigen Vaterland!"

Und endlich, was Adolf Wagner, der nicht nur der größte Nationalökonom des kaiserlichen Deutschlands, sondern auch Ehrenpräsident des Evangelisch-sozialen Kongresses war, auf seinem letzten Krankenbett als „Vermächtis“ diktierte: „Wir müssen zu einem neuen ‚deutschen Frieden‘ kommen, der hoffentlich ein besserer wird als der, der bisher auf der Erde geherrscht hat, und in dem zuletzt auch die wahren Interessen der anderen vertreten sein werden. Das kann aber nie Wahrheit werden ohne feste ethische Grundsätze auch im Wirtschaftsleben, wie sie die Bodenreform zur Geltung bringen will! An ihr muß deshalb helfen, wer eine Mitverantwortung für unseres Volkes Zukunft fühlt!"

Die Menschen, die eine Verantwortung tragen in Staat und Kirche — und das sind wir schließlich durch unser Wahlrecht alle, Mann und Frau — werden nun wählen müssen, wem sie folgen, den eben genannten Zeugen oder den mecklenburgischen Grund- und Hausbesitzern, die ihrerseits doch nur irgendwelche Schlagworte kritiklos nachsprechen. Was hat der seßhafte solide Hausbesitz wohl zu fürchten, wenn recht viele seiner Volksgenossen auch ein gesichertes Heim gewinnen? Allerdings, „Terraininteressenten“ und Mietkasernenhändler können sich getroffen fühlen. Wer alten tiefen Schaden überwinden will, kann eben nicht jedermanns Freund sein.

Adolf Damaschke,  
Ehrendoktor der Theologie, der Rechte,  
der Medizin.

## Um Sacco und Vanzetti

Wieder muß es klar und weithin gesagt werden: es ist gewaltsam Sensation gemacht worden! Sieben Jahre liegt der Fall zurück; die meisten der Zeitungsleser werden sich überhaupt des Vergehens nicht mehr entsinnen können, das in Frage kommt — aber mit einem Male sind alle Blät-

ter (auch die nationalen) voll Notizen in Sperr- und Fettdruck; es werden Protestversammlungen einberufen, man stürmt öffentliche Gebäude, verprügelt die Schulleute, erhebt sich in lärmenden Reden über Justizmord, als ob die Welt darum aus den Fugen brechen müsse. Mag nun die amerikanische Gerichtsbarkeit wirklich geirrt haben, mag ihre Prozedurarbeit zu verwerfen sein — haben wir in dem bedrängten armen Deutschland nichts Besseres zu ererbigen, als uns um zweier zum mindesten recht zweifelhafter Individuen mit so ungemäßigem Geschrei zu entrüsten?

Man überlege: wenn irgendein „bürgerlicher“ Deutscher, Herr Müller oder Meier, in Amerika wegen Mordes, Diebstahls oder Volkvergehens bestraft würde, hätte man dann die amerikanische Justiz durch Vorwürfe und wäntende Angriffe behelligt und bloßgestellt? Vermutlich würde sich keine Feder rühren. Aber da es sich um Anarchisten handelt — der „Reichswart“ betont in Fettdruck, daß Sacco Jude ist —, kann man sich nicht genug tun und hüllt einen Glorienschein um die Märtyrer ihrer Gesinnung. Besonders die kommunistische Partei ist wie ein Ameisenhaufen in Aufruhr und Wirrnis. Als die Bande des Räuberhauptmanns Hötzl, für dessen Befreiung jetzt nach Kräften gewirkt wird, unschuldige Frauen und Männer und Kinder schlachtete — wo war die Entrüstung jener Kreise, die sich heute in Verwünschungen nicht erschöpfen können? Als die Tscheta in Rußland, wie die Statistik von 1922 feststellte, 28 Bischöfe, 1215 Geistliche, über 6000 Professoren und Lehrer, fast 9000 Ärzte, über 54000 Offiziere, 260000 Soldaten, beinahe 11000 Polizeioffiziere, 58000 Schulleute, 12950 Gutsbesitzer, 335250 Angehörige der Intelligenz, 192350 Arbeiter, 815100 Bauern umbrachte: wo waren die Zeitungen der Kommunisten, um diesem entsetzlichen Rasen Einhalt zu gebieten? Waren es jene, die heute für Sacco und Vanzetti so ungeheuerlich lärmten, daß auch die bürgerliche Presse dieser widerlichen Suggestion erliegt?!...

Unsere Gegenwart ist demnach richtungslos, ohne Vergleich und wirt, daß dem Einsichtigen nichts übrig bleibt, als abwehrend, ver-

zweifelt abseits zu bleiben, denn hier kämpfen die Götter selbst vergebens. Untergang des Abendlandes?... E. L. Schellenberg

## Das Weltgewissen

Es ist der Schutz- und Trutzhellige der Pazifisten: das Weltgewissen. Auf nichts schauen sie hoffnungsvoller. Wenn es erst durchdringe, dann habe all' Feind ein Ende und der Himmel steige hernieder auf die hochbeglückte Welt.

Das Weltgewissen! Es müßte die ethische Auswirkung der Weltseele sein; der unbefleckliche Richter über Gut und Böse, zugleich aber auch der stahlharte Durchsetzer seiner eigenen Urteilsprüche.

Gibt es denn etwas dieser Art? Beim Fall Sacco-Vanzetti las man immer wieder, das „Weltgewissen“ habe sich geregt. Ist das wahr?

Der Yankee kann sehr empfindsam sein, wer aber seinen Staat und seinen Geldbeutel trinkt, der hat ihn zum kalten Todfeind. Im „Boston Herald“ schrieb ein Richter, nach seiner Ansicht seien jene Italiener die Mörder keineswegs, allein es sei besser, man töte zwei Unschuldige, als das Vertrauen zur Rechtspflege! Bei den maßgebenden Kreisen stal also ein hemmender Eisgapsen in dem Uhrwerk des Weltgewissens. Oder dieses regte sich zu spät. Erst jetzt heißt es, daß Richter Webster Thayer einen Nervenschock erlitten habe. Und auch hier fragt man noch: Aus Reue oder bloß aus Angst?

Aber hat nicht gerade in diesem Fall die Welt aufgebeht wie nie zuvor?

Wahr ist, daß eine Protestbewegung einsetzte, die um den ganzen Erdball lief. In Boston drohte man die Sterbezelle zu stürmen; in Philadelphia sprengte man Kirchen, in Newport Untergrundbahnhöfe, und amerikanische Gesandte wurden in aller Welt fleißig angeschossen. Im Genfer Völkerbundespalast erküllten die Scheiben kitzenden Bruch. In Paris baute man auf dem Boulevard Sebastopol Barrikaden und zertrümmerte in den Cafés von Montmartre Glas, Spiegel und Marmorstücke.

Gibt es ein schnurrigeres Quidproquo?

Hundert französische Polizisten wurden niedergehauen, weil die Amerikaner zwei Italiener abgetan hatten. In Cligny aber gibt es fortan einen Sacco-Vanzetti-Platz.

Nur Italien blieb seelenruhig, das doch der nächste zum Protest gewesen wäre. Aber da es sich um Anarchisten handelte und außerdem eine amerikanische Anleihe in Aussicht steht, hatte Mussolini dort dem Weltgewissen alle Gemütsbewegung verboten. Und es stoppte gehorsam ab.

Aber dies beiseite. Ist nicht das sonstige Aufpochen ein schönes Zeichen wachsenden Gemeinbürgerschaftsgefühls der Menschheit? Ach, der Schein trügt. Man müßte sich freuen, könnte selbst den ruhestörerischen Überschwang entschuldigen, wenn wirklich sittliches Empfinden dahinter steckte. Aber die deutschen Lärmschläger, die da gegen die Todesstrafe wetterten, haben soeben noch für die deutschen Feind von der Schwarzen Reichswehr den Tod sans phrase verlangt. Die Liga für Menschenrechte, die Herren Loubet, Herriot, Caillaux, Loucheur, Pertinax, die Pariser Chefredakteure, die da tönenden Protest einlegten mit der Frage: „Gibt es denn keinen Christus über den amerikanischen Altären?“ — wo steckte denn deren feiner Rechtsinn, wo der Christus über den Altären Frankreichs, als Poincaré vertragsbrüchig in das Ruhrland einfiel und Schlageter an die Wand stellte?

Sie waren alle nur die Hampelmänner der Romintern, und das machte jede Kundgebung zum verlogenen verbrecherischen Kummel. Denn auch deren heißes Weltgewissen hat bloß einen aussehenden Pulsschlag. Er stockte völlig, als sie die Zarenfamilie, als sie Hunderttausende aus dem russischen Adels-, Offiziers- und Gelehrtenstande abmeuchelten! Und wird im vormals heiligen Rußland nicht auch heute noch drauf los gestandrechtet: nicht etwa weil die Opfer schuldig wären, sondern um bloß ein Exempel zu statuieren?

Was lag ihnen überhaupt an den beiden Italienern? Sie wußten, daß ihr blutiger Firtelanz denen gar nicht das Leben retten, sondern erst recht das Leben kosten würde. Denn der Yankee läßt sich nichts abtrogen, er vertieft sich vielmehr bei jedem solchen Ver-

such auf das „Nun grade“. Sie taten's aber dennoch, wollten sogar die Leichname in Glasfärgen zur Schau durch die Welt führen, weil das heuchlerisch vorgeschützte Weltgewissen eine Probemobilmachung zum Weltumsturz verschleierte.

Damit beantwortet sich die Eingangsfrage. Es gibt so viele Gewissen wie Menschen, aber sie ordnen sich wieder, je nach Anlage, Erziehung und Sitte, nach Familien, Stämmen, Parteien, Völkern und Rassen. Das macht sie sehr verschieden gegenwärtig auf die Dinge dieser Welt. Der Vorteil entscheidet. Man sagt nicht: „Ich soll, was recht ist“, sondern: „Recht ist, was ich will.“ Niemand betrügt sich leichter in der Welt als das Gewissen.

Es müssen Zeiten wie die heutigen gewesen sein, in denen die Manichäerseite entstand. Es liegt Tiefe in deren Mythos von dem Kampfe des Lichtgottes mit dem Satan der Finsternis um die von diesem verführte Menschheit. Nur ganz langsam und unter steten Rückschlägen dringt jener, „der erste Herrliche“, wie sie sagten, vor. Der Silberstreifen am Horizont, der diesen Fortschritt zeigt, das sind keineswegs die Schreier, die da fremde Unrechtsmüden sezieren, aber Kamele voll eigener Untat verschlucken. Das sind vielmehr die Stillen im Lande, die bekümmert schauen, wie arg es immer noch zugeht in der sogenannten Kulturmenscheit. Erst wenn das Licht gesiegt hat, erst dann gibt es ein Weltgewissen.

F. J.

## Geistesnechtung in Rußland

Russische Schriftsteller haben nach der Zeitschrift „Auf der Warte“ (Nr. 36) auf geheimen Wegen eine Rundgebung ins Ausland geleitet, aus der man sieht, in welcher geradezu empfindlicher Weise die Geistesfreiheit im Sowjetstaate geknebelt wird.

Es heißt darin u. a.: „Der Idealismus, diese mächtige Strömung der russischen Literatur, wird als Staatsverbrechen gebrandmarkt. Unsere Klassiker dieser Richtung sind von allen öffentlichen Bibliotheken verbannt. Die gegenwärtigen Schriftsteller, die als idealistisch Gesinnte verdächtig erschei-

nen, sind jeder Möglichkeit, sogar jeder Hoffnung beraubt, ihre Schöpfungen jemals herauszugeben. Und sie selbst werden als Feinde und Zerstörer der geltenden Staatsordnung von allen Ämtern verstoßen und kommen ums tägliche Brot. Der Genehmigung des Zensors sind alle Werke, sogar auf dem Gebiete der Chemie, der Astronomie und Mathematik, unterworfen. Ohne Genehmigung der Zensur, ohne langes Warten, bis der mit Arbeit überhäufte Zensor zur Prüfung übergeht, kann unter kommunistischer Herrschaft keine Visitenkarte gedruckt werden. Zur Eröffnung eines privaten oder öffentlichen Verlages ist eine amtliche Genehmigung erforderlich. Nichtstaatliche Verlage bilden überhaupt eine Seltenheit. Gedruckt wird nur, was von der für alle obligatorischen kommunistischen Weltanschauung nicht abweicht. Das übrige kann nicht herausgegeben werden und muß verborgen bleiben; das bei Hausdurchsungen Vorgefundene führt zur Verhaftung und Verbannung, sogar zum Erschießen.“

Die Rundgebung schließt: „Dies Schreiben wirkt wie aus einem verborgenen Kletter entsendet. Unter großer Gefahr wurde es abgefaßt, mit Lebensgefahr brachte man es über die Grenze. Auch wissen wir nicht, ob unser Schreiben erscheinen wird. Sollte dies aber gelingen und unsere Grabesstimme euch ertönen, so flehen wir euch an: Hört, leset und überlegt das Schreiben! Der Herzenschrei unseres großen verstorbenen Leo Tolstoi, der seinerzeit sein „Ich kann nicht schweigen“ der ganzen Welt zurief, wird dann auch die Richtschnur für euch selbst werden.“

## Stadttrat Schminke und das Tischgebet

Ein kommunistischer Stadttrat in Berlin-Neudöln — Schminke heißt der Edle — besucht als Deputierter für das Gesundheitswesen das Neudöllner Krankenhaus in Budow. Das Mittagessen kommt; die Schwestern stehen um die Tische und warten, daß die Oberin das Tischgebet spreche. Es geschieht nicht; dafür wird kund: der Stadttrat hat das Tischgebet ein für allemal verboten! „Amt-

liche“ Begründung: das Essen gehöre zur „Dienstleistung“, worüber er als Dezerent Vorschriften zu machen habe. Persönliche — und also wirkliche — Begründung: Herr Schminke äußerte ungeschminkt, er habe es zu seiner Lebensaufgabe gemacht, Christentum, Judentum und alles, was Religion heißt, zu bekämpfen.

So weit wagt sich also der Kommunismus in Deutschland vor! Die Sache hat außerordentliches Aussehen erregt. Die „Eagl.Rundschau“ z. B. schreibt dazu: „Unter den Schwestern des Neutömlner Krankenhauses herrscht nach wie vor größte Empörung. Über den Stand der Dinge ist im Hause selbst aus begrifflichen Gründen nur wenig Positives zu erfahren. Die Schwestern werden vom Bezirksamt angestellt und sind der Willkür des Herrn Schminke ausgeliefert. Es ist verständlich, daß die Schwestern in dem Augenblick, wo sie offen und ehrlich ihre Ansicht über diesen unerhörten Willkürakt jenes Kommunisten Ausdruck verleihen, sich in ihrer Existenz gefährdet fühlen. Das Bezirksamt ist dadurch in der Lage, einen sehr starken Gewissenszwang auszuüben, ein Zustand, der allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn spricht. Das Verbot des Eischgebets bedeutet einen durch nichts berechtigten Eingriff in die persönliche Freiheit der Schwestern. Wenn es mehr als 200 Schwestern für gut und richtig halten, vor Eisch zu beten, dann gibt es kein Rechtsmittel, ihnen diese von ihrem Gewissen und ihrer religiösen Überzeugung geforderte Handlung zu unterjagen.“

Das Bezirksamt wird über den Fall entscheiden. Und wie? In jener Gegend scheinen ja Kommunisten genug zu sitzen... Und sie haben sich inzwischen für den Stadtrat entschieden!

## Treudeutsch

Wo steht das Deutschland von heute? Welches ist seine Weltanschauung?

Auf der Straße, wo es laut und geräuschvoll zugeht, dürfen wir es nicht suchen, sonst hätten all die Werte, die wir heut' wieder haben, nicht geschaffen, all die Krifen, die

wir durchmachen mußten, nicht überwunden, all die Abgaben an den Feindbund und die ungeheure Last der Arbeitslosenunterstützung nicht aufgebracht werden können. Aber an den Arbeitsstätten, wo das Schlagwort keine Macht, wo Beharrlichkeit, Ausdauer und liebevolles, feinfühliges Vertiefen in die zu arbeitende Sache Regel sind: da ist des Deutschlands von heute eigentlicher Kern und sein Wesen.

Welcher Lebensauffassung wird hier nun unbewußt nachgelebt? Auf welches Ziel geht dies Streben zu?

Sichtbar jedenfalls dahin, all den Nöten der Zeit trotz schwerster Bedrängnis nach der Väter Art zu widerstehen, sie zu überwinden und dabei wieder neu aufzubauen. Der Weg, der hierbei eingeschlagen wird, liegt auf dem Gebiet, wo Gemüt und Seele herrschen, denn die Not hat alle, die diesem Ziel nachstreben, fest in gegenseitiger Opferbereitschaft zusammengeschweißt, sie allen Haß und Haß, der früher die Herzen vielleicht einmal entfremdete, vergessen lassen, dem einzelnen die Einsicht gegeben, daß seine höchste Kraftentfaltung durch eine auf vollkommenes, gegenseitiges Vertrauen gegründete Ehe erreicht wird. Einer Ehe, wo es gilt, deutsche Christenmenschen in sich selbst und den Nachkommen heranzubilden und diesen bessere Daseinsbedingungen zu schaffen, als man sie selbst hatte.

Daraus ergibt sich, daß, ebenso wie der einzelne auf die sorgsame Pflege, Erhaltung und Mehrung seines Familiengutes bedacht ist, er auch bei dem Staat, in dem er lebt, eine gesunde Hebung und Stärkung erstrebt; denn nach seinem Fühlen ist der Staat die natürliche Verbreiterung der Familie, indem er die besonderen Stammeseigentümlichkeiten, die aus dieser heraus entwickelt sind, wahr.

Und ebenso wie in der echten deutschen Christenfamilie, die diesen Zielen lebt, noch Ideale eine Stätte haben — bei den Wechselfällen des Lebens lernt man durch das innige Verknüpftsein mit dem Leben durch die Nachkommen den Wert der geistigen Güter kennen und schätzen, sein eigenes Ich hintenanzustellen —, so werden auch ideale Güte mehr

und mehr bei dem Ganzen, dem Volk, wieder durchbringen, wenn auch die sichtbaren Zeichen der Zeit mit den vielen betäubenden Festen und anderen Ablenkungen vorläufig das stille, emsige Wirken dieser noch verdecken.

Aber der Tag, wo dieses stille, der Aberlieferung der Väter treue und hochstehenden Männern und Frauen nachstrebende Deutschland sich durchsetzen und führend sein wird: er kommt zu seiner Zeit, mögen Feindbund und die niederstrebenden Mächte im eigenen Land auch mit noch soviel List und Lüge dawiderstehen! Denn nur die, denen die Familie heilig, denen Liebe, Treue, Glauben keine leeren Begriffe sind, können das höchst Menschenmögliche vollbringen: sind bereit, sich voll für ihre Sache ein- und durchzusetzen, weil sie hierbei auf keine fremde Hilfe, sondern allein auf sich und ihr Ehegemahl vertrauen und den größten Fährnissen ruhig und geschlossen die Stirn bieten.

Weltanschauung gegen Weltanschauung, wie einst Balbur gegen Hödur! Aber den Ausgang dieser Auseinandersetzung kann auch in unserer Zeit kein Zweifel mehr sein. Treudeutsch heißt die Lösung!

Georg Schäfer

## Mehr Ehrfurcht, meine Herren!

Zur „Entgiftung“ der Kriegsgeänge von Walter Flex

Die neue Ausgabe der berühmten Gedichte auf feinstem weißen, holzfreien Papier“, so leuchtet es uns entgegen vom Umschlag von Walter Flex’ „Sonne und Schild“. Es ist das 45.—47. Tausend. Gefallen „bei den siegreichen Kämpfen“ auf Oesel stand auf dem Titelblatt der früheren Ausgaben. Heute weiß man nichts mehr „von siegreichen Kämpfen“. Wozu soll man das auf dem Titelblatt lesen? Oder ist das schon die erste inhaltliche Verbesserung „auf feinstem weißen, holzfreien Papier“ gegenüber den früheren holzhaltigen Ausgaben? Wir wissen aus dem Erinnerungsbuch der Bernita-Maria Meobis („Wer Gottesfahrt gewagt“), was Walter Flex seinem Elternhaus verdankt, wir wollen eines seiner schönsten Muttergedichte:

Durch meine Träume, Mutter, gehst du  
sacht  
So Nacht um Nacht ...

noch einmal hören, das in den früheren Ausgaben die Kriegsgeänge abschloß und zu dem zweiten Teil, den „Gedichten aus der Stille“ überleitete. Wir suchen vergebens. Sollte das möglich sein? Ist das Politik oder Geschäft, daß dieses Zeugnis des Sohnes für die Mutter nur fortfällt um der an das Kaiserbild gerichteten Worte willen:

Für dich, Herr, gab ich meinen Liebling hin,  
Er hat die Sonne meiner kleinen Welt,  
Die Sturmnacht deines großen Volks durch-  
hellte.

Dacht' er — zu allerlezt! — an dich? an mich?  
Ich weiß es nicht und darum lieb' ich dich.“ ?!

Ist es darum, weil „zum Liebesliebe wird das Kaiserlied“? Soll uns der Mutterschmerz, „Der heilige Traum“ nicht mehr entgegen-treten, fürchtet — ja, wer? — „man“, daß unsere Liebe zu Walter Flex irgendwie dadurch berührt wird, daß seine gläubige, ihn bis ins Letzte erfüllende Hoffnung nicht erfüllt worden ist, meint man (wer?), daß die „berzeitige“ politische Stellung der heute Walter Flex lesenden Menschen durch des Dichters Glaube verletzt würde? Man hätte Lust, das ganze Gedicht hier abzudrucken, das Zeugnis für Mutter und Sohn, das in unsere Lesebücher gehörte, doch einige Verse mögen genügen:

Ums liebe Haupt webt dir ein Lichtglanz her;  
Allnächtlich wird des frommen Leuchters  
mehr.

Erst war's im schwarzen Haar ein Silberstreif,  
Nun liegt's auf deinem Haupt wie weißer  
Reif.

Die Silberkrone, die dich rührend schmückt,  
Hat dir dein Kind im Tod ins Haar gedrückt.  
In ihrem heiligen Glanze schreitest du  
Durch dunkle Träume, Mutter, auf mich zu ...

Als Schildwach steh' vorm Feind ich Nacht um  
Nacht,

Mein Herz hält still vor deinem Herzen Wacht.  
Und werf' ich mich aufs Stroh zu kurzer Ruh,  
Treibst meine Seele ihrer Heimat zu.

Durch meine Träume, Mutter, rauscht dein  
Reid,  
Durch meine Seele rauscht und rauscht dein  
Leid ...

Und Nacht um Nacht rührt mich der gleiche  
Traum:

Du gehst durch meines Zimmers frommen  
Raum,

Still, Schritt um Schritt ...

Der Glanz der weißen Krone wandert mit.  
Zum Erer gehst du, wo im Dämmerchein  
Du einst uns spannst in deine Märchen ein —  
— — — — —

Also dieses Hohelied der Mutter fehlt  
in der neuen Ausgabe „auf feinstem weißen  
holzfreien Papier“. Jetzt sehen wir uns das  
Buch genau an, auch der Schilbspruch  
fehlt: „Vor Gott ohne Recht. Keins andern  
Knecht“. Wer hat den Schilb heruntergeholt?  
So fragen wir am Dichtergrab von Oeser. Noch  
ist die neue Ausgabe „Ein Ehrendenkmal für  
meinen für Kaiser und Reich gefallenen lieben  
Bruder, den Leutnant Otto Flex (Inf.-Reg.  
Nr. 160)“, aber wie lange noch? Denn schon  
wird das Gedicht „Bruders Heldentod“ ent-  
giftet. Noch beginnt es:

Es liegt ein Held begraben  
In Kaisers Mantel gefüllt,  
Des Herz und Hände haben  
Die letzte Pflicht erfüllt.  
Von meines Bruders Ende  
Ich tapfer singen will,  
Des Herz und liebe Hände  
Nun liegen tief und still.

Noch heißt es in der Mitte des Liedes:

Deutsch war ich aller Stunden,  
Nun bin ich ganz erkauf  
Durch Blut aus Bruders Wunden,  
Deutsch bis ins Mark getauft.  
Ich schwör's bei Gottes Sternen,  
Ich will sein Erbe sein,  
Wir können das Lachen verlernen,  
Doch nicht das Tapfersein.

Aber des Bruders Name — ist jetzt unter-  
drückt! Man könnte ja Anstoß nehmen  
— man? wer? — an dem Vers:

Dein Name ist gesungen,  
Ein Reim auf Wilhelm Rex,  
Der Reim ist hell verklungen,  
Herr Leutnant Otto Flex.

Aber noch mehr Gedichte fehlen, da-  
von eines, das nicht schlimmer ist — d. h. poli-  
tisch gefährlicher — als andere Kriegsgefänge,  
die jetzt noch in diesem Band enthalten sind.  
Es ist das Lied, das nach der Weise „Der Gott,  
der Eisen wachsen ließ“ zu singen war (in  
Kriegspsychose?!):

„Mein deutsches Volk, mein deutsches Land,  
Dich will ich kindlich preisen,  
Gold ohne Ehre gilt dir Land,  
Mein heil'ges Volk in Eisen.“

Oder ist es Beschämung vor der Wirklichkeit,  
vor dem Heute, das den Abstand von des Dich-  
ters Glauben uns so erschreckend erkennen  
läßt („Trutz England!“ ist dieses Lied über-  
schrieben), dagegen „The Germans to the  
front!“ das ließ man stehen und sogar auch  
„Geburtstag der Kaiserin in Viéville“, ohne  
daß die Republik dadurch erschüttert wurde.  
Aber weshalb fehlt jetzt das in den früheren  
Ausgaben „Nach dem Sieg von Tannenberg“  
gedichtete und gesungene „Ostdeutsche Kin-  
derlied“ mit dem Schluß:

Es ist der arme Nikolaus,  
Wartet durch die Sümpfe,  
Er hat ein graues Köcklein an,  
Trägt nicht Schuh noch Strümpfe,  
Gen'ral Hindenburg  
Schwapp, schwapp, schwapp,  
Fängt das Männlein, klapperdielapp  
In den deutschen Sümpfen.

Eine Hoffnung haben wir, daß die 3000  
Exemplare dieser entgifteten Ausgabe von  
Walter Flex recht bald von der deutschen Ju-  
gend und von der Brüder Otto, Walter, Mar-  
tin Flex' Kriegstameraden schnell verbreitet  
wird, damit dann wieder das ungekürzte Buch  
oder eine offen und ehrlich als Auswahl be-  
zeichnete Auslese der zeitlosen Dichtung uns  
gebieten werde. Wolf Ziegler

Nachwort der Schriftleitung. Auch wir  
halten es für notwendig, daß in diesem Fall



Walter Flex einmal festgestellt wird, aus welchen Ursachen diese Reinigung und Entgiftung eines Dichters stattfindet, der ein so scharf geprägtes Gesicht hat. Es ist zumindestens ein Mangel an Ehrfurcht vor dem Geist, wenn wir mit dem Rotstift in den Werken eines Dichters herumfahren. Bisher hat man diese „Verbesserungen“ wohl nur bei den frei gewordenen Schriftstellern beobachten können — es sei hier an die merkwürdige Reinigung der Klafiter und die ebenso merkwürdigen Kürzungen von Freytags „Soll und Haben“ erinnert! Bisher war eine solche Handlungsweise gegenüber einem geschützten Buch — vor 12 Jahren erschien die erste Auflage von Walter Flex' „Sonne und Schild“ — im deutschen Buchhandel nicht üblich. Wenn ein lebender Dichter an einem Auswahlband oder auch an einem Roman bei Neuauflagen ändert, ist es etwas ganz anderes. Aus dem Schrifttum der letzten Jahre ist uns mancher Fall bekannt, daß durch spätere Überarbeitung durch den Verfasser die Romane an innerem Gehalt und an fester Form gewonnen haben. Der uns heute beschäftigende Fall Walter Flex ist aber von so grundsätzlicher Bedeutung, daß die Öffentlichkeit, und zwar in gleicher Weise Leser wie Schriftsteller, Buchhandel und Wissenschaft, zu fragen haben: Wer schützt das geistige Eigentum vor der Vergewaltigung? D. L.

## Ein Buch aus dem Elsaß

Das Handeln der Menschen zu beobachten ist oft sehr unerfreulich. So hat es mir damals ins Herz geschnitten, als ich die Schilderung vernahm, mit welcher Begeisterung unsere Elsässer Volksgenossen nach beendetem Weltkrieg die Franzosen empfangen haben. Wie ein Raub war es über sie gekommen, als der Friede verkündet ward. Man kann sich die Motive dieses Raubes verstandesmäßig zurechtlegen und eine ausreichende Entschuldigung hierfür finden; und doch bleibt in der Seele das Gefühl eines Mißbehagens zurück, das um so tiefer frißt, je mehr die Stimme auf Verurteilung solchen Handelns verzichtet. Nun aber ist es überwunden. Nach siebenjähriger Franzosenherrschaft im Wasgau und Deutsch-

Lothringen dringt neue Kunde handelnder Elsässer zu uns und löst herzliche Freude in uns aus, um so mehr, als wir im Reich durch die Lektüre der Straßburger „Zukunft“ auf den Umschwung der Stimmung hoffen konnten. Dies ließ mich sofort auch zu dem vorliegenden Buch greifen (Georges Wolf, Das elsässische Problem. Leipzig, Fernau 1926.), zumal ich den Verfasser bei Gelegenheit der Tagung des ev.-soz. Kongresses in Straßburg kennengelernt hatte, wobei allerdings ein Mißton sich einschlich. Für uns Alldeutsehe erschien es damals unverständlich, daß Herr Wolf, der Verfasser des neuen Buches, mahnte, den bekannten Nationalökonom Ad. Wagner-Berlin in der öffentlichen Abendversammlung nicht sprechen zu lassen, da er unter den Elsässern Anstoß erregen würde. Nachdem ich sein Buch gelesen habe, verstehe ich seine Warnung. Er war damals noch nicht deutsch, so wie er heute noch nicht Franzose ist, obwohl er sich heute Georges, statt des früheren Georg nennt.

Somit vertritt er einen Typus, wie ihn die Grenzlandtragik hervortreibt. Von hier aus gesehen, gewinnt sein Buch ein besonderes Interesse, und man begreift, wie der Verfasser in seinen Urteilen oft in die Irre geht. Einige Beispiele seien dafür angeführt: „Ein Typus des ganz zum Franzosen gewordenen Elsässers ist Joh. Fr. Oberlin, der soziale Reformator des Steintals“ (S. 5)! Der Verfasser mag im „Türmer“ oder in Liehards sachgetreuem Roman nachlesen, wie grundverkehrt diese Charakterisierung ist. Der nationale Mythos, schreibt Georg Wolf auf derselben Seite, habe im Deutschen Reich Polen und Dänen zu verschlingen gesucht. Er hat keine Ahnung davon, wie weitherzig die Minderheiten im Reich behandelt wurden; es sei auch an die französisch redenden Breuschtäler im Wasgau erinnert, deren Schulen ich besucht habe. Und wie geschichtswidrig malt sich im Kopf des Herrn Georg Wolf der Ursprung des Weltkriegs ab, wenn er S. 10 schreibt: „Daß er (der Weltkrieg) seinen Ursprung in Rußland hatte und Frankreich nur kraft seiner Bündnisse hineingezogen wurde, ändert an der Sache nichts.“ Heute weiß jedermann im Jr-

und Ausland (die Franzosen natürlich ausgenommen), daß der zum Krieg treibende Faktor Poincaré war, seit die unglaubliche Dummheit der deutschen Außenpolitik den Geheimvertrag mit Rußland aufgab. Und das Ende? „Foch hatte über Ludendorff gesiegt. Noch einmal erfüllte sich das Geseß unserer Geschichte. Der Sieger von 1918 nahm einfach zurück, was ihm der Sieger von 1871 geraubt.“ So steht S. 11 geschrieben! Welche Entstellung! Frankreich hat nicht gesiegt, sondern die technische Übermacht der Amerikaner und die Hungerblockade Englands. Das war kein Heldentat: 26 Staaten — darunter die mächtigsten — gegen einen, der über vier Jahre standhielt! Und dann der weitere Satz, dessen direkte Umdeutung zur Wahrheit wird. Er muß lauten: Der angebliche Sieger von 1918 nahm zum zweitenmal das Elsaß, was der Sieger von 1871 zurückgenommen hatte. Auch der Satz S. 14 enthält eine Torheit: es wird gesagt, daß das Deutsche Reich nach der Annexion von 1871 das Elsaß „germanisieren“ wollte. Als ob das nötig gewesen wäre in einem Lande, das in den breiten Schichten deutsch geblieben war! Im Reichsland mußten die deutschen Instinkte, die unter 200jähriger Franzosenherrschaft eingeschlafen waren, wieder geweckt werden. Das war das Ziel, das ohne Zweifel gut und gesund war. Ob die eingeschlagenen Wege die rechten waren, kann in Zweifel gezogen werden, aber schließlich fanden die Wünsche der Bevölkerung doch Erfüllung: Ein Elsässer wurde Statthalter, ein Elsässer Staatssekretär, der sich sein Ministerium aus Elsässern zusammenstellte. Im Landtag war das Volk vertreten; die Gemeinden besaßen weitgehende Selbstverwaltung, alles Errungenschaften, die der germanischen Volkseele entsprechen. Und heute?

Wenn Herr Georg Wolf glaubt, in größter Objektivität seine Feder angefaßt zu haben, so befindet er sich in größtem Irrtum, von dem wir ihn gern befreien möchten. Aber es wird sehr schwer sein, da seine Seele gespalten ist. Sein deutsches Gefühl läßt ihn S. 112 schreiben: „Darum war es eine weltgeschichtliche Fügung, daß in letzter Stunde Deutschland unser Volkstum gerettet und unser elsä-

fisches Stammesbewußtsein aufs neue geweckt und stärker gemacht hat, als je zuvor in unserer Geschichte.“ Ganz deutlich tritt die Gespaltenheit seiner Seele auch in der Stellung hervor, die er zur Heimatrechtsbewegung und zur Autonomiebewegung seines Heimatlandes einnimmt. Zu ersterer bekennt er sich rückhaltlos, zu letzterer geteilten Herzens. Darin sind ihm die Hintermänner der „Zukunft“ weit überlegen, welche die Autonomie des alten Reichslandes fordern mit der einzigen Einschränkung, die von den politischen Verhältnissen geboten wird, „im Rahmen Frankreichs“. Sie bringen die Gedanken eines Vorkämpfers der Heimatrechte, Camille Dablot, zu voller Klarheit. Georg Wolf nennt ihn den elsässischen Franzosen, der in seiner Person eine Verbindung zwischen französischem Fühlen und elsässischem Empfinden darstelle, wobei freilich ganz dunkel bleibt, welchen Unterschied Georg Wolf zwischen „Fühlen“ und „Empfinden“ macht (S. 115). Seite 117 heißt es dann: „Unsere Forderung (Wahrung der Heimatrechte) aber wurzelt nicht nur im Gefühl, sondern in einer ernsthaften Überlegung kultureller und rechtlicher Natur. Wir sind alemannischen Stammes und sprechen einen alemannischen Dialekt, und die deutsche Schriftsprache ist unsere Kultursprache. So sind wir ein Minderheitsvolk gegenüber dem Mehrheitsvolk Frankreich mit seiner französischen Sprache und Kultur.“

Dieses Minderheitsvolk verlangt „Verwaltungsautonomie“ im Interesse des Landes und zugleich der französischen Gesamtrepublik, von der sich Georg Wolf so viel verspricht. Er vertraut dem „Genius Frankreichs“ (Seite 112). „Er zeigt uns den Weg zur Rettung, indem er unsern Genius aufruft zur Mitarbeit am Werk der Völkerveröhnung.“ Das ist aber doch wohl Utopie. Der „Europäische Geist“ ist ein Gedankending, dem der Geist von Versailles hohnlacht. Denn dieser herrscht noch, trotz Locarno. Georg Wolf gesteht dies Seite 134/35 auch zu, ohne seine Hoffnung auf Frankreich aufzugeben. Möcht er darin nicht enttäuscht werden! Denn wie Frankreich seine Herrschaftspläne nicht aufgeben will, so denkt es nicht im entferntesten daran, dem Elsaß

Verwaltungsautonomie zu gewähren. Das zentralistische System, das die politische Stärke des Staates entwickelt hat, ist jeder Dezentralisation abhold und schiedt sich eben auch an den „Elsaß-Lothringischen Heimatbund“ mit Polizeigewalt zu unterdrücken.

So weit ist es also im alten Reichsland gekommen. Wie es geschehen konnte, darüber gibt das Buch von Georg Wolf eine gute, erschöpfende Übersicht. Deshalb kann es empfohlen werden — abgesehen von der schwankenden Haltung, die der Demokrat, gebunden durch Rücksichten auf seine Partei, einnimmt im Gegensatz zu den Kommunisten, die ganz offene volle Autonomie des Landes fordern, im Gegensatz auch zu den Sozialisten, die gänzliches Aufgehen in Frankreich fordern und ihre demokratischen Grundsätze gröblich verleugnen.

Wird der alemannische Diktator standhalten gegenüber den Maßregelungen, denen er durch Frankreich ausgesetzt ist? Das führende Blatt der Heimatbewegung ist die „Zukunft“. Man bezieht das Wochenblatt durch den Zeitungsvertrieb Vanderherg in Baden, Leopoldplatz.

Prof. Dr. W. Rein.

## Legenden und Märchen von Eberhard König

Eberhard König, dessen Wohnung neulich das große Brandunglück erlitten hat, ist einer jener wenigen Erzähler, die schreiben wie sie sprechen, vortragen würden: unmittelbar strömt die Erzählung daher, plötzlich wird die Handlung aufgehalten, um durch das helle Licht weisheitsvoller Erkenntnis überstrahlt zu werden, oder aber um durch den prachtvoll urwüchsigem und herzwärmenden Humor ein Gleichgewicht, einen Ausgleich zu schaffen zum Ernst des angeschlagenen Themas. Immer aber ist die Sprache ein ästhetisch-musikalisches Erlebnis für sich, ein unendlich ausdrucksreiches Instrument im Geiste dieses deutschen Künstlers. In seinen weitverbreiteten Legenden offenbart sich Königs Art besonders eindringlich als ein Künstlertum, das sich zutiefst Gott verpflichtet und verantwortlich weiß, das von wahrhaft germanischem Weistum erfüllt ist. Die innere Schwere der

geistigen Idee innerhalb jedes Wortes wird aber nie zur äußeren Schwere: jeder fühlende Mensch wird diese Legenden, Geschichten und Märchen aufnehmen können — um gepackt, ergriffen, innerlichst berührt, von ihnen als Freund zu scheiden.

Im Türmerverlag, Stuttgart, erscheint se-eben in zweiter Auflage „Die Geschichte von den hundert Goldgulden“ (Preis M 2.80). Auch in diesem Büchlein ein erneutes Erlebnis deutscher Geistigkeit, deutscher Herzensweisheit — eine Dichtung der Ebelamradtschaft, reif und zart und hinüberreichend in das Licht letzter Erkenntnis. Die Sprache voll und tönend und vielfältig beziehungsreich. Der Humor kernhaft und mannhaft — in der großen Linie unserer wenigen großen Humoristen. Hier sei auch auf die erfolgreiche, vor zwei Jahren erschienene und jetzt in 4. Auflage vorliegende „Legende vom verjauerten König“ hingewiesen. (Türmerverlag, M 2.20.) Echtes, aber ich — und eigensüchtiges Herren-tum wird in dieser kraftvoll hochgeredeten und wiederum innerlich reich durchströmten Geschichte geläutert zu wahren Königtum, das wahres Menschentum ist. Was aber macht die Sprachorgel Königs, was machen das Leuchten des Gemütes, die Fülle der Phantasie aus diesem Thema! Die Geschichte „Wenn der Alte Friß gewußt hätte“ hat als Hauptgestalten den großen Friedrich und den schlesischen Berggeist Rubezahl — bedeutend ist hier der dichterische Einfall: Der in den Tiefen der Berge seit einem Jahrhundert schlafende Rubezahl erwacht — und hört über sich kriegerischen Lärm. Friedrichs Soldaten ziehen durch Schlesien, in Kämpfen mit den österrreichischen Heeren. Und was der alte Menschenverächter von den Laten, vom Wesen dieses alten Frißen, dieses großen Königs und Menschen hört, bestimmt ihn, sich selbst zu überzeugen, ob es unter Hundsfotts und kleinen Seelen tatsächlich königliche Menschen gibt. Rubezahl verwandelt sich in einen Kretzen, läßt sich zu den Truppen Friedrichs anwerben — und erlebt so in der nächsten Nähe des Großen dessen ganze Größe als Feldherr, als König, als Mensch. Und die haarsträubenden Abenteuer, die lustigen Episoden, die feine

Psychologie der seelischen Vorgänge im ungläubigen Rubezahl, der gläubig wird, im Verein mit den hochbedeutenden Szenen der Zusammenkunft Friedrichs mit dem prächtigen Abt von Ramenz, die meisterhaft skizzierte Lebensstimmung dieses größten deutschen Fürsten — ergeben eine literarisch bedeutende und dichterisch reiche Schöpfung von padendem geistigen und zeitgeschichtlichen Gehalt. (Erschienen bei Erich Matthes, M 2.50.)

Hier sei ferner auf die in 6. Auflage, im 16. Tausend und in schöner neuer Gewandung vorliegenden „Legenden von dieser und jener Welt“ hingewiesen — in welcher Sammlung sich die drei großen Kunstwerke befinden, „Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkenbaumweise“ und die beiden Epen „Hermoders Ritt“ und „Von Satans Bangen und Lachen“ — Dichtungen, auf die dereinst die Nation stolz sein wird. Aber auch die wunderseine Märchen „Der Waldspratt“ sei nicht vergessen. (Verlag Erich Matthes, Leipzig, M 4.—)

Die lange vergriffenen Märchen „Von Hollas Roden“ erscheinen vermehrt neu in der Reihe der ausgezeichneten und billigen Zweifäusterbrude des Verlages Erich Matthes in überaus reizvoller Ausstattung mit schönen Illustrationen von Hans Schroedter. Rdnigs herbe, deutsche Geistigkeit, der Reichtum an Gemüt, fanden in diesen Märchen einen oft von Humor überfönneten, lebendigen Ausdruck. Mit ihrer heimlichen Weisheit, in der Schönheit der Sprache sind diese deutschen Märchen eine wertvolle Bereicherung unserer Volksmärchen und nicht nur für die Jugend, sondern auch für die erwachsenen Freunde des königlichen Schaffens bestimmt. Das schöne Büchlein hat den Vorzug, den Beutel nicht zu strapazieren — es kostet M 2.50.  
F. A. Gayda

## Das Handwerk im Lichte der Familienforschung

Im Rahmen der Münchner Ausstellung „Das Bayerische Handwerk“ hat der Landesverein für Familienkunde auf Anregung des verdienstvollen Forschers Dr. Fridolin

Solleder eine Galerie berühmter Handwerker und Handwerkersöhne eingerichtet. Die nach unterschiedlichen Vorlagen von Kunstmalern Rajetan Dreißer gefertigten 60 Bilder offenbaren sich als Charakterköpfe besonderer Art, die uns von großen Jahrhunderten unseres Volks erzählen. Neben Sebastian Brant, Peter Fischer, Peter Henlein, dem Erfinder der Taschenuhr, und dem Nürnberger Goldschmied Wenzel Jamnitzer, Hans Sachs und Albrecht Dürer, der Reformator Melanchthon und der Erschließter der schwarzen Kunst, Gutenberg. Der bayerische Historiker Aventin, Turmair genannt, Jakob Fugger, ein Webersohn und später der größte deutsche Kaufmann, und der Nürnberger Bildner Adam Krafft. Und an der Schwelle zur neuesten Zeit stehen der Wirt und Freiheitsheld Andreas Hofer, der Universitätsprofessor Ringseis, der an der Verlegung der Universität Landshut nach München verdienstvollen Anteil gehabt, ferner der Bamberger Arzt Johann Lukas Schönlein, der Begründer der naturhistorischen Schule, und endlich der Bierbrauersohn Johannes Scharer, späterer Bürgermeister von Nürnberg und Schöpfer der ersten deutschen Eisenbahn. „Er sah im Handwerk die Quelle alles Fortschritts.“ Carl Spitzweg war ein Wirtsohn, Hansbachs Vater war Maurermeister, Georg Ohm stammt aus einer Schlosserfamilie, Andreas Schmeller, der Germanist, von Korbflechtern, Goethes Großvater war Schneidermeister, Schillers Ahnen Bäcker und Wirte, Haydns Vater übte das Wagnergewerbe, Rants Vater die Sattlerei aus. Und so geht die Reihe dieser eindrucksvollen Galerie weiter, und mit jedem dieser uns noch heute lebendigen Namen ist ein Handwerk des Vaters oder Großvaters verbunden. Bei Georg von Reichenbach, dem Optiker, und Nikolaus von Dreyse, dem Erfinder des Zündnadelgewehrs, das Schlosserhandwerk, Balthasar Neumann, der Erbauer der Würzburger Residenz, lernte bei seinem Vater, einem Glodengießer, die Erzgießernamen Müller und Stiglmayer führen auf Hufschmiede zurück, Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, auf die Bäcker, der Urgroßvater unseres Seehelden Grafen Luckner, Nikolaus Graf von Luckner, Sohn eines

Bierbrauers in Cham in der Oberpfalz, wurde Marschall von Frankreich unter Napoleon I, und Gerhart Hauptmann gewann als Sohn eines schlesischen Gastwirts die ersten Vorbilder seiner späteren Dramen. Und August Vorfig, der Sohn eines Zimmermeisters, wurde der große, in allen Weltteilen anerkannte Lokomotivbauer, der Nürnberger Büttnerjohn Sigmund Schudert ward der Begründer der elektrotechnischen Großindustrie in Bayern, Ferdinand Schichau, der Selbgießerlehrlinge, erbaute den ersten Schraubendampfer, und aus dem Schuhmacherjohn wurde der Bischof von Regensburg Johann Michael Sailer. Hebbel kam aus der Familie eines Maurers, Storm aus einer Mühle und Peter Rosegger lernte die Misere eines Dorfschneidergesellen kennen. Gottfried Kellers Vater betrieb die Drechslerei, und der Tapezierjohn W. Heinrich Kiehl steht heute als großer Kulturhistoriker im Buche der Geschichte. Als vorletztes Bild Wilhelm Röntgen, dessen Vater und Großvater als Kupferschläger schufen.

Diese intime Sammlung lebendiger Namen zeigt den Aufstieg des wahrhaft Tüchtigen aus eigener Kraft durch Paarung von Begabung und Energie und kündet von den unverfügbaren Kräften, wie sie im deutschen Volke schlummern und, wenn geweckt, zu höchster Entfaltung führen. Freilich, ein allerletztes Bild, es ist fehl am Ort. Denn es stellt einen Mann dar, der sein tüchtig betriebenes Handwerk verlassen und als einer der Führer der düstren Novembertage von 1918 zur parteipolitischen Macht und zur höchsten Stelle des Staats gelangte. Und da ein bayerischer Kirchenfürst die Novemberereignisse von 1918 als Meineid und Hochverrat festgelegt hat, darf der Namensträger dieses allerletzten Bildes in der historischen Gemeinschaft kulturell schaffender Köpfe großer Deutscher als höchst unerfreulich bezeichnet werden. Dr. Eduard Scharer

## Moderne Wohnkultur

Aus dem Flugzeug sieht man heute internationale Großstädte liegen wie ein kleines Gebirge: Hochhäuser stufenförmig hin-

gelokt, Arbeitskonzentration, abends ein Springbrunnen von Licht auf tiefem Schatzen. Dies Bild ist unsern Augen wohlgefällig wie die scharf hinfliehende Kurve einer Zahnlinie oder das Mammuttier einer modernen Fabrik: Technik ist uns menschlicher Ausdruck.

Unsere Zeit ist Polarität: Zwei, wie das Altertum weise Einheit war und das Mittelalter Dreieinheit. Wir müssen neben dem Hochhaus das leichte Wohnhaus hinbauen: Hütten, Zelte mit Gärten der Semiramis, Spiele unseres Lebensausdrucks. Das will unser Wille.

Das Gegebene ist so, daß in London heute auf ein Haus 8 Bewohner kommen, Chicago 3—5, Newyork 15. Wien, eine der ausgedehntesten deutschen Städte, steht so wie Newyork. Das Bremen der Einfamilienhäuser so wie London. Berlin aber hat 76, Hamburg 39, Breslau 52 Menschen auf ein Haus!

Das Gegebene ist, daß heute in Hamburg auf 2,7 Eheschließungen ein neuer Haushalt und auf einen Haushalt 0,9 Wohnungen kommen, alle früher unbewohnbaren Wohnungen eingerechnet.

Das Gegebene ist, daß eine sozialdemokratische Regierung in Wien heute den Fuchsenfeldhof gebaut hat, der von weitem wie ein Schloß aussieht, in seinem Innern aber 25000 meist Zweizimmerwohnungen enthält. So elend war die Wohnungsnot in Wien, daß Stube und Küche in einem Sechsstoßwerkhaus golden sind gegen das Dach, das sonst den größten Teil der Bevölkerung bloß vor der Witterung schützte.

Trotzdem wird der Wille, der Flugzeuge, Schiffe und Fabriken geschaffen hat, den Unterbau für dieses alles schaffen: das Wohnhaus. Die Fülle des Spieltriebs will dazu: Gymnastikhalle und Sonnenbad, Kinderheim und Werkhule, Funk und Film im Hause. Der Mensch aber will Wohnräume persönlich und abgeschlossen, festlich von Farbe und wohltuend von Raumverhältnissen; das Gegenteil der Technik, antisachlich. Der Wohnsiedler ist kein Bauer und kein Schrebergärtner,

dieser Vortruppler eines Ausrückens aus der Großstadt, sondern der moderne Mensch, den die Großstadt morgens ansaugt und abends wieder entläßt. Er kann die City nicht erfassen, wenn er sie nicht von einer weiten Ebene aus sieht, wohin ihr Getriebe nicht dringt. In beiden Welten ist er zu Hause. Beide sind die Wohnstätte der heutigen Seele, ihre Spannkraft und das Geheimnis ihrer Fülle und Lösung.

E. B.

## Chaos

### Gedanken zu einer Ausstellung

In der Großen Berliner Kunstausstellung sind jetzt einige Säle neu gefüllt worden. So kamen neben den Schleswig-Holsteinern und den jungen Dänen die Abstrakten zu Worte.

Wollte man nun von den Dessauer Professoren Lionel Feininger, Wassily Kandinsky und Paul Klee auf die geistige Atmosphäre dieser Stadt, ihr Kunstleben und ihren künstlerischen Nachwuchs schließen, so könnte man recht mutlos werden und sich schwören, um Dessau für alle Zeit einen großen Bogen zu machen.

Was diese drei Schwärmer, denen sich noch A. von Jawlensky in Wiesbaden zugesellt, unter Malerei verstehen, ist fern aller Kunst, ist bewußtloses Spiel mit dem Zufall, traumverlorene Ausgeburt einer Laune oder klügelnd errechnete Mache, ist Krampf und Unnatur. Die in willkürliche Perspektiven und Lichtschnitte zerlegten Bilder Feiningers, die wappenförmigen, beliebig abgegrenzten grün-grau-violetten Felder mit überspannten Zeichnungen, wie „Vom Glück“, „Versöhnung“ usw., wie sie Jawlensky zuwege bringt, die trigonometrischen Gebilde Kandinskys, wie etwa zwei eng ineinander gelegte farbige Kreise, darunter ein gleichschenkliges Dreieck mit aufwärts gerichteter Spitze und horizontaler Aufstellung in kleine Dreieckfelder, das Ganze als „Schluß“ bezeichnet, oder schließlich die erzwungen primitive — beileibe nicht naive — Art von Klee: — was soll damit bewiesen werden? —

Etwa daß man so malen muß, daß der Gegenstand nicht mehr zu erkennen ist, daß der Beschauer sich über die Erscheinung lebighich den Kopf zerbrechen soll, daß die Uranfänge tastender Bildnerie der Idealzustand seien, zu dem wir zurückstreben müßten? — Die teuflische Austilgung aller Natur, die rasende Sucht, jede Tradition, jedes organische Gewordensein zu leugnen, und die böartige Lust an der Zersetzung der Elemente künstlerischen Schöpfens — das ist der Geist, das ist die Seele dieser Abstrakten, die sich vom Erdboden lösen, um in fiebriger Verzückung, zumieist aber in kalt ausprobierteter Manier die Dummen zu suchen und zu finden, die urteilslos genug sind, um an der Verwüstung der Kunst ihre Freude zu haben. Das ist der gleiche Geist, der in der Dichtung das Häßliche roh hervorkehrt, weil der kraffe Naturalismus und die Zerschlagung der Form sein Evangelium sind, der gleiche Geist, der in der Musik die Reinheit der Harmonie, die strahlende Schönheit eines Tongebäudes, den Adel ihrer freien Gesetze schändet, und nochmals der gleiche, der an die Wurzeln der Familie die Art legt und die Brandfackel an die Grundfesten des Staates hält. Es ist ein Wille, ein Gefühl, ein Haß, der sie alle verbündet.

Die Macht der Natur aber läßt sich nicht brechen. Sie ist Anfang und Ende. Die bildende Kunst der letzten zehn Jahre beweist es klar in ihrem Wandel. Die Abstrakten in Dessau und die Kommunisten in den Straßen von Wien setzten auf verlorenen Posten. Das entfesselte Chaos ist ihre Leidenschaft. Dort, meinen sie, werde ihr Weizen auf mancherlei Art blühen. Aber ihre Revolutionen mögen schmerzhaft und blutig sein, sie sind Zuckungen in einer Welt, die sie ablehnt. Und wenn sie auf ihre Fahnen die Vernichtung von jeder Art von Überlieferung geschrieben haben, so wird diese ihre eigene Parole es immer wieder sein, die ihnen selbst das Grab gräbt. Denn das organisch Gewordene kann nicht ausgetilgt werden, aber das Wurzelfeise stirbt ab.

Dr. Robert Volz

## Verleumdungen der deutschen Schrift

brachte unlängst die gesamte Allstein-Preffe. Die franzosenfreundliche „Vossische Zeitung“ eröffnete den Reigen. Ihr folgten die „S. S. am Mittag“ und die „Berliner Morgenpost“. Die „Berliner Illustrierte Zeitung“ bildete den Schluß mit einem maßlos gehässigen Vorstoß gegen den früheren Postminister Dr. Stingl wegen seines Deutschschrift-Erlasses. Es scheint sich um einen planmäßig angelegten Gesamtvorstoß gegen die deutsche Schrift zu handeln. Es ist nichts Neues, daß die Vertreter jener Richtung völkische Süter und Unwägbarkeiten unseres Volkes verhöhnen, „mädig“ machen und uns zu vereteln suchen. Die Hekausfälle der Allstein-Blätter, besonders das Nachwort der „Illustrierten“, zeichnen sich obendrein durch die Unehrlichkeit der Darlegung und die Unwissenheit ihrer Verfasser aus. Der Erguß der „Illustrierten“ arbeitet mit zwei grundlegenden Unwahrheiten. Er behauptet erstens, die deutsche Schrift sei eigentlich eine französische Schrift und könne zweitens von Ausländern nicht gelesen werden.

1. Die deutsche Druckschrift geht auf die fränkisch-merowingische und angelsächsische Schrift zurück. Jeder Schüler weiß, daß die Franken nicht Romanen, sondern Germanen waren. Es liegen altdeutsche Handschriften vor, in denen die Anfänge der Brechung ersichtlich sind, die aus Zeiten stammen, in denen ein „französisches“ Volk noch nicht vorhanden war, genauer, in denen die volle Verschmelzung der romanischen, gallisch-keltischen und fränkisch-germanischen Bevölkerungsteile noch nicht erfolgt war. (Vgl. die 200 Schriftproben seit 777 aus althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit in meinem Buche „Die deutsche Buchstabenschrift“, Leipzig 1910.) Noch ums Jahr 1000 wurde im östlichen und nordöstlichen Frankreich überwiegend fränkisch gesprochen, und selbst Paris war zu jener Zeit eine vorwiegend fränkische, also deutsch sprechende Stadt, was daraus hervorgeht, daß der Papst im Jahre 1000 einem an die Pariser Bevölkerung gerichteten Sendschreiben ausdrücklich „zum besseren Verständnisse der Be-

völkerung“ eine deutsche Übersetzung beifügen ließ. Die Schriftbrechung wurde durch germanische Mönche weitergeführt. Man darf sie deswegen nicht als „Mönchenschrift“ herabsetzen; denn zu jenen Zeiten waren alle Schreiber eben Mönche. In die Klöster und Stifter des Abendlandes wurden zudem zu merowingischer und karolingischer Zeit, also durch viele Jahrhunderte, bis etwa 1120, nur Deutsche als Mönche aufgenommen (Forschungen von Prof. Schulte-Bonn). Diesem Umstande und da die deutschen Mönche über die deutsch sprechenden Gebiete weit hinausliefen, ist es zuzuschreiben, daß die gebrochene germanische Schrift auch in den übrigen Ländern des Abendlandes Eingang fand.

2. Da sich die deutsche Druckschrift nur im Stile von der lateinischen Schrift unterscheidet, können sie alle angelsächsische und romanische, d. h. alle Lateinschrift verwendenden Ausländer, auch minder Gebildete, auch Kinder, glatt lesen, ohne sie besonders erlernt zu haben, wie durch versuchsmäßige Erhebungen festgestellt worden ist. Und Angelsachsen in allen Teilen der Erde, wie auch alle romanisch sprechenden Völker verwenden gebrochene Druckschrift in reichlichem Maße in ihren Sprachen, und zwar nicht nur zu Titeln und Überschriften (z. B. Zeitungstiteln), sondern auch zu kürzeren und längeren Texten, und nicht nur die besondere gotische Spielart, sondern alle Spielarten unserer Druckschrift. Aber diese Tatsache liegt erdrückender Beweistoff aus allen Teilen der Erde vom äußersten Ostasien bis Südamerika vor. Andere Behauptung ist Wahrheits-Fälschung. (Siehe die Abbildungen in meinem Buche „Die deutsche Buchstabenschrift.“) Aus Rücksichten der deutschen Bücher-Ausfuhr — die vor dem Weltkriege trotz unserer besonderen Schrift größer war als die von Nordamerika, England und Frankreich zusammengenommen — wurden seinerzeit in den Vereinigten Staaten, in China und Japan unter den einheimischen Gebildeten Umfragen veranstaltet, ob man für deutsche Bücher die Wahl lateinischer Schrift für empfehlenswert halte. Diese Umfragen wurden bezeichnenderweise durchweg verneint. Die deutsche „Pariser Zeitung“ ver-

anlaßte 1911 eine Umfrage unter ihren Lesern, ob sie die Abschaffung der deutschen Schrift für die deutsche Sprache befürworteten. 81 % aller Antwortenden, darunter meist französische und eine Anzahl englischer Leser des Blattes, traten mit Wärme für Beibehaltung der Druckschrift ein. Dann noch persönliche Erfahrungen. Ich wohnte in Paris mehrere Jahre in einem großen Fremdenheim am Boulevard St. Germain, dessen Besitzer ein französischer Schriftsteller war. Ich führte in der ersten Zeit immer das kleine Fellersche Taschenwörterbuch bei mir in der Tasche, um beim Fehlen eines französischen Ausdrucks bei den Unterhaltungen schnell nachschlagen zu können. Mein Wirt ließ sich manchmal das Wörterbuch reichen, da er in seiner Jugend etwas Deutsch gelernt hatte, und sagte mir öfters: das Wörterbuch sei für ihn unübersichtlich, da auch die deutschen Wörter lateinisch (en caractères romains) gedruckt seien. Er lese, wie viele Franzosen, Deutschsprachliches lieber und leichter in deutscher Schrift. Er hat sich zu mir noch öfters geradezu bewundernd über die Klarheit und künstlerische Schönheit deutscher Druckschrift geäußert.

Da die deutsche Schrift nur einen anderen Stil als die lateinische aufweist, ist es unerschlich, sie für Ausländer auch ebenso unleserlich, wie die neugriechische, türkische, russische usw. Schrift zu bezeichnen. Die Behauptung größerer Lesbarkeit von lateinischem als deutschem Druck für unsere Sprache ist laienhaft, besagen. Physiologische Wissenschaftler (Professor Dr. Kirschmann, Prof. Dr. Schadowitz, Lobstein, Dr. Lay) haben durch versuchsmäßige Prüfungen die bessere Lesbarkeit der deutschen Schrift nachgewiesen. Diese Tatsache kann jeder nachprüfen, wenn er gleich guten deutschen und lateinischen Druck während der Eisenbahnfahrt liest.

Auch was der Deutschschrift-Beschimpfer über die deutsche Schreibschrift sagt, ist gänzlich verständnislos und besagen. Tatsache ist,

daß man bei deutscher Schreibschrift die Wörter in einem Zuge, ohne Absetzen, schreiben kann, während man bei lateinischer Schrift wiederholt in den Wörtern absetzen muß. Tatsache ist, daß in früherer Zeit, da mehr deutsch geschrieben wurde, die Handschriften deutlicher, charaktervoller als heutzutage waren. Die heutigen lateinischen Handschriften sind meist entsetzlich undeutlich, charakterlos, schludrig. Vor einigen Jahren haben sich Fachkreise des Druckerei-Gewerbes gutachtlich dahin geäußert, daß lateinische Handschriften für die Setzer vielfach eine reine Qual bedeuten, während deutsche Handschriften, selbst flüchtig geschrieben, immer noch viel klarer und leserlicher seien.

Der Wortkämpfer der „Illustrierten“ ist in vielem furchtbar unwissend, je vorlauter er sich gebärdet. Seine verrosteten Waffen stammen aus der alten Kumpellammer des seligen „Allschrift“-Vereins. Er hat seitdem nichts hinzugelern. Nicht die Brüder Grimm haben sich für die Lateinschrift eingefetzt, sondern nur Jakob Grimm; nicht Dürer hat die Lateinschrift bevorzugt, sondern er ist im Gegenteil der eigentliche Ausgestalter der besonderen, jetzt Fraktur im engeren Sinne genannten Spielart. Druckbuchstaben aus dem Kopfe zu malen, ist ja nicht nötig. Die deutsche Schrift ist eine künstlerische Schrift, keine taube Lattenschrift wie die lateinische. Wem wird es einfallen, Wörter in lauter deutschen Großbuchstaben zu drucken? Für derartigen Druck ist übrigens lateinische Schreibschrift ebensowenig geeignet *R E I C H T I G*. Daß Schilder in Lateindruck weiterhin lesbar sein sollen, als solche in deutschem, ist noch niemals bewiesen worden.

Ich glaube, Herr Dr. Stingl wird sich über den gassenmäßigen Ton und die zotigen Bilder, mit denen die Unwissenheit und Unehrlichkeit dieses Ergusses verbrämt sind, nicht entrüstet, eher belustigt haben.

Adolf Reinede

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Elenhard

Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Wallzer. Einwendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) an die Schriftleitung des *Värners*, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten.

Für unerlangte Einwendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rückendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart



# Der Türmer

## Monatsschrift für Gemüt und Geist

### im dreißigsten Jahrgang

Mit Oktober tritt der Türmer in den dreißigsten Jahrgang ein. Was er in den verfloßenen Jahren gewesen ist, wird er auch in Zukunft bleiben:

### Ein Freund, ein Helfer, ein Berater.

Als der Türmer vor 30 Jahren von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß gegründet wurde, bestand noch das alte deutsche Kaiserreich, lebte noch in uns allen der Gedanke deutscher Kaiserherrlichkeit und deutscher Größe. Ihm diente der Türmer in seiner Weise, nicht mit knechtischen, unterwürfigem Sinn, sondern mit dem Stolz des freien Mannes. Mächtig und gewaltig fuhr der Wehruf des Türmers ins deutsche Land. Er sammelte die Gutgesinnten, die Aufrechten und Wahrheitsfucher zum Treubunde deutscher Art. Alle Fragen der Nation und vor allem das, was tiefer in der Seele des deutschen Volkes ruhte, fand im Türmer Darstellung und Ausdruck. Der Widerhall blieb nicht aus: nach Zehntausenden zählten seine Getreuen.

Der Türmer ließ seinen warnenden Ruf erschallen, als in den Tagen des Glücks in weiteren Schichten sich allzu üppig Dünkel und Selbstsucht regten und dem Abgrund zuführten. Der Türmer warnte, wies aber zugleich den Höhenweg.

Der Weltkrieg ist über uns hinweggebraust und hat Werte vernichtet. Wild brodeln noch die Leidenschaften in einem Hexenkessel. Der Läuterungsprozeß ist noch nicht beendet, noch immer lodert um uns die Flamme, sie läutert das Edelmetall von der Schlacke. Reingold von Truggold zu scheiden, ist von je des Türmers Aufgabe gewesen!

Als dann Friedrich Lienhard in seiner stillen, besinnlichen Art neue Ziele wies, die ewig junge blaue Blume des Idealismus dem deutschen Volke reichte, geschah es im echten Türmergeist, der unser Volk emporziehen will aus Jochsucht und Materialismus. Treu wacht der Türmer auch heute über des Vaterlandes Geschick.

Hell und klar ertlingt des Türmers Wehruf, groß und schön ist seine Aufgabe. Um es noch einmal kurz zu fassen:

### Was will also der Türmer?

In klarer Form die Verbindung wahren zwischen deutscher Vergangenheit und deutscher Gegenwart.

Träger sein einer Weltanschauung, die im Getümmel des Alltags nach ewigen Werten strebt und in froher Lebensbejahung einem Geschlechte dient, das ernstem Sinnes nach Verinnerlichung und Vertiefung trachtet.

Mühternen Sinnes eine scharfe Trennungslinie ziehen zwischen wahren Sein und blohem Schein.

Nicht entmutigen will er und klagen über Vergangenes, nein, ermutigen will er zu frischer, froher Mannesstat!

Wir haben den Glauben an unser Werk, das eng mit Vaterland und innerer Wahrhaftigkeit verbunden ist.

**Wir glauben an den Sieg des Türmers, weil  
wir an des deutschen Volkes Zukunft glauben!**





Eifeldorf

Heinz Heinrichs

# Der Luthma

Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBORNEN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lierhard  
Gründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg.

November 1927

Heft 2

Diejenigen Kräfte, auf deren Erhaltung es vorzugsweise, man dürfte fast sagen, allein ankommt, sind die einzelnen Seelen; sie erhalten sich nur dadurch, daß sie andren Seelen, je nach ihrem Vermögen, dienen. Diamanten werden nur durch Diamanten geschliffen, Kinder Gottes nur durch Kinder Gottes gebildet.

Alle Kraft der Erde liegt in den Kindern Gottes, das heißt, in den Menschen. Die Menschen als Kinder Gottes erhalten, heißt konservativ im höchsten Sinne sein.

Lagarde

# Volk in Not!

Von Dr. Wilhelm D. Gewallig

Es gab einmal 14 Punkte“ . . . so werden viele deutsche Großväter ihren aufhorchenden Enteln die Geschichte vom deutschen Leid und vom größten Betrug, welcher je an einem Volke begangen wurde, beginnen und werden dann weiterfahren: „Der fünfte Punkt aber war der verlogenste! Er sicherte Deutschland eine weitherzige, unbedingt unparteiische Schlichtung aller kolonialen Ansprüche zu.“ Präsident Wilson, der in Vertretung des mächtigsten, freiesten und „gerechtesten“ Staates, Amerika, die Garantie für diese Zusicherung übernommen hat, hatte in seiner Botschaft vom 18. Januar 1918 außerdem erklärt: „Wir wünschen Deutschland einen gleichberechtigten Platz unter den Völkern der Welt.“ Diese Botschaft des Präsidenten Wilson mit Einschluß des Punktes 5 der 14 Punkte ist vor Abschluß des Waffenstillstandes sowohl von Deutschland wie von den Ententestaaten ausbrüchlich und feierlich als Grundlage des Waffenstillstandes und des Friedens angenommen worden.

Wie ist es nun aber in Wirklichkeit gegangen? Unter Bruch dieser feierlichen Zusage ist die gewaltsame Wegnahme unserer gesamten Kolonien von der Entente mit der Erklärung begründet worden, Deutschland habe durch seine Kolonialpolitik und insbesondere durch die Eingeborenenbehandlung dauernd den Anspruch auf Mitwirkung in der Kulturarbeit und der Zivilisation verwirkt und müsse daher mit dem Verlust seiner Kolonien an fortgeschrittene Nationen bestraft werden.

Welch unvergängliche Verdienste sich Deutschland allein durch die vorbildliche Bekämpfung der Tropenkrankheiten, insbesondere der unheimlichen Schlafkrankheit sowie der Viehseuchen erworben hat, ist allgemein bekannt.

Die Beschuldigungen, die Eingeborenen schlecht behandelt zu haben, werden wohl am treffendsten durch das rührend treue Aushalten der eingeborenen Soldaten bei General von Lettow-Vorbeck während der jahrelangen entsagungsreichen heldenhaften Verteidigung Deutsch-Ostafrikas widerlegt.

Die „fortgeschrittenen Nationen“ haben dann Deutschlands gesamten überseeischen Besitz als „Mandat“ unter die Siegerstaaten wie das Fell des erlegten Bären verteilt und viele tausend Deutsche von der ihnen zur Heimat gewordenen fremden Scholle vertrieben und um den Preis ihrer Lebensarbeit gebracht.

Sie hängten ihrem tatsächlich auf Annexion hinaustommenden Vorgehen schlauerweise das Mäntelchen der sogenannten „Mandatsverwaltung“ um. Vor allem konnten sie von keinem unserer Kolonialgebiete behaupten, daß wir es uns mit dem Schwerte oder sonst auf gewalttätige und unrechtmäßige Weise verschafft hätten. Es war nämlich bezeichnend für Deutschlands Kolonialpolitik und für die Art des Erwerbs seiner Kolonialbesitzungen, daß, im Gegensatz zu anderen Nationen, nicht politischer Macht hunger, sondern seine wirtschaftlichen Bedürfnisse dabei ausschlaggebend waren. Dem Erwerb fast aller deutschen Kolonien gingen Landerwerbungen deutscher Kaufleute voraus, die dann im friedlichen Einvernehmen mit den dort ansässigen Eingeborenen ihre Neuerwerbungen unter den Schutz des Deutschen Reiches stellten, das dann durch besondere Verträge mit den

Eingeborenen dieser Gebiete auch diese unter seinen Schutz nahm. So erwarb Deutschland nacheinander im Jahre 1884 Südwestafrika, Ostafrika, Kamerun und Togo, 1885 Kaiser-Wilhelms-Land, den Bismarck-Archipel sowie benachbarte Inseln. 1897 Kiautschou und 1899 von Spanien durch Ankauf die Carolinen und Marianen. Endlich erwarb es 1903 noch durch eine friedliche Auseinandersetzung mit England und Amerika die Insel Samoa.

Wilson's Vertrauter, Lansing, hat verraten, daß der Mandatsweg ein Schachzug der Entente war. Hätte man die deutschen Kolonien ohne weiteres weggenommen, so hätte man ihren Wert von der ungeheuren Kriegssentschädigungssumme in Abzug bringen müssen, wurden sie dagegen als Mandat betrachtet, so hatten sie mit den Kriegsschulden nichts zu tun. Die deutschen Kolonien waren aber soviel wert, wie die Staatsschulden ganz Europas betragen. Allein die Gebiete, welche England bekam, sind auf 20 Milliarden Reichsmark geschätzt worden.

Das deutsche Volk kann aber für seine politische, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung eines Kolonialbesitzes nicht entraten, denn Kolonien sind die natürlichen Rohstofflieferer und Absatzgebiete ihrer Mutterländer. Die Volkswirtschaft eines Staates, der Kolonien hat, ist je nach deren Leistungsfähigkeit so gut wie unabhängig. Nicht nur daß er durch verbilligten Rohstoffbezug im Vorteil ist, sondern die Beträge hierfür bleiben im eigenen Wirtschaftsgebiet, kommen also seiner Bilanz in doppelter Hinsicht zugute. Rohstoffe aus fremden Ländern stellen immer einen Tribut an dieses dar. Hierdurch wird das eigene Volksvermögen geschädigt und das fremde dagegen gestärkt. Schon deshalb sind Kolonialländer im Wirtschaftskampfe der Völker stets überlegen. Heute sind wir auf dem Weltmarkte vielfach konkurrenzunfähig, weil wir die Rohstoffe zu teuer einführen müssen. Das würde sich ändern, sobald wir in eigenen Kolonien, auf eigener Scholle herstellen könnten, was wir an tropischen Rohstoffen gebrauchen. Die Exportziffern würden anschwellen und durch gesteigerten Verdienst der Volksmassen auch die Absatzverhältnisse des innerdeutschen Marktes verbessern, denn Kolonien heben nicht nur den Reichtum des Mutterlandes im allgemeinen, der durch sie gesteigerte Wohlstand bringt auch, wie das Beispiel Englands beweist, in weitere Schichten und zeigt sich in der besseren Lebenshaltung aller Volkstreife. Ein Volk, das große Kolonien sein eigen nennt, wird sich leichter im Kampfe um seine Existenz behaupten. Seine Volkswirtschaft ist weniger Störungen ausgesetzt, sein Einfluß auf die Weltwirtschaft um so größer, damit auch seine Weltgeltung. In Erkenntnis dieser Tatsachen wußten unsere Gegner im Weltkriege, von denen England, Belgien und Frankreich über einen Kolonialbesitz verfügen, der rund 120mal, 80mal und 20mal so groß ist als das betreffende Mutterland, warum sie uns im Friedensdiktat von Versailles zu einem Verzicht auf unsere Kolonien zwangen. Es war ihnen nicht nur um Landerwerb und damit um Machtzuwachs zu tun, sondern sie wollten Deutschland zu dauernder wirtschaftlicher und damit auch zu politischer Ohnmacht verurteilen.

Die erdrückende Enge, die Übervölkerung, die dauernde Erwerbslosigkeit vieler Hunderttausender treibt für Volk und Vaterland gleich wertvolle Menschen in die Fremde. Ströme deutschen Blutes ergießen sich in alle Welt. Seit Kriegsende sind schon mehr als 400000 Deutsche ausgewandert, und zwar in der Hauptsache nach

Nordamerika, dem großen Schmelzbecken der fremden Nationalitäten. Diese 400 000 deutsche Landsleute stärkten aber die Konkurrenz der schwer ringenden deutschen Wirtschaft, ja sie verschleppen sogar manchmal ganze, früher jahrzehntelang für einzelne Landstriche charakteristische Spezialindustrien, wie dies bei der weltberühmten Sonneberger Puppenfabrikation in letzterer Zeit so erschreckend in die Erscheinung trat, ins Ausland. Dazu kommt, daß diese ausgewanderten Landsleute in künftigen Kriegen in der Mehrzahl in den Reihen unserer Gegner auch mit den Waffen in der Hand gegen uns kämpfen, wie wir dies im Weltkrieg in so erschütternder Weise erlebt haben. Daß unsere Auswanderer in der Hauptsache nur Kulturbürger für andere Völker abgeben, da sie mangels Ansiedlung in eigenen geschlossenen Siedlungsgebieten von ihnen aufgesogen werden, zeigt sich am besten, wenn wir uns vor Augen halten, daß es im Jahre 1750 neun Millionen Angelsachsen und 20 Millionen Deutsche, anno 1920 aber 180 Millionen Angelsachsen und insgesamt 80 Millionen Deutsche gab. Während wir in unseren, so kurze Zeit in unserem Besitz gewesenen Kolonien, die einen Raum von der sechsfachen Größe des heutigen Deutschlands einnahmen, erschlossenes Siedlungsgebiet für Hunderttausende von Deutschen besaßen, müssen heute auf dem geschmälerten Mutterboden einige Millionen mehr als im Frieden Arbeit und Nahrung finden. Die Landnot unter einem, auf ein zu enges Gebiet zusammengedrängten 70-Millionen-Volke, dessen Ausdehnungsdrang sich mit elementarer Wucht geltend macht, fordert aber für seine willkürlich eingeeengten Volksmassen neue Siedlungsgebiete als Kulturnotwendigkeit. Daß Deutschland seine geraubten Kolonien zurück erhält oder sonstwie unter die Kolonialmächte wieder eingereiht wird, wächst sich nachgerade zur Schicksalsfrage für das „Volk ohne Raum“ aus, denn nur dann kann der Weg zum Wiederaufstieg gebahnt werden.

Während unsere Regierung in der Bekämpfung und Widerlegung der kolonialen Schulblüge nicht erlahmen darf, muß jeder einzelne von uns dazu beitragen, dem Kolonialgedanken im deutschen Volke zum Siege zu verhelfen, damit möglichst bald unser gemeinsam ersehntes Ziel erreicht wird: Der Wiederaufstieg Deutschlands!

## Es war

Von Arnold Krieger

Mancher, der ins leere Dunkel stöhnt,  
Harsch und harmhaft und von Groll verwittert,  
War doch einst von wildem Glück verschönt,  
Das im Grab nun bröckelt, dürr umgittert.  
Aber seinem Haupt schwellt unsichtbar,  
Nie erfährt das Moberwort: Es war!

Mancher, der im Schmelz von Firnen schweift,  
Hell und heilhaft und im Schwung geläutert,  
Hat sich eben noch durch Schlamm geschleift,  
Begen seinen Gotteslern gemeutert.  
Aber seinem Haupt strahlt unsichtbar,  
Nie erfährt das Gnadenwort: Es war!

Wenn die Welt einmal zerstoßen ist,  
Lehtes Lebensrad sich abgerollt hat,  
Bringt die Eine Kraft, die oben ist  
Und die Lust und Leiden so gewollt hat,  
Diesen Schmerz sich selbst zum Opfer dar:  
Das verschollene Häuflein Welt — es war!

# Sonne und Menschenseele

Von B. Lufsig

**S**ehet — sie kommt!

Eine silberne Helle, ein weiches, schmiegendes Licht kündet sie an.

Rot in allen Tönen zuckt auf!

Die Gipfel und Grate, die hochragende, einsame Föhre auf dem Felsenvorsprung werden von Purpur umhaucht.

Und weiter schwingt die Farbensymphonie — Purpur flammt — sprüht — Gold flutet über ihn hin . . .

Es ist, als ob die Natur ihren Atem anhielte, weil Ungeheures sich ereignet! Dort ein Reh, das ruhig Aßung sucht . . . Nun hebt es den anmutigen Kopf . . . ich glaube in seinem schwermütigen Auge Begeisterung und Staunen zu lesen — mein Herz klopft stärker — die Nebelfrauen in den Wiesen ducken sich erschauernd, denn —

Sie kommt! — Sie steigt empor! — Sie ist leuchtend da! . . .

O du Urquell allen Lebens — Licht — Sonne!

Unbeschreiblich Wunder!

Überallhin strömt jetzt dein kraftvoll Königtum! Dein Feuer durchdringt den Raum — deine Pracht und Macht streut in unsere Erde das Werden — in unsere Seelen den Willen zum Leben! Durch dich sind wir, sind Baum und Strauch, sind Blume und Tier!

Tägliches, nie ausgeschöpftes Wunder! . . .

Hingerissen von deiner Herrlichkeit stand ich einst mit meinem Sohn vor deinen Morgenflammen, mächtige Spenderin des Lebens! Angeflammt wir beide vom allbelebenden Gestirn! Nun deckt ihn längst das Schlachtfeld! Du aber leuchtest!

Du schuffst Welten und sahest sie versinken — und gehst deinen gewaltigen Gang seit Jahrmillionen! Du sahest Armeschen dich anbeten — und sahest Scharen von Geschöpfen werden und vergehen! Wahrlich, du Wissende, kennst das erhabene Mysterium „Stirb und Werde!“

Gewohnheit konnte die Geschöpfe dieses Sternes — deine Geschöpfe — nicht gegen dich abstupfen. Immer neues Staunen vor deinem Schaffen, deiner Götterflamme, deinem siegreich die Finsternis durchbringenden Licht beugt uns immer wieder in Ehrfurcht vor dir. Und jeder neue Lenz weckt neue Lebenslust, und jeder Frost läßt uns dir nachtrauern! Wunder, heiligstes Wunder! . . .

Durch dich Same und Keim, Blüte und Frucht. . . .

Ohne dich Frost — — starrende Kälte — — Qual — — Nichts! . . .

Ich bin den Menschen, den Städten entflohen . . . und ich denke an meinen dahingegangenen Sohn. — Auch er eine Sonne, ein leuchtend Herz — wie du!

Auf dem Gipfel des Berges grüße ich dich, und grüße meines gefallenen Sohnes lebendige Seele und danke dir und ihm für allen Segen . . .

Sonne auch er!

Meine liebende Seele fühlt dich und ihn — baut Brücken zum All . . .

Und in diesem unbegreifbar Immer-Lebendigen ahne ich das Mysterium der Gottheit, die dich flammend Wirkende schuf, und die des Menschen sonnenhafte Seele schuf!



# Der Friedhof der Heimatlosen

Von Robert Bofhart

Eine kleine rohgezimmerte Bank mitten im süßduftenden Heidekraut und gelben Honigklee. Ich schließe die Augen, um mich ganz an die große Stille hinzugeben. Mir ist so frei um die Brust wie auf einem der letzten Felsgipfel, der, von Eislust umstrichen, in der Flut des Weltäthers schwankt. Rings rauscht die Musik des Meeres. Sie ist das tönende Geheimnis dieser Stille, die in ungeheuren Breiten liegt. Den Kreis des Meeres um sich geschlossen zu wissen: wie beruhigend, wie beseligend ist dies Bewußtsein! Ein ewiger Gürtel der Einsamkeit zwischen der Welt und mir. Das ist die Insel. Wie seltsam, daß der Mensch, der doch an den Mitmenschen durch sichtbare und unsichtbare Bande gebunden ist, immer wieder diese Zurückgezogenheit nötig hat, um in der Seele atmen zu können. Was für eine Ursehnsucht liegt in diesem Bedürfnis nach Alleinsein verschlossen? Wer sich gefunden hat, braucht die Einsamkeit, immer wieder. Sie ist ihm Erfüllung eines Zustandes, der Verbundenheit mit dem Ewigen bedeutet.

Der Friedhof der Heimatlosen liegt auf dem höchsten Punkte der kleinen Insel. Aber die Inselbreite hinweg schweift der Blick nach der offenen See, die hinter weißen Dünenketten lodend schimmert, während sich in entgegengesetzter Richtung das Watt hindehnt, dunkel und traurig. Wenn auf dem offenen Wasser noch der Purpur der zur Küste gehenden Sonne ausgebreitet liegt, dann ist das Wattenmeer schon in kaltblaue Farben versenkt und droht mit dem Geheimnis der heraufziehenden Dunkelheit. Raum ist die Nacht angebrochen, so füllt sich das ganze Watt mit einem Gewirr unheimlicher Stimmen und Rufe, die wie ein böses Frage- und Antwortspiel anmuten. In lichtlosen Nächten habe ich oft ein häßliches Gelächter, wie von Menschenstimmen weit draußen vernommen. Das Gurgeln der Ebbe ist dann schrecklich und erinnert an die letzten Augenblicke eines Sterbenden. Das Geheimnis des Todes, der Quell allen Grauens, atmet auf den dunklen endlosen Weiten dieses Meeres, und oft sind in wilden Nächten Ertrunkene von ihm an Land getrieben worden.

Einmal, so erzählte mir ein junger friesischer Fischer, war auch eine solch lichtlose Sturmnacht draußen. Er lag mit seinem Bruder in derselben engen Kammer der kleinen Fischerhütte. Plötzlich hörte er es laut an die Tür pochen und erwachend, erinnerte er sich, daß er eben im Traum ein Gesicht gehabt hatte, das ihm bedeutete, er solle mit seinem Bruder an eine bestimmte Stelle des Strandes am Wattenmeer gehen; dort seien zwei Leichen angespült worden. Er weckte also seinen Bruder, der sich widerwillig in die Kleider warf und mit ihm in die einsame Sturmnacht hinausschritt. Mit sicherem Instinkt fanden sie in der völligen Schwärze der Dunkelheit den Ort. Zu ihrem Schrecken mußten sie erkennen, daß der Traum die volle Wahrheit verkündet hatte. Sie schleppten die triefenden Körper an Land und begruben sie am folgenden Tag im hellsten Sonnenschein oben auf dem kleinen Friedhof der Heimatlosen.

Ja, das Watt hat sein besonderes Geheimnis; das wissen alle Fischer da oben. Und dieses ist nur zu sehr verbunden mit dem Geheimnis aller Geheimnisse — dem Tod.

Und doch: wie friedvoll ist dieser kleine Kirchhof, der mich so oft in seine Stille zog. Ich habe noch keinen Ort auf der Welt gefunden, der einen tieferen Frieden ausgeströmt hätte. Da liegen die Gräber, eines neben dem andern. Und auf jedem steht ein schlichtes kleines Holzkreuz, ohne Namen, nur mit der Bezeichnung des Tages, an welchem der hier Begrabene angeschwemmt worden ist. Um die Kreuze blühen in fröhlicher Lust die kurzen und untersehten Blumen und Sträucher der Insel, dieselben, die auf den kleinen Wiesen rings herum auch blühen und die mit ihrem Duft und würzigen Hauch nicht nur die Bienen, sondern auch die Tag und Nacht weidenden Schafe anlocken.

Vielleicht ist der Friede dieses Ortes gerade darum so groß, weil keine Namen auf den Kreuzen stehen, weil nichts, gar nichts diese Schläfer zurückzieht in die Welt des Tages, wie es auf den gewöhnlichen Friedhöfen die goldenen Lettern tun, die den Verstorbenen im Banne seines bürgerlichen Lebens halten. Hier aber ist der Tod in seiner Urkraft am Werke: Namenlos, aus dem beengenden Kreis des armen kahlen täglichen Lebens herausgerissen sind die, die hier begraben liegen; und wenn ein Mensch sie aufsucht und für sie betet, weiß er nicht, für wen er es tut. Hier sind Tod und Liebe in ihrer ursprünglichen befreienden Weite beieinander. Mensch kommt zu Mensch, Mensch liebt den Menschen aus jener Liebe, die nicht nach Gründen und Namen fragt, die in sich das unendliche Rauschen, das ewige Strömen der Flut beherbergt, das die Musik der Allverbundenheit ist.

Fürwahr, dieser kleine Friedhof ist das Heiligtum der Insel, ein größeres Heiligtum als die kleine Kirche, die eine Viertelstunde Weges davon entfernt herüberschaut. Das fühlen auch diese ganz einfachen Menschen der Insel. Lieben sie auch ihr trautes Kirchlein innig, von dessen Decke das bekannte Segelboot herunterhängt, beten sie oft darin in Sturmtagen inbrünstig um ihre Lieben, die draußen den wilden Wasserwüsten preisgegeben sind: dies letzte Geheimnis, das zur Ehrfurcht zwingt, das heilig ist wie das Leben, wie Tod und Liebe — dies letzte Geheimnis, das auch auf der wandernden Woge liegt, das der Atem dieser stillen Insel ist, es ergreift sie am mächtigsten auf dem kleinen unsäglich einfachen Friedhof der Heimatlosen.

Es wird Zeit, daß ich aufbreche. Das einförmige traurige Rufen der weidenden Schafe ist immer häufiger vernehmbar. Die Dunkelheit ist nicht mehr fern.

## Am Totensonntag

Von Irma Hartje-Leudesdorff

Oh, suche deine Lieben nicht im Grab —  
Dort liegt ja nur ein abgelegtes Kleid,  
Aus Staub gewoben und aus Erdenleid!  
In deine Seele steige tief hinab,  
Dort blieb lebendig, was du tren geliebt.

Und frage dich, ob es ein Sterben gibt,  
Wenn das Geliebte immer in uns lebt,  
Wenn uns sein Wesen Tag und Nacht umschwebt?  
In Freud und Leiden wird uns sein Geleit  
Zu einer lieben Selbstverständlichkeit. — — —

Versonnen stand ich an des Hügel's Rand,  
Mit grünem Efeu spielte meine Hand.  
Hoch in den Zweigen flüsterte der Wind:  
Die sind gestorben, — — die vergessen sind!

## Annele, ein Kind aus dem Volke

Aus dem Nachlaß Hedwig v. Olfers, mitgeteilt von Margarete v. Olfers

Vorbemerkung. Hedwig v. Olfers geb. v. Staegemann, Tochter des bekannten Staatsrates Friedr. Aug. v. Staegemann, vermählt mit dem Diplomaten und späteren Generaldirektor der Museen Ignaz v. Olfers, bildete, dichterisch und schriftstellerisch tätig, Jahrzehnte hindurch den Mittelpunkt eines erlesenen Kreises Berliner Geselligkeit. Sie starb im dreiundneunzigsten Lebensjahr 1891 zu Berlin. Ihre geistvolle Persönlichkeit und der bekannte Olfers'sche „Selbe Saal“ ist oft von bedeutender Feder geschildert worden. (Vgl. Treitschke, Herm. Grimm, Wilkenbruch, Erich Schmidt, ebenso Hedwig v. Olfers Memoiren, erschienen bei Mittler u. Sohn.) Im Jahre 1852 wurde ein armes Kind, Anna Richter (geboren 1851, gestorben 1879) im Olfers'schen Hause aufgenommen und erzogen. Von ihr handelt nachstehender Aufsatz Hedwig v. Olfers'.

Marg. v. Olfers

\* \* \*

**W**arum erzählen wir, was niemand freuen kann? Woher der Trieb, unser Herz zu erleichtern, indem wir Fremde zu Vertrauten machen dessen, was uns erschüttert? Es hat nur Sinn, wenn es Gefahren und Segnungen einer Tat beleuchtet, welche zu Leid oder Lust führen kann.“

Mit diesen Worten beginnen die fragmentarischen Erinnerungen, welche meine Großmutter — damals schon eine Achtzigjährige — nach dem Tode Anneles niederschrieb und die mir kürzlich unter alten Papieren in die Hände fielen. — Sie sucht in ihnen die Entwicklung zu schildern, die dieses Kind, aus ärmsten und verkommensten Verhältnissen stammend, in ihrem Hause genommen. Sie sucht die Tat zu motivieren, die ihr von anderen oft zum Vorwurf gemacht und als Experiment bezeichnet worden war: Ein Kind des Proletariats aus seiner Heimat hinaus in die kultivierte Erde der eigenen Familie zu versetzen, um es dort als gleichberechtigtes Glied aufzuwachsen zu lassen.

Gewiß eine erstaunliche und weitherzige Tat, da das Olfers'sche Haus zu jener Zeit so sehr Mittelpunkt der Berliner Geselligkeit und meine Großmutter durch die vielfältigsten Verpflichtungen, auch den eigenen Kindern gegenüber in Anspruch genommen war. —

„Warum erzählen wir, was niemand freuen kann?“ Ich glaube aber doch, daß sich viele, trotz des traurigen Ausklanges, den schwere Krankheit und früher Tod in das Leben Anneles bringen, dieser Aufzeichnungen meiner Großmutter „freuen“ werden! Zeigen sie doch, wie die reine und klare Luft gesunder Häuslichkeit, das einfache „Werden-lassen“ unter hochstehenden edlen Menschen, ein Kind armseligsten Ursprungs, das wir heute gewiß als „erblich belastet“ mit Mißtrauen betrachten würden, beeinflussen und zu einem Menschen bilden kann, welcher seiner ganzen Umgebung zum Segen gereicht und noch heute unvergessen ist.

„Sie war der Elendesten eines. Die Mutter krank am Typhus, in einem armseligen Insthaus mit mehreren anderen Familien zusammengedrängt, deren Kinder ein gemeinschaftliches Bett teilten. Die Schwächeren und Jüngeren, zu denen sie gehörte, oft herausgeworfen von den Älteren und Stärkeren. Gewartet wurde sie über Tag von einem vierjährigen Bruder geschickt genug, wenn er sich nicht gegen

andere Jungen zu wehren hatte, wo er sie dann als Schild gebrauchte, das die Schläge auffing. — So lernte ich sie kennen [in Klein-Oels in Schlesien, der Besitzung ihres Schwiegersohnes, des Grafen York v. Wartenburg], in Lumpen — ein Kind von zehn Monaten, abgezehrt — aber mit schönen, strahlenden Augen und lustiger Miene jauchzte es mir zu, die ich traurig einherging, denn mein erstes Enkelchen [Graf Maximilian York v. Wartenburg, geboren zu Klein-Oels 1850, gestorben in China 1900 als Oberst im Generalstab, der Verfasser der „Weltgeschichte in Umrissen“ u. a.] war schon lange sehr krank. Der Gedanke, ob mir Gott sein Leben vielleicht schenken würde, wenn ich ein anderes rettete, flog durch meinen Kopf.

„Nimm es! Nimm es!“ riefen die jüngeren Schwestern [vor allen war es ihre zweite Tochter, Marie v. Olfers, die später so bekannte Künstlerin, welche die Annahme Anneles bringend wünschte und mit dem kranken Kinde auf den Armen die Reise von Breslau nach Berlin machte, wohin die übrige Familie schon zurückgekehrt war. Sie betrachtete seitdem Annele als ihr besonders angehörend] meiner verheirateten Tochter. „Nimm es“, sagte ihr bedenkllicherer Vater, „doch nur, falls es deinen Etat nicht vergrößert; denn sieh! mit Vereinen und Unterstützungen aller Art gehe ich schon bis an die Grenze meiner äußersten Möglichkeit.“ — Und ich sah es ein. Allein in meinem Leichtsinn dachte ich: Etat vergrößern? Die paar Tassen Milch für solch ein Wurm, das bißchen Zeug wird sich doch noch finden. Nur, Mädchen, Ihr müßt mir helfen, einer Wärterin überlasse ich das arme kleine Ding nicht, und ich selbst bin nicht mehr jung genug, es allein zu pflegen. „Ja! ja! ja!“ versprachen sie.

Mir leuchtete es sehr ein, mich auf diese Weise mit der Wohlthätigkeit abzufinden, weil mir mein Gewissen vorwarf, nicht tätig genug in der Armenpflege zu sein. Mein Haushalt gab mir vollauf zu tun, Geld hatte ich nie übrig. Um dieses arme Kind aufzuziehen, genügte es, ihm die Mutter zu ersetzen: „Payer de sa personne“ nennt der Franzose das Opfer, welches ich zu bringen gesonnen war.

Indessen erhob sich in unserem Kreise eine lebhafte Erörterung über den Fremdling, und die Meinungen teilten sich in zwei verschiedene Parteien. Die eine interessierte sich für das Unternehmen, die andere mißbilligte es; die eine wollte gleich Patenstelle vertreten und sich hilfreich beweisen, die andere schüttelte den Kopf, weisend nur Enttäuschung und Verlegenheiten in Folge dieser großen Unbesonnenheit!

Mein ältester und aufrichtigster Freund gehörte zu diesen letzteren. „Geben Sie acht“, sagte er, „Sie verpflanzen das Wesen in einen Boden, für den es Gott nicht bestimmt hat, und indem sie seinem Ratschluß vorgreifen, verwirren Sie das Schicksal des Kindes und Ihr eigenes. Sie merken das vielleicht nicht in den ersten Jahren, allein die angeerbte Roheit seiner Natur wird schon wieder zum Vorschein kommen, und dann werden Sie es bereuen!“ — „Nun, wenn Sie es vernünftig erziehen“, meinte ein anderer, „ihm keine Illusionen über seine Erwartungen machen, warum sollte es sich nicht zu einem sehr nützlichen Mitglied jedes Haushaltes als Kinder-mädchen oder Kammerjungfer ausbilden lassen?“ „Ach“, dachte ich, „ob unser Heimwesen wohl die richtige Vorschule für solch einen Beruf ist? Zwar in diesem Augenblick spielten wir alle drei Kinder-mädchen, und unsere eigenen Kammerjungfern waren wir immer gewesen! —“

Denke ich zurück an die Raschheit meines Entschlusses, so möchte ich doch noch auf die Knie fallen, um für die göttliche Gnade zu danken, welche mich vor den schlimmsten möglichen Folgen bewahrt hat. — Ich bin doch nicht soviel dümmer als andere, fiel es mir denn gar nicht ein, was für Strafen über meinen Vorwitz hätten verhängt werden können?

Jede ordentliche Familie ist ein geschlossenes Ganzes, und ein neues Glied im häuslichen Leben macht sich sogleich wahrnehmbar wie ein Tropfen fremder Flüssigkeit in einem Getränk. — Wer weiß voraus, ob Sympathie hier zur zweiten Natur wird? Die Liebe ist ein Gnadengeschenk wie der Glaube, niemand kann sie erzwingen! — Und waren wir die Leute, das Kind gleichmütig wieder fortzuschicken in ein Armenhaus, in eine Erziehungsanstalt, wenn es sich uns unleidlich machte? Und schlossen wir es in unser Herz, welch ein neuer Herd von Sorgen und Schmerz konnte dieser Liebe mitgegeben sein? Möchte ich es für mein Teil wagen, durfte ich meinen Kindern die Last auf die Schultern legen?

Ach, man denkt nach über einen Anzug, über einen Pudding, bastelt wer weiß wie lang an einem Sonett, und in der wichtigsten Lebensfrage handelt man ohne Überlegung wie ein Kind!

Die einzige Vorsichtsmaßregel, welche ich traf, war die, meinen Schützling vom Arzt untersuchen zu lassen, ob vielleicht die Kleine schon unheilbar krank, eine Verlängerung ihres Lebens keine Wohlthat und ihre Pflege für uns gefahrbringend sein könne! Selbst das wäre mir ohne den Rat meines Schwiegersohnes nicht eingefallen, sowenig wie die gerichtliche Entfagung der Mutter, welche er verlangte. Sie war nur zu glücklich, zu dankbar, das Kind in unsere Hand zu geben! — Meine eigenen Kinder waren so frisch, so voll gedeihlichen Wohllebens gewesen — dieser Fremdling atmete noch den ganzen Jammerdunst des Elends! Hätten wir sie einem Kinder mädchen überlassen, sie nicht gleich tapfer entschlossen ans Herz genommen, sie selbst morgens und abends gebadet, gekleidet und gefüttert, wir wären nicht so rasch über den niedererschlagenden Eindruck fortgetommen und hätten gewiß nicht die leidenschaftliche Zuneigung des Kindes, wie sie immer nur seiner persönlichen Wohltäterin zuteil wird, gewonnen. — In wenig Familien wird das möglich sein, selbst für die eigenen Kinder, aber diese haben doch das instinktive Gefühl der Angehörigkeit, das nur durch die süße Gewohnheit einer hilfeleistenden Gegenwart, dieser mächtigen Unterstützerin der Anhänglichkeit, ersetzt werden kann. Wo dieser Ausgleich fehlt, wird der Fremdling bald sich seiner unsicheren Stellung bewußt, und daher die vielen Beispiele von dem Undank und dem Mißraten angenommener Kinder.

Gleich in den ersten Tagen wurde uns klar, daß der Ausspruch des Arztes, dem Kinde fehle nichts als Nahrung und Pflege, ein voreiliger war, und daß wir fürs erste nur um die Gesundheit des Kindes zu sorgen hatten. Die schönen, strahlenden Augen erkrankten, mit zehn Monaten hätte man ihm dem Aussehen nach kaum fünf gegeben. Das hautwunde Körperchen bedurfte täglich zweimaliger Bäder, schmerzhaft, wie sehr man sich auch in acht nehmen mochte, ihm weß zu tun. — Unausprechlich war der Ausdruck von Wonne in dieser ersten Zeit, mit dem es jedesmal seinem Bettchen die Arme entgegenstreckte, wohl im Bewußtsein, noch nie so weich und rein gelegen zu haben.

Dieselbe frühreife Anerkennung sollte es einem Mäntelchen, das man ihm umhing, wenn es auf die Straße getragen wurde. Sie hielt es über der Brust zusammen, als könne es fortfliegen oder ihr abgerissen werden. Stumm blieb sie lange, doch daß sie verstand, merkten wir bald; als der Portier einmal nicht gleich die Tür öffnete, während wir nach dem Spaziergang davorstanden, sagte ich im Scherz: ‚Nun kommen wir am Ende gar nicht wieder hinein‘, und das sonst so stille Kind begleitete diese Worte mit einem angstvollen Klagegeschrei: Es hatte schon gelernt, sein neues Heim und Wohlleben zu lieben! Kriechen und Laufen lernte sie viel später als andere Kinder; stundenlang saß sie still auf der Decke und schaute umher mit den Augen Augen, denn sie spielte damals nicht. Wir vertrauten sie keines anderen Obhut, und so gewöhnte sie sich, überall mit dabei zu sein und störte nicht, weil sie nicht verlangte, daß man sich mit ihr besonders beschäftige; es wurde gearbeitet, gezeichnet, musiziert, Besuch empfangen. Wenn ich's mir jetzt überlege, erstaunt mich's, wie wir das durchsehten, und wie gütig unsere Freunde diese Prüfung ihres Wohlwollens für uns bestanden; ja, Annele war wie ein Talisman, an dem wir die Echtheit ihrer treuen Gesinnung für uns erkannten.

Am Bett meiner jüngsten Tochter stand das von Annele, und wir lachten sehr, als uns plötzlich die Prophezeiung eines alten Weibes einfiel, welche uns vor mehreren Jahren wahr sagte und nicht mit der Sprache herauswollte, da die Reihe an das Schicksal meiner Jüngsten kam. ‚Reden Sie nur,‘ verlangte ich; ‚wenn's auch ein Unglück ist, wir glauben doch nicht daran.‘ ‚Ich sehe bei dem Fräulein eine Wiege am Bett stehen vor der Hochzeit‘, sagte die Alte kopfschüttelnd und erregte damit große Heiterkeit. ‚Nun ist's doch wahr geworden!‘ rief ich, überrascht von der Erinnerung an dieses Orakel!

Die Augenkrankheit der armen Kleinen war sehr langwierig. Wir mußten fürchten, daß sie ganz erblinden würde. Mit genauer Not lernte sie buchstabieren und lesen in den besseren Zwischenzeiten. Bis zum siebenten Jahr blieben fast nur Gedächtnisübungen möglich. Mit unermüdblicher Geduld saß meine jüngste Tochter vor ihr, um sie geistliche und andere schöne Lieder nachsagen zu lassen, auch in fremden Sprachen: Fabeln von La Fontaine und allerliebste englische Kinderversen. Eine freundliche Ruhe zeichnete die junge Lehrerin aus, und das feine Gehör der Kleinen Schülerin war, unzerstreut durch die Augen, um so geschickter zur Auffassung fremder Akzente. Sie lernte Skala spielen und Akkorde greifen; Freude an Tönen war die erste lebhafteste Regung ihrer Seele. Schon ehe sie sprach, jubelte sie auf der Straße und schlug in die Händchen, wenn wir der Regimentsmusik begegneten. Ihr Talent zeigte sich im Zusammenfinden von Melodien auf den Tasten; allein zu bloßen Fingerübungen hatte sie keine Lust.

Endlich hatten wir die Genugtuung, daß ihre Gesundheit sich befestigte, der Schleier allmählich von den schönen Augen wich, und nun begann eine Zeit der reinsten Lebensfreude für unseren Schützling. Zu jung, um das Hindernis auf ihrer künftigen Bahn zu verstehen, freundlich aufgenommen, wohin wir sie brachten, Religions- und anderen Unterricht mit meiner Enkelin teilend ohne ein Gefühl von Zurücksetzung, wie hätte sie nicht glücklich sein sollen? Als Annele frug: ‚Warum kann ich nicht heißen wie ihr?‘ erklärten wir ihr das. Sie hörte gern erzählen von dem

kleinen Häuschen, von dem wilden Bruder, der sie auf dem Viehhof herumgeschleppt, der kranken Mutter. Wir wollten ihr kein Geheimnis aus ihrer Herkunft machen, soweit sie es verstehen durfte. Sie hatte natürlich keine Erinnerung aus der Zeit und war kaum schon in dem Alter, es zu empfinden, als wir ihr ein schwarzes Bändchen umbanden, nachdem wir erfahren hatten, daß die Mutter gestorben war. Doch schien es ihr einen Eindruck zu machen.

Annele war das Dorfkind nicht anzusehen, wenigstens nicht, wie man es sich gewöhnlich denkt, plump und blühend; doch erinnerte etwas im Blick der schwarzen Augen an einen wilden Waldvogel und in den raschen, knabenhaften Bewegungen an Zigeunerblut. Der tadellose Wuchs hätte der Skulptur zum Modell dienen können, Hände und Füße seltsam gelentig und geschmeidig, zum Erstaunen selbst ihres Sängers. Auch das Köpfchen war damals schön, denn die an den Schläfen zu sehr eingesunkene Stirn, welche sie später ganz frei trug, wurde von den nußbraunen Locken halb verdeckt. Der schlanken Sylphengestalt hätte man die Muskelkraft nicht zutrauen können, deren sie fähig war. Sie fand eine Art Genuß darin, sie zu üben, und wo es etwas zu heben, zu tragen, zu laufen gab, tat sie es der tüchtigsten Magd zuvor. In weiblichen Handarbeiten wurde sie bald flink und geschickt, soweit es ihre Abneigung gegen sitzende Lebensweise gestattete, daher sie sich bald der galoppierenden Nähmaschine bemächtigte; hatte diese Launen, so wußte niemand besser, woran es lag und verstand geschwinde, dem abzuhelfen. Aberhaupt war sie eigentümlich begabt für Mechanik und Zusammenhang der Dinge. Sie hatte eine natürliche Logik im Kopfe, ein Kombinationsvermögen, das im menschlichen Leben oft nützlicher ist als manch andere Kenntnisse.

Glaube man doch nicht, daß Krankheit ein Kind immer in wesentlichen Dingen zurückbringt; es lernt selbstdenken mehr als in der Schule. Still reißt der Geist weiter und tiefer fällt jeder Eindruck in den nach Nahrung dürstenden Boden. Eine vortreffliche Lehrerin gab ihr schon sehr früh den ersten Unterricht im Gesang. In Anneles Charakter entwickelte sich ein seltsamer Kontrast von Redheit und zurückhaltender Bescheidenheit, und der kam auch bei dieser Gelegenheit zur Erscheinung. Das Sprachorgan war laut und herrisch, die Singstimme glockenrein und von silbernem Klang in der Höhe, doch leise wie das träumerische Erwachen eines Vögelchens am Morgen. Ich hörte sie gar zu gern. Sie sah dabei so anmutig aus, ihr ganzes Wesen veredelte und verklärte sich, wenn sie ihre Lieder sang.

Indessen brachte ein schweres Nervenfieber meiner Töchter große Sorge über unser Haus; es war der Anfang vieler Unglücksfälle, die das sonst so frohsinnige, glückliche betrafen! Hier erkannten wir zuerst die ganze Kraft der wiedervergeltenden Liebe des heranwachsenden Mädchens. Mit einem stillen Sinn, der ihrem sonst lauten Wesen kaum ähnlich sah, übernahm sie Pflege und Haushalt; Tag und Nacht sorgte sie für die Gesunden und Kranken. Sogar als ich mich selbst legen mußte, wußte sie sich zu helfen. Jeder von uns scheute sich vor fremder Wartung, gewöhnt einander zu pflegen. Nun ersetzte Annele, was die Mutter den Kindern, die Kinder der Mutter gewesen waren. Sie hatte die Schlüssel, sie bestellte in der Küche, sie schickte den Bedienten. Damals schien uns das so natürlich. Wir verließen uns auf Annele. Jetzt bewundere ich es. Der gute Wille, dergleichen zu leisten, mag wohl mit

dreizehn Jahren schon zuweilen da sein, allein die Überlegung, die Kraft und das Geschick ist in so früher Jugend gewiß selten.

Je mehr wir sie liebgewannen, um so dringender wünschten wir, ihr ganz die Stellung einer Tochter des Hauses zu verschaffen. Manche unserer Bekannten aber betrachteten sie wohl mit kritischen Augen, ob uns darin zu willfahren sei, denn sie verstand nicht, in ihren äußeren Formen darum zu werben. Wie notwendig einem Mädchen der Trieb zu gefallen ist, sahen wir an ihr, der er fehlte. Nicht weil sie unempfindlich gegen Schönheit und Eleganz gewesen wäre — sie schwärmte für Anmut und Liebenswürdigkeit, sie verstand den Puz und wußte Geschmackloses von Schicklichem zu unterscheiden — doch für sich selbst Beifall erregen, Eindruck machen, fiel ihr nicht ein. Ihr Selbstgefühl bestand einzig in der Wichtigkeit und Geschäftigkeit, die sie sich für andere beimaß. Bedurfte sie vielleicht mehr der Dressur, als ich ihr, treu meinem Respekt vor der Eigenart jedes Wesens, zutommen ließ? Wir brachselten wohl an ihr herum, da wir sahen, daß sie sich schadete durch die Knabenhaftigkeit ihrer Manieren, die man dem Kinde hingehen ließ und die bei dem Erwachsenen mißfiel. Doch wer darauf zählte, dieses eigentümliche Geschöpfchen in eine gewöhnliche Schablone zu pressen, der hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ihre angeborene Redheit und Selbständigkeit war unbeugsam. Sie wurde viel gescholten, wenn sie sich nicht zu ihrem Vorteil zeigte — ach, was hatte sie so hartherzig gegen sich selbst gemacht?

In dem Mühlengellapper des täglichen Lebens überhört man so oft, was dicht neben uns empfunden und gedacht wird, besonders bei Kindern. Ich erkannte erst später, welch ein stolzes und verschlossenes Gemüt da seinen Kampf still und vielleicht halb unbewußt mit sich geführt haben mochte, als ihm seine scharfe Beobachtungsgabe verriet, daß es nicht von Natur bei uns zuhause war. Unsere dreifache Mutterliebe konnte Annele wohl darüber täuschen, allein eine gewisse herablassende Teilnahme oder auch Gleichgültigkeit im Benehmen fremderer Leute — denn die nächsten Freunde waren immer liebevoll für sie — lärtete sie auf. Nachdem meine jüngste Tochter [Hedwig, geboren 1827, gestorben 1919; vermählt 1866 mit dem Wirkl. Geh. Legationsrat Heinrich Abeken] geheiratet hatte, fand sie im Hause derselben eine zweite Heimat, wo sie immer erwünscht und willkommen war. Sie lief nun zwischen uns hin und her, teilend beider Wirtschaften Sorgen, Mühen und Freuden. Mit wärmster Anhänglichkeit dankte sie der Güte und Großmut meines Schwiegersohns Abeken, der sich ihrer väterlich annahm. Das war für sie eine gute Zeit des Vergnügens und Unterrichts — aber leider fand dieselbe durch den Tod Abekens ein nur zu frühes Ende.

Ich sehe noch Annele die Treppe hinunterspringen, dem Wagen nachstürzen, der den geliebten blumenbedeckten Sarg trug, um einen sehr schönen verspäteten Kranz mit sicherem Schwung hinaufzuwerfen, als gelte es ein Ringspiel! So war sie! Die Augen überströmend von Leid, aber die Hand tat, was sie für ihre Schuldigkeit hielt.

Ihre Aufnahme in Joachims Hochschule für Musik war die größte Freude ihres Lebens. Sie konnte da in Enthusiasmus für den edlen Meister und für die Meisterwerke, welche sie dort erst in weiterem Umfange kennenlernte, schwelgen. Enthusiasmus war ihr Lebenselement, und sogar der geliebten Häuslichkeit wurde sie während



dieser Studienzeit ein wenig untreu. Wahre Bildungsmittel: Rezitation, Generalbass, Italienisch, die ihr da noch geboten, machte sie sich fleißig zunutze. Es lag nicht in unserer Absicht, sie zum Konzert ausbilden zu lassen, ihre Stimme war zu klein, doch hätte sie zu großer Vollkommenheit entwickelt werden können für den einfachen Vortrag eines tiefen Affekts. Der Klang stieg dann zu wunderbarer intensiver Kraft, wie ein stilles, im Vertrauen offenbartes Geheimnis.

Der gewöhnliche Tummelplatz kleiner Stimmen im Genre der Opera buffa oder tändelnde, witzige, scherzhafte Lieder waren ihr antipathisch, und stürmisch bewegte, dramatische Leidenschaft, eine gewisse Bravour, hätte sie nie zur Geltung gebracht. Allein sie sang immer interessant. Oft hörte ich ihr zu bis tief nach Mitternacht, und meine Tochter begleitete sie unermüdet — ernste, ältere Musik, deutsch, italienisch, auch Schubert, Schumann. Einige dieser melancholischen, zärtlichen Weisen sind mir unvergesslich. Noch klingt dem süß gewöhnten Ohre ein jeder Laut, ein jeder Ton, und nie werde ich ihn jemals von anderen Lippen so vernehmen!

Als ihr Lehrkursus in der Hochschule nach drei Jahren geschlossen, war es ihr größter Trost, mit der geliebten Lehrerin in Beziehung zu bleiben, von ihr als eine Art Adjunkt in mehreren von uns wohlgekannten und verehrten Häusern eingeführt zu sein. Annele war Feuer und Flamme für diese Gelegenheit, sich ihrer Kunst, und zwar hinter der Kulisse, zu weihen. Für ihre Anlage zum Hero- und Heroinen-worship traf es sich glücklich, daß es die holdbesten jungen Frauen aus der vornehmen Gesellschaft waren, denen sie diese Übungsstunden zu geben hatte. Dabei keine musikalische Quälerei, begabte Naturen und Stimmen, an denen sie sich aufrichtig freute, mehr machen zu können als aus der eigenen.

Allein gerade zu der Zeit, wo wir am meisten für sie hofften, ging plötzlich eine Veränderung mit ihr vor. Ihre Haltung wurde nachlässiger, ihre Laune ernster, veränderlicher; die Energie für ihre Kunst, insofern sie ihre eigene Ausbildung betraf, erschlaffte. Sie mußte darüber, wie über ihren langen Morgenschlaf, manchen Vorwurf hören, denn in ihrer Gesundheit konnten wir den Grund nicht vermuten, da sie fast nie klagte, vielleicht weil sie nicht krank sein wollte. Meine Aufmerksamkeit wurde um so mehr davon abgezogen, da eine sehr schmerzhaftes Krankheit, eine rosenartige Entzündung, mich fast ein halbes Jahr ganz hinfällig machte.

Wie hätte mir einfallen können, daß sie selbst leidend sei? Die freundliche Gestalt, wie sie nächtlich vor meinem Bette stand, um mir die heißen Kompressen zu reichen, welche allein einige Linderung gaben?

Oft hieß ich sie sich niederlegen, bewachte dann ängstlich mein Achzen, um ihr Ruhe zu gönnen, allein sowie ich die Augen öffnete, sah ich sie wieder auf meinen großen Lehrstuhl gekauert! Leise war sie aus dem Nebenzimmer hereingeschlichen, die sonst behauptete, nicht gehen zu können, ohne sich des Geklappers ihrer hohen Haden zu freuen, welches den Mädchengang von dem der Knaben jetzt kaum unterscheiden läßt.

Meine Tochter war lang im Zimmer, um sie abzulösen, ehe sie sich entschloß zu gehen. Und doch, ich bin überzeugt, trug sie schon damals den Todeskeim in sich, der sie so früh fortraffen sollte. In dem Augenblick hatte ich keine Ahnung davon! Aber schon in den Zeiten ihrer größten Munterkeit beschlich mich ihr gegenüber eine Emp-

findung, die mich selten getäuscht hat. Wenn meine Töchter soviel überlegten, wie sie es anzufangen hätten, um ihr ein kleines Erbteil zu hinterlassen, sagte mir die innere Stimme: ‚Warum sorgen sie sich? Das Kind überlebt sie nicht!‘ Indessen war sie es, die bis zuletzt alles auf ihre Schultern aus eigenem Antrieb nahm, was uns zu schwierig oder unangenehm zu bewerkstelligen war und worin sie offenbar mehr Geschick hatte. ‚Annele, das Paket für die Post!‘ — ‚Annele, die Witwenpension holst du für mich!‘ — ‚Annele, sprich selbst mit dem Kutscher, daß uns der Wagen nicht im Stich läßt!‘ — ‚Gib her, Mama, ich hefte dir die Ärmel ein und schürze die Tunita, damit kommst du doch nicht zustande!‘ ‚Figaro qua, Figaro là‘ lachte sie oft.

Wir brachten jährlich ein paar Sommermonate auf einem Gut meines Sohnes in Ostpreußen zu. Er war vor der Übernahme desselben zwei Jahre Arzt an dem St. Hedwigskrankenhaus in Berlin gewesen. Annele zeigte ihm eine kleine Balggeschwulst im Genick, die wir nie bemerkt, von der sie zum erstenmal sprach und die sie entfernt haben wollte, weil sie ihr im Schlafen hinderlich war.

‚Ich rate dir, nichts daran tun zu lassen, bis du wieder zuhause bist,‘ entschied er, ‚denn obgleich eine Balggeschwulst die harmloseste Operation von der Welt ist, verlangt sie doch hinterher Ruhe und Vorsicht wegen der Stelle, an der sie sitzt. Also in Berlin und durch die erste Autorität!‘ Das hätte uns bedenklich machen können, allein wir hatten unter unseren Bekannten soviel derart mit dem leichtesten Verlauf kennengelernt, daß wir kein Arg daraus hatten. Als wir nach Berlin zurückkehrten, wagten wir nicht, dieser scheinbaren Kleinigkeit wegen, die erste chirurgische Autorität zu bemühen. Meine Tochter ging mit Annele zu einem der geschicktesten Assistenzärzte.

Von diesem Augenblick an begann unser Martyrium. Mit zitternden Knien und bleichem Gesicht verkündete mir meine Tochter Marie, als das arme Opfer ahnungslos, wie wir glaubten, in ihr Zimmer lief, um Hut und Mantel abzulegen, den Urteilspruch: ‚Verloren! Ein bössartiger Markschwamm [eine krebsartige Ertrankung] — der Tod in wenig Monaten gewiß, Operation ganz unnütz!‘ — Da Annele die große Bestürzung meiner Tochter auf dem Heimweg gewahr geworden, rief sie: ‚Warum hat er es mir nicht lieber gesagt: ich kann mehr ertragen. Aber nicht wahr! Du gehst mit mir bis an das Ende der Welt, bis wir einen Arzt finden, der es unternimmt.‘

Es war zu grausam! Ich konnte es nicht glauben. Ärzte können irren! Ich schrieb nun sogleich, als ich aus meiner Versteinerung erwachte, eine flehentliche Bitte an die erste Autorität der Stadt und des Landes, den warm-verehrten Lehrer meines Sohnes [Prof. v. Langenbed]. Ich hatte ihn bisher nur zuweilen als vornehmen Mann mit Orden und Stern im Gesellschaftsanzug gesehen. Jetzt lernte ich ihn kennen in seiner höchsten Eigenschaft. Dem Blick der Dichter- und Künstleraugen merkt man wohl etwas Besonderes an, doch am deutlichsten verrät sich das Genie in dem eines großen Arztes. Hier war der beobachtenden Schärfe noch ein Ausdruck sanfter Güte zugefellt, ein Balsam für unsere armen Seelen!

Die Möglichkeit einer Rettung, die Gewißheit eines minder qualvollen Endes bestimmten ihn, unser Gesuch zu erhören. Annele war fröhlich und dankbar, als sei

ihr ein großes Glück widerfahren. Verhehlte sie uns ihre schweren Gedanken, wie wir ihr die unseren?

Weihnachten war vor der Tür. Nicht so ganz verzweifelt, nicht so ganz hoffnungslos gingen wir dem Fest entgegen. Gleich nach den Feiertagen sollte die Operation sein. Annete lief wie eine Gesunde mit uns, alle Besorgungen zu machen. Sie war noch erfüllt von der kindlichen Lust am Geheimnisvollen, an den Überraschungen, die älteren Leuten vergeht, weil die Wichtigkeit dieser Dinge ihnen verschwindet vor dem Gefühl mangelnder Körperkräfte und mangelnder Geldmittel, um herbeizuschaffen so vieles und so schönes, als man schenken möchte! Schenken — das war nun Annetes Leidenschaft. Ein Erbteil ihrer Mutter, von der man sagte: es nützt nichts, sie zu unterstützen, die Frau kann keinen Pfennig in der Tasche behalten! Die geschickt wußte das Kind sich auszudenken, was nützlich und erwünscht sein könnte, wie sinnreich war sie, kleinen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, die man aus Trägheit und Stupidität erträgt, ohne sich's bekommen zu lassen, wie es geändert werden könnte!

Weil Kinder unserem Kreise dieses Mal fehlten, fiel es ihr, als der Jüngsten, zu, das Weihnachtslied vor dem Christbaum zu sprechen. Mich überraschte der ernste, seelenvolle Klang ihrer Stimme, dessen sie sonst in der Rezitation minder mächtig war als im Gesang, und mir wurde plötzlich klar dabei: sie weiß um ihre Gefahr — sie denkt, daß sie vielleicht zum letztenmal vor einem Christbaum steht! Ach und nun diese Heuchelei von heiterer Umarmung, das Überwinden der grausamen Erschütterung, die Freude über die Geschenke!

Den Abend vor dem verhängnisvollen Tage musizierte sie noch mit meiner Tochter, die sie begleitete, bis tief in die Nacht und konnte kein Ende finden: Mozart, Gluck und Beethoven, Schumann, Schubert und Rubinstein. Meine rührenden Lieblinge: „Wär' ich geblieben doch auf meiner Heide, da hätt' ich nichts gewußt von all dem Leide“ — „Tre giorni son che Nina in letto se ne stà!“ Wenn mir diese Noten wieder in die Hand fallen, wenn mir diese Melodien nachklingen, möchte ich vergehen!

Den folgenden Morgen wurde die Operation in unserem Hause vollzogen. Ich hörte nur noch einen der drei Ärzte erstaunt fragen: „Wer war das?“ als ein brillantes Stück Solfeggio aus Annetes Zimmerchen herüberklang, wie man tut, um seine Kehle vor einer großen Arie zu versuchen. Und dann kam sie zu uns herein, hatte sich noch ein paar Maiblumen in den Gürtel gesteckt und umarmte uns zärtlich. Ich wurde mit meiner jüngsten Tochter in meine Schlafstube verbannt. Allein Marie [Marie v. Offers, Malerin und Dichterin, geboren 1826, gestorben 1924] durfte Annete in diesen schweren Stunden hilfeleistend nahe sein.

Alles blieb still. Wir hörten nichts, sprachen anfangs hin und wieder miteinander, dann fiel ich mit dem Kopf auf mein Gesangbuch und flehte ohne Worte zu Gott.

Drinnen ging es hart am Tode vorbei, der Puls stockte, die Betäubung des Chloroforms mußte aufgehoben werden und sie nun bei voller Besinnung stillhalten und alles über sich ergehen lassen, Schmerzen, welche selbst das leidtundige, gestählte Gemüt der Männer erbarmte. Ihr letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß sie die kunstbegabte, sanfte Ketterhand küßte, die sie so grausam behandeln mußte.

Es schien eine Ewigkeit, die Zeit wird maßlos, wenn ein Seelenzustand alles

Nebenwert des Lebens verschlingt! Doch es dunkelte kaum, als Annela verbunden auf ihr Bett getragen wurde und die Wärterin die Weisung erhielt, sie keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren. Es war nicht schwer, sie unbeweglich zu erhalten, sie war tobematt, jedes Wort, jeder Laut in ihrer Nähe verboten. Der Arzt erschien in der Nacht und gab Hoffnung. Mich beugte die Sorge nieder, nicht nur um die Kranke, sondern auch um meine eigene Tochter Marie, welche weder körperlich noch seelisch den Anstrengungen und Schrecken gewachsen war, die sie sich zumutete. Annelas erstes Lebenszeichen war, daß sie frug, ob auch für den nächtlichen Kaffee der Wärterin gesorgt sei? Mir fiel dabei die alte Wirtschafterin meiner Mutter ein, die sterbend die Augen schloß und sagte: 'Ach, wer wird nun die Schlüssel nehmen?!' Doch glaube ich, daß Gott an Goldes Statt die Münze nicht zurückweist, Treue in kleinen Pflichten!

Eine Krankenstube kann dem Herzen sehr lieb werden, solange die Hoffnung nicht aufgegeben ist. Die Sonne schien freundlich in die unsere hinein; Annela selbst hatte, ehe sie sich gelegt, alles in die gemütlichste Ordnung gebracht. Die Binden um den Kopf entstellten sie nicht. Sie erinnerte mich an das Töchterlein Jairi von Richter. Sie war nicht nur geduldig, sie konnte heiter sein! Wie freute sie sich über jedes Zeichen von Teilnahme, das sie empfing. Nie war das Tischchen neben ihr von schönen Blumen leer — mit leuchtenden Augen, mit Entzücken atmete sie den Duft ein, wenn die lieben Namen der Spender dabei genannt wurden! Fast täglich kamen erquickende Sendungen, von denen sie zwar nicht viel, aber doch etwas genießen durfte, und wie stolz und dankbar waren wir für sie!

Den Schmerz, die Angst konnte uns niemand nehmen, aber es war doch süß, soviel Güte, soviel Mitleid in der Welt zu wissen — wie es vom Monde heißt:

Breitest über das Gesild  
 Linderns deinen Blick,  
 Wie des Freundes Auge mild  
 Aber mein Gesicht.

Oft müssen wir im Glück erfahren, daß Freundschaft uns verläßt, Kleinigkeiten unsere Laune verderben, Mißgunst, vielleicht sogar Verleumdung unseren Erfolgen nachhinken, und wären es nur Wunden wie Nadelstiche, sie lassen uns nicht zum Vollgenuß kommen. Das schlimmste dabei ist, auch wir erkalten dann im Vertrauen, in der warmen Menschenliebe! Das Band der gemeinsamen Freude ist ein sehr reizendes, allein es hält nicht so fest, es ist viel loserer, als das der gemeinsamen Trauer. Niemand geht so unangefochten durchs Leben, daß er im fremden Leid nicht etwas vom eigenen wiedererkennt, und ein großes Unglück entwaффnet die Schärfe, die uns sonst wohl begegnet. Es weckt die liebenswürdigsten Eigenschaften der Menschheit, die beiden unsterblichen Grazien eine so selten wie die andere: teilen zu wollen und danken zu können.

Oft habe ich versucht, die letzten Tage unseres Lieblings, den Schluß des Trauerspiels zu schildern, und immer schauderte ich zurück vor dem Jammer der Erinnerung an jene Zeit vollkommener Hoffnungslosigkeit, als ich sie kaum mehr sprechen, nie mehr lachen hörte, als sie jede Speise zurückwies. Nur von der zärtlichen Fürsorge um andere ließ sie nicht: wie sie unruhig nach dem geöffneten Fenster winkte, 'der Vor-

hang solle geschlossen werden, Mama könnte sich erkälten', wenn ich mich an ihr Bett setzte.

Die Freude, mit der sie noch das Abendmahl aus der geweihten Hand empfing, die sie eingesegnet hatte, war der letzte Lichtblick in diesem traurigen Chaos qualvoller Stunden.

Weh mir, des Blickes zu gedenken, da sie die schönen Augen nur noch klagennd in die geliebten der über sie Geneigten versenkte und die teuren Pflegehände immer fest und fester hielt, als wollte sie sagen: ‚Nicht wahr, du bleibst bei mir, du gehst nicht fort von mir, bis ans Ende!‘ Denn sie mochte wohl hören, daß meine Tochter Marie von der guten Grauen Schwester aufgefordert wurde, sich eine Stunde Schlags zu gönnen.

Dagegen ist Erlösung, unseren armen Liebling unter dem Grabhügel schlummernd zu wissen! —“

Mit diesen Worten schließen die Aufzeichnungen meiner Großmutter. Doch erinnere ich mich, daß meine Tante Marie v. Olfers mir oft erzählte, wie Annelie, die einst als elendes Würmchen in ihren Armen die Reise in die neue Heimat angetreten, nun auch in der Morgenfrühe eines strahlenden Frühlingstages in ihrer stützenden Umarmung verschied. Es war am 16. Mai 1879.

Alljährlich — Jahrzehnte später noch — gingen meine Tanten, die getreuen Pflegemütter, an diesem Tage auf den Matthäikirchhof, legten Kränze von Vergißmeinnicht und Maiblumen auf des geliebten Anneles Grab!

## Kriegskameraden

Von H. F. Christians

Nicht einer ist unter uns,  
 Der nicht den letzten Bissen Brod  
 Mit dem andern geteilt hat,  
 Nicht einer, der nicht dem Kameraden  
 Die blutende Wunde verbunden.  
 Nicht einer ist unter uns,  
 Der nicht gefühlt hätte: Bruder,  
 Nicht einer, dem nicht mit dem Freunde  
 Ein Stück seines Herzens zerriß.  
 Nicht einer ist unter uns,  
 Den nicht das Heimweh gebrannt hat  
 Nach seinem Vaterhaus, der Mutter, dem Kind, der Geliebten,  
 Nicht einer, den nicht Hunger und Durst gequält hat wie alle —

Kameraden des Krieges, des immer drohenden Todes,  
 Blutsbrüderschaft tranken wir alle.  
 Wir alle sind immer noch eins mit dem Herrn der Toten,  
 Und ewig schlägt unser Herz den Takt:  
 Kameraden!

# R u n d s e h a u

## Weltuntergangsglaube

Spengler sagt einmal im zweiten Bande seines Buches vom Untergang des Abendlandes, es sei eine für den Verstand unerklärbare Tatsache, daß das Aufsteigen eines neuen Weltgefühls stets begleitet sei von einer gewaltigen Angst, und daß diese Angst und die Geburt der neuen Kulturseele ein und dasselbe seien. So erklärt er die eschatologische Erregung der vorerastatischen Welt, in die das Wirken Jesu und die Entstehung des Christentums mitten hineinfallen, aus dem Erwachen der „magischen“ Seele, das um jene Zeit vor sich gegangen sei.

Ob diese These in vollem Umfange richtig ist, sei dahingestellt. Aber auch, wenn man den Rahmen enger spannt als Spengler, der Eindruck bleibt jedenfalls bestehen: In all den seltsamen Phantasien und Visionen des apokalyptischen Geistes birgt sich das Bewußtsein, daß eine alte, vielfach ehrwürdige, aber morsch gewordene Welt sich dem Untergange zuneigt und daß hinter diesem Untergange ein neuer Aufgang dämmert.

So geraten weite Kreise von Menschen, ja Völkern in einen Fieberzustand eschatologischer Erwartung [Weltuntergangs-Erwartung], der seinen stärksten Ausdruck in dem apokalyptischen Schrifttum gefunden hat. Auf den Apokalyptiker jener Zeit kann vielleicht mit noch größerer Berechtigung das Wort bezogen werden, das Konrad Ferdinand Meyer von Luther gesagt hat: „Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet.“

Die eschatologische Hoffnung hat im Laufe der Jahrhunderte noch häufig die Gemüter erregt. Oft glimmt sie ganz schwach, nur gepflegt von kleinen, verachteten Kreisen; und plötzlich lodert sie, mit grellem Lichte alles überstrahlend, weithin sichtbar auf. Dann ist wohl stets zu beobachten, daß die Entwicklung des Volkes oder der Gemeinschaft, die sie bewegt, vor einer entscheidenden Wende steht, daß etwas Altes zusammenbrechen und etwas Neues sich gebären will. Ein vortreffliches, in dieser Hinsicht viel zu wenig beachtetes Beispiel für eine solche Deutung der Eschatologie ist die germanische Apokalypsil, die am Ende des nordgermanischen Heidentums ihren stärksten Ausdruck in den Liedern der Edda, namentlich in dem großartigen Weltentwicklungsgebidht, das am Anfang der Liederedda steht, der Voluspá, empfangen hat.

Um dieses Gebidht und den ganzen eschatologischen Vorstellungskomplex der Edda sind bekanntlich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Kreisen der Germanisten und Mythologen heftige Kämpfe entbrannt, die im Grunde bis heute noch keine endgültige Entscheidung gefunden haben. Namhafte nordische Gelehrte (Sophus Bugge, Bang), die von Deutschen (E. J. Meyer) zum Teil noch überboten wurden, glaubten wie manches andere, so auch diesen Mythentreis der nordischen Dichtung völlig als eine Frucht christlicher Spekulation werten zu müssen. Nach Bang ist die Voluspá eine ins Nordische übertragene christliche Sibyllendichtung. E. J. Meyer deutet sie bis in die kleinsten Einzelheiten hinein als eine staldische Verkündigung einer christlichen Summe. Heute weiß man, daß dies starke Übertreibungen sind. Wenn auch ein christlicher Einschlag nicht abgeleugnet werden kann und wenn auch andere Kulturen, z. B. (wie Orlai vor allem gezeigt) das Keltenum, Bausteine zu den nordgermanischen Ragnarokmotiven geliefert haben, so ist doch im wesentlichen der inhaltliche Kern und die Form der Vorstellungen dem nordisch-germanischen Denken entsprungen.

Anders wird freilich das Urteil, wenn wir einmal, was über der Frage nach der Herkunft der Einzelmotive zu wenig geschieht, die Grundstimmung der nordischen Eschatologie und vor allem der Voluspá ins Auge fassen. Auch in der nordischen Apokalypsil lebt als treibende Kraft das Gefühl, daß ein großes, vertrautes, aber mit der Zeit zermürbtes Lebenselement versinken will und etwas Fremdes heraufdämmert: daß die eigenwüchsige, von den Vätern ererbte und

selbständig fortgestaltete heimische Religion einem neuen, von drauhen kommenden Überlegenen Geiste weichen müsse. Die am Ende des Heidentums auftauchende nordische Apokalypsil ist der dunkle Schatten, der das Kommen des weißen Krist in der alten Götterwelt ankündigt. Das zeigt besonders deutlich die Weissagung der Seherin. Der vollstümliche Motive gestaltende, unbekannte, „philosophische“ Dichter, der ohne Frage als einer der bedeutendsten Geister des altgermanischen Schrifttums zu werten ist, scheint zu fühlen, daß das Ende seines heimischen Glaubens nahe ist und zeichnet darum in weiter Schau ein Bild von der Götter Werden, von ihrem Glück, ihrer Schuld und ihrem und der Welt Untergang, aus dem eine neue Welt mit einem neuen Götter- und Menschengeschlecht hervorgeht. Der Ausklang dieser Prophezie ist also wie der in den jüdisch-christlichen Apokalypsen hoffnungsvoll. Und doch liegt eine andere Stimmung über dieser nordgermanischen Eschatologie. Es fehlt hier der Ton der jubelnden Freude und stürmischen Erwartung. In zwar dichterisch schönen Bildern, aber ruhig, ja kühl, spricht die Seherin von der neuen Welt. Und wirken diese Strophen nicht geradezu etwas blaß nach der wichtigen, von atemloser Spannung getragenen Schilderung von der „Götterdämmerung“, die der räumlich ausgebreitetste und dichterisch stärkste Teil des Liedes ist? Gewiß, der germanische naturhafte Dualismus, der die göttlichen Beschützer der Menschenwelt in einem steten Kampf mit dem älteren Riesengeschlecht, in dem sich die ungezügelten wilden Naturkräfte verkörpern, verflochten sieht, verlangt, wie der ethische Dualismus der Perser, eine Entschlebung dieses Kampfes. Er findet sie gemäß der tragischen und pessimistischen Weltauffassung des Nordgermanen in der gegenseitigen Vernichtung der sich belämpfenden Mächte. Aber die Glut, mit der der apokalypsilische Dichter in diese religiösen Vorstellungen seines Volkes einbringt, spricht auch dafür, daß ein starkes, aus der Wirklichkeit der Zeit erwachsenes Gefühl in ihm und seinen Hörern lebendig ist. In dem von fern geschauten „Gottesreich“ wird ein anderes neues Geschlecht leben. Das Symbol dieser apokalypsilischen Stimmung ist die wartende, bis in die Wipfel erzitternde Weltesehe Yggdrasil, die (wie dies in einem anderen Eddalied geschildert wird) zur Hälfte bereits verfault ist, die an Wurzeln und Zweigen von schädigendem Getier, von Würmern und Hirschen, angenagt wird und, so ergänzt man, täglich und stündlich zusammenbrechen kann.

Auch in der späteren Geschichte des Christentums lassen sich das Gefühl der Weltangst und die Hoffnung auf Welterneuerung, wenn weite Kreise von ihnen ergriffen werden, als Vorzeichen einer Wende deuten, eines Sterbens und Werdens, das die Geister der unter diesem Schicksal Stehenden mit Furcht und Freude zugleich erfüllt. So die eschatologische Stimmung der abendländischen Christenheit um das Jahr 1000, in einer Zeit, in die nach Spengler das Erwachen der faustischen Seele fällt. Oder besonders deutlich die exaltierten Hoffnungen auf den bevorstehenden Anbruch des Gottesreiches in der Gärungszeit der Reformation. Hier pulst das neue Lebensgefühl bekanntlich bis zum Überschaumen stark als apokalypsilischer Geist in den „Schwärmern, Rotten und Selten“, den viel verkehrten und verkannten Täufern, deren enthusiastische, auf christlich-kommunistischer Grundlage aufgebauten Reichsgottesgründungen zwar nur kurzlebig waren, deren religiöse Bedeutung aber erst in neuerer Zeit erkannt worden ist. In einer mehr negativen Form zeigt sich dagegen der apokalypsilische Geist bei Luther selbst. Der auf dem festen Boden des Wortes wurzelnde, dem religiösen Subjektivismus der Schwärmer abhold Reformer lehnt in seiner Jugend auch die subjektiven und vielfach unklaren Schauungen und Gesichte der Apokalypsil ab. Das beweist die bekannte freimütige Kritik, die er in einem Vorwort seiner ersten Ausgabe des Neuen Testaments an dem klassischen Buch der christlichen Apokalypsil, an der Offenbarung Johannis geübt hat, wenn er von diesem Buch schreibt, daß er „aller dinge nicht spuren kan, das es von dem heyligen geist gestellet sey“ und seine geringe Wertschätzung damit begründet, „das Christus drynnen widder geleeret noch erlanbt wird, wilchs doch zu tun fur allen dingen eyn Apostel schuldig ist“. Dagegen war der alternde und vielfach enttäuschte Luther der Eischreden der eschatologischen Stimmung weit zugänglicher. Und zwar

spürt man mehr einen wegmüden, nach Ruhe sich sehnenden Pessimismus als eine das Herandämmern eines neuen Morgens spürende und dem neuen Licht trotz Not und Tod entgegenjauchzende Hoffnung, wenn er spricht: „Ich hoffe je, es sei der jüngste Tag nicht fern, und wir wollen ihn noch erleben.“

Eine Fülle von apokalyptischen Ängsten und Hoffnungen ist endlich in unserer Zeit der Zerstörungen, Irrungen und Särungen wach geworden. Wir erleben sie in den verschiedenartigsten Ausprägungen. Neben Formen und Vorstellungen christlich-biblischer Enderwartung solche, die scheinbar jedes christlichen und religiösen Anstrichs entbehren. Neben müdem Pessimismus auch hier jubelnder Enthusiasmus. Zum großen Teil als ein Ausfluß pessimistischer Stimmungen ist die Enderwartung in manchen pietistisch-biblizistischen Kreisen zu bewerten, wie sie etwa in den Reihen der kirchlichen und außerkirchlichen Gemeinschaftsleute oder verwandter Gruppen lebendig ist. Dort ist sie bekanntlich in den letzten Jahren außerordentlich stark geworden. Wie sehr sie, in der Form eines strengen Biblizismus dargeboten, in den verschiedenartigsten Schichten Widerhall findet, beweist der Erfolg, den die kürzlich zu uns hereingekommene ausländische Seite der „ernsten Bibelforscher“ bei uns aufzuweisen hat. Deren Ebiliasmus hat allerdings vorwiegend enthusiastisches Gepräge. Sonst aber scheint die eschatologische Strömung pietistischer Kreise — Verallgemeinerungen sind natürlich auch hier vom Abel — psychologisch weit hin aus einem Gefühl der Ratlosigkeit gegenüber dem gegenwärtigen Weltgeschehen und aus der Sehnsucht, endlich vor dem Wirbelsturm der Zeit in einem sicheren Hafen Ruhe zu finden, geboren zu sein. Ertlich betrachtet ist es doch oftmals so, daß man letztlich mit einer gewissen Resignation eine Welt versinken fühlt, in der man sich trotz allem Pessimismus zurecht gefunden hatte, und daß man im Grunde des Herzens mit gedämpfter Freude der als unmittelbar bevorstehend erwarteten radikalen Änderung und Neuerung aller Dinge durch Gott entgegensteht. Ist nicht vielleicht auch der Umstand ein Argument für diese Auffassung, daß diese Menschen, soweit sie politische Interessen verfolgen, zum weitaus größten Teile sich zu Parteien bekennen, deren Ideal in der Vergangenheit liegt und die es sich als Ziel gesetzt haben, einen verlorenen Zustand der Vergangenheit wiederum ins Leben zurückzuführen?

Am schärfsten ausgeprägt ist der pessimistische Grundton der Enderwartung in jener weltlichen Form, die der Weltuntergangsglaube durch Spengler gewonnen hat, der an die Stelle des kosmischen Weltendes den Untergang der Kultur, den Untergang des Abendlandes setzt. Der ungeheuer starke Eindruck, den jenes Buch in den Kreisen der Gebildeten gemacht hat, ist doch darauf zurückzuführen, daß es mit einer Fülle geistreicher Beobachtungen und Vergleiche wissenschaftlich unwiderleglich die Hoffnungslosigkeit zu besiegeln schien, mit der der Kultur Mensch eine Welt stürzen sieht, die er durch die Energie von Jahrhunderten erbaut hatte und unter deren Trümmern er selbst gerichtet zusammenbricht, ohne den einzig möglichen Ausweg des religiösen Menschen zu finden, der in diesem Untergang das Gericht Gottes anerkennt, der sich unter den Gotteswillen stellt und doch der Hoffnung lebt, daß trotz allem aus Absterben und Tod ein Auferstehen, ein neues Leben auch für ihn erwache.

Nur angedeutet werden soll hier die ganz anders geartete und weit schwächere eschatologische Stimmung der anthroposophischen Kreise. An die Bewußtseinslage der Eschatologie erinnert hier der stark ausgeprägte Glaube an eine bevorstehende radikale Weltenerneuerung durch die immer stärker werdende Einwirkung des anthroposophischen Geistes. Da aber Rudolf Steiner eine gefelmäßige Aufeinanderfolge einer Reihe verschiedener Weltzustände annimmt, da überhaupt in dem anthroposophischen System der Gedanke der Entwicklung eine außerordentlich große Bedeutung hat — er hat hier eine noch größere Ausdehnung als in der gegensätzlichen monistisch-materialistischen Weltanschauung, die durch ihn beherrscht wird —, so fehlt dieser Form eschatologischer Gemütsstimmung die düstere Untergangsstimmung, die dem „echten Apokalyptiker“ geradezu das Mark und die Kraft zu seiner Zukunftshoffnung gibt.



Ein starker eschatologischer Zug ist aber unverkennbar bei den Anhängern ganz neuer, in unseren Tagen entstandener religiöser Strömungen, die dadurch einen scharfen Gegensatz zu der Religiosität der Vorkriegszeit bilden. Diese war in ihrem Grundcharakter diesseitig. Sie hatte in dieser schönen Welt, in der alles so wohl geordnet schien, ein wie vermeintlich unzertrennbares Fundament für ihr stolzes Gedantengebäude gefunden. War für sie doch die Welt eine ewige Größe, die in unendlicher vorwärtsschreitender Entwicklung in gerader, ununterbrochener Folge von Stufe zu Stufe immer herrlicher sich gestaltet und sich selbst genug ist. Gott wurde wesentlich als die die Welt vorwärtstreibende und in ihr, wie sie ist, sich auswirkende Kraft empfunden. Die Grenze zwischen ihm und der Welt ist also fließend. Ja die Welt ist recht eigentlich, so wie sie ist, die unmittelbare Ausstrahlung des Göttlichen. Sie kann gar nicht vollkommener sein und ist darum mit nichts wert, zugrunde zu gehen. „Sie haben sich Gottes bemächtigt, als ob man sich Gottes bemächtigen könnte!“ (Turneysen, Dostojewski.) Und in den Mittelpunkt dieser diesseitsfreudigen religiösen Stimmung trat recht eigentlich der Mensch, die höchste Blüte der Gottheit, der eigentliche Herr der Welt. Auch ihn sah der Moderne der Vorkriegszeit im Lichte des Entwicklungsgebantens. Sein stetes Vorwärtsschreiten „vom Gorilla zum Übermenschen“ preisend sang diese Frömmigkeit das hohe Lied von der Kraft des freien und guten Menschen, der des Göttlichen Ebenbild ist. Wie weit ist diese religiöse Stimmung, die eine besonders schöne und gemütvoll ausgeprägte etwa in der warmherzigen, pantheistischen Mystik eines Jatho gefunden hat, von aller apokalyptischen Ahnung entfernt, daß diese schöne Welt einmal zusammenstürzen könnte! Ja, wer ahnt, daß sie ganz nahe vor dem Zusammenbruch stehe, der wie eine Sintflut, den meisten unerwartet, mit dem Weltkrieg über sie hereinbrach!

Aus dem Erleben des Krieges und der Nachkriegszeit erwächst aber jene der skizzierten schroff entgegengesetzte Frömmigkeit, die namentlich in dem jüngeren, heranwachsenden Theologengeschlecht und in Laienkreisen eine zahlenmäßig vielleicht noch weniger bedeutende, dafür aber an innerem Wert um so schwerer wiegende Anhängerschaft gewonnen hat. Und es ist bezeichnend, daß eben auch diese religiöse Neubildung ausgesprochen eschatologische Merkmale aufweist. Eine eschatologische Färbung hat in dieser Gegenwartsfrömmigkeit auch die Seringschätzung und bewußte Abkehr von der Geschichte. Suchte gerade die wissenschaftliche Theologie der letzten Jahrzehnte durch geschichtliche Erforschung und Sichtung der Quellen dem Menschen der Gegenwart einen festen Boden für seine Religiosität zu schaffen, so lehnen viele Jünger der „neuen Theologie“ diesen Weg entschieden ab, da aller „Historizismus“ und der mit ihm verbundene Relativismus ein Irrweg sei, der im Menschlichen stecken bleibe.

Wie in aller eschatologischen Frömmigkeit erscheint eben hier die Lage von Welt und Mensch als hoffnungslos. Es gibt für sie nur eine Rettung: Gott. Und eschatologisch ist auch die Zuversicht, daß die Welterneuerung von Gott aus kommen und alles unverbändert verwandeln wird. So wird das Verhalten des Frommen, das aus dieser Problematik erwächst, wie im ältesten Christentum ein Warten auf das Kommen Gottes in die Welt. Und sein Tun besteht nur noch in den vielen tausend bescheidenen Schritten und Schrittlein, die einstweilen auf Erden noch getan werden müssen (Turneysen, Dostojewski). In solchen Zügen gestaltet sich, auch wenn nicht an ein plötzliches katastrophales Eingreifen gedacht wird, eine neue Eschatologie, die nicht die äußeren Formen der biblischen trägt, wohl aber ihre Kraft und ihren Geist atmet.

Nur am Rande eschatologischen Seinsempfindens liegen zwei Erscheinungen, auf die wir hier nicht näher eingehen können: Sozialismus und Jugendbewegung. Wenn man in der neuen Jugend einen scharfen Trennungstrieb zwischen sich und den Trägern und Verteidigern der gleichenden aber wurmstichigen Kultur zieht, der vor allem in der Schroffheit des Gegensatzes zwischen Jung und Alt zum Ausdruck kommt, erinnert dies nicht an die Art, wie in der Welt der Apokalypse die Schar der Seligen, „Versiegelten“, den Heiden, den „Königen, Kaufleuten und Schiffsleuten“ gegenübergestellt wird? Und ebenso ist das Gefühl der neuen Jugend, in

einer sterbenden Welt der Anfang eines werdenden Neuen zu sein, — „Mit uns steht die neue Zeit“ — verwandt mit dem Lebensgefühl der „Seligen“.

Wenn eschatologische Ängste und Hoffnungen in einem Volk oder anderen großen Gemeinschaften aufwachen und diese von heftigen Fieberschauern durchschüttelt werden, dann ist dies nicht ohne Gefahr. Das Fieber kann so stark sein, daß der Kranke daran stirbt. Meist aber steht am Ende der apokalyptischen Phantasien und Träume ein nüchternes, graues Erwachen. Denn die Ängste und Hoffnungen apokalyptischer Zeiten haben sich ja unmittelbar bisher stets als irrig erwiesen. Die alte Christenheit mußte lernen, daß das Kommen des Herrn nicht so nahe war, wie sie gehofft; und sie verstand es, sich schnell, allzusehnell, auf dieser Erde einzurichten. Auf das Zeitalter des Geistes folgte die langdauernde Periode nüchterner Organisation der sich entwickelnden Reichskirche. Die byzantinischen Träume des Reformationszeitalters und ihre Verwirklichung in den kommunistischen Gründungen der Schwärmer fanden unter den Feuerkugeln und Säbeln fürstlicher Landstrencke ein jähes und unrühmliches Ende. Aber in einem tieferen Sinne waren diese seltsamen Ängste und Nöte dennoch wahr. Sie sind, wenn sie in großer Stärke, gewissermaßen epidemisch, auftauchen (das war das Ergebnis des religionsgeschichtlichen Streifzuges), Vorboten und Begleiterscheinungen einer Zeitenwende.

Mit der Deutung eschatologischer Frömmigkeit als Ausdruck des Vorgefühls einer Weltenswende ist ihr Wesen natürlich nicht erschöpft. Sie birgt in sich starke irrationale Züge, die nicht auf eine einfache Verstandesformel gebracht werden können. Das Wertvollste ist vielleicht dies, daß in ihr ein Einstürzen neuschaffender transzendenter Kräfte in die Welt der Wirklichkeit spürbar wird, durch die das erstarrte Leben einen neuen Pulsschlag, einen anderen Rhythmus erbält. Wenn aber die eschatologische Stimmung als Ausdruck der Wende aufgefaßt werden kann, dann liegt in ihrem Aufsteigen eine starke Eröstung und Verheißung.

Dr. Hans Vordemfelde

## Radiumgeheimnis

Es gibt es heute noch einen Menschen, der nichts vom Radium weiß? Ich glaube kaum, obwohl ich mich noch gut an die ersten Zeitungsnachrichten erinnern kann, wonach es einem französischen Naturforscherspaar gelungen sei, ein Element aus einem Gestein rein herzustellen, das ununterbrochen von selbst leuchte und ständig zerfalle. Wegen der Strahlen, die einen Menschen töten können, erhielt es ja den Namen Radium. Ganz behutsam angewendet aber nützt diese „Bestrahlung“ bei allerlei Geschwülsten, im ersten Stadium der Krebskrankung im Sinne einer Heilung, und so ist Radium, von dem, seiner schwierigen und kostspieligen Herstellung halber, auf der ganzen Welt nur etwa 50 Gramm vorhanden sind, in den Heilschlag der Völker eingezogen. Ist das alles? Nein, die Hauptsache kommt noch.

Ein berühmter englischer Naturforscher (Rutherford) hat uns die Strahlungstafel ausgedeutet als eine Zufallserscheinung, als eine Stoffexplosion. Seitdem man die kleinsten Teile des Stoffes für winzige Sonnensysteme hält, hat man den „Sonnens“ in ihnen besondere Beachtung geschenkt. Und gerade von ihnen ist man der Meinung, daß sie explodieren. Bei dem Element Radium fortwährend und ohne weiteres, bei den anderen Elementen nur manchmal und unter Bedingungen, die wir noch nicht in der Hand haben.

In allen Kulturländern hat der Staat eine offene Hand gehabt und hat Institute zur Erforschung der Radioaktivität gegründet, trotzdem sie sehr kostspielig einzurichten und zu unterhalten sind. Warum tat man das? Aus Idealismus für das Wissen? Ach, der Idealismus sieht eben nicht mehr hoch im Kurs, es steckt schon etwas anderes dahinter. Wer ein Motorrad oder ein Auto hat, weiß einen Explosionsmotor zu schätzen. Explosionen liefern Kraft, viel Kraft, und der Mann, der die Explosionen der Atomkerne, mit anderen Worten die Radioaktivität

nützlich zu machen verstände, der wäre der Herr der Welt. Er könnte nicht nur ein Element in das andere verwandeln, z. B. Eisen oder auch den Sauerstoff der Luft in Gold, sondern er hätte auch eine nicht auszudentende Kraftquelle in der Hand. Seht also bei den Radiuminstakuten ganz hochachtungsvoll vorüber, denn dort baut man an unserer Zukunft, von dort aus kann sich alles mit einem Schlage ändern.

Vorläufig hat es leider noch seine guten Wege damit, aber — und das ist das Wichtigste — die Sache ist nicht mehr bloß Annahme, sondern der praktische Anfang ist schon gemacht. Schon ist es gelungen, ein paar gasförmige Elemente ineinander überzuführen und andere „aufzuspalten“, also etwas von den Träumen der Goldmacher zu verwirklichen. Leider hat sich ja die Nachricht, daß man aus Quecksilber Gold gemacht habe, noch nicht verwirklicht. Aber das kann schon morgen kommen, es wird jedenfalls auf das ernstlichste daran gearbeitet.

Schon sind wir so weit, daß wir nicht mehr an die Existenz von 92 Elementen glauben, welche die uns bekannte Welt zusammensetzen, sondern nur mehr an einen einheitlichen Stoff, an ein Urelement, wenn man das so nennen will. Ja sogar der Glaube an den Weltstoff kommt immer mehr den Naturforschern abhanden, und bei allen verschwindet immer mehr die scharfe Trennung von „Stoff“ und „Kraft“. Eine ganz andere Naturauffassung zieht allmählich herauf, denn durch das Radium ist man zu der Überzeugung gekommen, die Materie sei zerstörbar, sie sei keineswegs ewig, wie das noch unsere Eltern felsenfest geglaubt haben.

Materie kann verschwinden und sich in Energie auflösen. Energie muß demgemäß auch unter Umständen als Masse erscheinen. Es ist also denkbar, daß sich die Steine scheinbar spurlos im Weltall auflösen, nämlich sich in Energie verwandeln, und was wir als Sonne bewundern, lieben und so tausendfältig brauchen, das ist ein solcher, in radioaktivem Zerfall begriffener Stern. Die Übereinstimmung zwischen Atom und Sonnensystem wird dadurch nur noch schlagender; jetzt beschränkt sie sich nicht nur auf äußerliche Ähnlichkeiten, sondern greift auch auf innere Wirksamkeit über.

Natürlich wird nun niemand, der auch nur ein wenig in Zusammenhängen denken kann, glauben, daß die Energien des radioaktiven Zerfalls ein für allemal zerstreut und verloren sind. Sie zerstreuen sich wohl im Weltraum, aber erfüllen ihn immer mehr, bis sie wieder in materielle Erscheinung treten. Mit anderen Worten, aus Sonnenenergien werden wieder neue Sonnen.

Solcher Art ist das neue Weltbild, an dem die nächsten dreißig Jahre bauen werden und das aller Voraussicht nach berufen sein wird, das alte Weltbild zu ersetzen. In diesem neuen Bild gibt es kein Weltenende und keine Weltenschöpfung, sondern nur ein Sein, das sich in Kreisen bewegt und rastlos von Energie in Materie und umgekehrt hin und wieder geht.

Bestehend erscheint das, und man glaubt zunächst, um einen großen Schritt weiter gekommen zu sein. Aber man vergesse nicht, auch dieses Weltbild ist grober Materialismus, so wie das Kantische ein solcher ist. Denn es bezieht das Seelische, also das Eigentliche, was uns an der Welt interessiert, in keiner Weise in sich. Das Seelische ist keine Energie im physikalischen Sinn, man kann nicht Elektrizität oder Licht in Intelligenz umwandeln und nicht mit Maschinen Seelen erzeugen. Wer darüber hinweghücht mit allgemeinen Phrasen vom „energetischen Weltbild“ an Stelle des „materiellen“, der treibt Falschmünzerei. Die Energie dieser Physiker ist genau so stofflicher, wägbarer Natur wie der alte Stoff.

Das neue Weltbild wäre demnach in bezug auf Weltverstehen gar kein wesentlicher Fortschritt, nur innerhalb der reinen Naturwissenschaft hat es seine Vorzüge. Da zertrümmerten sich allerdings viele alte Vorstellungen, die nicht mehr mit der Erweiterung der Kenntnisse vereinbar waren. Zum Beispiel die vom glutförmigen Erdinnern und vom Erkalten dieser „alten“ Kugel.

Man nehme nur die naturwissenschaftliche Erbauungsliteratur vor fünfundsiebzig und noch vor zehn Jahren zur Hand. Was werden darin für rührfellige Lieder gesungen von dieser armen,

sozusagen greisenhaften Erde, der niemand mehr helfen kann, die jetzt, seitdem sie ihre Blut verlor, nun schnurstracks einem unheiligen Weltentod entgegensteht. Jene Generation glaubte manchmal allen Ernstes, ein gelegentlich naßkalter Sommer hinge schon mit diesem Erkalten und Absterben der Erde zusammen. So erinnere ich mich, daß im Jahre 1888, einem wahrhaft sommerlosen Jahr, solche Betrachtungen angestellt wurden.

Vorbei sind diese Einbildungen heute im Zeitalter der Radiumgeheimnisse. Nachdem sich herausgestellt hat, daß alle Erdschichten von Radium durchsetzt seien, konnte man berechnen, daß, nachdem doch dadurch in Wärme überleitbare Strahlungen abgegeben werden, die Erde nichts an Hitze verlieren kann. Im Gegenteil: es stellte sich das geradezu verblüffende Ergebnis heraus, daß bei dem berechneten Radiumgehalt dieser Stern sich sogar eher erwärmen als abkühlen müßte.

Sonnenhaft müßte danach die Erde werden, sich immer mehr in eine kleine Sonne umwandeln. Ihre Glutzeit wird dadurch nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft verlegt.

Aber das stimmt doch nicht mit den beobachtbaren Tatsachen, sagt der gesunde Menschenverstand, und er hat recht. Wenn wir auch wirklich nicht mit Sicherheit sagen können, ob es einmal auf der Erde als Ganzes genommen wärmer war als heute, so deutet mit noch größerer Sicherheit alles darauf hin, daß es, seitdem es Menschen gibt, aber auch nicht kälter geworden ist.

Wer die Tropen bereist hat, weiß, daß auf ganz unermesslichen Land- und Seestreden, im Norden wie im Süden vom Äquator beiderseits, etwa bis zum dreißigsten Breitengrad, die Erde eine wahre Gluthölle ist. Worte reichen gar nicht hin, um die Leiden zu schildern, welche Tag und Nacht dort dem Menschen durch die immerwährende Hitze zugefügt werden. Fast stets ist die Grenze hart angenähert, die dem Leben von Pflanze und Tier das Ende bereiten würde. Immer wieder hat man in diesen Gluthunden, da alles Leben lechzt und in Hitze starre verfunken ist, den Eindruck: noch fünf Grad heißer, und es geht nicht mehr. Aber da das Leben auch in den heißesten Gegenden der Erde, im Roten Meer, auf Ceylon, im Schwarzjenseeland, im äquatorialen Afrika und Amerika besteht und wie üppig besteht, da gerade dort die alttümlichsten Lebensformen, die Farnbäume und Kaurisichten, die großen, plumphen Säugetiere und Riesenechsen beweisen, daß sich das Leben in jenen Gegenden seit den ältesten Zeiten der Erde erhalten hat, ist damit auch der Beweis geliefert, daß jene verhängnisvollen fünf Grad mehr niemals, auch in den Urzeiten nicht, eingetreten waren, mit anderen Worten, daß sich die Erde seit der Urzeit nicht abgekühlt haben kann.

Andererseits aber sind die der Hitze angepaßten Eidechsen, die Farnbaumwälder, die Korallen und Palmen, von denen manche schon sterben, wenn die Temperatur auch nur unter zwanzig Grad im Schatten, also die eines schönen Sommertags sinkt, auch in den ältesten Zeiten der Erdgeschichte quiklebendig und fortpflanzungsfroh dagewesen, die Erde war also auch damals nicht kühler als heute.

Es kann somit schon aus diesem einen Beweisgrund, weder die Rantsche Abkühlung, noch die Radiumerwärmung zu Recht bestehen. Kurz gesagt: irgend etwas stimmt auch in der Radiumrechnung nicht. Die ganze Welt mutet so an, als sei sie im großen ganzen immer so gewesen, wie sie derzeit ist, und das Radiumgeheimnis bleibt nach wie vor bestehen. Ich glaube aber trotzdem, daß dieser sonderbare Zustand eine sehr einfache Deutung hat. Wir sind eben erst am Anfang unserer Kenntnisse und wissen noch zu wenig von den Bedingungen, Ursachen und Wirkungen des Stoffzerfalles, wie man die ganze Radioaktivität auf gut deutsch nennen sollte. Wollte man heute schon auf die vorhandenen wenigen Kenntnisse ein Weltbild errichten, so hätte man zu voreilig gebaut. Darum die Widersprüche, wenn man es probeweise versucht. Also Geduld! Man vertraue den Radiumforschern. Sie sind an der Arbeit, uns nicht nur die technische Umwälzung, sondern auch das neue Weltbild zu bringen, das die Rantsche Lehre von der Weltentwicklung ersetzen wird.

R. S. Francé

## Marneschlacht und Tannenberg

Im großen Geschehen des Weltkriegs zeichnen sich deutlich zwei Höhepunkte ab, die zugleich Wendepunkte unseres Schicksals wurden: die Marneschlacht 1914 und die große Schlacht in Frankreich im Frühjahr 1918. Beidemal stand es auf des Messers Schneide und hing es, wie selbst unsere Feinde zugeben, nur an einem Faden, daß wir den Sieg errungen hätten. Es ist daher begreiflich, daß die militärische Kriegsliteratur sich mit besonderer Vorliebe diesen beiden Feldzügen zuwendet; aber auch das deutsche Volk will wissen, warum wir trotz glänzender Siege schließlich so kläglich zusammengebrochen sind. So ist denn auch über den Marnefeldzug und die Marneschlacht schon viel geschrieben worden — ich nenne nur die vortrefflichen Darstellungen von Ruhl, Baumgarten-Crusius, Müller-Löbnitz —, so daß man meinen möchte, daß sich über diesen Gegenstand kaum noch Neues sagen ließe. Und doch bringen die im vergangenen Sommer erschienenen zwei neuen Bände (3 und 4) des Amtlichen Wertes des Reichsarchivs über den Weltkrieg (Mittler & Sohn, Berlin, 427 und 576 S., geb. 22 M und 26,50 M) noch manches Neue, berichtigen irrtümliche bisherige Anschauungen und geben reiflose Aufklärung über die inneren Zusammenhänge. Die beiden, mit Karten reich ausgestatteten Bände schließen sich den früheren Veröffentlichungen des Reichsarchivs würdig an. Sie lesen sich spannend wie ein Roman, ergreifend wie eine Tragödie und bieten nicht nur dem Militär reichste Belehrung, sondern werden auch den Nichtfachmann von Anfang bis Ende fesseln. Besonders gelungen ist die eingehende Charakteristik des unglücklichen Feldherrn Moltke, der rein menschlich gewiß ein edler, vornehmer Charakter war, dem aber zum Feldherrn so ziemlich alles fehlte.

Ich habe mich schon in früheren Aufsätzen darüber ausgesprochen, daß der Grund zum Verlust der Marneschlacht in der Verwässerung des genialen Schlieffenplanes zu suchen ist, indem schon im ersten Aufmarsch viel zu starke Kräfte in Elsaß-Lothringen, einem Nebenkriegsschauplatz, unnützlich festgelegt wurden und dadurch der rechte Flügel, der die Entscheidung bringen sollte, nicht stark genug gemacht werden konnte. Nach strategischen Gesetzen kann der Entscheidungsflügel gar nicht stark genug sein. Noch auf dem Sterbebette rief Graf Schlieffen im Delirium aus: „Macht mir nur den rechten Flügel stark!“ Diese Mahnung eines Sterbenden sollte ungehört verhallen. Während bei Schlieffen das Stärkeverhältnis vom rechten zum linken Flügel 7:1 war, wurde es von Moltke, der ein volles Drittel der Kräfte in Elsaß-Lothringen aufmarschieren ließ, auf 3:1 herabgedrückt. Man kann sich dies nicht anders erklären, als daß sich Moltke den genialen Grundgedanken des Schlieffenplans, der in seiner wundervollen Einfachheit, Klarheit und Folgerichtigkeit uns unfehlbar zum Sieg geführt haben würde, — zumal bei dem törichtesten Aufmarsch und Operationsplan der Franzosen, der unseren Wünschen nur entgegenkam, — innerlich überhaupt nie zu eigen gemacht hat. Ihm schwebte ein entscheidender Sieg in Lothringen vor; andererseits wagte man es aber doch nicht, sich ganz vom Schlieffenplan loszusagen, und so kam ein übles Kompromiß zustande. Wenn auch vor der Geschichte Generaloberst v. Moltke zweifellos formell die Verantwortung für den verfehlten Aufmarsch 1914 zu tragen hat, so wäre es doch nicht ganz uninteressant, zu wissen, wer denn eigentlich der geistige Urheber dieser Verhöhnung des Schlieffenplans gewesen ist, da man wohl annehmen darf, daß der Aufmarschplan nicht der geistigen Werkstatt Moltkes selbst entsprungen, sondern von ihm nur angenommen und gebilligt worden ist. Der Betreffende hat sich bis jetzt noch nicht zum Wort gemeldet.

Weitere Todsünden gegen den Schlieffenplan waren das Verschieben von zwei Armeekorps, ausgerechnet noch dazu vom rechten Flügel, nach dem Osten, wo sie weder verlangt noch benötigt waren und für die Entscheidung von Tannenberg doch zu spät kamen, ferner die Zuführung von 85 Bataillonen als Verstärkung des linken statt rechten Flügels. Daß unter diesen Umständen die am äußersten rechten Flügel befindliche 1. Armee Klud ihrer schwierigen Doppel-

aufgabe — Flankenschutz und Umfassung des feindlichen Flügels — unmöglich mehr genügen konnte und in immer schwerere Gefahr kommen mußte, je mehr sie sich dem Bereich der Festung Paris näherte, ist klar.

Nach der siegreichen Schlacht in Lothringen, etwa am 22. August, wäre es noch Zeit und möglich gewesen, stärkere Kräfte aus der 6. und 7. Armee herauszuziehen und nach dem rechten Flügel zu verschieben. Das Eisenbahnmateriale hierzu stand bereit. Kronprinz Rupprecht hatte dies auch erwartet und sogar bei der Obersten Heeresleitung (O. H. L.) angeregt. Statt dessen trieb die O. H. L. am 27. August die 6. Armee noch weiter gegen die Moselbefestigungen vor und trug damit den Schlieffenplan endgültig zu Grabe. Die Armeen 1—5 aber erhielten in unbegreiflicher Überschätzung der in den Grenzschlachten bisher errungenen Erfolge reine Verfolgungsaufträge. Der Chef der Operationsabteilung äußerte am 25. August frohlockend: „In 6 Wochen ist die ganze Gegend erledigt!“ Es sollte anders kommen.

Es ist natürlich völlig unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes die Tragikomödie der Marneschlacht mit ihren zahlreichen Irrungen und Wirrungen auch nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln. Nur wenige Hauptpunkte können herausgegriffen werden. Die 1. Armee Klud war in ihrem Bestreben, den linken Flügel der weichenden Engländer doch noch zu fassen, vor Paris angelangt, nach Südosten abgedreht worden und hatte mit den vordersten Truppen die Marne bereits überschritten. Die Armee hatte hierbei in bewusster, aber trotzdem höchst leichtfertiger Mißachtung der aus der Festung Paris immerhin drohenden ersten Gefahren dieser die nahezu ungeschützte Flanke dargeboten und war denn auch von der französischen 6. Armee Maunoury aus Paris überraschend angegriffen worden. Die Art und Weise nun, wie Klud und seine Unterführer die äußerst schwierige und bedrohliche Lage zu meistern und in kühner Operation in einen vollen Sieg zu verwandeln wußten, war ein Meisterstück und bildet einen erhebenden Lichtblick in dem sonst in Bezug auf Führungskunst nicht gerade erfreulichen Kapitel der Marneschlacht. Durch das Herausziehen der bereits an der Marne mit Front nach Süden eingesehten Korps, die in eine neue Front nach Westen am Ourcq herumgeworfen wurden, war aber zwischen der 1. und 2. Armee eine Lücke von etwa 50 km Breite entstanden. Und diese Lücke sollte noch eine große Rolle spielen und schließlich der Anlaß zum Abbruch der Marneschlacht werden.

Inzwischen hatte die O. H. L. am 5. September neue Anweisungen ausgegeben, in denen der letzte Rest des Schlieffenplanes fallen gelassen wurde; an dessen Stelle trat ein ziemlich unklarer und verworrenere neuer operativer Gedanke, der sich sehr bald als von den Ereignissen überholt und völlig undurchführbar erwies. Die Armeen waren daher in der nun am 6. September auf der ganzen Front von Paris bis Verdun entbrennenden Marneschlacht wieder ohne Führung und auf sich allein angewiesen. Von zündenden Worten Joffres angefeuert, waren die Franzosen zum Angriff vorgegangen, während für die deutschen braven Truppen, die bisher schier Übermenschliches geleistet hatten, Moltke kein aufmunterndes Wort fand. Anstatt an den Brennpunkt der Ereignisse vorzueilen, sah er von träben Ahnungen erfüllt in Luxemburg und dachte schon an Rückzug. Dem Kaiser war dies nicht entgangen, und er gab ihm am 7. September den ebenso klaren wie bestimmten Befehl: „Angreifen, solange es geht — unter keinen Umständen einen Schritt zurück!“ Gerüchte, die dem Kaiser die Schuld am Rückzug von der Marne zuschieben möchten, sind tendenziöse Lügen. Wie es am rechten Flügel stand, davon hatte man weit hinten in Luxemburg noch immer keine Ahnung, und so entschloß man sich endlich am 8. September, den R. Sächsl. Oberstleutnant im Generalstab Hentsch zu den Armeen zu entsenden, um Klarheit zu gewinnen. Diese Sendung Hentsch sollte von schicksalsschwerer Bedeutung werden; sie ist darum besonders eingehend behandelt. Manche Fragen werden hierbei freilich niemals geklärt werden können, da Hentsch und Moltke tot sind. Hentsch erhielt den Auftrag, einen Rückzug der Armeen des rechten Flügels nach Möglichkeit zu verhindern, wenn er aber bereits eingeleitet sein sollte, ihn in Übereinstimmung zu bringen und insbesondere für die

Schließung der bedrohlichen Lücke zwischen 1. und 2. Armee Sorge zu tragen. Hentsch war nun von der fixen Idee besessen, daß die bisherige Operation mißlungen sei und daß die Armeen infolgedessen erst vom Feinde „abgesetzt“ werden müßten, um sich zu neuer Operation zu gruppieren. Dieser Gedanke entbehrte nicht einer gewissen Berechtigung bis zum 4. September, solange man nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde stand; nachdem aber die Schlacht voll entbrannt war, war er undurchführbar geworden. Im Sinne dieser fixen Idee bearbeitete Hentsch den ohnedies gleichfalls von pessimistischen Anwendungen befallenen Generaloberst v. Bülow so lange, bis dieser endlich, wenn auch widerstrebend, in den Rückzug einwilligte, zumal er über die Verhältnisse bei der 1. Armee und deren Absichten unbegreiflicher Weise gar nicht unterrichtet war und wegen der Lücke die Verhältnisse sowohl für seinen rechten Flügel als auch für die 1. Armee für äußerst bedrohlich hielt. Ich habe bisher den Generaloberst v. Bülow für den Hauptschuldigen am Marnerrückzug gehalten; diese Meinung kann nach der Darstellung des amtlichen Werks nicht mehr aufrecht erhalten werden. Hiernach erscheint Hentsch in höherem Maße belastet. Am 9. mittags bei der 1. Armee angelangt, fand Hentsch zu seinem nicht geringen Erstaunen dort eine äußerst günstige Lage vor. Die Armee war eben im Begriff, einen vollen Sieg über Maunoury davonzutragen, und lehnte jeden Gedanken an Rückzug energisch ab, so daß ihr Hentsch, der von seiner Auffassung nicht abging, zumal er wußte, daß die 2. Armee nun zurückgehen würde, den Rückzug im Namen der O. S. L. „befehlen“ mußte! Klud blieb gar nichts anderes übrig, als, wenn auch zähneknirschend, zu gehorchen, zumal Hentsch die Lage bei der 2. Armee — unrichtiger Weise — in den düstersten Farben geschildert hatte. Sie sei nur noch „Schlade“. So wurde denn das weltgeschichtliche Ringen an Ourcq und Marne am 9. mittags, gerade in dem Augenblick abgebrochen, als sowohl der rechte Flügel Kluds als auch der linke Flügel Bülows mit den Sachsen Hausens den sicheren Sieg in Händen hatten!

Im Gegensatz zur Ansicht des amtlichen Wertes und der meisten Fachkritiken vertritt General v. Moser die Auffassung, daß trotz der errungenen Teilsiege der Rückzug der Deutschen schließlich doch unermehdlich gewesen wäre, und weiß gute Gründe hierfür anzuführen. General v. Borries tritt in Nr. 34 der Zeitschrift „Deutscher Offiz.-Bund“ (Dob-Verlag, Berlin) dieser Auffassung entgegen, und ich möchte mich dem anschließen.

Der von den Deutschen widerwillig, aber in größter Ordnung eingeleitete und durchgeführte Rückzug kam den Franzosen und Engländern so unerwartet, daß sie sich erst am 10. bewußt wurden, daß ihnen der Sieg in den Schoß gefallen war, den sie mit Recht das „Marnewunder“ heißen. Wenn man zurückblickend fragt, wer denn eigentlich die Schuld an dem Marnenunglück trägt, so kommen hierfür sowohl einzelne Persönlichkeiten als auch das ganze System Moltkescher Kriegführung in Frage. An Persönlichkeiten in erster Linie Moltke mit seinem engeren Stab, der ihm nicht die Unterstützung hat zuteilen werden lassen, auf die dieser pessimistisch angehauchte, energie- und entschlußlose Mann wohl Anspruch erheben durfte, dann in zweiter Linie Hentsch und Bülow. Moltke II war sich trotz seiner menschlichen Bescheidenheit seiner Unzulänglichkeit nicht voll bewußt und liebte es, einen gewissen Gegensatz zu seinem genialen Vorgänger Schlieffen herauszutreten, worüber sein Briefwechsel lehrreiche Aufschlüsse gibt. Es ist auch eine Legende, daß er den ihm angetragenen Posten eines Chefs des Generalstabes anfänglich ausgeschlagen habe.

Der einzige hell strahlende Lichtblick beim Studium des Marnefeldzugs ist die unvergleichliche Leistung der braven Truppe, die schier Übermenschliches geleistet und über jedes Lob erhaben war. Die Latentreuigkeit, der Opfermut und die Tapferkeit dieser braven Truppe waren so groß, daß sie trotz fehlender Oberleitung von Sieg zu Sieg eilte und auch trotz aller Mängel der obersten Führung in der Marneschlacht den Sieg an ihre Fahnen befestete, der sich weitreichend auswirken konnte, hätte nicht die im ungeeignetsten Moment aus ihrer Passivität erwachende O. S. L. die Armeen aus ihrem Siegeslauf zurückgerissen.

Eine äußerst wertvolle Ergänzung des amtlichen Kriegswerks bildet das kürzlich erschienene Buch „Das Testament des Grafen Schlieffen“, operative Studien über den Weltkrieg von Generalleutnant a. D. Wilhelm Groener (Mittler & Sohn, Berlin 1927, 244 S. Geh. 12 M, geb. 15 M). Meine Einstellung zu General Groener ist aus früheren Aufsätzen bekannt. Die Gerechtigkeit gebietet mir aber, zu bekennen, daß hier ein in jeder Hinsicht hochbedeutendes Werk vorliegt, und ich stehe nicht an, zu erklären, daß es vielleicht das beste ist, was wir an Kriegsliteratur neben dem amtlichen Werk bis jetzt besitzen. Insbesondere wer sich über den Schlieffenplan und die Gedankenwelt dieses genialen Strategen näher unterrichten will, dem sei dieses Werk aufs angelegentlichste empfohlen. Die Darstellung ist äußerst klar, lichtvoll und auch für den Nichtfachmann anregend und leicht verständlich. Besonders wohltuend berührt die warme Verehrung, die der Verfasser dem Grafen Schlieffen entgegenbringt. Aus den Ausführungen Groeners entnehmen wir, wie Schlieffen mit Sehrgabe alles gleichsam vorausgeahnt hat, auch unsere Fehler und unser Unheil, und welches Erbe an Weisheit er uns in seiner Denkschrift vom Jahre 1905 kurz vor seinem erzwungenen Abgang als Vermächtnis hinterlassen hat. Dieses Testament eines Geistesriesen, den ich in seiner Größe einem Bismarck gleichstellen möchte, blieb unbeachtet im Schreibtisch Moltkes liegen und ist im Generallstab kaum bekannt geworden. Die Furcht vor dem Durchbruch, die 1914 an der Marne zu falschen Maßnahmen geführt hat, kannte Graf Schlieffen nicht, da er sich bewußt war, daß der Durchbrechende in Flanke und Rücken mehr gefährdet ist, als der Durchbrochene, wenn dieser nur auf dem Flügel noch stark genug ist, um den Durchbrechenden von außen anzugreifen. Dies war aber in der Marneschlacht der Fall, und wir dürfen daher wohl annehmen, daß die in der Lücke ohnedies nur zögernd, langsam und überängstlich vordrückenden Engländer schleunigst wieder umgelehrt wären, sobald sie von den Siegen über Maunoury und Foch erfahren hätten. General Groener legt seiner Studie die Kräfte zugrunde, die Graf Schlieffen bei Ausarbeitung seines Planes vorgesehen hatte. Diese Kräfte waren 1914 tatsächlich aber nicht vorhanden, da wir es in Verkennung unserer politischen Lage und der uns von allen Seiten drohenden Gefahren in sträflicher Weise verabsäumt hatten, unsere Wehrkraft entsprechend anzuspannen. Die Schuld, daß dies nicht geschah, trifft in gleicher Weise Volksovertretung, Reichsfinanzamt und preußisches Kriegsministerium. Höhnend rechnet uns General Suat vor, daß wir mit 600000 Mann mehr ins Feld hätten ziehen können. Wäre auch nur die Hälfte hiervon an der Marne zur Stelle gewesen, so war an einem glatten Sieg der Deutschen trotz schlechterster Führung gar nicht zu zweifeln.

Die Beschäftigung mit Persönlichkeiten wie Graf Schlieffen, der der geborene Führer war, bietet einen ganz besonderen Reiz. Sie ist uns Trost und Erhebung; dem Beispiel solcher Männer nachzueifern, an ihnen zu lernen und sich aufzurichten, tut unserem Volke not. Es ist daher erfreulich, daß die von mir schon früher (Fürmer, Juli 1923) warm empfohlene Biographie „Schlieffen“ von Hugo Kochs (Vossische Buchhandlung, Berlin 1926, 124 S. Geh. 5 M, geb. 6.50 M) kürzlich in neuer Auflage (3. und 4.) erschienen ist. Auf das vortreffliche Büchlein, das ein wohlgetroffenes Lebens- und Charakterbild des großen Mannes und eine vollständige Darstellung seines Operationsplanes bietet, sei hiermit erneut empfehlend hingewiesen.

Mit der Persönlichkeit und Armeeführung des Generalfeldmarschalls v. Bülow, dem bekanntlich im Frieden ein großer Ruf voranging und zu dem Moltke besonders Vertrauen hatte, beschäftigt sich ein Buch betitelt: „Die Krisis in der Marneschlacht“ von Oberstleutnant Eugen Bircher (Verlag Ernst Bircher A.-G., Bern und Leipzig 1927, 304 S. Geh. 4.80 M), dem die Militärliteratur schon mehrere wertvolle Bücher verdankt, denen sich das vorliegende Werk würdig anschließt. Es unterzieht die Führung der 2. und 3. deutschen Armee in der Marneschlacht einer eingehenden Würdigung und gelangt bezüglich der Armeeführung Bülows zu einem geradezu vernichtenden Urteil. Nach Bircher liegen die ersten Reime zum Mißerfolg an der Marne nicht zum geringsten Teil, abgesehen von der schlechten obersten Führung, auch in der schier unbegreiflichen, unzulänglichen Armeeführung Bülows, der nichts tat, um die ihm



so gefährlich düntende Lücke zu schließen, obwohl im 7. Armeekorps und den beiden Kav.-Korps Kräfte hierfür verfügbar waren. Auch gegen den Generalstab der 2. Armee werden schwere Vorwürfe erhoben, denen leider nicht widersprochen werden kann. Das Buch enthält eine eingehende Schilderung des Schlachtverlaufs und die meisten Befehle im Wortlaut. Wer hierfür kein Interesse hat, mag diese Seiten ruhig überschlagen und sich mit den geistreichen und treffenden Schlußfolgerungen des Verfassers begnügen. Dr. Bircher ist Schweizer und gewissermaßen ein Phänomen, denn er ist ein vielbeschäftigter Arzt, namhafter Chirurg, Vorstand eines großen Krankenhauses, außerdem aber noch Kommandant des 24. Inf.-Regts., war jahrelang im Schweizer Generalstab in verantwortungsvollsten Stellungen und findet dabei noch Muße, sich mit eingehenden kriegsgeschichtlichen Studien zu befassen. Wir erfahren von seinem ärztlichen Standpunkt aus, daß Moltke ein schwer herzkranker Mann war, der schon allein auf Grund dieses Leidens für sein Amt untauglich war. Bülow hatte Arterienverkalkung und war dadurch in seiner Leistungsfähigkeit und Entschlußkraft entscheidend gehemmt; Lauenstein, Bülows Generalstabschef, litt an Basedowscher Krankheit, einer Krankheit, die das Nervensystem derart angreift, daß sie nach Bircher zur Truppenführung völlig ungeeignet macht. Hentsch, ein kluger, hochbegabter und gebildeter Mann, war an Gallenblasenentzündung erkrankt, ein Leiden, das außerordentlich heftig auf den Gemütszustand einzuwirken vermag und die pessimistische Grundstimmung dieses Offiziers und dessen zahlreiche schweren Fehlgriffe während seiner Sendung erklärt. Und endlich General Stein, der als Generalquartiermeister Moltke beigegeben war, im Frieden viel galt und ihm eine Stütze hätte sein sollen, war ein herzkranker Mann, dadurch den Aufregungen und Anstrengungen des Krieges nicht mehr voll gewachsen, dazu durch angestrengteste Generalstabstätigkeit im Frieden zermüht und verbraucht, so daß auch er in jenen entscheidenden Tagen völlig versagte. Von den führenden Männern gesund war also eigentlich nur der Chef der Operationsabteilung, Tappen, der eine große Arbeitskraft und eiserne Nerven besaß, womit seine guten Eigenschaften aber so ziemlich erschöpft sein dürften. Wie er mit dieser Stelle, für die der Beste gerade gut genug war, betraut werden konnte, ist unverständlich, wie so manches andere in jenen Zeiten. Bircher schließt seine ebenso eingehenden, wie fesselnden Untersuchungen auf diesem Gebiet mit den Worten: „Wenn solche durch körperliche und seelische Leiden geistig gebundene Menschen zu Fehlern und Mißgriffen in der Heerführung neigen, so kann Kritik und Geschichte ihnen die Verantwortung für die Folgen nicht aufbinden, sondern es trifft diese in vollem Ausmaße diejenigen, die sie in diese Stellungen unbefehet kommen ließen, im Marnefall das Militärkabinett“. Dem kann man wohl zustimmen.

Mit dem Marnefeldzug und den Ursachen unseres Versagens beschäftigt sich auch General Leinveber, ein in der Militärliteratur bisher noch nicht bekannter Name, den man sich aber wird merken müssen. In seinem ausgezeichneten Werk „Mit Clausewitz durch die Rätselfrtungen und Wirkungen des Weltkriegs“ (B. Behrs-Verlag, Friedrich Feddersen, Berlin-Steglitz 1926, 236 S. Geh. 4 M., geb. 5 M.) wird das Problem von einer anderen Seite aus, der philosophischen, angepaßt. Das Buch bietet weniger und mehr als der Titel verspricht, weniger indem nur die Ereignisse im Westen bis zur Marneschlacht einer kritischen Beleuchtung unterzogen werden, mehr indem der tief schürfende, ungemein belehene Verfasser sich nicht nur darauf beschränkt, an der Hand von Clausewitz den Dingen nachzugehen, sondern auch aus Eigenem recht viel dazu zu sagen weiß. Man wird der Fortsetzung des bedeutungsvollen Wertes mit Spannung entgegensehen dürfen. Der Verfasser will beweisen, daß wir vor dem Krieg die Lehren unseres großen Kriegesphilosophen Clausewitz nicht verstanden und im Krieg nicht befolgt haben. Dieser Grundgedanke wird unter Anführung zahlreicher Zitate aus Clausewitz klar und in geistreicher Weise durchgeführt. General Leinveber sieht die Ursachen unseres Versagens nicht so sehr bei den einzelnen Personen, als im ganzen Geist der Zeit, womit er in gewissem Sinne sicher recht hat. Aus Mangel an geistigen Kräften, an denen wir im Deutschland der Vorkriegszeit so arm waren, haben wir den Krieg verloren, und auf diese Wunde den Finger gelegt

zu haben, möchte ich dem Verfasser zum besonderen Verdienst anrechnen. Ich möchte hiebei allerdings nicht einmal so weit zurückgreifen wie General Leinweber, glaube vielmehr daß es genügt hätte, wenn wir uns nur die Lehren des alten Moltke und das Vermächtnis Schlieffens, die ja beide auf Clausewitz fußen, so recht innerlich zu eigen gemacht hätten. Der Aufmarsch 1914 und der Marnefeldzug sind kein Kupmesblatt für den preußischen Generalstab; nicht nur bei der O. H. L., sondern auch bei den Armeeoberkommandos sind schwere Verstöße vorgekommen. Fragt man sich, wie es kam, daß der Generalstab in einzelnen Persönlichkeiten in dieser Weise versagt hat, so bietet das vorliegende Werk hierfür gewisse Anhaltspunkte. Auch der Generalstab war ein Kind seiner Zeit, und der Geist der Zeit war im Zeitalter des trassen Materialismus und der dadurch bedingten Entgeistigung auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Zur Entschuldigung des Generalstabs möchte ich aber anführen, daß dieser im Frieden mit Arbeiten und Kleinkram aller Art vielfach derart überlastet war, daß ihm die nötige Muße und nach angestrengtester Tages- und auch Nachtarbeit vielfach auch die nötige geistige Spannkraft fehlten, um sich in kriegsphilosophische Probleme zu vertiefen. Auch eine Folge unseres gänzlich verkehrten Sparfamleitsprinzips. Schreibt doch schon Dr. Strabant in seiner anziehenden Lebensbeschreibung des Generalobersten von Hausen, des Führers der 3. Armee, der vielfach zu Unrecht angefeindet und als Sündenbock für den Verlust der Marne-Schlacht hingestellt worden ist, daß dessen Nerven als Ia (erster Generalstabsoffizier) beim Generalkommando einen Stoß bekamen, der lebenslang wirkte. Und so ist es auch manchem andern, der sich im Weltkrieg in hoher Führer- oder Generalstabsstellung befand, ergangen, und manches Versagen mag hierin eine gewisse Entschuldigung finden.

Das Erscheinen des amtlichen Kriegswerts über den Marne-Feldzug, das nach meinem Gefühl Moltke zugunsten seines unfähigen Generalstabes vielleicht etwas zu sehr belastet, hat die ganze Tragik dieses Kriegsabschnitts von neuem enthüllt und zahlreiche militärische Federn in Bewegung gesetzt. Zu den besten Abhandlungen hierüber gehört „Der Marnefeldzug 1914“ von Kronprinz Wilhelm (Dob-Verlag, Berlin 1926, 96 S. Geh. 2 M.). Wer keine Zeit hat, um die obengenannten, umfangreicheren Werke zu lesen, möge getrost zu diesem Büchlein greifen, das ihn über die Hauptgeschehnisse in genügender Weise gut unterrichtet wird. Die vom Kronprinzen an den Führerentschlüssen geübte Kritik ist maßvoll, klar und treffend und läßt ein gutes Urteil über militärische Dinge erkennen.

Nach diesen wenig erfreulichen Betrachtungen, zu denen Marnefeldzug und Marne-Schlacht so reichlich Veranlassung geben, ist es eine wahre Freude, sich den Operationen zuzuwenden, die etwa um die gleiche Zeit im Osten unter der Führung unseres Hindenburg stattgefunden und ihre Krönung in der Schlacht von Tannenberg vom 25.—30. August gefunden haben. Tannenberg ist die einzige Schlacht im Weltkrieg, die ganz im Geiste Schlieffens geschlagen wurde. Das amtliche Kriegswert des Reichsarchivs hierüber ist bereits vor zwei Jahren erschienen und von mir im Februarheft des *Stürmers* 1926 besprochen worden. Wenn ich nochmals darauf zurückkomme, so geschieht es, weil General Hoffmann, der als Ia des Oberkommandos an der geistigen Leitung der Schlacht in hervorragendem Maße beteiligt war, unter dem Titel „Tannenberg wie es wirklich war“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1926, 94 S.) eine kleine Schrift herausgegeben hat, die immerhin Beachtung verdient. General Hoffmann will vor allem mit verschiedenen Legenden und Märchen aufräumen, die sich an den Namen Tannenberg knüpfen, als ob die Schlacht nach im voraus genau festgelegtem Plane geschlagen worden sei, und den Nachweis führen, daß die Vorbereitung und Bereitstellung zur Schlacht bereits vom Oberkommando *Prittwitz* getroffen worden seien, so daß *Ludendorff* nach Eintreffen eigentlich nur noch „Ohne Tritts — marsch“ habe zu befehlen brauchen. Dieser Auffassung wird von Oberstleutnant und Oberarchivar v. *Schaefer* in Nr. 17 des „Deutschen Offiz. Bunde“ 1926 (Dob-Verlag Berlin) scharf entgegengetreten, und es werden dem General Hoffmann verschiedene *Zitlömer* nachgewiesen. Die Schlacht von Tannenberg hat sich nicht so glatt und einfach abge-

spielt, wie man in Laienkreisen vielfach glaubt; es gab auch dort zahlreiche Irrungen und Wirrungen, Mißverständnisse und Reibungen, die aber schließlich überwunden wurden, weil eine kraftvolle, zielbewußte Führung da war, die wußte, was sie wollte. Die auch von Hoffmann angeführte Frage: Wer war der Sieger von Lannenberg? kann nur beantwortet werden mit: Hindenburg. Das schließt nicht aus, daß auch noch andere Männer Anteil haben an dem Verdienste dieses Sieges: Ludendorff, Hoffmann, General v. François, General v. Morgen u. a. m., jeder innerhalb seines Wirkungskreises.

Daß uns auch im Westen solche Generale nicht gefehlt haben, beweist das Verhalten der Generale v. Klud, v. Gronau, v. Quast und von Zwehl während der Marne Schlacht. Daß aber andererseits unsere oberste Führung und auch andere Führer während des Marnefeldzugs in beklagenswerter Weise versagt haben, kann wohl nicht mehr bestritten werden. Es ist betrüblich, feststellen zu müssen, daß auf der Gegenseite die französischen Generale, Joffre, Gallieni, Sarrail, Dubois und vor allem Foch psychologisch brillant durchgehalten haben. Ihre Strategie war ja nicht weit her, aber ihr Optimismus, der sie auch in den schwersten Bedrängnissen keinen Augenblick verlassen hat, ihr unverwundlicher Wille zum Siege, ihre Aktivität waren bewundernswert und haben ihnen schließlich den Erfolg gebracht. Sie haben die Nerven eine Viertelstunde länger behalten als wir. Genau so war es dann nochmals 1918.

Man mag hieraus ersehen, wie wichtig die richtige Auslese der Führer im Kriege ist. Die Frage ob es in dieser Hinsicht in der Republik besser bestellt sein wird als unter dem „verruhten alten System“, wird erst die Zukunft beantworten. Mancher wird es vielleicht bezweifeln.

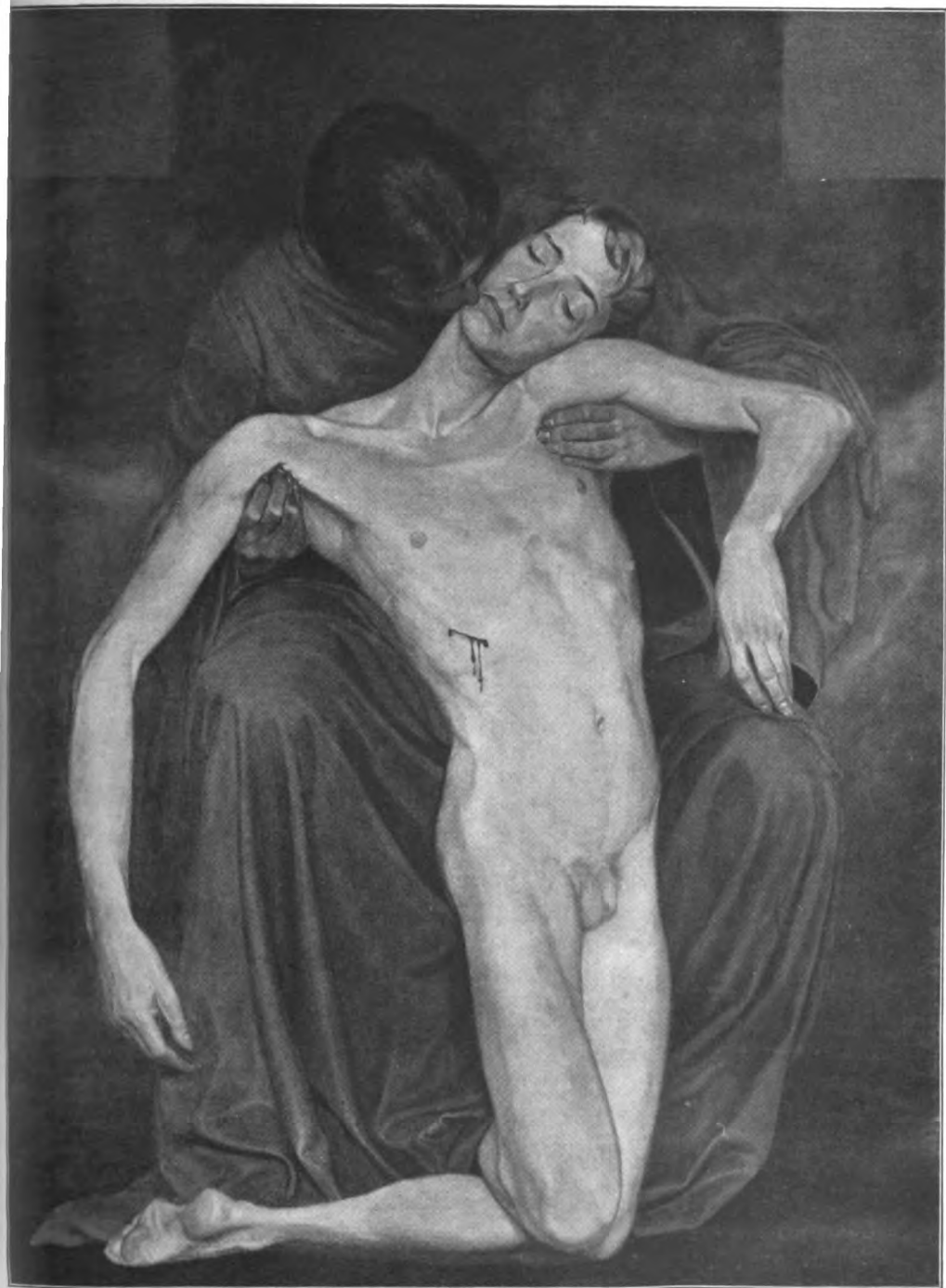
Franz Freiherr von Berchem

## Das Entwicklungsgesetz in der Sprache

Darwin, in seiner „Entstehung der Arten“, wird nicht müde, immer wieder eindringlich hervorzuheben, welch ungeheure Verschiedenheiten der organischen Wesen durch langsame, stufenweise Veränderungen hervorgebracht werden, wie nur unser Geist nicht die ganze Größe der Wirkung auf einmal zusammenrechnen und begreifen kann: „Die Hauptursache, weshalb wir von Natur nicht geneigt sind zuzugestehen, daß eine Art eine andere verschiedene Art erzeugt haben könne, liegt darin, daß wir immer behutsam in der Zulassung einer großen Veränderung sind, deren Mittelstufen wir nicht kennen.“

Diese Wahrheit, die schon Goethe intuitiv erkannt und u. a. in der „Metamorphose der Pflanzen“ zu vollendetem dichterischen Ausdruck gebracht hat, gilt auch für das Reich der Sprache mit ihrem gleichfalls unermesslichen, vielgestaltigen Formenreichtume. Wie dort die Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenformen auf eine einfache Einheit in Folge unendlicher Variation, auf Grund einer reichen Tatsachefülle von dem englischen Naturforscher zurückgeführt und so dieses „Wunder“, das heute als fertige Tatsache vor uns steht, in seiner Entstehung und Entwicklung begreiflich gemacht wird, so kann auch der das Auge zunächst verwirrende Reichtum der Sprachformen nur nach diesem die Natur beherrschenden Gesetze der Variation begriffen werden, obwohl wir heutigen Kulturmenschen als Träger der Sprache umgekehrt gewohnt sind, Sprachformen, die wir als überkommenes Gut tagtäglich im Munde führen, als etwas Fertiges, Festgeprägtes anzusehen.

Woher sind sie denn letzten Endes, diese zahllosen Sprachgebilde, in die wir von Kindesbeinen an unsere Wünsche, Empfindungen und Gedanken kleiden? Wie kam der Mensch dazu, mit diesem Lautbilde gerade diese Vorstellung, mit jenem jene andern dauernd zu verknüpfen? Diese höchste Frage aller Sprachwissenschaft, die schon vor mehr als zweitausend Jahren der größte Denker des Altertums, Plato, in einem besonderen Dialoge Kratylos auf rein spekulativem Wege zu lösen sucht, gewinnt ihre Beleuchtung im Lichte dreier großer Grundgesetze, nach denen



Tafel aus dem Ehrenmal der Dreikönigsschule, Dresden

Hanns Hanner



jener ſprachliche Urbeſtandtheil, den man ſchlechthin als Sprachwurzel bezeichnet, aus ſich die Vielheit der Formen hervorgebracht hat. Den in ſeiner äußeren Wirkung überrachendſten Eindrud übt auf uns das Geſetz der Lautumlagerung aus, das Beispieler veranſchaulichen mögen wie Zid-e und Rig-e oder Zieg-e und Geiß, das hochdeuſche Topf und das niederdeuſche Pot, die Form, in der es auch die franzöſiſche Sprache als le pot übernommen hat, ferner laſch und ſchal, Rahn und Raſch-en, unſer tauſch-en und das Friß Reutersche Schut-eri (Tauſch) mit ſchut-em, unſer kiz-eln gegenüber dem engliſchen tick-lo, unſer Rab-eliau gegenüber dem holländiſchen bak-eljauw, unſer Laub und das lateiniſche fol-ium wie unſer lieb-en und das griechiſche phil-ein (in Phil-anthrop erhalten), unſer Form, das lateiniſche form-a und anderſeits das griechiſche morf-e (Geſtalt) uſw. Noch durchgreifender hat das Geſetz des Lautwechſels im Leben der Sprache gewirkt, indem die Selbſtlauter wie in Gitt-er und Gatt-er, zwid-en und zwad-en, Hahn und Huhn, matt und müd-e, Blatt und Blüt-e, ſtarr, ſtier und dem Reuterschen ſturr ebenſo gewechſelt haben wie die Mitlauter in ſchein-en, ſchimm-ern, ſchill-ern, in unſerem Sonn-e und dem lateiniſchen ſol, unſerem Wald und dem lateiniſchen ſalt-us, unſerem Vorwort mit gegen-über dem engliſchen with, unſerem naß gegenüber dem ſchwediſchen vat, dem engliſchen wet. Wie hier auch noch der Selbſtlauter wechſelt, ſo iſt es auch bei unſerem dunk-el gegenüber dem engliſchen dark oder bei unſeren Zeitwörtern brenn-en: brat-en: brod-eln: brau-en: brüt-en. Wenn wir nun unſer ſprech-en im Engliſchen als ſpeak, unſer Buſch als engliſch brush oder das engliſche aunt als franzöſiſch tante (Tante) wie unſer achtzig als holländiſch tachtig, das lateiniſche om-ere als unſer nehm-en vor uns ſehen, ſo iſt hier ein drittes großes Grundgeſetz der Sprache, das Geſetz des Lautzuwachſes, wirksam geſeſen. Schwieriger wird die Erkenntnis des Zuſammenhanges, ſobald auch noch das Lautumlagerungsgeſetz gleichzeitig umgeſtaltend gewirkt hat wie in unſerem löſ-en und dem lateiniſchen ſolv-ere, dem litawiſchen lap-o (Fuß) und dem lateiniſchen vulp-os, unſerem deuſchen Wolf, oder unſerem wend-e, dem lateiniſchen vert-o und dem griechiſchen trep-o, in deren Bund auch unſer dreh-e (das angeliſche thraw-an) und in wieder anderer Geſtalt das ſchweizeriſche trüll-e (drehe) nebst Drall gehören. Wir ſehen hier ſchon, wie die Fäden, die zunächſt nebeneinander herliegen, unter der gleichzeitigen Wirkung jener drei Grundgeſetze der Sprache ſich wie in einem kunſtvollen Gewebe verſchlingen, wo jede Einzelerſcheinung in einen größeren organiſchen Zuſammenhang tritt.

Im Lichte dieſes Entwicklungsgeſetzes, unter dem man alle drei Variationsgeſetze zuſammenfaſſen kann, finden ſich zu einer natürlichen Verbindung die Sprachformen zuſammen, die heute ſich äußerlich oft gar nicht mehr ähnlich ſehen und doch ihrem innerſten Weſen nach ſtammverwandt ſind. So gehen nicht nur das lateiniſche ſpec-io, unſer ſpäh-e und die umgelagerten griechiſchen Zeitwörter ſkop-tomai (erhalten in Steppia) und ſkop-oo (erhalten in Mikrotop) auf einen Uſprung zurück, ſondern auch unſere deuſchen ſeh-en und ſchau-en, das gotiſche ſaihw-an und das althochdeuſche akouw-an, bei denen zu der Umlagerung noch der Konſonantenwechſel p:w hinzukam wie oben in dem Verhältnis von trep-o:vert-o (wende) oder von unſerem wüſt und dem puſt-as (wüſt) der litawiſchen Sprache. Derſelbe Lautwechſel tritt uns in der ſprachlichen Dreieckigkeit zer-ſchell-en, zer-ſpell-en und dem ze-swel-len der mittelhochdeuſchen Zeit entgegen, durch Lautzuwachs treten in dieſe Reihe ſpalt-en und mit gleichzeitiger Umlagerung ſplitt-ern nebst dem noch lautreicheren engliſchen ſplint-er (Splitt-er) ſowie die oberdeuſchen Formarten ſpleiß-en und ſpreiß-en mit Spreiß (Splitter), anderſeits ſchleiß-en, das ſchriftdeuſch noch in ver-ſchleiß-en weiterlebt, mit der bayriſchen Variation ſchreiß-en, und endlich auch ſchliß-en, ſo daß unſere ſchriftdeuſchen Spalt und Schliß nach Bedeutung und Herkunft eins ſind.

Welche Fälle der verſchiedenartigſten Formen derſelbe Wurzellern durch Variation je nach der Entwicklung in den einzelnen Sprachgenoſſenſchaften hervorzubringen vermag, zeige für unzählige Beispieler die Wurzel unſeres Wortes lin-t, in dem der Auslaut l ſchon durch Zuwachs angetreten iſt wie in dunk-el gegenüber dem engliſchen dun, in Funkt-e gegenüber dem gotiſchen

fun-ins (des Feuers): neben lin-t ſteht das althochdeutſche win-istar, das noch in mittelhochdeutſcher Zeit als win-ſtor die Vorherrſchaft vor lint hat, und zwar mit demſelben Lautwechſel w:l wie in lateiniſch vibrare und librare (ſchwingen) oder Ge-würme und bayriſch Ge-lürme; und genau ſo, wie unſerem Wald das lateiniſche salt-us entſpricht, ſo jenem win-istar das lateiniſche sin-ister, das im engliſchen sinister fortlebt, und dem ſich das altindische sav-yas anreihet mit jenem Lautwechſel n:w wie oben in nat: ſchwebiſch vat und wie in unſerem lint und dem lateiniſchen laev-us; anderſeits tritt mit Lautzuwachs an die Seite von sav-yas das lateiniſche scaev-us (unſterblich geworden durch Mucius Scaevola) mit dem griechiſchen skai(v)-os, dem wieder das litauische kair-o (die Linde) ohne anlautendes s wie in dem Nebeneinander von litauisch tyl-us (ſtill) und unſerem ſtill naheſteht, und dieſes kair-o leitet uns unmittelbar zu dem vair-yastara (links) der heiligen Bücher des Aweſta hinüber, das ſich einerſeits mit dem ſprachlich eng verwandten vam-as (links) der alten Inder, anderſeits dem deutſchen win-istar berührt, ſo daß hier der Ring ſich gleichſam wieder ſchließt.

Ein eigenartiger Zufall hat es geſügt, daß wir dieſe reiche Formenabwandlung, wie ſie in vorgeſchichtlicher Zeit ſich abgeſpielt und zu den über die verſchiedenen indogermaniſchen Sprachen ausgegoffenen Formarten geführt hat, noch einmal bei unſerem lint auf deutſchem Sprachboden im Lichte der geſchichtlichen Entwicklung vor unſeren Augen ſich abſpielen ſehen, und das iſt zugleich die beſte Beſtätigung für die Richtigkeit unſerer Anſchauungen: das ſchriftdeutſch gewordene lint erſcheint im Bayriſchen als tent und lekt (vgl. oben dunk-el und engliſch dark), auch als lez, und mit Lautzuwachs im Anlaut finden wir im 15. Jahrhundert die oberdeutſche Formart glint und noch heute die rheiniſche Form ſlint.

Es iſt ja auch ganz natürlich, daß dieſelben Kräfte, die in der geſchichtlichen Entwicklung der Sprachformen beſtimmend ſind, auch von Anbeginn bei ihrer Entſtehung wirksam geweſen ſind. Gar zu gern hat man immer wieder die unbeſtimmte Vorſtellung von einem geheimnißvollen Urzuſtande der Sprache gepflegt, deſſen Schleier nie zu läſten ſei und der nun der Ausgangspunkt aller Entwicklung ſein ſoll. Der Sprachwiſſenſchaft iſt es damit ergangen wie vor hundert Jahren der geologiſchen Wiſſenſchaft, die zuerſt auch ganz wunderbare Kräfte z. B. für die Entſtehung der Gebirgs- und Talbildung annehmen zu müſſen glaubte, bis Charles Lyell die neuzeitlichen Veränderungen der Erdoberfläche als Erklärungsprinzip auch für die Umgeſtaltungen in der Vorzeit in ſeinem grundlegenden Werke „The modern changes of the earth as illustrative of geology“ nachwies. Und für die Entſtehung und Entwicklung der Tier- und Pflanzenformen hat ja Darwin ſelbſt mit demſelben einfachen und großen Gedanken Ernſt gemacht und in ſeiner Lehre von der natürlichen Zuchtwahl den Glauben an große plötzliche Veränderungen in dem Bau organiſcher Weſen für immer verbannt.

Auch in der Sprache haben ſich ſtufenweiſe aus den einfachſten Anfängen die mannigfaltigſten Gebilde entwickelt; und zu der Erkenntnis der tieferen Sprachzuſammenhänge können wir nur ſchrittweiſe gelangen, indem wir von den laut- und bedeutungsgleichen Sprachgebilden über alle Grade der Ähnlichkeit hinweg zu den äußerlich verſchiedenſten vordringen und ſo die Einheit ihres Weſens ſogar noch an den äußerſten Endpunkten begreifen lernen. Für meine Behauptung, daß z. B. unſere Zeitwörter hören und lauſchen aus einer ſprachlichen Quelle fließen, kann ich zunächſt keinen Glauben beanspruchen, bis ich dann die vermittelnden Zwischenglieder aufweiſe, wie ſich ſtufenweiſe der Wurzeln unſeres Wortes Ohr, des gotiſchen aus-o durch Zuwachs zu hör-en, dem gotiſchen haus-jan entwickelt hat, wobei das anlautende h aus k inſolge der germaniſchen Lautverſchiebung wie in Horn gegenüber lateiniſch corn-u entſtanden iſt, wie ſich dann durch weiteren Lautzuwachs das litauische klaus-yti, das althochdeutſche hlos-en (hören) ſich gebildet hat, das noch heute im Munde des Schwarzwälders oder Schweizers als loſen weiterlebt, und wie endlich durch abermaligen Lautzuwachs das altengliſche hlýst-an, das heutige to liſt-en und unſer lauſch-en entſtanden ſind. Wir ſehen: ein mühsamer, aber allein zur Erkenntnis der Wahrheit führender Weg!

So ſagt denn auch Darwin aus der Beherrſchung ſeines Stoffgebietes heraus, was genau für das Formenreich der Sprache gilt: „Es mögen zwei Formen nicht einen einzigen Charakter gemeinſam haben, wenn aber dieſe extremen Formen noch durch eine Reihe vermittelnder Gruppen miteinander verkettenet ſind, ſo dürfen wir doch ſofort auf eine gemeinſame Abſtammung ſchließen.“ Die Sprache iſt darin der übrigen Natur gleich: ſie iſt einheitlich, keines ihrer Gebilde ſteht allein da, und in dieſer Einheitlichkeit unendlich einfach, aber anderſeits zeigt ſie wieder in ihren Formen die vielverſchlungenſte Mannigfaltigkeit, ſo gilt auch von ihrem innerſten Weſen, was Goethe von der Natur ſagt: „Sie iſt einfacher, als man begreifen, und zugleich verſchränkter, als man ſagen kann.“

Uns iſt es eben nicht vergönnt, in die Uraanfänge der Entſtehung und erſten Entwicklung der menſchlichen Sprache hineinzuſchauen. Ein ſchwacher Abglang davon ſchimmert uns noch in den Mundarten entgegen, in denen die Sprache im Munde ihrer Träger ein noch nicht ſo ſehr durch Konvention und Überlieferung gebundenes, freieres Leben führt, wo wir alſo am lichten Tage die Erſcheinungen ſich wiederholen ſehen, die bei der Entſtehung der Sprache einſt wirksam geweſen: ſo erſcheint unſer ſchriftdeutſches ſolch im Munde des Schweizert als ſolig: ſonig: ſorig, unſer Lorbeern im Munde des Thüringers als Norbeln umgelagert, wie im Munde des Italiener als telegrafo als telefrago, oder mit Lautzuwachs im Munde des Heſſen unſer Ameiſe als Amantſe: Ramentſe: Gramentſe, wie einſt auf franzöſiſchem Sprachgebiete aus dem lateiniſchen rana (Froſch) ſich die heutige Form gren-ouille entwickelte.

Und dieſelben Geſetze wiederholen ſich noch einmal am lichten Tage vor unſeren Augen oder vielmehr Ohren in der Sprachentwicklung des Kindes, die Sprachentwicklung jedes einzelnen Menſchen iſt ein Abbild der Sprachentwicklung der Menſchheit; nur gehen die meiſten von uns Erwachsenen an dieſem „Wunder“, das ſich da täglich vollzieht, wie ſo oft achtlos vorüber, und nur die Mutter empfindet ein hohes Glücksgefühl, wenn wie auf einmal die dunklen Hüllen von der Seele ihres Kleinen fallen, die im Sprechen ihre geiſtigen Schwingen zu entfalten ſtrebt. Dem aufmerkſamen Beobachter aber offenbart ſich hier die dem Menſchen eingeborene Genialität. Hier ſehen wir wirklich die Sprache von den einfachſten Anfängen des Fallens bis zur Bildung mehrlautiger Sprachgebilde im Werden mit all den Erſcheinungen von Lautwechſel, Um- lagerung und Lautzuwachs, während uns in der älteſten überlieferten Sprache des Menſchengeſchlechtes, im Altägyptiſchen, bereits das Übergangſtadium von flüſſiger Bewegtheit der Laute zu feſterer Normierung entgegentritt. Zwar finden wir hier noch verſchiedene Formarten derſelben Wurzel für denſelben Begriff nebeneinander wie mor und rem (Menſch), teb und bot (Feige), ab und ba (Stein, Mauer). In den fortgeſchritteneren Sprachen der indogermaniſchen Völker dagegen iſt im allgemeinen mit der lautlichen Differenzierung auch die geiſtige derart feſt geworden, daß ein beſtimmtes Wortindividuum ein beſtimmtes Sachindividuum bezeichnet.

Wir Kulturmenſchen übernehmen daher die Sprache und ihre Formen als fertiges Erzeugnis, gleichſam als feſtgeprägte Münzen des Denkens, und verlieren damit den Blick dafür, daß dieſer vielgeſtaltige Formenreichtum aus einer urſprünglichen einfachen Einheit nach Bildungsgeſetzen, die durch unſere Natur bedingt ſind, ſich erſt entwickelt hat. Auch für die Erkenntnis der tieſten Sprachzuſammenhänge gilt es, von der Analyſe, von der jede Wiſſenſchaft ausgehen muß, zur Syntheſe fortzuſchreiten, die die Dinge durch die Erkenntnis des ſie einheitlich beherrſchenden Geſetzes verbindet und zugleich nach Goethes Wort „von der ewigen Harmonie des Daſeins die ſeligſte Verſicherung gibt“; auch für die Sprache gilt nach der Seite ihrer Entſtehung und Entwicklung jene beglückende und erhebende Erkenntnis, wie ſie Darwin für das Formenreich der Tier- und Pflanzenwelt am Schluß ſeiner „Entſtehung der Arten“ in die Worte zuſammenfaßt: „Es iſt wahrhaftig eine großartige Anſicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß aus ſo einfachem Anſange ſich eine endloſe Reihe der ſchönſten und wundervollſten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.“

Prof. Dr. Ernt Meyer



# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einserungen  
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Die Stigmatisierte von Konnersbreuth

### I

Ich setze voraus, daß die Vorkommnisse und Erscheinungen, die zu der Stigmatisierung der Theresie Neumann geführt haben, aus den Zeitungen bekannt sind. Vor mir liegt ein Artikel, in dem man diese Geschehnisse als ein allgemein menschliches Problem bezeichnet, das einer die Allgemeinheit befriedigenden Lösung durch strenge wissenschaftliche Kontrolle entgegengeführt werden müsse.

Der Fall scheint neu und einzigartig, ist es aber nicht; denn man kennt ja in der Kirchengeschichte mehr als ein halbes Hundert solcher und ähnlicher Fälle. Sie kennzeichnen sich durch eine gewisse Gleichartigkeit. Stigmatisation oder Bezeichnung mit den Wundmalen Christi hat als Voraussetzung eine längere, mit tiefstem Mitleiden verbundene Betrachtung der Leidens-tage und Leidenswege des Herrn und strenge Frömmigkeit. Typisch ist eine Christus-Vision, in welcher der in Verzückung versunkenen Person eine Blumen- und eine Dornenkrone zur Wahl gezeigt werden — wie zur Steigerung des Eitsages- oder Leidenswollens. Es wird selbstverständlich die Dornenkrone gewählt, als Einleitung der Stigmatisation; es ist das plastische Bild der Eitscheidung. Aberhaupt muß die Seele eine Einbildungskraft von besonders plastischer Stärke besitzen; denn nur hierdurch vermag sie das normale Verhältnis in dem Leibe aufzuheben.

„Das ekstatische Individuum sieht die Wunden des von ihm visionär geschauten Christusbildes leuchten und glänzen; die hingebende Liebe, welche mitzulciden begehrt, hat den höchsten Grad ihrer Intensität erreicht — da fahren plötzlich gegen sie feurige Strahlen und nun erscheinen unter brennenden und durchbohrenden Schmerzen am Körper die Wunden. Und zwar in sehr verschiedenem Grade — je nach der Energie und Vollkommenheit des Prozesses; so erscheinen blutende Flecke rings um den Kopf als Wirkung der Dornenkrone, oder die Nägelwunden an den Händen und Füßen ohne oder mit der Seitenwunde, manchmal auch Wunden am Rücken als Wirkung der Geißelung.“ Diese Darstellung gibt ein nicht unbekannter Erforscher dieser Gebiete in den siebziger Jahren; und er fährt in seinen klaren und interessanten Ausführungen folgendermaßen fort: „Diese Wunden haben eigentümliche Charaktere: sie heilen nicht zu, oder nur nach Jahren — wenn der geistige Zustand der Person sich ändert und diese mehr oder weniger bewußt es will.“ Also völlige Abhängigkeit der Erscheinungen vom Willen (Glauben) und Geisteszustand des Menschen selbst. — „Sie gehen auch nie in Eterung (die Wunden) oder Brand über und bluten — jedoch nur bei den weiblichen Stigmatisierten — meist alle Freitage, weil an diesen Tagen der mystische Prozeß immer neu aufflammt.“ Also ganz das gleiche wie bei der Neumann. Derselbe Forscher findet es selbstverständlich, daß durch diesen Zustand eine Änderung im Blutkreislaufe herbeigeführt werde, wenigstens bei den Frauen, weil dann die Blutbewegung sich periodisch nach den Stigmen richte. Wie ja auch jede große Aufregung die Blutbewegung bestimmt. „Da die Metastase nur unter heftiger Entzündung der betreffenden Stellen zustande kommt und weiter bestehen kann, so ist das ganze Verhältnis mit großen Schmerzen, besonders um die Tage der Blutung, verbunden.“ Außer in seltenen Ausnahmefällen findet die Stigmatisation nur bei Personen weiblichen Geschlechts statt. Die erste bekannt gewordene Stigmatisierung fand übrigens bei einer männlichen Person statt — beim heiligen Franz von Assisi. Es ist ferner interessant, daß die Stigmatisation sozusagen ihre klimatische Grenze hat; das nördliche Europa ist vollkommen frei von dieser Erscheinung, wo-

gegen der Sünden, namentlich Italiens, die weitaus meisten Fälle aufweist. Mein Gewährsmann spricht bei der Erklärung einzelner Fälle von religiösem Durst nach Auszeichnung und Begnadigung, von spielender Nonnenphantasie, die nur möglich sei, wo das Leben ganz der Wirklichkeit entfremdet sei. Bei manchen dieser Personen sollen sich Bilder aus der Leidensgeschichte des Herrn auch an inneren Organen manifestiert haben; unwiderlegbare Beweise liegen hierüber nicht vor; die Möglichkeit dieser Erscheinungen wird aber gar nicht in Abrede gestellt, weil die dauernde gedankliche Beschäftigung mit diesen Vorstellungen Veränderungen in den betreffenden Organen zweifellos hervorrufen können. Jemandwo faßt er kurz diese Erscheinungen in den Satz zusammen: „Die Macht der exaltierten Psyche über die körperliche Substanz.“

Bei allen diesen Stigmatisierten findet man die äußerst geringe Nahrungsaufnahme bis zur zeitweisen gänzlichen Verweigerung von Speise und Trank.

Maria Domnica Lazzari, eine Stigmatisierte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, soll jahrelang sich der Nahrungsaufnahme enthalten haben, ohne eine sonderlich zunehmende Abmagerung zu zeigen; also auch hier wieder eine parallele Erscheinung mit der an der Neumann.

Diese Unglücklichen als besondere Gefäße der Gnade zu bezeichnen, dürfte wohl religiöser Irrtum sein. Wir haben hier ein unnatürlich gesteigertes religiöses Empfindungs- und Gedankenleben vor uns, das in ekstatischer Verzücktheit und Weltabgewandtheit seelische Kräfte in Bewegung und Entfaltung bringt, die einem gefunden religiösen Leben nur tiefstes Mitleiden einflößen können.

Man könnte eine Zeit denken, in der eine derartige Steigerung der Seelenkräfte Allgemeingut der Menschheit geworden wäre — sicherlich aber nicht infolge eines übersteigerten, von krankhaften Vorstellungen erfüllten Seelenlebens.

In der Stigmatisierten von Ronnersreuth vermag ich weder eine rätselhafte Erscheinung noch ein von der Wissenschaft zu lösendes Problem zu sehen. Wohl aber ist es eine ernste Mahnung, sein Gefühls- und Verstandesleben nicht an einseitige Vorstellungen zu verlieren. v. G.

NB. Wir haben diesem und dem folgenden Einsender in der „Offenen Halle“ das Wort gegeben. Hier sind wir Laien so wenig zuständig wie die einzelne „Wissenschaft“; denn es ist ein Grenzbereich, wo körperliche Merkmale auf das engste mit Seelischem zusammenhängen, so daß ebensowohl ein religiöses wie ein medizinisches Phänomen vorliegt. Nur glaubten wir, an dem Fall von Ronnersreuth nicht vorübergehen zu dürfen. D. E.

## II.

### Das Wunder von Ronnersreuth im Erleben eines Sehers

Carl Weiksh hat im betannten Otto Reichl Verlag Der Leuchter, Darmstadt, unter dem Titel „Vergeßlichkeit“ seine Erlebnisse und Erkenntnisse veröffentlicht. Er teilt uns hier seine Beobachtungen mit. D. E.

Der Arzt mag die rein naturgesetzliche Erklärung für alle ungewöhnlichen Erscheinungen an der Stigmatisierten Theresie Neumann in dem Wirken ihres unbewußten Willens sehen, indem er insbesondere die Stigmata auf die Fähigkeit des Unbewußten, den Blutstrom des Körpers in gewissen Grenzen noch Willkür zu lenken, zurückführt. Und sichere Erfahrungstatsache ist, daß der unbewußte — der seelische — Wille des Menschen grundsätzlich imstande ist, bestimmte außergewöhnliche Veränderungen am Körper hervorzurufen und wieder zum Verschwinden zu bringen. Im Fall von Ronnersreuth aber handelt es sich um mehr als das Wirken eines unterbewußten eigenen Willens. Wenngleich der eigene Wille sich auch hier ohne Zweifel wirksam auf das Hervorrufen der in Frage stehenden Erscheinungen zu richten vermag, so bedeutet dies im vorliegenden Falle doch nicht mehr als eine besondere seelisch-körperliche Eignung. Entscheidend wirksam sind, wie ich sehr deutlich wahrnehme, andere Mächte: Mächte geistiger Reiche oder, wie ruhig gesagt werden darf: Mächte des Himmels.

Neben Geistern mittlerer Entwicklungshöhe, die an dem Hervorrufen der Stigmata unmittelbar beteiligt sind, erkenne ich sehr hohe geistige Wesen am Werke. Sie lassen die Erscheinungen nicht nur zu, sondern unterstützen sie und verleihen der Stigmatisierten und dem an ihr sich offenbarenden Geschehen den Ewigkeitshauch höchster himmlischer Sphären.

Es ist, wenn ich diese geistigen Wesen, diese hohen Engel wahrnehme, als ob die ganze Welt vor ihnen stille steht (nicht unähnlich dem Eindrude des minutenlangen Ruhenlassens aller Arbeit, wodurch die Menschen das Dentwürdige und Erhabene eines bestimmten Weltereignisses zu feiern pflegen). Eine ganz ungewöhnlich hohe geistige Sphäre gibt sich nach meinen Erfahrungen in dieser Sonderart von geistigem Einflusse kund. Diese Tatsache beweist, daß Theres: Neumann bei aller scheinbaren Enge ihres kirchlichen Bekenntnisses von tiefem Empfinden und echter Frömmigkeit besetzt ist — denn sie könnte sonst einen so hohen geistigen Einfluß nicht aufnehmen und leiten; und ihr Verbundensein mit solchen Sphären gibt diesen Erscheinungen, die in ihrer blutigen Greifbarkeit für das Empfinden mancher frommen Seele wenig anziehend sein mögen, einen auch für den von vornherein Verstehenden unerwartet hohen und ernst mahnenden Sinn.

Ich erkenne das außerordentlich Bedeutende der Vorgänge nicht zuletzt an der Wesensart der an und durch Theres: Neumann geoffenbarten überfinnlichen Heilkräfte. Diese sind wahrhaft geistiger Art, eine strahlende Auswirkung jener sehr hohen Wesen, mit denen Th. N. verbunden ist. Körperstofflich fühle ich diese Kräfte als eine auffallend starke Wirkung auf die Knochen. Das ist bezeichnend für den Wert dieser Kraftwirkung. Denn im Innern der Knoche liegt, wie ich im Laufe von Jahren geistig-körperlicher Wahrnehmungen feststellen konnte, das Geheimnis des Lebens. Im Wahrnehmen dieser heilenden Wirkungen erscheinen Geist und Körper bis zu einem gewissen Grade in der höheren Ordnung des Geistes geeint. Die Himmels-, die Gebetskraft wirkt sich nach geistigem Gesetze selbstverständlich und sichtbar im Gebiet des Körperstofflichen aus.

Daß bei alledem das sichtbare Geschehen auch natürliche Ursachen erkennen läßt, daß der Arzt hysterisch bedingte unterbewusste, naturhafte Kräfte feststellt, wo der Fromme den Himmel und das Gebet am Werke sieht, ist nur ein Zeichen für das Nabebeieinander und Zueinanderübergehen von natürlicher und geistiger Ordnung. Und es liegt in der Erkennbarkeit natürlicher Ursachen auch noch ein anderer Sinn verborgen: Sie gibt allen denen, die nur mit natürlichem Auge sehen und sehen wollen, einen zwanglosen, die Freiheit des Willens nicht beschränkenden Ausweg. Denn selbst das den Begüterten des Falles so rätselhafte Nahrungsphänomen — und dieses vielleicht mehr als ein anderes — läßt sich auch dem Verstandesmenschen zwanglos, d. h. ohne daß er eine wesenhaft höhere Welt anzuerkennen genötigt wäre, erklären. Nur eine strahlende Kraft der menschlichen Körperzelle müßte er annehmen — und warum sollte sich hierzu auch der Materialist nicht verstehen, da er doch selbst in Stein und Metall Radioaktivität, also eine Strahlkraft anerkennt?! —, um den Strahlungsaustausch zu begreifen, in dem die Organismen untereinander ständig stehen, und in dem unter Umständen beträchtliche Mengen feinstofflicher Nahrung von einem menschlichen Organismus auf den anderen übertragbar sind. Bestätigt und vielleicht erwiesen würde er seine Annahme sehen, wenn er von meiner bedeutamen Erfahrung aus geistkörperlichem Feingefühl hörte: daß mir mehr als einmal am Krankenlager, während eines durch Operation gebotenen Fastens des Kranken, Nahrungsfeinstoffe aus Blut, Lymphe, ja Knochenmark fühlbar entzogen werden. Noch nicht ohne weiteres verstehen freilich würde er die andere Seite meiner Wahrnehmung: das in solchen Fällen stets beobachtete Mitwirken geistiger Wesen. Die Strahlungswissenschaft bietet Menschen gegensätzlicher Veranlagung und Geistesrichtung die Möglichkeit einer Erklärung über-, d. h. feinerfinnlicher Phänomene, weil sie der Ausdruck des Lebens im Geistigen wie im Natürlichen ist, weil es eine niedergeistige, geistig-unpersönliche, in den niederen Reichen der Natur wirkende Lebensstrahlung und auf der anderen Seite eine höhergeistige, geistper-

sönliche, nur dem Menschengeniste eigene Ewigkeitsstrahlung gibt. So ist die Strahlungslehre dem Verstande des einen vielleicht eine Felsbrücke, dem des anderen aber ist sie der Weg zum Himmel, indem er in ihr die ewige Innen- und Außen-, Eigen- und Umwelt verbindende strahlende Geist- und Lebenskraft erkennt, in deren gesetzmäßigem Wirken geistiges Empfinden und natürlich-sichtbares Geschehen zusammenklingen und als Sinn und Ausdruck des Lebens ihre Deutung finden.

Carl Weltlich

## Zum konfessionellen Frieden

Jeder von uns hat gewiß in seinem Bekanntenkreise Persönlichkeiten, die er liebt und hoch schätzt, die aber einer anderen Konfession angehören. Sind wir nun selbst religiös veranlagt und dabei konfessionell eingestellt, so werden wir, je länger wir in diesen gemischt konfessionellen gesellschaftlichen und menschlichen Verhältnissen leben, die konfessionelle Scheidung als unnatürlich und nicht dem Wesen der christlichen Lehre entsprechend empfinden. Denn sie richtet Scheidewände zwischen den Christen auf, die gewiß nicht im Sinne des Stifters unsrer Religion sind.

Durch diese konfessionelle Scheidung entsteht ganz mechanisch und den meisten unbewußt eine geistige Kampfstellung gegen die andere Konfession, die manchmal in die ärgste Unbuddsamkeit ausartet, und leider auch oft von den Führern auf beiden Seiten offen oder geheim geführt wird. „Wir“ sind natürlich im Besitze der „reinen Lehre“, während die „anderen“ mehr oder weniger im Irrtum leben, und im besten Falle mit nachsichtiger Milde und Mitleid betrachtet werden. Dabei glauben wir doch alle an denselben Christus, besitzen das gleiche Evangelium und sprechen das gleiche Glaubensbekenntnis, das gleiche „Vaterunser!“

Bei einem Versuch, einen Aufsatz, der unter dem Titel: „Mehr gegenseitige Toleranz“ ähnliche Gedanken wie die oben angedeuteten enthielt, in einer von einem Pfarrer geleiteten protestantischen Zeitschrift in der Schweiz unterzubringen, schrieb mir der Herausgeber die folgenden Bedenken gegen die Veröffentlichung in seiner Zeitschrift. Da diese Bedenken grundsätzlich religiöse Unterschiede in der Auffassung der Heilsgewißheit zwischen katholischer und protestantischer Lehre betreffen, so will ich die betreffenden Worte des Pfarrers hier anführen, da sie mir erst zeigten, welche theologische und dogmatische Schwierigkeiten einer Einigung zwischen den Konfessionen im Wege stehen.

Die betreffenden Stellen im Briefe des Pfarrers lauten: „Ich zweifle an der Wirkung (er meint die Wirkung meines Aufrufes zur Toleranz, D. Ref.) aber auch deswegen, weil in Ihrer Darstellung die Dinge so einfach dargestellt sind, wie sie es in Wirklichkeit nicht sind und wie sie auch derjenige nicht gelten lassen kann, der für äußerste Toleranz und gegenseitige Achtung eintritt. Wer die Glaubensunterschiede so ansieht wie Sie, müßte eigentlich auch den ganzen gewaltigen Kampf der Reformatoren doch nur mit Kopfschütteln betrachten, als einen Streit, der sich nicht lohnte. Es handelt sich nun eben doch um den rechten Weg zu Gott, der nicht so ins individuelle Belieben gestellt werden kann, wie Sie es tun. Es gibt eben doch Wahrheit und Unwahrheit, Wege, die zu Gott führen und solche, die von ihm wegführen, und ich glaube, daß unsere Reformatoren nicht wegen nichts eine solche Gefahr in der Wert- und Sakramentengerechtigkeit gesehen haben. Das ändert nichts an der Richtigkeit Ihrer Aufforderung, doch ja das Einigende nicht zu vergessen. Aber der Kampf um die Wahrheit darf deswegen nicht erweicht werden.“ Soweit der protestantische Pfarrer, der vom Standpunkt der protestantischen Glaubensauffassung, die auch ich teile, durchaus recht hat. (Der Aufsatz ist dann in der Zeitschrift: „Die Hochkirche“, Monatschrift der hochkirchlichen Vereinigung e. V., Nr. 5, Mai 1926, erschienen.)

Dadurch wäre dann aber die Einigung zwischen den Konfessionen das, was wir als dringend so im Sinne der christlichen Brüderlichkeit und Liebe empfinden, grundsätzlich immer schwieriger, ja scheinbar ganz unmöglich für beide Teile geworden? Denn weder werden die Protestanten die „Gewissensfreiheit“ aufgeben können und wollen; und ebenso werden die Katholiken nicht von ihren Kirchendogmen lassen. Je mehr man sich in das Studium dieser grundsätzlichen Unterschiede in der Auffassung der Heilsgewinnung vertieft, um so mehr muß man erkennen, daß aus diesen Gesichtspunkten eine Einigung nicht möglich ist. Alle Bestrebungen, eine Einigung auf der dogmatischen Ebene zu erreichen, sind von vornherein insofern aussichtslos, als das für den Protestanten bedeuten würde, nicht mehr Protestant zu sein, und für den Katholiken, nicht mehr Katholik. Auf die theologische Formulierung der grundlegenden dogmatischen Unterschiede kann ich hier gar nicht eintreten und ist das auch für meinen Zweck nicht nötig. Denn ich glaube und weiß aus persönlicher Erfahrung, daß man die Frage der Vereinigung im Sinne Christi auf eine andere Weise lösen kann.

Pastor Wachsmann, Berlin, verfaß im Winter 1913/14 die gottesdienstlichen Handlungen für die deutsch-evangelischen Wintergäste in Rapallo. Einmal sprach er dort auch über den Text Lukas 9, 51—56, in welchem von der Weigerung der Samariter die Rede ist, Christus bei sich Herberge zu gewähren, weil er „sein Angesicht gewendet hatte nach Jerusalem zu wandeln“, und von der Empörung der Jünger Jakobus und Johannes, die zur Strafe dafür Feuer auf die Samariter vom Himmel herabrufen wollten. Jesus aber bedrohte sie und sprach: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Pastor Wachsmann erläuterte diese Stelle dahin, Jesus habe damit sagen wollen, daß deswegen, weil die Samariter Gott in ihrem Lande anders anbeteten als die Juden in Jerusalem, er sie aus solchem Grunde nicht verdammen wolle. Pastor Wachsmann dehnte diesen Gedanken auch auf das heutige Verhalten der Konfessionen zueinander aus; nämlich daß wir die andere Konfession, die Andersgläubigen deswegen nicht für geringer vor Gott halten dürften, weil sie Gott anders glauben verehren zu müssen, als wir es für richtig halten. Das war wahrhaftige christliche Brüdergesinnung. Wo blieb aber das Dogma? Und damit komme ich zu der persönlichen Erfahrung, von der ich schon oben sprach.

Trotz grundsätzlicher protestantischer Einstellung gegenüber den katholischen kirchlichen Dogmen (Messeopfer, Beichtzwang, Absolution durch den Priester, Statthalterschaft Christi auf Erden und Verkörperung des Reiches Gottes in der sichtbaren Kirchenorganisation, Unfehlbarkeit des Papstes, sowie der ganz anderen Auffassung von der Heilsgewinnung und der aus alle diesem entspringenden ganz anderen äußeren Kultformen, Symbolen und Riten) kann ich durchaus ohne innere Störung und mit Andacht einem katholischen Gottesdienste beiwohnen — wenn der Priester in würdiger Form und Haltung am Altar seines Amtes waltet. Das Bewußtsein und Gefühl, daß hier Menschen, unsere Brüder und Schwestern, denselben Gott, denselben Christus anbeten und verehren; daß hier Menschen mit den gleichen Gefühlen der Demut und Andacht ihre Herzen zu der göttlichen Reinheit und Vollkommenheit zu erheben suchen, wie auch mir Protestanten — ist für mich jedesmal rührend und zeigt mir immer wieder, daß trotz verschiedener Dogmen, Kultformen und Riten, die mystische Vereinigung aller Gläubigen im Gebet mit Gott und untereinander möglich ist und statthat, ganz unabhängig von der äußeren Form und den verschiedenen Lehrmeinungen. Daher stört es mich auch gar nicht, daß das, was der Priester dort am Altar vollführt, für mich absolut nicht den Inhalt oder die Bedeutung hat, die die anwesenden katholischen Christen in diese Handlung hineinlegen. Der fromme Glaube ist es, der rührend wirkt und von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Ich meine also, daß es eine seelisch-religiöse Einstellung zu der anderen Konfession gibt, in welcher der Mensch sich mystisch völlig eins im Gebet mit den Andersgläubigen fühlt — weil er empfindet und weiß, daß auch in den andern, trotz verschiedener äußerer Formen, die-





selbe Sehnsucht, dieselbe Liebe, das gleiche Verlangen nach Erlösung von Sünde und nach Seligkeit vorhanden ist. Es muß einem doch wie Schuppen von den Augen fallen, wenn man das einmal gefühlt und begriffen hat. Ich weiß nicht, ob ein Katholik oder ein griechisch-orthodoxer Christ dieselben Gefühle religiöser Verbundenheit, religiöser Andacht und Erhebung erlebt oder erleben kann, wenn er unserer äußerlich so einfachen und anspruchslosen evangelischen Gottesdienste beiwohnt. Es werden ihm wahrscheinlich viele der lieb gewordenen Symbole und sichtbaren Formenzeichen, die für ihn einen wesentlichen Teil des kirchlichen Gottesdienstes ausmachen, fehlen; aber gerade die evangelische Einfachheit, die das Schwergewicht mehr auf das innerliche Erfassen und Erleben der christlichen Glaubenswahrheiten verlegt, könnte auch hier für ihn den Ausgleich schaffen.

Durch die obigen Ausführungen will ich nun durchaus nicht behaupten, es sei nötig, daß die Protestanten anfangen, die katholischen Kirchen zu besuchen, und umgekehrt die Katholiken die protestantischen Kirchen, um den konfessionellen Ausgleich herbeizuführen. Nützlich für beide Teile wäre es gewiß — allein schon, um sich besser kennen zu lernen. Was aber wollte ich zeigen, daß es eine geistige oder besser seelisch-religiöse Einstellung der Angehörigen der verschiedenen Konfessionen zueinander gibt, die ganz unabhängig von den Lehrmeinungen und dem Streit um die Dogmenrichtigkeit, alle Gläubigen als die Kinder des gleichen Vaters, als Jünger des gleichen Christus empfindet, und daß daher der wahren innerlichen Vereinigung der Christen durch die Liebe kein Hindernis im Wege stehen kann. Alles andere ist nebensächlich in Beziehung zu Gott und Christus.

Nun werden mir die strenggläubigen Anhänger des kirchlichen Dogmas erwidern — ebenso, wie es auch der protestantische Pfarrer getan, den ich eingangs erwähnte —, daß es gewiß eine allgemeine brüderlich-christliche Einstellung zu den Angehörigen der anderen Konfessionen geben könne und dürfe, die durchaus im Sinne des göttlichen Liebegebotes liege; daß aber das die Tatsache nicht aus der Welt schaffe, daß die Wahrheit in den religiösen Beziehungen des Menschen zu Gott nur eine sein könne, und man daher sich nicht auf den laien Standpunkt stellen dürfe, daß es gleichgültig sei, welches grundsätzliche Dogma man hierüber anerkenne. Auf dieser Grundlage behauptet dann jede Konfession, daß ihr Dogma das richtige, das der anderen aber das falsche sei. Und die Einigung kommt nicht zustande. Nun glaube ich aber, daß auch hier von einer höheren Ebene aus eine Verständigung möglich ist.

Die Wahrheit über die notwendige Beziehung des Menschen zu Gott kann natürlich nur eine sein. Aber ebenso, wie wir in dem Begriff des Geldes eine ganz eindeutige Festlegung der Wertbeziehung von menschlicher Arbeit zur Ware und umgekehrt besitzen, und dennoch das Geld in verschiedener Form als Papier-, Kupfer-, Silber- und Goldgeld existiert und jede dieser verschiedenen Formen durchaus in sich den Begriff (die „Wahrheit“) des Geldes an sich repräsentiert — so verhält es sich auch mit der Wahrheit der Religion. Sie kann in den verschiedenen Formen gefaßt erscheinen, ist es auch in den verschiedenen Konfessionen, und enthält dennoch immer die gleiche Grundwahrheit von der notwendigen Beziehung des Menschen zu Gott. Wo diese Beziehung des Menschen zu Gott mit Ehrfurcht und Liebe im Sinne Christi gelbt wird, da kann es keine grundsätzliche Trennung durch kirchliche Dogmen zwischen den Gläubigen mehr geben. „Denn Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid Alle Brüder“ (Matth. 23, 8).

Paul v. Rechenberg-Linten (Astona)



# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Wilhelm Hauff

Zu seinem hundertsten Todestag am 18. November

Der Dichter des Lichtenstein ist wie die Burg, die seiner „romantischen Sage“ den Titel gegeben hat, durch und durch schwäbisch. Seine Vorfahren waren allerdings in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Osterreich ansässig, aber das war nur vorübergehend. Die Familie Hauff hat seit dem 13. Jahrhundert Erbbesitz in dem Pfarrdorf Beuren, das auf einer Hochfläche der Schwäbischen Alb nahe bei der bekannten Burg Neuffen liegt. Diese Güter gingen in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges verloren, nachdem die Familie 1604 von Kaiser Rudolf II. in den Adelsstand erhoben worden war. Von 1650 an sind die Vorfahren des Dichters Beamte, namentlich Juristen und Pfarrer, und der Sitte der Zeit folgend führten die letzteren den Adel nicht, so daß er insofgedessen erloschen ist, bis ihn einige Glieder der Familie im Anfang unseres Jahrhunderts erneuern ließen. Das Wappen ist ein naturfarbener, springender Hirsch.

Wilhelm Hauff wurde am 29. November 1802 in Stuttgart geboren, verlor aber seinen Vater, der ein feingebildeter Jurist war, schon 1809, worauf die Mutter mit ihm, dem zwei Jahre älteren Hermann und zwei Mädchen zu ihrem Vater nach Tübingen zog, der dort ebenfalls eine höhere juristische Stelle bekleidete. Hier kümmerte sich der zukünftige Dichter mehr um die zahlreichen Bücher seines Großvaters und die malerischen Winkel der schönen alten Universitätsstadt, als um die lateinische und griechische Grammatik, die überdies auch durch seine leidende Gesundheit etwas in den Hintergrund gedrängt wurde. Dies veranlaßte die Mutter, Wilhelm, der weit hinter dem älteren Bruder zurückstand, in die strenge Zucht der Klosterschule zu geben, wo er mit einer Verspätung von einem Jahr als einer der letzten seinen Kenntnissen nach im Jahr 1817 Aufnahme fand. Es sind in Württemberg vier alte Klöster: Blaubeuren, Maulbronn, Schöndal und Urach, in deren jedem immer nur eine der Klassen von Untersekunda bis Oberprima für das Tübinger Stift, d. h. also den Pfarrberuf, vorbereitet wird, weshalb die alten Sprachen, einschließlich Hebräisch, durchaus im Vordergrund stehen. Ein Konkurrenzexamen, das sogenannte Landexamen, öffnet die Pforten der vom Staat in Schulen verwandelten Klöster, wo rund dreißig Zöglinge nicht nur Unterricht, Wohnung und Essen frei haben, sondern auch ein so reichliches Taschengeld bekommen, daß sie davon die Schulbücher und die Reisekosten zu Beginn und Schluß der Ferien bestreiten können.

Wilhelm Hauff kam nach Blaubeuren, das 1817 mal wieder mit der Untersekunda anfang, und hier wachte sein Ehrgeiz auf, so daß er den auf vier Jahre berechneten Lehrstoff in drei Jahren bewältigte, das in Tübingen verlorene Jahr einholte und 1820 in das Tübinger Stift zog, um Theologie zu studieren.

1817 begann in Blaubeuren auch der spätere Begründer der historisch-kritischen, sogenannten Tübinger Schule, Ferdinand Christian Baur als 25jähriger Professor seine Lehrtätigkeit; er scheint auf den Dichter keinen Eindruck gemacht zu haben, denn er redet nie von ihm. Da Hauff aber seinen Tübinger Lehrern in den Memoiren des Satan ein wenig rühmliches Denkmal setzt und auch dem Leiter der Klosterschule in seinen Briefen kein gutes Zeugnis ausstellt, so dürfen wir annehmen, daß er doch einen Hauch von Baur's Geist verspürt hat; und vielleicht verdankt er diesem ganz außergewöhnlichen Mann weit mehr, als man auf Grund seines Schweigens annehmen möchte.

In Tübingen verlebte der Dichter den größten Teil seiner Zeit in seiner Familie, nicht im Theologischen Stift, war aber ein frischer, fröhlicher Student, der nach schwäbischem Brauch seinen Spitznamen Bemperele von einem älteren Verwandten erbt, obwohl er gar nicht zu ihm paßte. Er war ein schöner, stattlicher Mensch mit prachtvollen blauen Augen und dunkelblondem Haar, kein kleiner, dicker Stöpsel, dem man den Rosenamen für ein Kind gibt. Aber er führte ihn mit dem ihm eigenen Humor auch über die Studentenzeit hinaus.

Auf einer Ferienwanderung lernte der junge Student im Pfarrhaus in Rosswag bei Baihingen die mehrere Jahre ältere Nane Kläiber kennen, die in Folge eines schweren schleichenden Leidens in hohem Grade vergeistigt, tiefen Eindruck auf ihn machte. Eineinhalb Jahre später starb sie, nachdem sie dem Dichter, der noch einen Ferienbesuch in ihrem Elternhaus machte, mehrere Briefe geschrieben hatte, die auf eine überaus feine Seele schließen lassen. Das reise und kluge Mädchen teilte seinem jungen Freund die Erlebnisse eines stillen Krankenlagers mit, und sie haben bei ihm reiche Früchte getragen.

Ostern 1822, kurz vor Nanes Tod, hielt Wilhelm Hauff seine erste Predigt in Bendorf bei Herrenberg, und im Herbst führte ihn eine Rheinreise zum erstenmal über Württemberg hinaus. Seine Eindrücke in Mainz spiegeln sich im Anfang der Memoiren des Satan wieder.

Wilhelm Hauff gehört zu den Schwaben, die bei aller Liebe zu ihrer engen Heimat den Drang in die Ferne haben und stets in Gefahr sind, irgendwo zwischen Nord- und Südpol hängen zu bleiben. Er ließ es daher auch im Herbst 1823 nicht bei einer bescheidenen Ferienwanderung innerhalb Württembergs bewenden, sondern stieß wenigstens bis Nördlingen vor, wo er eine Verwandte gleichen Namens, eine Hofratswitwe besuchte. Er führte die heranwachsende Tochter in das Spiel seines Lieblingsinstrumentes, die Gitarre, ein, und die Neigung zu dem lieblichen Mädchen ließ ihn nicht mehr los, so daß er sich schon Ostern 1824 mit ihm verlobte. Wenige Monate danach bestand er die erste theologische Prüfung und hatte begründete Aussicht, ein Jahr später eine patronatische Pfarrstelle zu bekommen, so daß er vermutlich mit 23 Jahren Pfarrer und Ehemann gewesen wäre, wenn er nicht das gesunde Gefühl gehabt hätte, zu beidem zu jung zu sein.

So erwartete sich Hauff zunächst noch die philosophische Doktorwürde und wurde Erzieher bei dem General Freiherrn v. Hügel in Stuttgart, wo er viele Zeit für sich hatte und reichliche Gelegenheit, Menschen kennen zu lernen.

Jetzt brach seine Schaffenskraft wie ein lange gestauter Waldbach los; es erschien sein Märchenalmanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände auf das Jahr 1826 und bald darauf der erste Teil der Memoiren des Satan, die den jungen Dichter bereits in weiteren Kreisen bekannt machten.

Im Winter 1825 auf 1826 schrieb er auch noch den Mann im Mond, und es ist nicht ganz klar, ob er von Anfang an beabsichtigt hat, den Modeschriftsteller Karl Heun zu karrikieren, oder ob er nicht vielmehr ganz ernsthaft zeigen wollte, daß er daselbe könne wie der beliebte Romanschreiber. Wenn Hauff der Versuchung, auf solche Weise schnell bekannt zu werden, wirklich eine kurze Zeit erlegen sein sollte, so beweist die Kontroverspredigt, in der er Heun auf das schärfste verurteilt, daß er sich bald wieder zurechtgefunden hat. Und die Novellen, die er jetzt erscheinen ließ, zeigen, daß er mit Heun nicht das geringste gemein hatte.

Nachdem auch noch der zweite Teil der Satansmemoiren erschienen war, machte sich Hauff an den Lichtenstein, und man hat den Eindruck, daß er die Zeit gar nicht mehr erwarten konnte, und daß er deshalb die Memoiren nicht mit der Sorgfalt zu Ende führte, die der erste Teil erwarten ließ. In der Tat ist ja auch gerade der Anfang des Lichtenstein so meisterhaft, daß man wohl begreifen kann, daß daneben kein Raum für eine Vertiefung in die Abenteuer des Herrn Natas blieb. Das Romantische im Lichtenstein läßt uns wahrscheinlich einen tieferen Blick tun in die Liebe zu seiner Braut, als die Briefe, die er ihr geschrieben hat, die aber von seinen Freunden aus Zartgefühl der Öffentlichkeit vorenthalten worden sind.

Die genannten Schriften brachten dem jungen Dichter so viel Honorar, daß er im Frühjahr 1826 seine Erziehungsstelle aufgeben konnte und eine Rundreise über Paris, die Hansestädte, Berlin und Dresden machte. Überall wurde er mit großer Herzlichkeit und Achtung aufgenommen; und aus seinen Briefen spricht der Stolz und die Freude über seinen raschen Erfolg. Herbst 1826 ist er wieder in Stuttgart, aber erst ein Jahr später erschienen die Phantasien im Bremer Ratsteller.

Durch die Übernahme der Schriftleitung des Morgenblatts für gebildete Stände hatte Hauff eine regelmäßige gute Einnahme neben seinen Honoraren, so daß er sich im Februar 1827 nach fast dreijähriger Verlobungszeit verheiraten konnte. Es ist bezeichnend für seine Vorsicht in praktischen Dingen, daß er trotz der guten Stellung nicht aus dem Kirchendienst austrat, sondern sich nur für drei Jahre beurlauben ließ, so daß er jederzeit die Möglichkeit gehabt hätte, sich um eine Pfarrstelle zu bewerben.

Die jungen Eheleute richteten sich nun in Stuttgart ein echtes Dichterheim ein, aber die Freude über sein Glück hemmte die Schaffenskraft des Unermüdbaren keinen Augenblick. Der große Erfolg seines Lichtenstein ermutigte ihn zu einem zweiten geschichtlichen Roman; und um den Schauplatz seines Helden, Andreas Hofer, kennen zu lernen, reiste er im August über München nach Tirol. Im Oktober bekam er Hals- und Brustschmerzen, die sich langsam aber stetig steigerten, ohne daß der Arzt imstande war, die Art der Krankheit mit Sicherheit zu erkennen. Am 10. November gebar ihm seine Frau unter großer Lebensgefahr eine Tochter, und mit Aufbietung aller Kraft kam der Kranke an das Bett der jungen Mutter. Dann steigerte sich das Fieber so, daß er am 18. November einschlief. Er wußte, daß er sterben mußte, denn er bereitete sich selbst auf seinen Tod durch das leicht geänderte Jesuswort vor: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen unsterblichen Geist.“ Seine Frau überlebte ihn um vierzig Jahre, während die Tochter nur ein Alter von siebenzehn Jahre erreichte.

An einem Sonntag ist Wilhelm Hauff geboren, an einem Sonntag ist er gestorben, und er war sein ganzes Leben lang ein Sonnenkind. Ihm fiel das Los auf das Lieblichste, und er hat die Nachheiten des Lebens nie kennen gelernt, bis der Tod die Hand nach ihm ausstreckte. Dem mit überreicher Phantasie Begabten floß das Dasein schlicht und einfach dahin. Das verleiht seinen Schriften den eigentlichen Zauber, den man nur findet, wenn man fragt, ob er mehr von Jean Paul oder von Scott oder von E. A. Hoffmann beeinflusst worden sei. Noch fidernder ist die andere Frage, wie er sich wohl entwickelt hätte, wenn er achtzig Jahre alt geworden wäre. Solchen Fragen bricht der Nachruf Ludwig Uhlands die Spitze ab, der mit den Worten schließt:

„Die Asche ruht — der Geist entflucht auf Bahnen  
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,  
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht  
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.“

Walter v. Hauff

## Theodor Althaus und Malwida v. Meyßenbug

Als einen Baustein in dem großen Gebäude des ewig neuen Fragentkomplexes nach dem engen Zusammenhang zwischen der religiösen und sozialpolitischen Welt dürfen wir das soeben erschienene Buch von Dr. Dora Wegele über Theodor Althaus und Malwida von Meyßenbug (M. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg 1927) betrachten und werten. Wie die Verfasserin dieses Grundmotiv ihrer Studie an den zwei genannten Gestalten des Vormärz entwickelt, ist von hohem Reiz; denn ausgerüstet mit gründlicher Kenntnis der damaligen Zeit, ihrer geistigen Strömungen, Kämpfe und Hoffnungen geht sie an ihre Aufgabe heran, und diesem festen Fundament geschichtlicher Treue tritt warm pulsierendes

Leben an die Seite. Denn überall spürt man ihren Worten an, wie sie aus der ähnlichen Spannung unserer Tage heraus starken inneren Anteil nimmt an den behandelten Problemen.

Die zwei jugendlichen Kämpfer, deren Werden und Ringen sie verfolgt, sind am belamtesten geworden durch die weltberühmten „Memoiren einer Idealistin“. Vom Allgemeinen zum Persönlichen übergehend, setzt sich Dora Wegele zum Ziel, verstehend auszugleichen, was ihr in der Althaus-Episode der Memoiren ungereimt erscheint und die Gestalt des Mannes ins Licht zu rücken, gegen den sie Malwida nur in ihrem Handeln, nicht in ihrem Wort gerecht findet — ein seltener Vorwurf, der nur großen Naturen gemacht werden kann. Denn nur große Naturen stellen durch ihr Tun ihre eigenen Worte in den Schatten. Die Besonderheit der Aufgabe bringt es mit sich, daß die Verfasserin, von Theodor Althaus ausgehend, bei aller Schätzung Malwidias doch ihm vollere Gerechtigkeit widerfahren läßt als ihr. Der Stoff war ja auch schwer abzugrenzen, da von den beiden Persönlichkeiten die eine früh und unausgereift hinweg mußte, der andern ein langer, weiter Erdenweg beschieden war und eine Vollendung, wie sie selten Menschen zuteil wird. Knapp und klar, mit sicherem Blick fürs Wesentliche gibt uns Dora Wegele ein Bild von dem Werdegang ihrer Helden und beleuchtet die gemeinsamen Ausgangspunkte, die feinen Abstufungen und Verzweigungen ihrer beiderseitigen Entwicklung in der Gebundenheit der damaligen Verhältnisse.

Wir wissen aus den Memoiren, wie vieles in den Anschauungen des Freundes bei der Begegnung mit ihm auf Malwida wie eine Bestätigung eigenen inneren Erlebens wirkte. Gemeinsam sind beiden die Grundgedanken der Humanität, die ethischen Ziele, die ihnen maßgebend sind für die geschichtliche Entwicklung, die kühn vorausgreifenden Pläne und Forderungen, die alle aus ihrem heiligen Drange der Menschenliebe geboren sind. Bei beiden ist die Rousseausche Gleichheitsidee aus religiösen, christlichen Grundelementen herausgewachsen. Auf die einfachste Formel gebracht: ihr geschichtsphilosophisches Denken ist von Hegel, ihr ethisch-religiöses Gefühl von Fichte und Schleiermacher beeinflusst.

Ein Quellpunkt ihres Denkens und Fühlens ist ihnen der stark ausgeprägte Freiheitsbegriff, dem sie beide alles zu opfern bereit sind — aber eine Freiheit, die, in Goetheschem Sinne gefaßt, strengstes Gesetz bedeutet. Was sie einander zu danken haben im gemeinsamen Suchen nach Zusammenfassen der Menschen zu neuer Einheit der inneren Überzeugung ohne dogmatische Bindung, ist schwer genau abzuwägen.

Verschieden ist ihre Stellung zu Christus; verschieden auch ihre Begründung des Rechtes auf Subjektivität. In den Fragen der Frauenbewegung, in denen sie wieder einig gehen, ist Malwidias Entwicklung naturgemäß kampfreicher als die seine. Und gerade auf diesem Gebiet zeigt sich am meisten, wie schwer es ist, Malwida ganz gerecht zu werden, wenn man sie nur aus ihren Werken kennt. Denn in ihren Schriften, namentlich jenen der früheren Zeit, überwiegt manchmal das Bewußte und Intellektualistische. Erst das Leben bringt den vollen Klang hinzu, und keiner hat diese harmonische Verbindung von Geist und Herz mit einem so einfachen Wort charakterisiert wie Richard Wagner, der ihr einmal schreibt: „Sie sind die Güte und Treue selbst, dazu der herzlichste Verstand, den ich kenne!“

In der ausgesprochen politischen Ideenwelt ist Althaus' Einfluß auf Malwida vielleicht am stärksten nachweisbar. Bezeichnend für ihr echt weibliches Empfinden sind ihr die sozialen Ideen immer weit wichtiger als die politischen. Doch finden seine Gedanken ihre begeisterte Zustimmung. Die deutsche Einheit ist ihm Kern der Revolution und Hauptziel der Zukunft; in richtiger Einsicht des deutschen Volkscharacters will er sie mit weitem Spielraum für die Einzelstaaten, nicht in der straffen Zentralisation des französischen Beispiels, verwirklicht sehen. Sie ist ihm Vorstufe zu einer umfassenden mitteleuropäischen Union auf völkerbundmäßigen Grundlagen. Die Pläne gipfeln in hochgespannten weltökonomischen Zielen, alles frei und weit gefaßt, möglichst unbürokratisch, mit Berge versetzendem Zukunftsglauben.

Wenn im allgemeinen Malwidias Entwicklung einen langsameren Schritt aufweist als die

ihres vorwärts stürmenden Freundes, wenn sie an Menschen und Ideen länger festhält als er, so liegt eine Erklärung dafür in dem ganz absichtslosen Zwischensächchen von den ihn umdrängenden mannigfachen Bildern des Lebens, das Dora Wegele einmal in bezug auf Althaus einschaltet. Er steht früh schon tätig im Kampf der Geister, wo Malwida, durch die Enge der herrschenden Zustände gehemmt, sich langsam Schritt um Schritt den neuen Boden erobern muß. In ihrer späteren Entwicklung ist ihr Verhältnis zu den Dingen nirgends — und politisch am allerwenigsten — ein einseitig parteiisches. Wenn die geistigen Siege der Deutschen ihr am wichtigsten sind und sie zu denen gehört, die sich beim Gedanken an Weimar und Bayreuth am innigsten ihrer Zugehörigkeit zum Deutschtum freuen, so kennen wir doch auch ihre Bewunderung für den gewaltigen Staatsmann, der dem deutschen Volk eine großartige Form geschaffen hat. Aber — über der Form nicht den Inhalt, das Beste, den ureigensten Geist zu vergessen — was später Lienhard die Reichsbefehlung nannte —, das ist schon 1875 in seherischer Sorge ihre ernste Mahnung.

Das letzte Kapitel des Buches lehrt zum Ausgangspunkt zurück: dem Zusammenhang der politischen und religiösen Ideenwelt, in Malwida und Althaus besonders stark ausgeprägt, faßt Althaus' Wachen und Reisen noch einmal zusammen und gibt einen schönen Fernblick auf die erreichte Höhe in Malwidas Leben, wo unererschöpfliches Liebegeben und Liebenehmen dürfen in dem beseligenden Verhältnis zum Rinde ihrer Wahl ihrer Natur die volle Harmonie und seelische Vollendung schenkt.

Einen unmittelbaren Eindruck von den reichen Möglichkeiten, die Althaus' Natur in sich barg, vermittelt die kleine Auswahl seiner Gedichte am Schluß des Buches. Eines der amütigsten aus den an Malwida gerichteten Hymnen — das liebliche Bild der malenden Freundin festhaltend — schließt mit den uns wehmütig ergreifenden Zeilen:

„Ich wünschte fast, sie wüßte nichts von mir:  
So in sich schön vollendet ist ihr Leben!“

Das heiße Suchen und Tasten, Glauben und Hoffen der jungen Kämpferseele strebt in den Dichtungen allgemeinen Inhalts zum Licht und läßt uns das schuldlose Verurteiltsein solch hoch begabter Geister zum bitteren Geschick der Tatlosen doppelt tragisch erscheinen.

Der Verlag hat das Buch sorgfältig und geschmackvoll ausgestattet und mit schönen Bildbeigaben bereichert, die den Kennern von Malwidas Memoiren besonders willkommen sein werden.

Berta Schleicher

## Naturwissenschaftliche Bücher

Immer mehr machen sich die ernstesten Forscher und Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft frei von dem geisttötenden, kulturfeindlichen Banne des Materialismus. Dies sehen wir am besten in dem Buche von Savink, *Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft* (Leipzig, Verlag Hirzel 1925), das eine wohlgeordnete Heerschau über diesen Befreiungskampf der Naturwissenschaft bietet. Savink fordert eine neue, gründliche, logisch begriffliche Durcharbeitung unserer gesamten naturwissenschaftlichen Didaktik, besonders der chemischen. Er geht den wichtigsten naturphilosophischen Fragen auf den Grund. Schon rein ästhetisch sind die Abschnitte über den Kausalbegriff oder die Ursachenverkettung, über die Geltung der physikalischen Begriffe und Gesetze, über die Einheit des physikalischen Weltbildes äußerst fesselnd. Das Einzige, was diesem ausgezeichneten, ernstesten Forscher und Dichter vorgeworfen werden kann, ist die Tatsache, daß er dem Materialismus immerhin noch viel zu viel Rücksichten widmet. Dies ist ein völlig unnützer Reibeverlust, denn der „wissenschaftliche“ Materialismus verrottelt elend auf der ganzen Linie.

Gräß, Leo: Alte Vorstellungen und neue Tatsachen der Physik (Leipzig, Alt. Verlag 1925). In diesem kleinen Buch findet sich viel bedeutender Inhalt. Es gibt eine treffliche Übersicht über die „Fortschritte“ der physikalischen Forschung. Diese bestehen vielfach in einer fröhlichen Auferstehung alter, längst totgeglaubter Lehren und Meinungen. Dies bezeugt zum Beispiel prachtvoll der ausgezeichnete Abschnitt über die Theorie des Lichts. Stoffliche Ausbreitung und Wellenbewegung ringen um die Herrschaft. Platons Bildausbreitung von den Gegenständen in unser Auge, Newtons „Emission“ und des großen Huyghens Wellenbewegung stehen heut — nicht trotz — sondern wegen der ernstler gewordenen Forschung wieder in einer „Front“. Dem tiefer Schürfenden gewährt der Abschnitt über Elementargeetze und Statistik hohen Genuß. Das Buch von Gräß ist dem von Savint geistig verwandt: es mahnt zur Vorsicht in der Wertung neuer Theorien.

Gräß, Leo: Die Elektrizität. — Die Atomtheorie. — Der Äther und die Relativitätstheorie (Stuttgart, Verlag Engelhorn 1925). Es ist recht schwer zu sagen, welchem dieser drei ernsten Werke der Vorzug gebührt. Allen dreien gemeinsam ist die Flüssigkeit und lebendige Anschaulichkeit. Gräß ist ein geschickter Lehrer. Er gibt Vieles und trotzdem das Meiste „kurz und gut“. Immerhin könnte er noch mehr in den Vordergrund rücken, daß alle Vorstellungen von dem Bohrschen Atommodell, von den Elektronen, „Emissionen“, Schwingungen, Wellenbewegungen eben doch nichts anderes sind als — Bilder und immer wieder Bilder! Das gilt in ganz besonders hohem Grade gegenüber der Einsteinschen Relativitätstheorie. Es wäre nicht nur nichts gegen Einsteins Lehre — und gegen alle ähnlichen Lehren — zu sagen, wenn ihre Väter eingestünden, daß diese Lehre „Versuche“ sind, also nur Fragwürdigkeiten. Aber weil sie absolute Heeresfolge fordern, müssen sie stark kritisiert werden.

Schneider, R. E.: Die Periodizität des Lebens und der Kultur. (Leipzig, Alt. Verlag 1926). Wenn Pythagoras sagte: Die Zahl ist das Wesen der Dinge, so hat er selten oder niemals auch nur entfernt solche Anerkennung gefunden wie bei vielen Denker<sub>n</sub> und Forschern der Gegenwart. Goethe, Schopenhauer gingen voran; Swoboda, Rudolf Newes, Fließ, Kemmerich, Stomer v. Reichenbach, Spengler und andere folgten. Der Wiener Universitätsprofessor Karl Camillo Schneider bietet nun in dem vorliegenden Werke eine strategische Generalübersicht des gesamten ungeheuren Problems. Schneider wirkt tief und bedeutend. Aber er würde noch tiefer, noch bedeutender wirken, wenn er die deutsche Muttersprache mehr und herzlicher berücksichtigen würde. Er schreibt sehr schwerfällig, langperiodig, gewunden, fremdartig. Jedoch der Inhalt und die Stoffbeherrschung sind höchst fesselnd. Drei gewaltige Einheiten ballt er zusammen und gliedert er in sorgfältiger Trennung: Periodizität oder Rhythmus der Natur, des Lebens, der Kultur. Das Ganze läßt Schneider gipfeln in seinem tiefgründigen Schlußkapitel: Periodizität und Finalität in der Geschichte. Es ist tößlich, daß dem alles beherrschenden, niederdrückenden, ja zermalmenden Ursachenbegriff, dem Kausalnexu<sub>s</sub>, der Zweckbegriff der „Finalität“ entgegengesetzt wird. Wenigstens geht Schneider sehr anerkennenswert auf diese andere Seite des Problems ein. Zweck und Ursache erscheinen uns meist nur so entgegengesetzt, so widersprechend, so einander ausschließend; wer an Heraklit und Parmenides und ihren gewaltigen Vereiner und Überwinder: Platon denkt, dem fällt es wie Schuppen von den Augen, daß Ursache und Zweck einander nicht im geringsten ausschließen, daß sie beide die selbe Sache sind, einmal von vorn, einmal von rückwärts geschaut. Nicht das ist verwerflich, daß die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft den Ursachenbegriff so überaus ernst nimmt, sondern daß sie ihn allein gelten lassen will. Das ist einseitig und unhaltbar, unphilosophisch — das heißt im höchsten Sinne: „unwissenschaftlich“. Das ungeheure, uralte Problem „Religion oder Wissenschaft“ schrumpft zusammen zu einem klaren Einheitsbild, für denjenigen, der Ursache und Zweck richtig wertet. Schneiders Buch ist recht wertvoll und lesenswert. Das Register am Schluß erleichtert das Studium des Buches außerordentlich.

Evante Arhenius, Erde und Weltall. (Leipzig, Alt. Verlag 1926.) Der große schwe-

dische Forscher schenkt uns hier ein prächtiges Werk, daß seine früheren berühmten Werke: „Das Werden der Welten“ und „Der Lebenslauf der Planeten“ übersichtlich und organisch zusammenfaßt. Wer also dieses Buch erwirbt, besitzt beide früheren — aber in wesentlich verbesserter Gestalt und den neuesten Forschungsergebnissen Rechnung tragend. Svante Arrhenius ist ein wahrhafter Naturforscher hohen Ranges. Er nimmt sorgfältig Kenntnis von allen neuen Nachrichten aus den Lagern der verschiedenen Naturforscher; aber übernimmt nichts ohne scharfe Prüfung und strenge Gewissenhaftigkeit. Er erinnert stark an unsere ernstesten Naturforscher: Lenard, Stard, Gehrte und andere, die nicht so ohne weiteres der Einsteinschen Relativitätstheorie Heeresfolge leisten und daher schweren Angriffen aus deren Klängen ausgesetzt sind. Svante Arrhenius, Charles Dayton Miller, Michelson, Lenard, Stard, Gehrte und andere strenge, gewissenhafte Denker beweisen als eine geistig fernwirkende „Fleet in being“, daß in germanischen Ländern noch nicht aller Tage Abend ist, daß sie vor allem den Relativitätsgedanken gegenüber der Einsteinschen Relativitätstheorie selber anwenden. Und dies muß sich die Relativitätstheorie trotz ihres heftigen Sträubens schon gefallen lassen. Denn, wenn sie alles relativiert — auch die uns angebornen biologischen „Formen der Anschauung“: Zeit, Raum und Ursachenverletzung, dann ist beim besten Willen nicht einzusehen, warum der Forscher bei ihrer eigenen äußerst fragwürdigen Voraussetzung Halt machen sollte? Svante Arrhenius ist ein echter Germane, zeigt in jeder Faser das Gepräge seines uns so überaus nahe blutsverwandten Volkes. Er schreibt gewissenhaft, fesselnd, anschaulich, vorsichtig und doch überall mit wohlthuender Wärme. Es ist nicht leicht zu sagen, ob mehr das rein physikalische oder das rein astronomische Element seines prachtvollen Wertes fesselt. Der Glanzpunkt des Ganzen ist der Abschnitt über die Sonne, wie es ja diesem glanzvollen Gestirn auch völlig gebührt.

Carl Störmer, Aus den Tiefen des Weltraums bis ins Innere der Atome. (Leipzig, Brockhaus 1925.) Der Norweger Carl Störmer ist ein Geistesverwandter von Svante Arrhenius: in der germanischen Gediegenheit, Anschaulichkeit, Universalität. Man tut gut, das Schlagwort „Fortschritt“ mit gebührendem Mißtrauen zu behandeln; aber ein wirklicher Fortschritt unserer Naturforschung liegt insoweit vor, als es heut ganz organisch erscheint, den ungeheuren Makrokosmos und den unermeßlich kleinen Mikrokosmos unter dem gleichen Gesichtswinkel der untrennbaren Zusammengehörigkeit zu betrachten. Atom und Stern und Weltnebel sind einander völlig verwandt, unterliegen den gleichen geheimnisvollen Gesetzen, lassen die gleiche metaphysische Strategie einer ewigen, fernwirkenden Geistesmacht ahnen. Im Einzelatom entsprechen die elektrischen Kräfte der kosmischen Gravitation, der positiv geladene Atomkern der kosmischen Zentralsonne. Im gleichen ewigen Rhythmus schwingt das Kleinste und Größte. Unverkennbar stützen derartige Betrachtungen des Universums die idealistische, metaphysische, religiöse Weltanschauung.

Dr. Alfred Seeliger

## Sudetendeutsches Dichterland

Wie schon einmal im ausgehenden Mittelalter, so tritt das Deutschtum zwischen Böhmenwald und Sudetenwall, in den tschechischen Staat eingeschlossen, heute mit reicher Betätigung dichterischer Kräfte hervor, und es sind meist die Fabulierer und Erzähler unter ihnen, die über die Grenzen ihrer Heimat hinaus in allen Gauen Deutschlands sich Freunde erworben haben.

Einer, der fruchtbarsten und bekanntesten unter ihnen, Zglauer Rind, alter Handwerkerfamilie dort entstammt und über das fünfzigste Lebensjahr eben hinausgegangen (1877), ist Karl Hans Strobl. Seine letzte Erzählung „Der Goldberg“ ist eine goldreiche Frucht meisterlichen Könnens. Aus dem Dämmern der Volksfage erwächst hier ein erschütterndes Menschengeschick, in dem



Grabrelief (Bronze)

Marcel Klein





Haß und Liebe sich verflechten, und in legendenhafter Verklärung vergeht es. Aus Sagenut der Heimat hat die reiche Phantasie des Dichters oft geschöpft, Schwankhaftes, Wunderbares, Grauensvolles, Spulhaftes hat er in vielen seiner kleinen Erzählungen packend oder ergötlich dargestellt, in den Novellen: „Die Wunderlaube“, „Bedenkame Historien“ und anderen. Denn in seiner Seele ist beides, die Lust, ins Land des Geheimnisvollen, Dämonischen hineinzuspüren, und die Neigung, den grauen Tag mit Lachen zu vergolden, er hat von E. T. A. Hoffmanns Art ebensoviel in seinem Dichtertum als von dem Wesen Wilhelm Raabes. Die stärkste Leistung im phantastischen Roman schuf er im „Cleagabal Ruperus“ (1910), in dem die tragischen Umwälzungen der folgenden Zeit schon wetterleuchtend drohen; seinen bald nachdenklichen, bald übermütigen Humor offenbart die neue Romantrilogie (Die alten Türme, Wir hatten gebauet, Erasmus mit der Wunschetrute), die Tragikomödie des Bürgertums, nach der einen Seite, und „Die drei Gesellen“ oder auch „Die vier Ehen des Matthias Merenus“ nach der andern Seite. Als Vertreter des historischen Romans hat Karl Hans Strobl neben dem „Dunklen Strom“, der das Thorner Blutbad von 1725 darstellt, den großen dreiteiligen Bismarckroman geschaffen, dessen Abschluß gerade mit der Tragödie von 1918 zusammenfiel. Auch aus den Kriegsjahren heraus ist ihm mancher Roman und manche Novelle erwachsen (Krieg im Alpenrot, Seide Borowiz). Und es ist kein Zweifel, daß Karl Hans Strobl, der neben so vielen Erzählungen auch noch dramatische Werke, Lyrisches und Balladenhaftes („Holzspinnite“) geschaffen hat, bei seiner ungebrochenen Frische und Kernhaftigkeit uns noch Freude machen wird mit neuen Werken.

Gleichen Alters ist der Egerländer Rudolf Haas, dessen sehr vergnüglichen Novellenbuch „Die drei Ruppelpelze des Kriminalrats“ jüngst allen, die den Dichter schon mit seinem „Matthias Triebel“-Roman liebgewonnen haben, eine Herzenserquickung gewesen sein muß, solche egerländische Deutscht, solch glückhaftes Glauben an das Lichte und Edle im Leben, solch kraftvolles Lachen ist darin. Die Welt des Dichters Rudolf Haas ist nicht sehr vielgestaltig, wenn schon auch er sich dann und wann an soziale und politische Fragen der Zeit heranrückt („Der Volksbeglücker“, „Diktatur“) und die völkische Not der Stunde einmal packend schildert in dem Roman „Volk in Ketten“ (1924). Am prächtigsten gelingt ihm immer wieder das Lob des Lebens selbst, mag er das in den Wanderschaften des Matthias Triebel tun oder in den Erlebnissen jenes oben genannten Kriminalrats oder in der Schilderung der Kleinstadtwelt im Egerlande, in den Romanen: „Die wilden Goldschweine“ und „Michel Blank und seine Liesel“. Wie ein Trunk aus dem Bergquell sind seine Schilderungen, die Augen werden wieder hell, und die Welt wird Gesang — in seinem neuen Roman der Jugendbewegung: „Ramerad, komm mit!“

Um ein Jahr jünger als er ist der aus Sudetendeutschland entstammte E. G. Kolbenheyer; er schuf in dem Spinozaroman „Amor dei“ ein Bild des politischen und geistigen Lebens der Kembrandtzeit, wie man es sich liebevoller empfunden und künstlerischer gemalt kaum denken kann; er vollendete danach 1925 seinen „Parazelsusroman“, in dem wiederum die Sphäre dieses großen Geistes mit solcher Darstellungskraft, Farbenfülle, Gedantentiefe gegeben wird, daß hier einem etwas von jenem Gefühl aufsteigt, welches der Zuschauer etwa vor dem Hamburger Bismarckdenkmal empfinden mag, das der atembeklemmenden Größe. Dieser langsam schaffende und tief schürfende Dichter hat klassischen Rang. Es gehört ein edler Geschmack, es gehört Reife und Ernst und Andacht dazu, sein Werk zu würdigen. Von seiner goldreinen Lyrik, bisher in Zeitschriften verstreut, fehlt eine gute Sammlung. Kolbenheyers Werk gleicht einem hohen steilen Gipfel, den nur ernste Steiger erklimmen. Soeben erschien sein neuestes Werk, der Roman: „Das Lächeln der Penaten“.

Ein Starke und Großer ist auch der nicht viel jüngere, 1879 im Böhmerwalde geborene und dort noch weilende Hans Wajzl. Er ist das Rauschen aller Wälder, das Träumen aller Seen, das Krochen aller Felsentrümmer im Böhmerwald zwischen Osser und Arber und Rachel. Er ist die Stimme seiner Heimat, das Singen ihres Bluts, verwachsen mit ihrer Erde. Wie diesfam

ist seine Sprache, wie blüht ihm Bild um Bild aus der Seele! Ob er mit Eichendorffischer Schallhaftigkeit die „Abenteuer des Florian Regenbogner“ erlebt, ob er auf den Spuren der Geschichte und Volkstunde Silber der Vergangenheit seines Volkes malt, der Urbarmachung des Waldgebirges in „Aus wilder Wurzel“ oder in „Sanct Sunther in der Wildnis“ (Münchener Jugendbücherei, Rößlerverlag, Bd. 2) oder der Kämpfe der Vorfahren gedenkt und ihrer Heimat-treue in seinen Novellenansammlungen, in den Romanen „Pöhni“, „Uns Herrgottswort“ (1926) oder der nationalen Frage sich annimmt in „O Böhmen“, ob er alten Volksfagen und Legenden nachsinnt, immer ist Hans Wajlit ein ganzer Dichter. In einer bilderreichen, bald schwerblanten und bald lerkenschließeligen Sprache steigt seines Waldvolkes Leben empor, hier hart und dort herrlich, hier schaurig und dort lieblich. Voll heißer Heimatliebe ist sein Herz, seine Gedichte flammen davon, sein dramatisches Märchenpiel „Kotflut“ ist ein Walpurgisnachtstraum im Böhmerwald, in dem sein Kobold „Der Stülzel“ umgeht (Deutsche Volkheit, Diederichs), und selbst sein Nordlandsbild „Nordlicht“ (1926, Verlag „Blaue Blume“) trägt Züge von dem Graugemäuer des Offers, der über Wajlits Heimat startt. Auch „das Glück von Därenständen“ ist eine Böhmerwald-Vorfragödie.

Wie es aber neben dem stolzen Ossergipfel noch manch andern Berg in diesem Waldgebirge gibt, den zu ersteigen es lohnt, so kennt das Deutschböhmerland auch neben Wajlit noch andere Poeten des Böhmerwalds. Zephyrin Zettel, 1876 unter dem Offer in Stadeln geboren, Verfasser mundartlicher Schnurren, Lieder und Geschichten, der „Waldganga“ und „Waldgeschichten“, vom Schlege Holteis, ist ein Liebling seiner Heimatdörfer, und im vollsten Sinne ist er volkstümlich. In der Dorfherberge, in der Mühle, im Einödhause, überall sind seine schallhaften Verse zu Hause. Um zehn Jahre älter ist Anton Schott, der aus derselben Landschaft stammt, ein Hofegger ähnliches, aber noch weit härteres Lebensschicksal gehabt hat und ihm als Schilderer heimatischen Volkstums, als treuer realistischer Zeichner der Dörfler, Hirten, Holz-fäller und Hüttenarbeiter seiner Heimat verwandt ist. „Notwebers Gabriel“, „Nur ein Leinen-weber“, „Bauernbödig“, „Gottestal“ sind einige seine Art bezeichnende Erzählungen dieses sehr fruchtbaren Schriftstellers, der, in seiner Form ein wenig spibde, wegen der schlichten kernhaftigkeit seines Wesens, der Lebenswahrheit seiner Darstellung von Volk, Brauch und Sitte, doch als Dichter seiner Heimat Beachtung verdient, wie etwa vor ihm der Schöpfer der Bauern-geschichte im Böhmerwald, der leider heute vergessene Joseph Rant (1816—1896) und der 1858 geborene Johannes Peter, der Begründer der Zeitschrift „Der Böhmerwald“, der Verfasser vieler Dorfzählungen, wie „Es war im Böhmerwald“ und „Der Richterbus“.

Ein großer Sprung über die von den Tschechen besiedelte Landplatte führt hinüber an den Abfall des mährischen Gefenkes, nach der deutschen Stadt Troppau. Da ist Emil Habina zu Hause, den die Deutschen im Reiche am besten aus seinem Stormroman: „Die graue Stadt“ — „Die lichten Frauen“ und „Kampf mit den Schatten“ kennen. Er erlebte schon die 26. Auflage bei Staatmann, dessen Verlag die sudetendeutschen Erzähler am eifrigsten vertritt. Wie Habina hier liebevoll und zart und ergreifend sich bei Th. Storm in die Zusammenhänge seiner Schicksale mit seinen Dichtungen versenkte, so gelang es ihm danach, in dem Roman „Madame Luzifer“ in die wunderbare Welt der Romantik, in die seltsamen Lebenswandlungen der fesselndsten Frauengestalt jener Epoche, der Karoline Schlegel-Schelling, hineinzuleuchten. Wenn der Dichter in den „Dämonen der Tiefe“ (Stiepelverlag) und „Ihr Weg zu den Sternen“ (Reisnerverlag) uns mit der Tragödie G. A. Bürgers und mit dem Frauenlose der Schillerfreundin, Charlotte von Raab in „Götterlieblich“ mit W. Hauffs Geschick vertraut macht, so betunden alle diese Arbeiten gemeinsam die Neigung und Fähigkeit Habinas, sich ganz in einen Menschen und seine Geisteswelt hineinzufühlen und sein Schicksal neu zu erleben und mit seinem Gefühl darin zu schwingen. Darum kann es auch nicht wundernehmen, daß von diesem Dichter mehrere lyrische Sammlungen hervortraten, die neben einem zarten Naturempfinden ein treues deutsches Herz offenbaren, das schwer unter der Drangsal seiner Volksgenossen leidet.

Die reifste Frucht seiner Lyrik gab Habina 1926 in dem Sonettenkranz: „Himmel, Erde und Frauen“.

Um ein Jahr jünger (1886) und der gleichen Landschaft entsprossen ist Robert Hohlbaum. Aber wie in seinem Bergwinkel der Wind herber ist als in der Stadt, in der Ebene, so ist auch in seinen Dichtungen eine härtere Luft. Seine Verse sind rauschende Hymnen auf deutschen Geist, deutsche Kraft und Größe. Seine Romantrilogie: „Die deutsche Passion“, „Der Weg nach Emmaus“, „Die Pfingsten von Weimar“ sind gestaltenzusammenballende Freskenzüge in Großformat, in denen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur hohen Zeit von Weimar alle Wogen geistigen Lebens deutscher Kultur durcheinanderbrausen, in denen die Gestalt des sogenannten Helden des Romans immer nur mitgerissene Welle in der großen Flut ist. Aus seiner Freundschaft mit der Musik heraus schuf Hohlbaum die reizvollen Geschichten „Ansterbliche“, „Himmilisches Orchester“, „Frühlingswalzer“, aus seiner nibelungentreuen Deutschtum den Roman „Das Vorpiel“, der ein feingemaltes Bild Wiens um 1866 gibt, den Roman „Grenzland“, der den traurigen Zusammenbruch der Hoffnungen seines Heimatbezirks nach dem Weltkriege schildert, und den Roman „Zukunft“, der den Glauben an die deutsche Jugend entwickelt. Ist Habina der Vertreter des literarisch-biographischen Romans, so erscheint Hohlbaum als Schöpfer des Kultur- und Zeitromans der Ostgruppe der Sudetendeutschen, besonders auch mit seinem letzten Roman „Die Raben des Ruffhäusers“.

Nicht so bekannt geworden im Deutschen Reiche wie diese beiden ist ein dritter Erzähler, der jener Ortsgruppe zugehört werden kann, es ist der 1860 im Hergebirge geborene und mit ihm durch sein Leben verbunden gebliebene Gustav Leutelt. Der heimliche Zauber dieses stillen schweremütigen Waldgebirges liegt über allen seinen Werken, über den „Erzählungen aus dem Hergebirge“, den „Adnigshäusern“, dem „Zweiten Gesicht“, „Der Hüttenheimat“, dem „Glaswald“. Sie sind Heimatromane im rechten Sinne, Landschaft und Menschenart zeichnet Leutelt mit großer Liebe und feiner Beobachtung mit sorgsamem Strichen, und wer das Hergebirge kennt und liebt, findet in diesem Dichter den unmittelbaren Ausdruck des Wesens der Welt, die hier dargestellt ist. Nie brach Gustav Leutelt unreif eine Frucht vom Baum, schwer ist sein Schaffen und bedachtam, und etwas von der grüblerischen Art, die drüben im Lande Jakob Böhmes und Hermann Stehrs häufiger erscheint, findet sich auch in einzelnen Zügen seiner Dichtungen. Die draufgängerische Frische und das Aufsprühen des Borns oder das Aufblühen eines goldenen Lachens, das so viele der sudetendeutschen Menschen und auch ihre Dichter kennzeichnet, hat Leutelt nicht, er ist ernst und still wie seine Wälder und ihre nebelumschleierten, felsblauwitterten Hochmoore. Im jungvölkischen Verlag „Blaue Blume“ erschien zuletzt eine kleine Erzählung von ihm: „Der Einziger“ (1926).

So reihen sich den großen Schilberern deutschen Wesens in Böhmen und Mähren, A. Stifter und M. Ebner-Eschenbach, mehr oder minder bedeutsam, neue Ränder ihres sudetendeutschen Volkstums an. Es ist nur eine Auswahl der bekannten Erzähler, und wer auch die als Lyriker und Dramatiker gekennzeichneten Dichter betrachten wollte, dürfte den Brüner Richard Schautal, den Teplicher Diehenschmidt und den eben uns durch den Tod entriffenen Kainer Maria Rülke (Prag) nicht vergessen, müßte auch der neuen Erzähler, B. J. Wittels, Adolf Wildners, gedenken.

Aber auch ohne dies leuchtet ein, daß alle Tschechenbrangsal die Lebenskraft der Deutschen im Böhmerlande und ihrer Dichter Schaffenslust nicht gebrochen hat, daß der Glaube an die Zukunft bei ihnen lebt und volkserhaltend wirksam bleibt! Das soll auch unser Glaube sein!

Dr. Hans Suchhold

## Zu unsern Bildern

Die Farbenklänge der Eifelbilder von Heinz Heinrichs weden herbftliche Weifen, sie lassen ernstgestimmte Lieder vom Werden und Vergehen, vom Leben und Sterben in uns erklingen. Raftlos jagen die Novemberwolken über die Landschaft dahin. Hier und da lugt der blaue Himmel hindurch, ein Gruß aus ewigen Bezirken. Die Luft ist klar und rein, mit Feuchtigkeit gefättigt. Das verwelkte Laub der Bäume wird vom Sturmwind zerzaust. Novemberstimmung lastet schwer und düfter auf den Gemütern der Menschen. Der Totensonntag naht. Alte Wunden werden aufgerissen. Wir gedenken der Opfer des Weltkrieges. Wohl kaum eine Familie blieb verschont. Eine Hochwasserkatastrophe, die fünfzig Menschenleben vernichtet, oder ein Erdbeben, welches Dörfer und Städte verschlingt, will nichts bedeuten gegenüber dem Hinsterben von Millionen Männern, die in der Blüte ihres Lebens standen. Sie sanken dahin; Gras und Heide wuchern auf den Gräbern. Unmündige Kinder blieben daheim. Hilflose Frauen sahen der Not heroisch ins Antliz. Wie ein Wall von riesigen Ausmaßen lagern rings um Deutschlands Gawe die Grabhügel. Die Mütter können keine Rosen dort pflanzen, die Frauen keine Gebete dort sprechen. Darum werden Denkmäler und Ehrentafeln, heilige Haine und Gedenthallen errichtet, die allen Hinterbliebenen eine geweihte Stätte stiller Andacht geben.

Aus dem Ehrenmal der Dreikönigschule zu Dresden, welches die Gestalt eines Altarbildes hat, sei eine Tafel wiedergegeben, die symbolisch den Tod des Kriegers darstellt. Dieses Gemälde schuf Hanns Hanner, einer unserer edelsten und reinsten Künstler, mit vollendeter Meisterschaft. In den Armen der Mutter, der sein letztes hinsterbendes Wort gegoten, ruht der Tote, beschattet vom Zeichen des Kreuzes, welches sich schwer und ernst vom Hintergrunde abhebt.

Der Weimarer Bildhauer Marcel Kleine idealisierte die Gestalt des Gefallenen, der in seiner rechten Hand eine geknickte Rose hält. Wie in tiefen Schlaf traumhaft versunken, deutet er die kommende Auferstehung an. Diese aber überstrahlt das Kreuz von Golgatha, welches der Christenheit wichtigstes Sinnbild wurde. Werner Rocco, ein junger aufstrebender Künstler mit ungewöhnlicher Begabung, hat eine Holzschnittmappe geschaffen, deren erstes Bild „Beter vor dem Kreuz“ diesen Ausblick eröffnet. Unter dem Geheimnis des Todes knien zwei wuchtige betende Gestalten. Der Sinn dieser Handlung kann nur in der kommenden Erlösung liegen, die allein der Menschheit Hoffnung ist.

Karl August Walthert

## Die neue Oper

Man könnte ein bekanntes Wort Nietzsche dahin variieren: daß das Moderne in der Musik etwa das sei, was den Zeitgenossen selbst nicht als solches zum Bewußtsein komme. Aber dann wären wir schon am Ende unserer Betrachtung, dann gäbe es keine „Moderne Musik“. Denn nichts wird in unseren Tagen von denen, die öffentlich die Musik vertreten, lauter, aufdringlicher, verzweifelter verteidigt als das „Moderne“; nichts wird von denen, die sich in vielfältiger Art zur Musik bekennen, interessierter, in leidenschaftlicherer Überschätzung oder mit energischerer Abwehr hingegenommen als eben dieses „Moderne“, und es bleibt uns zu fragen nötig: Was ist bei allem Geschrei um das Thema praktisch-künstlerisch für die Oper herausgekommen?

Es ist üblich geworden, der Kunstgattung „Oper“ mehr oder weniger die innere Berechtigung und die äußere Lebenskraft abzuspochen. Oskar Wie z. B. stellt an den Anfang seines Buches über die Oper geradezu den Satz: „Die Oper ist ein unmögliches Kunstwerk.“ Indessen, so bestechend dieser Satz in seiner Kürze ist, so deutlich er von allem Anfang an das unglückliche Konglomerat der Künste in der Oper betont, — das Gegenteil davon ist mindestens genau so bestechend: die Oper ist das Kunstwerk der unbegrenzten Möglichkeiten. Der Beweis hierfür liegt in der bisherigen Geschichte der Oper, meine ich, die uns zeigt, daß zwei Genies von völlig



Beter vor dem Kreuz

(Nach einem Holzschnitt)

Werner Rocco



gegenfälligen Erkenntnissen aus, jedes in seinem Sinne und nach seinem künstlerischen Vermögen, eine Erfüllung des Bühnenkunstwerks der Musik gaben: Mozart, der für die Oper verlangte, daß die Poesie die „gehorsame Tochter“ der Musik sei — und Wagner, der die Musik in den Dienst des Dramas befaß. Dieser Kontrast ist fast bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts im Opernschaffen offensichtlich geblieben, und selbst des greifen Verdi Annäherung an gewisse Stilgrundsätze Wagners hat den italienischen Genius durchaus davor bewahrt, seine Eigenart, sein Persönlichstes, seine Süblichkeit auch nur im geringsten zu verleugnen.

Wenn wir nun von diesem grundsätzlichen Ausblick uns der Betrachtung der Lage zuwenden, in der die Opernproduktion unserer Tage sich befindet, so ergibt sich ein ziemlich eindeutig klares Bild. Von den Opernkomponisten, die heute auf der Höhe ihrer besonderen und eigen-tümlichen Lebensarbeit stehen — also etwa, ohne eine vollständige Liste geben zu wollen: Richard Strauß, Hans Pfitzner, Ermanno Wolf-Ferrari, Leos Janacek —, von diesen abgesehen, unterscheiden sich deutlich zwei Gruppen von Opernkomponisten: die Epigonen und die Experimentatoren. Wir haben Epigonen Wagners, Epigonen des Verismo, der Leoncavallo, Mascagni, Puccini; Epigonen der Märchen- und Volksoper, Epigonen Richard Strauß' und sicherlich noch manche andere; allen gemeinsam ist stets das negative Ergebnis des nur Nachgeahmten, Nachempfundenen, des Nichtweitergekommenen, des innerlich Un-eigenen, das hinter oft prätentidjen äußeren Wirkungen mühsam die leere Unechtheit, Unleben-digkeit seiner blut- und seelenlosen Erscheinung verbirgt. Das Epigontum wandelt überdies in schickalhafter Erfüllung seiner vollkommenen Bedeutungslosigkeit für die Kunst gern auf aus-getretenen Pfaden; denn diese sind bequem vorgezeichnet, und sie liegen der Mentalität des Epigonen am nächsten.

Dem Opernschaffen dieser Art sind diejenigen Tondichter, die man zunächst als Experimentatoren auf ihrem Gebiet bezeichnen kann, immerhin ideell überlegen; sie arbeiten ernstlich an einer Erneuerung des Begriffes „Oper“, sie suchen dem von der heillosen Verwirrung der nachwagnerischen Epoche diskreditierten Ideal neuen Boden und neue Ziele zu gewinnen. Daran ist kein Zweifel; und ebenso wenig daran, daß viel Talent, viel aufrichtige künstlerische Bemühung dahinter steckt. Die Frage ist: Wo ist das Ziel — und mit welchen Mitteln versucht man es zu erreichen? Der große Anreger der heutigen Komponistengeneration, Ferruccio Busoni, war es, der auf der Höhe eines an Widersprüchen reichen Schaffens sich eindeutig zum mozartischen Opernideal bekannte (in dem Essay „Einige Betrachtungen über die Möglichkeiten der Oper“, der in Busonis Schriften „Von der Einheit der Musik“ enthalten ist). In seiner Stellungnahme zum Thema „Oper und Drama“ kommt er zu einer haarscharfen Trennung beider Begriffe voneinander und gewinnt aus eben dieser Scheidung — die notwendig auch eine Scheidung von Wagner sein mußte — seine theoretisch-ästhetische Grundlage für eine Erneuerung der Oper aus alten Idealen dieser Kunstgattung. Er hat diese Erkenntnis natürlich in seinen musikalischen Bühnenwerken praktisch überzeugend darzutun versucht und dies ganz besonders in der nachgelassenen, von seinem Schüler Philipp Jarnach vorbildlich beendeten Oper „Doktor Faustus“. Diesen Faustus dachte sich Busoni — ohne es direkt so auszusprechen — als einen Prototyp der neuzeitlichen Oper. Keine Psychologie, kein „Drama an sich“, sondern: Situationen, Bilder, lockeres Wortgefüge — die Hauptsache bleibt die Musik, mit ihren inneren Beziehungs-, ihren äußeren Wirkungsmöglichkeiten: das waren Busonis Leitfäden in seinem Opernschaffen. Für diese Musik stellt Busoni, der einstige Führer der „Moderne“ in der Musik, ebenfalls klare Forderungen: die nach Melodie, die „über allen kompositorischen Mitteln steht“, und die nach Formen: „Vorzüglich war es mir darum zu tun, musikalisch selbständige Formen zu gießen, die zugleich dem Worte, dem szenischen Vorgang sich anpaßten, die jedoch auch losgelöst vom Worte, von der Situation, ein eigenes und sinnvolles Bestehen führten. — Einfall ist Begabung, Gesinnung, Sache des Charakters, aber erst das Formen macht den, der jene ersten Eigenschaften besitzt, zum Künstler.“



Soweit der Meister, der wahrhaft in seiner Art ein Meister war; soweit das Vorbild, das wahrhaft eines ist. Aber was wurde daraus, wie wirkte es sich im Schaffen derer aus, für die es bestimmt sein konnte? Es war vor allem ein Ausgangspunkt für Experimente, und das augenfälligste Experiment scheint mir eine vielfältige Literarisierung der Oper zu sein. Nicht so sehr das in gewissem Sinne einfältig Stoffliche, wie Busoni es meinte, ist entscheidend, sondern die literarische Behandlung des Stoffes (wie es sich etwa ganz besonders in den expressionistischen Opern erweist). Die Folge davon ist, daß wir manchmal sehr „interessante“ Lektürebücher lesen, von denen nur nicht einzusehen ist, warum sie unbedingt in Musik gesetzt werden mußten (z. B. Hindemiths, von ihm selbst längst überholter Einakter „Mörder, Hoffnung der Frauen“, mit dem Text von Klotzsch, dessen Sinn von der Opernbühne herab traurig dunkel bleibt). Ein Gegenbeispiel hierzu: Bellini sprach unumwunden aus, daß, je schlechter ein Libretto, dies um so besser für die Musik sei, — was bei aller paradoxen Einseitigkeit doch eine tiefe Wahrheit im Sinne der Musik enthält. Und wie viel herrlicher und größter Musik ist zu den schlechtesten Libretti erfunden worden! Damit soll nicht etwa dem wert- und sinnlosen Lektürebuch das Wort geredet, wohl aber die Verbindung von dem Paradoxon Bellinis zu der Opernästhetik des neuzeitlichen Künstlers Busoni angedeutet sein. Und andererseits: ist denn etwa der Text zum „Mörder, Hoffnung der Frauen“ sinnvoller als das Libretto von Webers „Euryanthe“ oder Verdis „Troubadour“? — Ein anderes „Mittel“ der Oper von heute betrifft den Gesang, der oft gar nichts mehr mit Gesang als solchem zu tun hat. Vielmehr hören wir in den Opern der „Jüngsten“, daß mit dem letzten Aufgebot von Stimmkraft Tonreihen hervorgebracht werden, die sich zwischen Sprechen und Schreiben bewegen — zugunsten eines „neuen seelischen Ausdrucks“, wie so was gern genannt wird, jedoch gänzlich zugunsten des natürlichsten seelischen Ausdrucks auf der Opernbühne: des Gesanges. Doch die Verwirrung ist groß; hören wir, was ein Gesangspädagoge, E. Maud, in einem sehr wohlüberlegten Artikel „Der Sänger und die moderne Oper“ (im „Neuen Weg“ vom 1. April 1927) schließlich dazu sagt: „Die moderne Oper braucht keine Sänger und Sängerinnen, womit ich die arienbehafteten Schönsänger meine (sic!), sie braucht einen neuen Sprechgesang-Vortragstil, und solange dieser Stil nicht geschaffen ist, werden sich unsere ‚Sänger und Sängerinnen‘ fruchtlos abmühen und keine Mittelpersonen sein können, die dem Werke den Weg zum Herzen der breiten Masse ebnen.“ Das klingt ganz plausibel. Aber wie ist es denn mit der Voraussetzung hierzu: war es nicht die menschliche Stimme, der ausgeprägte, möglichst technisch vollkommene und dabei beseelte Gesang, der die Oper überhaupt erst möglich machte? Ist Mauds Forderung nicht etwa ähnlich einer gleichen, die vom Geiger moderner Musik verlangen würde, sein Instrument so zu handhaben, daß die Töne „wie gesprochen“ erklingen? Oder, noch grotesker, daß man Klavierkonzerte von Posaunisten auf ihrem Instrument ausführen lassen wollte? —

Ohne nun im eng gespannten Rahmen dieses Aufsatzes eingehende Besprechungen neuerzeitlicher Opernwerke geben zu können, seien doch wenigstens ein paar Beispiele erwähnt, deren Umschreibung zu einer ungefähren Erklärung des Wesentlichen in der heutigen Operproduktion dienen mag. Ein Prototyp mit sehr starkem Untergrund der Beherrschung aller musikalischen Mittel und Formen und gleichzeitig höchst spürbarem künstlerisch-ethischen Willen ist Alban Bergs „Wozzeck“. Typ zunächst der „literarisierten Oper“; Büchners Drama, das heute genau so gedichtet sein könnte wie zu seiner Zeit, ist geschickt auf die für die Oper vor allem notwendigen Szenen zusammengedrängt; Lyrik und dramatisch sich aufspitzender Konflikt, Ruhe und Bewegung fügen sich in gutem Wechsel, und für die Füllung und Bindung stehen die von Büchner wundervoll typisierten Nebenerscheinungen auf der Musikbühne genau so am rechten Platz wie auf der Sprechbühne. Berg hat das alles sehr klug und überlegen erfasst, und seine Musik ist im rein theatralischen mindestens, in Steigerungen, Kontrasten, Stimmungen stark und dem Drama adäquat — gleichgültig, ob sie tonal oder „atonal“ ist; und im Melodischen stützt sie sich zum Teil deutlich auf den charakteristischen „Sprechgesang“ des Wag-

nerfchen Musikdramas, zum Teil aber enthält sie wirklich Elemente eines neuartigen Operngesanges ganz im Sinne des seelischen Ausdrucks. Die Partien des Wozzei und der Marie vor allem enthalten solche Strophen, in denen zwei Menschen, die an Affekten aus unseren Tagen leiden, die unsere Vaseinsgefährten sind, auf primitive und quälend erschütternde Art ihre Seelenlage offenbaren, und zwar im Gesange offenbaren. Diesem Eindruck wird sich kaum jemand entziehen können, der unvorengenommen den „Wozzei“ von der Bühne herab (nicht aus dem Klavierauszug!) auf sich wirken läßt. — Ein anderes Beispiel: Paul Hindemiths vielbesprochener, sehr zwiespältig aufgenommener „Cardillac“. Das Textbuch (von Ferdinand Lion) ist eine höchst unsympathische Mischung von Romantik und Ästhetentum (mit einem gruseligen Schuß von „Expressionismus“). Der Musikant und Formbeherrscher Hindemith kümmert sich indessen herzlich wenig darum; er schreibt geschlossene Nummern, erreicht hie und da eine gewisse innere Abereinstimmung mit den Bühnenergebnissen, führt sein kleines Orchester im linearen Kontrapunkt und ist ersichtlich um Meiserung der Formen bemüht. Er wandelt auf Busonis Spuren — wobei wir hier gar nicht über Werte oder Unwerte seiner Musik diskutieren wollen. Aber: so deutlich er nach der „Oper“ als Ziel strebt, so wenig kann er es mit dem Text erreichen; und der Text wieder kann mit der Musik kein „Musikdrama“ werden — es sei denn, daß man irgendein Geschehen auf der Bühne unter Begleitung irgendeiner Musik schon als solches ansprechen wolle. Ein Dilemma also; nein: ein Experiment. — Und noch ein Beispiel: Kurt Weills Einakter „Der Protagonist“, nach dem Stück von Georg Kaiser. Ein glänzendes Talent für die Bühne spricht aus dem Werk des Fünfundzwanzigjährigen, für den manches gilt, was über Busoni und Berg gesagt wurde. Das Melodische freilich erscheint noch dürftig; sein, wie bei Hindemith, kleines Orchester tobt sich in Rhythmen von grauenvoller, oft ekelregender Häßlichkeit, von bedrückender Aufdringlichkeit, ohne innere Überzeugungskraft aus. Aber der Protagonist ist ein Kerl, und seine Schwester ist ein leidendes Weib, und das groteske Spiel im Spiel ist wirklich grotesk, und das Ganze ist kontrastreich, wirkungsvoll, ist Theater; nicht ohne „Literatur“, nicht ohne Georg Kaiser. — Und so könnten wir etwa noch von Schönberg und Egon Wellesz sprechen; von Strawinsky und Prokofieff, die aus Rußland mit Versuchen einer neuartigen Phantastik aufwarten; oder von Ravel, der in Frankreich mit blassen Mitteln impressionistische, von Debussy übernommene Ideale zu verewigen versucht; oder von dem Italiener Iridebrando Pizzetti, der ersichtlich darunter leidet, daß das eigentlich Italienische in ihm sich mit Elementen der deutschen Musik vermischt (wie überhaupt die heutige italienische Musik an der Aufnahme von Elementen krankt, denen sie ihrer Genesis nach gar nicht gewachsen ist). Aber es kommt hier, wie gesagt, nicht auf Vollständigkeit an, sondern auf einige typische Beispiele. Und diese lehren uns, daß bei allem Talent und künstlerischen Willen, der aus ihnen spricht, von einer Weiterentwicklung der Oper über die großen Erscheinungen der Vergangenheit oder gar auch über die bedeutendsten Stationen des Opernschaffens nach Wagner hinaus keine Rede sein kann. Und dies wird so lange nicht sein können, solange die Operkomponisten der neuen Generation dabei bleiben, ihr Werk abhängig vom „Zeitgeist“ zu machen, solange sie daran festhalten, daß die Oper (und die Musik überhaupt) dazu da sei, „Ausdruck der Zeit“ zu sein. Man sieht diese dumme Phrase immer wieder von denen verfochten, die in der Öffentlichkeit als Träger oder Propagandisten der „Moderne“ gelten. Diese fragen bei der Beurteilung eines neuen Werkes nicht: Was bedeutet es für die Kunst? — sondern: Was bedeutet es für die Gegenwart? In den großen Epochen der Musik aber kannte man diese Frage und deshalb auch die dazugehörige Phrase nicht; und wenn schon einmal ein schaffender Künstler von überragender Größe, also etwa eine der letzten großen Kulturpersönlichkeiten: Richard Wagner, sich vor eine für ihn in seinem Verhältnis zur Zeit aktuelle Frage gestellt sah, so war es die: Bedeutet mein Werk etwas für die innere Entwicklung der Musik, der Oper? Und wohin muß diese Entwicklung führen? —

Aber heute ist die „Zeitgebundenheit“ Trumpf; und die Logik der in ihr vereinigten Zeitgenossen gipfelt etwa in folgender „Erkenntnis“: Wenn die Zeit nun einmal voll von häßlichem Gesehe, von grauenhaften Erscheinungen, voll von Absurditäten aller Art ist — wie kann man da erwarten, daß die Musik voll Schönheit, innerer Erhabenheit, voll Gemüt und Idealität sei?!? — Doch dies ist ein Trugschluß. Wohl wird jede Kunst, jede Musik Zeichen der Zeit in sich tragen, aus der sie emporsteigt; wir hätten ja sonst keine Stile. Aber je größer und bedeutender eine Kunst ist, desto mehr ist sie Ausdruck des innersten ethischen Gehalts einer Epoche, desto mehr wird sie — wo es nötig ist — über der Zeit stehen, wenn deren äußere Gebräde nicht der Kunst zugetan sind, wenn deren Chaos das Göttliche im Menschen, den fruchtbarsten Boden für die Seele zu verschlingen droht. Gibt es einen grandioseren Beweis hierfür als die ungeheure Erhebung der klassischen Musik in der Zeit der schrecklichsten Zerküftung der europäischen Menschheit in Kriegen und Revolution?! Und ist der energische Strich durch die Widmung der Troica-Partitur an Napoleon nicht ein tief symbolischer Vorgang?! Denn mit dieser zornigen Handlung wendete sich der große Genius nicht allein gegen den Eroberer, der sich selbst zum Imperator erhob — er wendete sich gegen seine Zeit, die diesen Imperator geboren hatte und ihn trug, gegen seine Zeit mit der ihn nichts verband, als daß er in ihr lebte.

Und noch ein anderes ist es, wodurch die Oper der „Jüngsten“ keinen biologisch begründeten und notwendigen Fortschritt verheißt. Hören wir, was ein sehr erfahrener Musiker, H. W. von Waltershausen, der Komponist der einst viel gespielten Oper „Oberst Chabert“ (in einer Theater-Sondernummer der Magdeburger Tageszeitung vom 15. Mai 1927) sagt: „Es wird vergessen, daß das Theater eben zu allen Zeiten Theater sein wird und nichts anderes, und daß dieses wahre Theater einfache Stoffe, eine einfache und eingängliche Behandlung des Stoffes, mit einem Wort: einen großen und klaren Altresoo-Stil voraussetzt, der auf ein großes Publikum, in dem die Fachleute in der Minderzahl sind, zu wirken vermag. — Alle echte dramatische Kunst ist für die Auffassungsfähigkeit des großen Publikums geschrieben und hat sich doch nie von der Tagesensation ins Schlepptau nehmen lassen.“ Man mag gegen diese Sätze, die Waltershausen kurz danach noch ausdrücklich auf die Oper bezieht, Einwände erheben; der Grundgedanke jedenfalls ist wohl unbezweifelbar. Er spricht positiv das aus, was uns in der jungen Opernproduktion als deutlicher Mangel entgegentritt: die Oper von heute ist nicht mehr für ein Publikum da, sondern für die Fachleute, und zwar nicht immer nur aus musikalischen, sondern auch aus „stofflichen“ Gründen. Und über diese Tatsache kann auch kein noch so lauter Premierenerfolg hinwegtäuschen; denn: daß und wie heute solche „Erfolge“ „gemacht“ werden können, das ist nicht allein in fachlich interessierten Kreisen bekannt.

Wir sehen die Bewegungen in der Opernproduktion unserer Tage: Epigonentum, Versuche zur Schaffung neuer Stile, Rückkehr zur Oper schlechthin — nichts ist ganz klar, eindeutig, gefestigt; nichts führt hierhin oder dorthin, sondern alles kann überallhin führen. Am allerwenigsten scheint die glatte „Rückkehr zur Oper“ Aussicht auf Erfüllung zu verheißten; es müßte denn ein „heutiger“ Verdi kommen. Vorläufig aber ist Verdi immer noch „heutiger“ als alle Fortschrittler zusammen, deren Werke unter einem tragikomischen Gesehe zu stehen scheinen: daß sie mit all ihrem „Zeitausdruck“ uff. (und trotz allem, was in einzelnen von ihnen an Wesentlichem und Wahrhaftem steckt) abhängig vom „Heute“ oder „Morgen“, daß die heute „Modernen“ morgen schon sehr leicht gestrig sein können. Und so ist nichts begreiflicher als z. B. die Renaissance der Handel-Oper, die vor sieben Jahren von Göttingen ausging und einen nicht mehr unterscheidbaren Faktor in der Gegenwart des Operntheaters darstellt. Die „neue Oper“ aber ist noch kein Faktor, sie ist vielleicht noch nicht einmal da, und es werden noch viele Jahre vergehen, ehe man sagen kann, ob unsere Epoche nicht nur eine solche der Versuche, sondern schon eine der Vorbereitung, eine Zwischenstufe in einer Weiterentwicklung der Oper war. Hans Lehmer

# Tümmers Tagebuch

Gaspropaganda und Gasverbot · Die Politik des offenen Mundes aber der leeren Hände · Jasper, Barthou und Poincaré Stille Teilhaber bei uns · Die litauischen Händel der friedfertigen Polen · Makedonische Wirren · Chamberlain auf Reisen  
Genfer Jahrmarttsware

Die Warschauer hatten neulich einen Werbetag für den Gaskrieg. Militärflieger kreisten; sie nebelten die Zuschauer neckisch ein und beschossen sie dann mit Tränengas. Da setzte es lustige Zwischenfälle. Denn jedermann weinte und suchte auf der Flucht wie Mignons Maultier im Nebel seinen Weg. Zweck der Übung war aber neben Diktun der Schredschuß. Wie wenn der Spaß Ernst würde? Wenn's Deutsche wären und wirkliche Giftgase bliesen? „Rein Pole daher ohne Gasmaske!“

Ein echter Bluff sarmatischer Redlichkeit. Denn uns ist ja Herstellung und Einfuhr von Giftgasen untersagt. Nach Artikel 171 des Vorkrieges deswegen, weil deren kriegereischem Gebrauch ohnehin ein völkerrechtliches Ende gesetzt werden sollte. Unsere Reichswehr darf sie daher nicht mehr führen, die gefürchteten Granaten mit dem blauen, grünen oder gar gelben Kreuz. Die anderen dürfen es, aber — so sagt der Patriarch — nur bis zum allgemeinen Verbot.

Ein Washingtoner Kongreß führte dann auch 1922 bereits zu einem gefinnungstüchtigen Beschluß. Die Signatarmächte erklärten den Gaskrieg für einen Abscheu der Welt.

Nach diesem sittlichen Bekenntnis gingen sie jedoch hin und bildeten ihre eigene Technik für diesen Weltabscheu nur desto umsichtiger aus. Der englische Premier, im Unterhause ob dieses Widerspruches gestellt, zuckte die Achsel. Solange alle übrigen noch gasen, sei der Verzicht des einzelnen Staates doch glatter Irrsinn. Er vergaß, daß diesen glatten Irrsinn die einmütige Weisheit aller alliierten und assoziierten Mächte ohne Bedenken uns auferlegt hat.

Die durchgebildetste Einrichtung besitzt Frankreich. Es ist jetzt derart auf der Höhe, daß es nicht weniger als 800 Gasoffiziere nebst entsprechendem Unterpersonal dem lieben Freunde an der Weichsel ausleihen konnte. Dieser war bisher noch ein bißchen im Rückstand und um an jenem jüngsten Tage des allgemeinen Verbotes ordentlich abrüsten zu können, muß man doch zunächst einmal aufgerüstet sein. Die Lehrmeister haben denn auch gut gebrillt; jener Werbetag lieferte das Probestück.

Andere Folgen hatte der menschenfreundliche Beschluß von Washington nur für Deutschland. Damals bestand ja noch die liebe Kontrollkommission. Diese sagte sich, wo so ernsthafte Vorsätze gegen den Gaskrieg bestünden, da brauche doch unsere Reichswehr überhaupt gar keine Gasmasken mehr. In Polen soll also jeder Bürger eine haben, bei uns ist sie sogar der Landesverteidigung untersagt.

Der ganze Völkerbund liegt in diesem Beispiel. Das einzige, was dort, freilich

mit Meisterschaft, gepflegt wird, das ist der zielbewußte Widersinn, die Politik des vollen Mundes und der leeren Hände.

Gleich nachdem Aristide Briand in Genf sein Preislied auf den Frieden geschmettert, feierte Raymond Poincaré auf dem welschen Belchen bei Gebweiler den Krieg. Auf keinen Fall dürften den Franzosen die kriegerischen Tugenden des Opfergeistes, der Uneigennützigkeit, der Hingabe ans Vaterland abgewöhnt werden. Beide Redner gehören demselben Kabinett an; beide sind Erktorene desselben Mehrheitswillens. Aus welchem von beiden spricht denn nun eigentlich die französische Volksseele?

Wir haben das Greuellügendeschrei von Dinant gehört. Es hat Hindenburg am Tannenbergtage zu der Bemerkung veranlaßt, daß wir mit reinem Herzen und reinen Händen den Krieg geführt hätten. Im Gegensatz zu der Schönrednerei von Genf verriet das sofortige Echo die wahre Stimmung der Feindeswelt. Nur die Amerikaner Borah und Owen bekannten sich zu der deutschen Unschuld. Der englische Geschäftssinn hingegen deutete sofort an, Deutschlands Entlastung dürfe schon deshalb nicht geduldet werden, weil es dann die so schätzbaren Reparationszahlungen einstellen würde. Deutschland muß schuldig sein, damit es Schuldner bleibt. Diese nüchterne Berechnung wurde dann nach britischer Weise auf die Höhe einer moralischen Formel gebracht. „Wir können vergeben, aber nicht vergessen!“ Das ist an sich schon ein pharisäisches Wort. Denn wer wahrhaft vergibt, der vergißt auch; wer aber nicht vergessen will, der hat auch nicht vergeben. Doppelt heuchlerisch wird es jedoch gegen uns. Denn wir verlangen weder Vergeben noch Vergessen, sondern unser Recht; dieses just weigert man uns mit der Gebärde der Hocharzigkeit.

Als ein Mann, dem die Politik nicht nur den Charakter, sondern sogar die Kinderstube verdarb, erwies sich der belgische Ministerpräsident Jasper. Er beschimpfte uns in dem Stile eines politisierenden Hafenarbeiters, so daß unsere Regierung zu amtlicher Beschwerde genötigt war. Vermutlich sprach der Arger mit, daß Belgien aus dem Völkerbundsrat hinausgeklugelt worden ist. Dem kleinen Gernegroß geschieht schon recht mit seiner feigen Fußtrittspolitik unter dem Schutze des großen Bruders. Es wird der Tag kommen, da er als das Pferd aus der Fabel dasteh<sup>t</sup>, das, um sich am Hirsch zu rächen, sich vom Menschen satteln und besteigen ließ. Als jener aber zur Strecke gebracht war, zerrte es der Mensch in den Stall und machte es mit Zaum, Sporn und Peitsche zu seinem Reittier auf ewige Zeit.

Auch der französische Justizminister Barthou trat auf, ein zweiter Amtskollege des glühenden Friedensapostels Briand. Er gab eine Rede von sich, deren giftiger Fäzjorn den hellen Jubel aller Camelots weckte. Unsere reinen Hände sucht er mit Spott zu besudeln. Es gebe Dementis, die keine Geschichte anerkenne. Die Wahrheit sei durch das Versailler Diktat unwiderleglich festgelegt. Für einen Justizminister ist dies ein arger Saubieb; denn er verwechselt die Aussage des Anklägers erster Instanz mit dem Urteil des Richters letzter Kammer. Jeder Gerichtsschreibereianwärter würde dafür durchs Examen fallen. „Bedingung für die deutsch-französische Ausöhnung ist Stillschweigen, wie es ja von unserer Seite beobachtet wird. Daß zuviel Reden schadet, ist ein ausgezeichnetes Sprichwort.“ Die deutschen Staatsmänner als große Schwächer hinzustellen, die französischen hingegen als große

Schweiger, das ist beinahe ein Witz. Es sollte auf Hindenburg gehen, prallt aber grell zurück. Denn unser greiser Präsident hat in dritthalb Jahren ein einziges Denkmal enthüllt. Poincaré hingegen zieht von Dorf zu Dorf und ohne drei Denkmalsreden zwischen Frühstück und Abendbrot ist ihm allemal ein verlorener Sonntag. Freund Barthous Auftreten aber zeigt, mit welcher Sachkunde, mit welcher Unbefangtheit und Wahrheitsliebe die französischen Minister in ihrem Volke arbeiten an der Ausbreitung des Locarnogeistes.

Bald nach der Lannenbergfeier beging unser Hindenburg seinen achtzigsten Geburtstag. Mit ihm tat es freudig erregt die ungeheure Masse seiner begeisterten Verehrer. Überall flatterte die schwarzweißrote Fahne; die schwarzrotgoldene hingegen nur auf den Staatsgebäuden. Reichsbanner und Linkskorporationen hatten nämlich jede Beteiligung abgelehnt. Das Gefühl für nationale Würde, das sie so beweglich rechts forderten zugunsten der neuen Reichsfarben, versagte völlig bei ihnen selber, sobald es den Reichspräsidenten zu feiern galt.

Die Folge ist, daß das feindliche Ausland erklärte, es habe sich um nichts anderes gehandelt als um eine gewaltige Rundgebung des deutschen Militarismus.

In denselben Tagen bereitete jedoch Frankreich 15000 amerikaniſchen „Legionären“ einen überschwenglichen Kummel. Diese Frontkämpfer aus der Neuen Welt haben solchen Narren am militaristischen Schmiß, daß sie ihn in straffster Organisation aber mit viel Trara und Kostümphantastik weiter pflegen. Die französische Regierung hatte sie eingeladen, sich auf den Schauplätzen ihrer Heldentaten erneut zu sonnen. Man tat dies, um drüben 15000 begeisterte Werber einzufangen. Erstens für das edle, gastfreie, friedliebende, französische Volk; zweitens gegen die raubgierigen, greuellüfternen Boches; aus beidem jedoch in logischer Folgerichtigkeit für den amerikaniſchen Kriegsschuldenerlaß an Frankreich.

Man gab also Millionen aus, um Milliarden geschenkt zu bekommen. Nachts leuchteten die Umrisse des Eifelturms von unzähligen Glühbirnen aufgehöhht, um den Triumphbogen und die springenden Wasser des Eintrachtsplatzes spielten blendende Scheinwerferkegel. Für den Festzug und die Parade hatte das Ministerium den Nationalfeiertag erklärt. Die Pariser lehrten sich freilich nicht daran und der Himmel auch nicht. Er gab jenen leisen fadendünnen aber hartnäckigen Regen von sich, der bis auf die Haut durchnäßt und alle Stimmung zu kaltem Brei zerweicht.

Auch nach Verdun wurden die Legionäre geschleppt. Dort empfing sie Poincaré „auf dem Glacis der Zitabelle des Ideals und des Rechtes“. Freilich betundete er auch hier sofort die vollendete Taktlosigkeit des Eigenbrötlers. Nämlich, indem er ihnen ebenso pomphaft wie wahrheitswidrig erzählte, der Eidsieg der Verbündeten sei ausschließlich ein Erfolg französischen Heldentums. Unmutig liefen die Hörer aus dem Saal, und als er auf die unvergängliche Freundschaft zwischen Frankreich und Amerika trank, taten ihm kaum fünfzig noch Bescheid.

Die ganze Nacht wurde also zur verdienten Pleite. Die Legionäre lehren trotz allen Klimbims enttäuscht nach Hause zurück. Sie haben genug von einem Lande, wo ihnen die Rechter „Shylock“ nachriefen und die Linker „Sacco-Vanzetti“. Ja, wo sogar Versuche gemacht wurden, ihre Sonderzüge zum Entgleisen zu bringen. In Frankreich ist der Bolschewismus stärker, als man glaubt. Die Reservistenunruhen

und Matrosenmeutereien verraten es; ebenso ein Geheimbericht der dritten Internationale über bolschewistische Schulen in Loul und Cherbourg, sowie über deren erfolgreiche Arbeit. Das Kabinett hatte alle Ursache, Katowski den schlichten Abschied zu erteilen.

Der denkende Nachprüfer politischen Geschehens weiß, aus welchen Gründen der Weltfrieden nicht kommt und auch gar nicht kommen kann. Er durchschaut auch jetzt schon vollkommen klar, wo die Wahrheit liegt. Nicht bei denen, die uns, die wir unser Recht suchen, den Mund verbieten wollen. Nicht bei denen, die es nicht wagen, ihre Archive zu öffnen. Nicht bei denen, die ein unparteiisches Schiedsgericht scheuen wie der Verleumder den Staupenschlag. Nicht bei denen, die jedes Versprechen brechen und auch jetzt wieder statt der feierlich gelobten 10000 Mann unter schofsen Vorwänden nur die Hälfte aus dem Rheinland abberufen wollen. Am 1. Januar 1930 muß die zweite Zone geräumt werden. Ich wette, die ersten Rechtsverdreher Frankreichs haben heute schon den amtlichen Auftrag, einen Scheinrund zur Richterfüllung auszutüfteln.

Auf den Artikel 231 haben sie genau so viel Anspruch wie der Straßenräuber auf die Legitimationspapiere, die er dem Wanderer mit vorgehaltener Pistole abnahm. Sie fürchten unser Reden, schwagen aber selber unaufhörlich; beides aus dem gleichen Grunde: weil die Scheu vor der Wahrheit, weil die nagende bohrende Angst Feiglinge aus ihnen allen macht.

Sie haben übrigens Genossen auch in Deutschland. Da ist Hermann Wendel zum Beispiel. Ein paar Monate vor Kriegsausbruch war ich Ohrenzeuge, wie er von der Redebanzel des Deutschen Reichstags dem ach so friedfertigen Frankreich ein geschmackvolles „vive la France“ ausbrachte. Seitdem rechnet er unter die großen Propheten der Sozialdemokratie.

Dieser Hermann Wendel hat sich im „Vorwärts“ über den Feldzug gegen die Schulblüge ausgelassen. Er halte nicht viel davon. Es liege bloß die geheime Absicht zugrunde, die frühere Monarchie weiß zu brennen. Das deutsche Volk — er meint natürlich die deutsche Sozialdemokratie — habe aber gar keine Ursache, mitzuarbeiten bei diesem „Versuch der monarchistischen Bankerotteure, nachträglich die Bilanz zu fälschen und der gelöschten Firma neuen Kredit zu schaffen“.

Auch hier sucht eine innere Bangigkeit nach Ausflüchten. Es wurde schon früher an dieser Stelle darauf verwiesen, aber erst durch Wendels Mund begehrt sie offen den törichtsten Selbstverrat. Man kennt Deutschlands Unschuld und glaubt selbst daran. Aber je entlasteter das Reich dasteht, um so größer die Sünde des Umsturzes. War die Monarchie unschuldig, standen wir in gerechter Abwehr, dann ist er tatsächlich ein verruchter Dolchstoß von hinten gewesen; zugleich aber ein blöder Reinfall auf die frechen Lock- und Hezversuche des Feindes.

Das darf nicht jutage kommen; beileibe nicht. Daher die stille Teilhaberschaft an der ausländischen Verleumdung. Daher wurden die belgischen Dinant-Lügen den Lesern der sozialdemokratischen Presse aufgetischt unter der Überschrift: „Greuel des kaiserlichen Deutschlands“. Hier wird dem ausländischen Anwurf noch ein besonderer inländischer Dreh gegeben. Denn nicht die deutsche Regierung beschul-

digen die Feinde, sondern das deutsche Heer. Soviel ich weiß, handelt es sich um sächsische Regimenter. Das sächsische Volk, das diese bildete, war aber damals schon weit überwiegend sozialdemokratisch. Gerade Leute wie Wendel hätten also zwingenden Anlaß, am schärfsten dagegen anzutämpfen.

Statt dessen das Abwiegeln der Herzensangst. „Wählt nicht in der Vergangenheit!“ so wird mit erkünstelter Abgeklärtheit gepredigt. Schweigt stille, sonst bekommen wir die Rheinlande niemals frei! Man verlangte sogar, Strefemann solle „die rhetorische Entgleisung Hindenburgs“ einrenten, und war empört, als der Minister nach Pflicht und Gewissen dem greisen Feldherrn zur Seite trat. Aberdies noch dieses feige Abschieben auf die Hohenzollern. Was wollt ihr von uns, den edlen Republikanern? tolettiert man nach draußen hin. Das hat ja die Monarchie getan, die verderbte, fluchbeladene Monarchie. „Wir“, so sagt Hermann Wendel, „haben mit diesem Leichnam nichts zu schaffen; wir sind die Republik.“

Uns anderen liegt die Republik nicht ganz so sehr am Herzen. Desto mehr das deutsche Volk. Böse Leumundmachei von ihm abzuschütteln, das ist und bleibt uns Ehrenpflicht. Daher treten wir dem verdienten Herausgeber der deutschen Alten bei, der übrigens Demokrat ist. Dieser Dr. Thimme verlangt nun erst recht verdoppelten Kampf gegen die Kriegslüge. Den diplomatischen Vorkriegsatten müßten jetzt die militärischen folgen. Dann werde sich ja erweisen, ob Frankreich den Mut zur Nachfolge hat.

Er wird ihm fehlen. Jetzt und immerdar. Aber es zittert vor dem Augenblick, da Räterußland seine Archive auspackt. Gelingt es im Westen nicht, so setzen wir im Osten den Hebel an: *Acheronta movebimus* —

In Genf ging bekanntlich Speise vom Fresser aus; das heißt ein Friedensvorschlag von den Polen. Das erinnerte ein wenig an jenen Verschwender, der aus dem Schuldgefängnis heraus dem englischen Parlament einen säuberlichen Plan zur Tilgung der Nationalschuld vorlegte. Aber der Vorschlag hörte sich gut an. Angriffskrieg ist verboten; jeder Streit durch friedliche Mittel zu schlichten. Man pries ihn sehr und fiel ihm einstimmig bei. So friedfertig ist man — in der Theorie.

In der Praxis hingegen war es richtig der Antragsteller selber, der die ersten Händel bekam.

Litauen ist freilich auch kein besonders liebenswürdiger Zeitgenosse. Sein Treiben im Memellande stellt sich dem polnischen in Oberschlesien, dem italienischen in Südtirol oder dem rumänischen in Siebenbürgen als würdiges Gegenstück zur Seite.

Auch im Innern herrscht dicke Luft. Zwar mißlang der Tauroggener Putzsch, aber die meisten Teilnehmer fanden in Polen wohlwollenden Unterschlupf. Das reizte die Leute von Rowno zu etlichen Nabelstichen. Sie beriefen die polnischen Lehrer ihres Bereiches zu einer litauischen Sprachprüfung ein. Es wurde eine fürchterliche Musterung daraus. Von je zehnen fielen neun durch. Nach der polnischen Presse hätte man aber die Durchgefallenen sogar auch noch, wie man faule Jungens nachsitzen läßt, auf die Festung geschickt. Die litauische bestreitet es. Sie hat allerdings schon manchmal die Unwahrheit gesagt; die polnische freilich jedoch noch nie die Wahrheit.



Desto mehr schlug sie Lärm. Man ist ja bekanntlich selber gegen deutsche Lehrer und Schüler von engelhafter Duldsamkeit. Pilsudskis Diktaturregiment vergalt daher, indem es alle litauischen Schulen auf seinem Gebiete schloß und alle litauischen Lehrer in ein Sammellager verstaute. Das verstieß gegen das Minderheitengesetz, allein wogegen verstößt denn Polen nicht?

Es hat schon 1920 das Wilnaabkommen gebrochen. Der 9. Oktober, an dem es damals die Stadt besetzte, ist seitdem litauischer Volkstrauertag. Eigens deshalb hat an ihm Polen diesmal in Wilna eine lärmende Sieges- und Befreiungsfeier veranstaltet. Edle Nationen rauben nie; sie befreien bloß. Mit sittlichem Feuer verurteilte daher General Haller Hindenburgs Tannenbergrede, in der die Hydra deutscher Raubsucht ihr Haupt erhebe und die Welt mit neuer Brandstiftung bedrohe.

Demgegenüber sind die Polen stillzufriedene, gesättigte Leute; peinliche Befolger des neunten und zehnten Gebotes. Es ist nur ein Problem, wenn ihre Presse das Bestehen des litauischen Staates ein düsteres Verhängnis nennt. Ein litauisches Volk gebe es erstens überhaupt nicht; zweitens sei es auch gar nicht zur Herrschaft über sich selber reif. Und drittens werde in den Randstaaten dann erst Ruhe, wenn das alte Jagellonenreich wieder hergestellt, also Litauen mit Polen vereinigt sei.

Daß Rowno ob solcher Sprache aufhorcht und seine Regimenter verschiebt, wer kann es den um Wilna Beschwindelten verdenken? Man plänkelt auch gelegentlich auf dem Grenzrain laut knallend hin und her. Der friedliebende Litauer macht den friedliebenden Polen, dieser natürlich umgekehrt den friedliebenden Litauer dafür verantwortlich. Somit beweist schon dieser erste Fall, wie schwer es ist, den Angreifer festzustellen, den bekanntlich Acht und Aberacht des Völkerbundes zu treffen hat.

Wo einer der Pariser Vorortfrieden sein Unwesen trieb, da herrscht Spannung, Haß und Kampf.

Auch in Makedonien. Es müßte bulgarisch sein, wenn nicht in Neuilly wie in Versailles, St. Germain und Trianon alle vernünftigen Grundsätze wären mit Schmierstiefeln niedergetrampelt worden.

Das Land am Wardar ist das Elsaß-Lothringen Bulgariens. Wohl mischen sich die Völker dort noch weit stärker; immerhin kommen auf acht Bulgaren je zwei Griechen, zwei Mohammedaner und nur ein Serbe. In Makedonien gab es die erste bulgarische Druckerei, der erste Geschichtschreiber Bulgariens war Makedonier, und wer die führenden Kreise Sofias kennt, der weiß, wie stark sie mit seinen Landesleuten durchseht sind.

Ich bin während des Krieges einmal dort unten gewesen. Mit wem ich auch sprach, ich hörte immer nur, oft mit ausbrechender Leidenschaft, den heißen Wunsch, endlich einmal mit dem Mutterlande vereinigt zu sein. Im Rilokloster zeigte man mir dessen Gästebuch mit einem Eintrag Deschanel's aus dem Jahre 1908. „Ce foyer de la conscience bulgare“. (Dieser Herd des bulgarischen Gewissens.) So nannte er damals Makedonien. Unter seiner tätigen Mitwirkung wurde es daher zehn Jahre später den Serben zugeschanzt.

Diese machten es wie alle, denen das Diktat Bürger fremden Geblütes überantwortete. Ein schamloses Regiment der Willkür enteignete und vertrieb oder nahm

fest und folterte einen jeden, der nicht sein Stammesgefühl zu verleugnen bereit war.

Nimmt's wunder, daß da das Komitatschwefen aus türkischer Zeit wieder aufkam? Es sind wilde Kerle mit echten Balkangesichtern, Falkenaugen und hängenden Schnurbärten; im Gürtel die Pistole und den Yatagan. Ich sprach einen hageren Greis, der dies Handwerk seit fünfzig Jahren betrieb. Er war einige zwanzigmal verwundet, doch nie erwischt worden. Primitiv in ihrem sittlichen Empfinden sind diese Menschen doch unerschütterlich in ihrer Gesinnung. Gewalt weckt nur Gegengewalt, und wenn der serbische General Rowatschewitsch ermordet wurde, dann war dies nur die landesübliche Antwort auf eine Kette von serbischen Scheußlichkeiten.

Ist hier nicht eine dankbare Aufgabe für den Völkerbund? Er könnte Frieden schaffen durch unbefangenes Prüfen und gerades Urteil, wenn — ja, wenn es nicht der Völkerbund wäre. Aber Jugoslawien wird von Frankreich gestützt; hinter dem Komitatschitreiben soll Italien stehen, daher läßt man in Genf die Dinge laufen aus Furcht vor einem Zusammenstoß der beiden Großmächte. Man wird nie Gasgranaten bei den Mächtigen verbieten, wohl aber Gasmasken beim Schwachen.

Der größte Lobpreiser des Völkerbundes bleibt Chamberlain. Allein allemal, sobald er Genf den Rücken gekehrt, treibt er die durch die Satzung verbotene Geheimpolitik. Voriges Jahr traf er sich mit Mussolini, diesmal mit Primo de Rivera, dem Diktator Spaniens. Im Hafen von Palma war's, angesichts jenes Tibidaboberges, der so heißt, weil Jesus auf ihm versucht sein soll. Rivera ist aber kein Heiland. Ein „Hebe dich weg“ hat er nicht gesprochen, hingegen das „dies alles will ich dir geben“ gern gehört. Er rühmt, was Chamberlain für eine Großmacht aus Spanien zu machen gedente. Man rät nun herum, ob es sich um Marokko handle oder ein Locarno des Mittelmeers. Genaues wird schwerlich zu erfahren sein. Denn wer glaubt denn, daß ein solches Abkommen nach Vorschrift in Genf zum Registrieren vorgelegt würde?

Der Völkerbund ist ein Jahrmarkt. Schöne Sachen stehen in den Buden feil. Das Rind hat einen Summiballon erstanden. Stolz trägt es das himmelanstiegende Ding nach Hause. Am nächsten Tage aber läßt die Triebkraft schon nach und auf der prallen Hülle zeigen sich Runzeln. Am dritten kriecht der Ballon geduckt am Boden und am vierten ist die ganze Herrlichkeit zu einem winzigen Häuflein leerer Summhaut verchrumpft. Mit allen Genfer Errungenschaften geht es ebenso.

Dr. Fritz Hartmann-Hannover

(Abgeschlossen am 21. Oktober)

# Auf der Warte

## Hindenburgs Geburtstag

mit seinen 4000 Telegrammen, 12000 Zuschriften und zahllosen Aufmärschen war ein erhebendes Zeichen dafür, wie stattlich jenes andre Deutschland sein kann, das des Reichspräsidenten Gesinnung ehrt. Jedenfalls hatte das Ausland einen starken Eindruck von dieser einmütigen Rundgebung.

Darf man von Einmütigkeit sprechen? Etwas weil sich die anders Eingestellten verhältnismäßig zurückhielten? Wir wagen es nicht auszusprechen. Ein Blick in die links und ganz links gerichteten Blätter beleuchtet die seelische und geistige Denkrichtung dieser Kreise auch bei diesem Anlaß.

Wir meinen zwar nicht das Volk. Dieses, soweit es unbefangenen Gefühlen noch zugänglich ist, hat eine eingeborene Achtung vor einer konservativen, in sich geschlossenen Persönlichkeit, wie es Hindenburgs Gestalt ist. Diese Persönlichkeit ist ein Symbol für das ewige Deutschland mit seinem Pflichtbegriff und mit seinen Gemütskräften, für jenes ruhige und stete Deutschland, wie es sich etwa auf künstlerischem Gebiet in einem Hans Thoma ausdrückte, der in Hindenburgs Nähe Geburtstag hat, oder im Septembertind Wilhelm Raabe. Wenn sich die Wogen der Nachkriegszeit gelegt haben, wird sich in Deutschland ein neuer Konservatismus großen Stils herausbilden, zu dem man die Grundzüge schon in Lagarde findet. Diese großkonservative Stimmung ist weit genug, um ein gut Stück Zukunft zu umspannen und sich an der Vergangenheit zu unterrichten, wohin der Weg geht.

Auch in diesem Sinne ist Hindenburg ein zukunftsverheißendes Symbol. L.

## Martin Luther

Gedanken zum Reformationsfest

Der Mann ist von seinem Werke nicht zu trennen. Mit dem Namen Luther ist das Zeitalter der Reformation so eng ver-

bunden, wie wohl keine andere geschichtliche Epoche, keine andere Zeitenwende sich an den Namen eines einzelnen Mannes knüpft. Wie konnte es geschehen, daß die Persönlichkeit Luthers seiner Zeit so deutlich den Stempel aufdrückte, das besondere Wesen Luthers das Wesen und den Geist der Reformation so sichtbar beeinflusste? Wenn irgend etwas in der Geschichte die Tatsache erhärtet, daß der große, tatkräftige Mann den Gang der geschichtlichen Dinge maßgeblich beeinflusst, sie mit seiner Wesensart durchbringt und auf besondere, ganz persönliche Pfade führt, so liefert die Geschichte der deutschen Reformation den Beweis hierfür. Natürlich ist Voraussetzung, daß die Begabung und der Ideentreis des großen gottgesandten Menschen in der Richtung des großen Zeitgedankens liegt. Die deutsche Seele hatte damals der Erlösung; bringen konnte sie nur ein Mensch, der sich selbst durch das Einsehen für die allgemeine Not die Seele löste von den Bindungen und Sklavenketten der Zeit und der alten, unfreien Kirche. Der klare, blaue Himmel und die bunte, üppige Landschaft des Südens befähigte seine Söhne, der mittelalterlichen Kunst eine Wiedergeburt zu geben in Weltfreudigkeit und Freiheit. Deutsche Gelehrtenfleiß und Gründlichkeit konnten sich nicht mit der kirchengebundenen Wissenschaft begnügen und schöpften in Ablehnung der Scholastik aus den Quellen der Heiden ... Doch was frommte dies alles der deutschen Seele? Was kümmerte den einfachen Mann aus dem Volke, den seine Seelenangst zu bizarrer Mystik trieb, der alle irdischen Güter dahingab und doch nicht die Freiheit der Seele erlangen konnte, Rüstlerruhm und Gelehrtenehre? Dem unentrinnbaren Drang, vor dem eigenen Gewissen bestehen zu können, der in jeder deutschen Seele schlummert, mußte Genüge geschehen. Ein vor der Hand dunkles Ahnen ging durch das Volk und rang sich langsam zum Lichte empor, daß äußere Werte, erkaufte Messen und Seelenmessen im tiefsten Grunde unsittlich seien. Der Städter, dem ja

jener Zeit der praktische Blick für geschäftliche Dinge nicht fehlte, sah mit Deutlichkeit, daß die Kirche ein inneres Bedürfnis geschäftlich nutzte und mit der deutschen Gewissensangst einen schwunghaften Handel betrieb. Doch der Anstoß zur Reformation kam nicht von jener praktischen, materiellen Seite, sondern von Luther, dem innerlichen, in seiner Seele geängstigten Mönch. Welche Kräfte befähigten Luther zu seinem Werk? Es ist klar, daß der Mann, dem die Masse der deutschen Bürger und Bauern zuliebe, aus ihrer Mitte hervorgegangen sein mußte und ihre Nöte kannte. Hans Luther, der Vater, war nicht kirchentromm gewesen, und der Streit mit dem Sohne, als sich dieser dem geistlichen Berufe zuwandte, beweist uns klar, daß in ihm die Abneigung der meisten arbeitsfrohen Bürger gegen Kutte und Pfaffentum wohnte. Martin Luther, dem Sohne, lag die gesunde bürgerliche Auffassung von Arbeit und Lebensführung im Blute. — Und doch entschloß sich der junge Rechtsstudent, in Erfurt ins Augustinerkloster einzutreten. Er kam nicht aus den Kreisen der Humanisten, deren Endzweck die Pflege der Wissenschaften war, und die öfters die Kutte nahmen, um innerhalb der ruhigen Klostermauern ein beschauliches, der Wissenschaft geweihtes Dasein zu führen. Ihm war vielmehr Humanismus und Gelehrsamkeit Mittel zu dem Zweck, zu seinem Gott in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Sein Geist krankte an dem offenen Widerspruch, dessen sich die Kirche schuldig machte, indem sie der Zeitströmung folgend, den wesensfremden Humanismus in sich aufnahm. Seine Seele litt unter ärgeren Widersprüchen: kann der Mensch mit seinen nur egoistischen Trieben sich zu einem gottnahen und Gott wohlgefälligen Leben aufschwingen? Sind die äußeren Werke, die die Kirche verlangt, nicht ein verwerfliches Mittel, die von Gott verordnete Gewissensnot zu ersticken? Aus Selbstqual und Kasteiungen riß ihn nur seine im Grunde urgesunde Natur heraus. Einem Humanisten wären die Zweifel nicht angefliegen, eine weniger starke menschliche Natur wäre unter ihrer Last zusammengebrochen. In Luther wohnte deutsche Bürger- und Bauernart.

Das Leben, von Gott gegeben, um es Gott wohlgefällig zu gestalten, dem irdischen Pflichtenkreis zu genügen mit himmelwärts gerichtetem Blick, das zu lehren, schien ihm eines Daseins wert. Steht nicht etwas Urdeutsches, etwas Faustisches in Martin Luther, der nach der Erkenntnis: „Es irrt der Mensch, solange er strebt“ sich zu der Gewißheit durchringt: „Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben, das ist der Weisheit letzter Schluß, nur der verdient die Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß?“ Doch Luther war nicht wie Faust der einsame Gottsucher, dem nach langer Irrfahrt am Lebensende der Weisheit letzter Schluß aufgeht. Mit der ganzen Seelenangst seiner Zeit, die eine Zeitenwende bedeutet, mit der großen Rindlichkeit seines Gemütes und der Kraft seines Charakters löst er die Aufgaben, die eines Mannes harren. Er löst sie seinem Wesen gemäß: einfach, schlicht und deutsch und für das deutsche Volk.

Dr. Gerhard Schmidt

## Lagarde

Der hundertjährige Geburtstag dieses deutschen Propheten gibt uns Anlaß, ihm unseren tiefen Dank auszusprechen für sein Gesamtwirken — gleichviel ob wir in allen Einzelheiten mit ihm übereinstimmen oder nicht. Denn seine Gedanken sind erlebt, sind aus seinen Sorgen um Deutschland herausgewachsen. Er sah ein verhängnisvolles Teil dessen voraus, woran wir heute schwer kranken. Man kann sagen, seine Sorge galt gerade dem, was jetzt im Mittelpunkt unserer Türmer-Arbeit steht: der deutschen Seele oder auch der Reichsseele, sofern sie von den Einrichtungen des völkischen und staatlichen Lebens gefördert oder gehemmt werden kann. Hier war er geradezu religiös gestimmt. So sagt er einmal: „Es wird notwendigerweise zu sinnen sein auf eine Verbindung aller derer, welche vor Gottes Augen leben wollen, welche auf die durch des höchsten Meisters Hand in Angriff genommene Bildung ihrer Seele achten und ihr danken. Alles Geistige muß auf der Erde einen Leib haben, um in der Geschichte tätig sein zu können . . .“ In dieser Leib-Geistigkeit ging bei Lagarde Irdisches in Ewiges über:

seine erzieherische Arbeit im deutschen Staat und Volke war zugleich Reichsgottesarbeit. „Finden sich die Menschen für diesen Versuch in Deutschland nicht und nicht bald,“ fährt er fort, „so können wir auf die Zukunft unsres Vaterlandes verzichten; Deutschland wird dann noch eine Weile existieren — zu leben wird es bald genug aufhören.“

So ernst stand Lagarde seinem Zeitalter gegenüber. Seine Beforgnisse sind durchaus die unseren. Er spürte genau, daß man in der Bismarck-Zeit zwar den Reichskörper baute, aber die Reichseele mithineinzubauen unterließ. Oder vielmehr: daß dies eine besondere Aufgabe sei, die nicht durch die Politik zu lösen war, auch nicht durch die genialste Außenpolitik.

In diese Hauptföge, die sich durch sein ganzes Leben bedeutsam zog, wissen wir uns als Lagardes Mitarbeiter. Er war nicht nur großdeutsch, er war auch edeldeutsch, sofern Lauterkeit der Gesinnung sein Leitmotiv war. „Fromm sein heißt, das eigene Leben und die Geschichte als ein zu einem Ziel bringendes Ganze verstehen.“ Darin berührt er sich mit Fichtes idealer Forderung; und nicht seine gelehrten Arbeiten, so wertvoll sie sind, sondern seine „Deutschen Schriften“ berühren uns heute so unmittelbar, als wären sie für die Gegenwart geschrieben.

Lagarde ist am 22. Dezember 1891 in Göttingen gestorben, nach einem Gelehrten-dasein voll Mühe und Arbeit, voll Kampf in seinen Beziehungen zur damaligen Öffentlichkeit. Er ist ganz und gar nicht veraltet. In ihm steckte ein Künstler: er wollte auch sein Deutschland als Kunstwerk sehen und suchte an dessen Meißelung mit allen guten Kräften mitzuarbeiten. Den Götzen der Zeit trat er schroff entgegen, da er seine Kraft aus dem Ewigen bezog, und vom Ewigen aus suchte er auch das Deutsche Reich zu beseelen und durch diese religiöse Läuterung wahrhaft zur Einheit zu führen.

Er ist wenig gehört worden im Materialismus des Zeitalters. Wir müssen sein Wert fortsetzen. —

Abigens weisen wir bei diesem Anlaß wieder auf einige Hauptwerte von und über

Lagarde hin. Eine schöne Auswahl mit Bildern erschien im Verlage Eugen Diederichs, Jena (eingeleitet von Friedrich Daab); eine Ausgabe seiner „Deutschen Schriften“ (geh. 5 M., geb. 6,50 M.) in J. F. Lehmanns Verlag, München; ebendort und zu demselben Preise „Ausgewählte Schriften“. Ein Auswahlbändchen mit Lebensbild veröffentlicht auch Alara Boesch (Augsburg, Värenreiter Verlag). Lagardes Büchergehören in jede deutsche Bücherei.

## Entnordung?

Leidet die deutsche Forschung an Verfallungswahn? Gobineau hat von der Vernichtung der weißen Rasse gesprochen, Spengler vom Untergang des Abendlandes — und Günther droht mit der Gefahr der „Entnordung“. Die Antisemiten ihrerseits sprechen von der „jüdischen Welt Herrschaft“. Schämt man die über uns waltenden unsichtbaren Meister und Mächte so gering ein? Vertrauen wir so wenig der göttlichen Weltentung?

Anknüpfend an Günthers Rassenlehre, die er in ihrer Art würdigt, macht der kluge Wilhelm Stapel im „Deutschen Volkstum“ ein paar Einwendungen, die wir uns durchaus aneignen. Er schreibt:

„Es ist ein trübseliger Anblick: die Natur führt immer und überall in den Kulturen durch ‚Segenauslese‘ (ein nicht hinreichend gekläarter Begriff) zu weiterer ‚Entnordung‘. Und jetzt nun soll der menschliche Wille die Natur korrigieren. Günthers Mittel? Ein Verein für rassistische Gattenwahl und Geburtenvermehrung. Förderung der Kinderproduktion und Eheberatung — ein scheußlich rationalistisches Auskunftsmittel. Wenn die nordische Rasse nur so erhalten werden kann, soll man sie lieber zugrunde gehen lassen. Was stark ist, muß sich selbst Raum schaffen. Wie oft seit 1918 waren bei uns herrliche Gelegenheiten zu großen ‚Wikingertaten‘! Warum haben die nordischen Menschen weder in Berlin noch in München noch in Hamburg noch vom platten Lande aus einen neuen Staat zustande gebracht? Da murren sie über die ‚Ostischen‘ und — werden von ihnen regiert. Der nordische Held setzt sich aufs Allentheil,

denkt Kinder und Ahnen und schüttelt das Haupt, würgt sich kleinbürgerlich mit Ehesorgen und Kinderkriegen herum und ist im Herzensgrunde froh, daß er „angefichts der schwierigen Lage“ der politischen Tat entbunden ist, „weil's ja doch nichts nützt“, ehe „wir nicht wieder nordischer geworden sind“. Wenn der nordische Mensch als politischer Führer dem deutschen Volke Lebensraum schafft, dann wird er wieder maßgebend sein und das Leben bestimmen. Wenn er sich aber an einen raffekundlichen Stammtisch zurückzieht und statt durch Taten und Leistungen im Staat durch Hilfe für sich selbst gedeihen will, wird er in Lächerlichkeit sterben. Hammer oder Amboss! Wer sich nicht mehr verschwenden kann, stirbt.“

## Die Memme als Ideal

Es ist Vorrecht der Masse, durch Stimmung bald so bald anders aufgepeitscht, in naiven Gegensätzen des Denkens zu irrlichtern. So zieht das Reichsbanner zu pazifistischen Kundgebungen aus mit Trommeln, Pfeifen und militaristischem Gleichschritt, ohne sich des Widerspruchs irgendwie bewußt zu sein. Und wenn die Beschlusserklärung: „Nie wieder Krieg!“ angenommen ist, dann rückt es gedankenlos ab unter dem Gesang des Liedes: „Schwarz das Pulver, rot das Blut, golden flackert die Flamme.“ Daß auch der Frömmste nicht in Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, das ist zu klar, zu logisch, zu erfahrungsbewährt, als daß es verstanden würde. Daher ein ewiges Nörgeln an der Reichswehr, weil sie ihre Leute zum Massenmord abrichte. Nach wahrhaft demokratischen Grundsätzen hätte sie mutmaßlich mit Pralinen zu schießen und Plum-puddinge in die Geschütze zu laden; auf dem Seitengewehr müßte stehen: „Du sollst nicht töten!“ und auf dem Stahlhelm: „Gib Frieden, Herr, in unsern Tagen.“

Militärische Interessen zu weden, das wird bereits als ein Verbrechen an unserer Jugend gebrandmarkt. Der pommersche Oberpräsident Lippmann hat daher Schulausflüge ins Mandbergelände untersagt. In Paris rühmt

man ihn dafür als einen verständigen Förderer der moralischen Abrüstung Deutschlands, geht indessen selber ans Werk, die eigene Jugend schon auf der Schule in Waffen auszubilden. Und dieser écolier soldat findet in allen Vassallenstaaten emsige Nachfolge.

Wir hingegen stellen uns immer noch höher. Schon wird gefordert, unsere Jungens sollten grundsätzlich zur Memme erzogen werden.

Herr Friß Gottfurcht tut es und zwar in der „Weltbühne“: „Wir brauchen, so verkündet er, Abbau des Mutes und Anerkennung der Feigheit — — Sport als Kriegserfah ist, auch abgesehen von den Wehrvereinen, eine akute Gefahr — — Es war in diesen Tagen sehr schwer, für die Feigheit Propaganda zu machen — — es hilft nur eins: unbedingte lebensbejahende Feigheit. Wo Lebensgefahr ist, keine Freiwilligen!“

Der „Fribericus“ zieht daraus eine Folgerung, an die der Erzieher zur Memme offenbar nicht gedacht hat. Es gibt nämlich Fälle, wo die lebensbejahende Feigheit des einen auf den nächsten höchst lebenverneinend wirken muß. Wie z. B. wenn Friß Gottfurcht ins Wasser fällt und kläglich um Hilfe schreit? Laßt ihn doch ersaufen! Wo Lebensgefahr, keine Freiwilligen! Ich glaube, in solchem Falle würde Friß Gottfurchts letztes Wort ein Fluch auf die Memme sein, die er jetzt als den Übermenschen der Zukunft preist.

F. S.

## Besatzungskosten

Wer spricht denn bei uns viel von den Besatzungskosten? Und doch belaufen sich diese völlig unnützen Ausgaben auf ganz beträchtliche Höhen. Im „Rheinischen Beobachter“ erfahren wir darüber:

Der Versailler Vertrag hatte bestimmt, daß Deutschland neben den Reparationen sämtliche Kosten, welche durch die Besetzung entstehen, zu tragen und mit Vorrang vor den übrigen Schulden zu zahlen habe. Deutschland mußte also den Sold für die Besatzungstruppen, ferner die Kosten für ihre Ausrüstung, Verpflegung und Unterbringung an die Alliierten entrichten, und zwar entweder direkt durch Barzahlung oder in-

direkt durch Auszahlung von Quartiergebern und Entschädigungen an die Einwohner des besetzten Gebietes, bei denen die Truppen Wohnungen oder sonstige Gegenstände requiriert hatten. Da die Alliierten anfangs die Zahlungsfähigkeit Deutschlands für uner-schöpflich hielten, und da die Zahlungen für die Besatzung auf die Reparationssumme nicht angerechnet wurden, hatten die Alliierten zunächst wenig Neigung, zu sparen. In den ersten Jahren sind für Errichtung von Kasernen, Beschlagnahme von Quartieren, Einrichtung von Flug- und Exerzierplätzen, für die Befolgung der Truppen und für sonstige Heeresbedürfnisse geradezu fabelhafte Summen verbraucht worden. Der Gesamtaufwand an Besatzungskosten für die Zeit vom 11. November 1918 bis 30. April 1921, also für die ersten  $2\frac{1}{2}$  Jahre, belief sich auf 3763 Millionen Goldmark, also mehr als  $3\frac{1}{4}$  Milliarden. Auch in den folgenden Jahren waren die Kosten noch außergewöhnlich hoch. In der Zeit vom Mai 1921 bis 31. August 1924 betragen die Gesamtkosten 1705 Millionen Goldmark. Von der Zeit des Waffenstillstandes bis zum 31. August 1924 hat man also insgesamt 5468 Millionen Goldmark ausgegeben, das ist erheblich mehr als die gesamte französische Kriegsent-schädigung nach dem Kriege 1870/71. Diese ganze Summe ist für Deutschland und die Reparationsgläubiger verloren, da sie nicht zu Entschädigungszwecken, sondern lediglich zur Deckung der völlig unproduktiven Ausgaben der Besatzungstruppen verwendet wurde.

Nach dem 1. September 1924 (Dawesplan) wurde dieser Brotkorb zwar den Alliierten etwas höher gehängt, doch beliefen sich die Kosten noch auf 214 Millionen Goldmark (1924/25), im zweiten Jahr auf 197 Millionen; im laufenden dritten Jahr werden sie voraussichtlich auf 250 Millionen steigen, da noch rückständige Besatzungskosten zu zahlen sind.

So wird Deutschland geschöpft. Man fragt sich erstaunt und ergrimmt, wie lange denn dieser Aberlaß fortgehen soll?!

\*

## Wer soll moralisch abrüsten?

Vor mir liegen einige Lehrbücher, die in den Gymnasien Frankreichs und der französischen Schweiz verwendet werden. In dem kleinen englischen Lesebuch „Tales of Tales“ (bei Hachette, Paris 1917 erschienen), finde ich neben Gullivers Reisen, Peter Simple, Tom Brown's schooldays und anderen alten Bekannten drei Lese-stücke, die sich mit Deutschland beschäftigen. Das ist überraschend, denn man erwartet von einem solchen Buche zunächst doch die Schilderung englischer Menschen und Verhältnisse. Zudem wird keinem anderen der europäischen Länder die gleiche Auszeichnung zuteil. Bei näherem Eindringen sehen wir jedoch, daß wir keinen Grund haben, uns darüber zu freuen. Da ist zum Beispiel ein Stück, betitelt „About German Polioemen“, das dem lebenswürdigen Buche des deutschfreundlichen englischen Humoristen, Jerome K. Jerome, „On the Bummel“ entnommen ist. Der Verfasser gefällt sich von Anfang bis Ende in grotesken Übertreibungen, die da und dort ein Krümchen Wahrheit enthalten. Nicht nur über die Deutschen macht er sich lustig, sondern auch über sich selbst und seine englischen Reisegefährten. Er will gar nicht, daß man ihn ernst nimmt, sondern nur die Lachmuskeln in Bewegung setzen. Professor Rancés jedoch, der Urheber des Lesebuches, verfolgt andere Absichten. Er hat ein Kapitel herausgegriffen, das bei weitem nicht zu den lustigsten und geistreichsten gehört. Dadurch, daß man es aus dem Zusammenhang löst, bekommt es eine Bedeutung, die ihm ursprünglich fehlt, und es gelingt, den deutschen Schutzmann und im weitern Sinne die gesamten deutschen Einrichtungen lächerlich zu machen.

Aber es kommt noch schlimmer. Nur wenige Seiten entfernt finden wir eine Episode aus dem Deutsch-Französischen Kriege des Jahres 1870. Das Bruchstück stammt aus einem Roman von Ouida, doch wird mit keiner Silbe angedeutet, daß es sich um eine erdichtete Erzählung handelt. Die Begebenheit — ein roher preussischer Offizier läßt in ruheloser Weise ohne jede moralische Rech-

fertigung einen edelmütigen französischen Landmann und Familienvater erschließen — ist vielmehr so dargestellt, als handle es sich um eine verbürgte geschichtliche Tatsache!

Das dritte Lesestück „Ein Wirtshaus des Mittelalters“ verdient eingehendere Betrachtung. Der Titel klingt harmlos, die beigegebene Erklärung ist es schon weniger. Sie lautet: Gerhard reist zu Fuß von Holland nach Rom. Das Folgende ist die Beschreibung eines deutschen Gasthauses, in welchem er die Nacht verbringt:

In diesem Gasthause also geht es äußerst schmutzig zu. Die von draußen hereinkommenden Männer nehmen eine Reinigung vor, deren Sinn schwer verständlich ist. Nachdem sie sich in der Wirtsstube die langen Haare gekämmt haben, schaben sie mit ihren Taschmessern den Schmutz von ihren Schuhen auf den Stubenboden und benützen dasselbe Messer, um sich Brot vom gemeinsamen Laib abzuschneiden. Das Wasser, das zum Händewaschen heringebracht wird, ist so ekel-erregend, daß Gerhard entrüstet ausruft, es hätte selbst nötig gewaschen zu werden. Daß die Luft in dem Raume jeder Beschreibung spottet, daß die Betten, von denen je eines zum Gebrauch von zwei Gästen bestimmt ist, von Schmutz starrten, versteht sich nach dem Vorhergesagten von selbst.

Zufällig habe ich auch den umfangreichen Roman gelesen, dem dieses Idyll entnommen ist. Er hat den Titel „The Cloister and the Hearth“, und der Verfasser, Charles Reade, erzählt darin die Geschichte des Erasmus von Rotterdam und die seines Sohnes. Die Beschreibung deutschen Landes nimmt einen verschwiegend kleinen Raum darin ein. Wenn man weiß, wie der Franzose Michel de Montaigne, der etwa um die gleiche Zeit wie jener Gerhard Deutschland bereiste, die Sauberkeit, Ordnungsliebe und Freundlichkeit seiner Bewohner rühmte, so kann man nur lächeln über die wildumherschweifende Phantasie des englischen Schriftstellers und seine unwahrscheinlichen Schilderungen, denen jede geschichtliche Unterlage fehlt.

Die jungen französischen Leser jedoch, denen man dergleichen vorsetzt, müssen glauben, ein

Sittengemälde vor sich zu haben, nach der Art etwa von Freitag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“.

Es ist bekannt, wenn auch vielleicht noch lange nicht genügend, daß man seit 1870 Bücher und Schulhefte in Frankreich in den Dienst chauvinistischer Propaganda gestellt hat. Aber vielleicht ist es nicht unwichtig darauf hinzuweisen, wie raffiniert dabei zu Werke gegangen wird.

Wenn man im neutralen Ausland von diesen Dingen spricht, so wird einem stets geantwortet, man müsse bei den Franzosen vieles mit ihrem leidenschaftlichen Temperament entschuldigen. Derartige Methoden können jedoch nicht als spontane Ausbrüche der Leidenschaft gelten. Sie sind mit kalter Berechnung ausgedacht und von einer Hinterhältigkeit, die geradezu teuflisch anmutet.

Bücher von der oben geschilderten Art wird man in der ganzen deutschen Schulliteratur vergeblich suchen. In Frankreich aber und in der französischen Schweiz sind sie noch überall an der Tagesordnung, und es kann wohl angeht die dieser Tatsache kein Zweifel darüber bestehen, wer von den beiden Ländern es am nötigsten hat, moralisch abzurufen!

Eh. Lehner

## Thomas Mann und Max Hölz

Sacco und Vanzetti und kein Ende! . . . Die Kommunisten blasen weiter in das sachte verglimmende Feuer, auf dem ihr Süppchen eine Zeit lang so schön kochte. Daß der Unhold Max Hölz, dessen Name mit dem trübsten Kapitel der deutschen Nachkriegszeit verknüpft ist, wie sein Verteidiger Dr. Apfel berichtet, seelisch zusammengebrochen sei, als er von dem „Justizmord in Boston“ erfuhr, läßt uns völlig kalt. Als brave deutsche Menschen den Raub- und Mordzügen dieses Verbrechers zum Opfer fielen, zeigte er keine Spur menschlichen Mitgefühls. Recht sonderbar muß es berühren, daß dieser edlen Seele in der Person des Dichters Thomas Mann ein Helfer und Herold entstanden ist. In einem Briefe an Hölz' Anwalt schreibt dieser: „Max Hölz die Ehre abzuspochen und ihn rechtens



zum lebenslänglichen Tode zu verurteilen, war eine wüste und blöde Tat, die gut zu heißen oder achselzuckend hingehen zu lassen, kein freier und gutwilliger Geist sich überwinden kann. Gibt es denn an den obersten Stellen des Reiches kein Gefühl dafür, daß es sich empfähle, daß es sich dringend empfähle, dem im Volke um sich fressenden Mißtrauen gegen die Reinheit der Justizpflege durch das mutige Eingeständnis geschehener Mißgriffe und durch ihre hochherzige Wiedergutmachung Einhalt zu tun? ... Wir raten Thomas Mann, dem Verfasser der „Betrachtungen eines Unpolitischen“, dringend von politischen Betrachtungen ab. Sie muß uns nachdenklich stimmen ... diese Freundschaft zwischen Thomas Mann und Max Högl! ...

Dr. Gerhard Schmidt

## Der Rätetanz

Endlich wieder einmal ex oriente Terpsichoro. Polonaise und Krakowial sind ja längst überwundene Errungenschaften aus der Polenschwärmerei der Biedermeierzeit. Seitdem beziehen wir unsere Tänze fast ausnahmslos aus dem Westen, die meisten sogar aus der Neuen Welt. Ihre Namen verraten's schon: Washingtonpost, Calwall, Fortrott, Blues, Charleston, Blackbottom. Auch der Tango macht keine Ausnahme; er stammt ja gar nicht aus Peking, sondern aus den Chinesendierteln San Franciscos.

Nun will aber der rüstige Osten wieder an die Führung herantreten. Räterußland strebt nach neuem Ruhm und neuer Reklame.

Lenin verbot alle Ballotale. Nicht etwa aus Gründen der Sittlichkeit. Das wäre verwerfliche Beschränkung des persönlichen Triebens; also rätewidrig. Nein, vielmehr, weil diese neuen Tänze alle so amerikanisch, also „bourgeois“ und kapitalistisch sind.

Allein der Russe tanzt rasend gern. Selbst der härtige Muschil in seinen Langschäftigen wird ganz Rhythmus, sobald die Balalaita klimpert.

Das Politbüro erwog. Tanz ist kurzweil, Tanz macht froh. Der Frohe schimpft aber nicht, noch weniger brütet er Umsturz. Es gibt

also gar keine festere Stütze der Räterepublik als das geschwungene Tanzbein. Wo hatte bloß der sonst so weitsichtige Lenin seine Gedanken, als er ihm eine Galeerentugel anband?

Somit wurde der Tanz an sich wieder frei. Nur für die seuchenverdächtige Einfuhr aus Dollarien gab's keine Gnade.

Wohl jedoch bemühte sich eine weltkluge Regierung um Ersatz. Alle Fachleute wurden zum Erfinden neuer Tanzarten angeregt. Natürlich mußten es proletarische sein; will sagen solche, die sich ablehnen von dem sinnlosen Geschwätz des Bürgertums und selbst im Vergnügen nur eine Verherrlichung der Arbeit sind.

Der Wettbewerb hatte Erfolg. Ein Ballettmeister reichte fünf neue Weisen ein, die alleamt als gefinnungstüchtige Prolettänze das behörbliche Plazet fanden. Von Sichel und Hammer, den gekreuzten Wahrzeichen des Rätewappens befeuert, schuf eine Dame einen Reigen, der die Verbrüderung der Bauern und Arbeiter versinnbildlicht. Sehr beliebt wurde eine zukunftsfrohe Allegorie, worin sich das rote Rußland den Sieg über das kapitalistisch blaue Westeuropa ertanzte.

Den Preis jedoch trug eine andere davon. Schon darum, weil kein Einzelgeist sie erfand, sondern echt kollektivistisch ein Ausschuß von Musikern und Tanzlehrern. Ueberdies füllt sie eine schmerzliche Lücke. Denn sie übersezt die Lehre von Karl Marx endlich auch ins Choreographische. Da der Mensch erst beim Fabrikarbeiter beginnt, heißt sie „die Maschine“. Der Körper des Tanzenden ahmt nämlich die rhythmische Unermüdblichkeit des gleitenden Maschinentolbens nach, derweil die Füße sich im Takte der Dampfhämmer bewegen. Damit ist das ganze wirtschaftliche Denken wie das religiöse Fühlen des Rätestaates schlicht und sinnig auf die Formel Lamentris zurückgebracht: „L'homme machine“.

Für die bolschewistische Propaganda verspricht man sich Wunderdinge von dem genialen Tanz. Seling's von oben nicht, da fängt man eben von unten an. Lassen sich die Köpfe so rasch nicht zum Räteideal bekehren, die Füße tun's gewiß.

F. S.

## Chamberlain und Lenbach

Über den jüngst verstorbenen Houston Stewart Chamberlain sind bereits mehrere Schriften erschienen, z. B. neuerdings von Georg Schott (München, Lehmann), die des bedeutenden Anregers Lebenswerk beleuchten. Durch die Tagespresse gingen bei diesem Anlaß Meldungen über Chamberlains Zusammenkunft mit Lenbach, an die wir in „Deutschlands Erneuerung“ erinnert werden.

Eines der letzten Bildnisse, welche Lenbach geschaffen hat, ist das von Chamberlain. Je öfter Lenbach ihn betrachtete, um so nachdenklicher wurde er. Chamberlain mußte ihm seine Hände zeigen, er prüfte seinen Kopf mehrmals von allen möglichen Seiten, und eines Tages rief er ihm fast heftig zu:

„Sagen Sie mir, Herr Chamberlain, sind Sie Ihrer Abstammung nach wirklich ein echter Engländer?“

„Ja,“ antwortete Chamberlain, „mein Vater ist Engländer, meine Mutter Schottin, meine Großmutter war eine Waliserin, ich kann mich also mit Recht als einen Vertreter der großbritannischen Hauptinsel betrachten!“

Lenbach aber sagte weiter: „Nein, diese Schläfen, diese Hände, dieses Verhältnis vom Oberkopf zum Gesicht, und vor allem dieser Schnurrbart!“

Darauf holte er ein Bild von Nansen und zeigte es Chamberlain mit den Worten: „Das ist Ihr Verwandter, das ist Ihr Typ! Sie haben keinen rein englischen Typus!“

Chamberlain schrieb dieses Gespräch an seine 1815 geborene Tante und bekam die überraschende Antwort: „Lenbachs Scharfsinn ist bewundernswert. Deine Urgroßmutter Maria Katharina Böckmann stammte aus Lübeck und pflegte mit besonderer Vorliebe von ihrem norwegischen und auch schwedischen Stammbaum zu erzählen!“

Diese Urgroßmutter ist also das vermittelnde Glied, welches uns für das von Lenbach entdeckte germanische Äußere Chamberlains den nötigen Aufschluß gibt. Daß Chamberlain von Jugend auf auch innerlich sich dem Deutschtum verwandt fühlte, ist bekannt. Zum Beweis sei hier noch eine Brief-

stelle aus der Biographie Chamberlains von L. v. Schroeder (Verlag von J. F. Lehmann) angeführt, die er bereits in seinem 20. Lebensjahre geschrieben hat: „Bei den Deutschen empfinde ich, als ob sie mich verstünden und ich sie, ein Gefühl, das ich bei Engländern noch niemals gehabt habe. Tatsächlich bin ich so gänzlich unenglisch geworden, daß schon der bloße Gedanke an England und an Engländer mich unglücklich macht!“

Bemerkenswert ist noch, daß Chamberlain das englische „th“ nicht richtig aussprechen konnte. Er selbst bringt dies mit der Tatsache zusammen, daß seine Großmutter Waliserin war. Liegt es nicht näher, dabei an Chamberlains germanische Abstammung zu denken? Dieses „th“ ist für die deutsche Zunge ja von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen. Zutreffendfalls hätten wir die Vererbung eines Rassenmerkmals über mehrere Generationen hinweg vor uns.

## Das Ende eines Volkes

Auf Veranlassung der Stiftung des Museums für Indianerkunde machte der Volksforscher Lothrop in New York eine Erkundungsreise nach der Südspitze Amerikas. Als Darwin im Jahre 1831 diese Gegenden besuchte, schätzte man die Zahl der Eingeborenen auf etwa 20000. An Stelle der vier großen Indianerstämme, die damals jene Gegenden bevölkerten, fand Lothrop nur noch zwei Stämme mit zusammen 50 Köpfen.

Mit den Eingeborenen des Feuerlandes kam zuerst eine argentinische Erkundungsfahrt von 1886 in unmittelbare Berührung. Als der Führer einer großen Anzahl Eingeborener begegnete, ließ er sie verfolgen, um sie zu Gefangenen zu machen. Da sie sich wehrten und ihre Pfeile abschossen, befahl der argentinische Kapitän Lista scharf zu schießen und in wenigen Minuten bedeckten 28 Tote und viele Verwundete, darunter auch Frauen und Kinder, den Boden.

Auf das Gerücht von den Reichtümern dieser bis dahin für unfruchtbar gehaltenen Landstrecken erschienenen Goldsucher und Viehzüchter, meist aus Argentinien, nahmen das

Land der Eingeborenen ohne weiteres in Besitz und drängten sie nach Süden in die undurchdringlichen Wälder und gefährlichen Sümpfe zurück, wo viele an Hunger oder Krankheiten starben.

In seinem merkwürdigen und spannenden Buche „Zehn Jahre im Feuerland“ (Leipzig bei Brockhaus, 308 Seiten mit 123 Bildern und Karten) berichtet der italienische Pater Agostini über die Taten unmenschlicher Grausamkeit durch die eingedrungenen Weißen, die ohne weiteres eine harmlose lebenskräftige Rasse ausrotteten. Forscher, Viehzüchter und Soldaten knallten die Indianer nieder, wo sie sie trafen, als wenn es sich um irgend ein Wild handelte. Erbarmungslos entriß man Männern und Vätern die Frauen und Töchter, setzte sie jeder Schmach aus und schleppte sie vom heimischen Herd im Namen der „Wissenschaft“ nach fernen Ländern, wo man sie als die niedrigsten Vertreter des Menschengeschlechts öffentlich zeigte. Um diese Rohheiten zu rechtfertigen, erdichteten die Mörder Schauermären und erzählten von blutigen Angriffen und grauenhaften Mezeleien der Eingeborenen, die nicht kriegerisch gesinnt waren und nur ihre Habe, Siedlungen und Familien verteidigten. Chilenische Truppen machten Jagd auf die Indianerstämme und schleppten sie nach Punta Arenas. Um die Eingeborenen als Besitzer des Landes unschädlich zu machen, weil sie die Ausdehnung der Viehherden verhinderten, setzten die chilenischen und argentinischen Viehzüchter für jedes Paar Menschenohren, das ihnen gebracht wurde, 20 Mark als Prämie aus! Und da die Eingeborenen, um ihren Hunger zu stillen, auch tote Tiere, die sie auf dem Felde fanden, ohne Ekel aßen, vergiftete man große Fleischstücke mit Strychnin, um rascher zum Ziele zu kommen. Das ganze Vergehen der Eingeborenen bestand darin, daß sie nicht zwischen Guanaco und Schaf unterscheiden konnten, daß sie auf ihrem Grund und Boden jedes Tier für jagdfrei hielten . . .

Zu den Gewalttaten trat der schädliche Einfluß der weißen Rasse in Gestalt von Schwindsucht, Masern, Röteln und geschlechtlichen Krankheiten, nicht zuletzt durch den Schnaps.

Näheres darüber berichtet Agostini in seinem Buch und hebt die Verdienste des Paters Fagnano hervor, der den Indianern, als niemand ein menschliches Mitgefühl mit ihnen hatte, sich als Beschützer zur Seite stellte, ihre Sache im Namen der wahren Kultur und der Religion verteidigte, die grausamen Verfolgungen einzudämmen suchte und den armen abgehehten Indianern auf der Insel Dawson im Februar 1889 eine christliche Ansiedlung als sichere Zufluchtsstätte erbaute. Da die Zahl der Eingeborenen beständig abnahm, mußte die Ansiedlung 1912 aufgegeben werden. Doch verblieben noch kleinere Siedlungen am Rio Grande und am Fagnanossee, wo die Indianer Pflege und Unterkunft erhalten, bis die ganze sonst gesunde und sympathische Rasse ausgestorben sein wird. P. D.

## Unsere Kulturvorträge in Eisenach

Des Türmers Ruf war eine stattliche Gemeinde gefolgt, nicht nur aus Eisenach, sondern auch von fern her waren unsere Freunde herbeigeeilt, um den Worten eines Weltweisen zu lauschen, der wie kaum ein anderer befähigt ist, die Wege zur Höhe zu weisen, zur inneren Erneuerung Deutschlands. Friedrich Lienhard hat seit Jahrzehnten in seinen Werken die Befeehlung Deutschlands gefordert. Sein Freund Robert Saittschid wirkt vor allem durch das gesprochene Wort in gleichem Sinne. So versprach der Gedanke, die Arbeit des Türmers durch persönliche Zusammentünfte zu ergänzen, auf fruchtbaren Boden zu fallen. Die Unmittelbarkeit der Sprache im Gegensatz zum Schrifttum vermag den Weg zum Herzen leichter zu finden. Und die Herzensträfte zu wecken, das ist die wichtigste Aufgabe der Gegenwart. Unsere Vorträge waren zunächst nur ein Versuch, und wir können sagen, daß er gelungen ist.

Professor Saittschid hatte für seine vierzehntägige Vortragsreihe das Gesamthema gewählt: „Der Sinn des Daseins, geendet durch Dantes Göttliche Komödie.“ Dieses geniale Kunstwerk deckt in einzigartiger Weise die Tragödie des menschlichen Daseins auf und zeigt zugleich den Weg zur Erlösung

aus allen Gebundenheiten des Lebens in seinen mannigfachen Schicksalen. In Kunst und Literatur der Weltgeschichte gibt es nur wenige solcher Werke von Ewigkeitswert. Sie offenbaren dem Einsichtigen den Sinn des Daseins. Philosophien, Begriffe und Definitionen versagen gegenüber den tiefsten und höchsten Fragen der Menschheit. Hier kann nur das Symbol, die bildhafte Ausdrucksform des genialen Kunstwerks Antwort geben. Kunst und Religion stehen in unmittelbarer Beziehung zueinander. Wahre Kunst ist nicht Selbstzweck, sondern muß notwendigerweise durch Erfassung der Wirklichkeiten des menschlichen Daseins und seiner Tragik den Weg der Erlösung zeigen. Der künstlerische Mensch wird zum Christenmenschen. Das Christentum ist die Erfüllung der tiefsten Erlösungssehnsucht des Menschengeschlechtes.

Wir müssen es uns versagen, an dieser Stelle auf den Inhalt der in jeder Hinsicht meisterhaften Vorträge Saitzschs einzugehen, sondern verweisen auf unsere ausführlichen Berichte in der „Eisenacher Zeitung“ vom 17., 23. und 28. September. (1. bis 3. Teil „Kulturvorträge in Eisenach“.)

Die freundliche Mithilfe der Stadt Eisenach, deren Oberbürgermeister Dr. Janson an der Spitze des Kuratoriums unserer Kulturvorträge steht, sowie das Entgegenkommen des Herrn August Röder, des Besitzers der „Elisabethenruhe“ ermöglichten die Teilnahme an den Vorträgen zu den günstigsten Bedingungen.

Der Oberburghauptmann von Cranach hatte die Teilnehmer zu einer Besichtigung der Wartburg, der Stätte Luthers und der Heiligen Elisabeth eingeladen. Er ließ den Gästen die sonst verschlossenen Räume der Burg zeigen, in denen mancherlei kostbare Schätze der Vergangenheit aufbewahrt werden. Im Abenddämmern erklang der Gesang der Eisenacher Kurrende: „Ein' feste Burg ist unser Gott“.

Nicht weit von Eisenach liegt im Merratal die Schwesterburg der Wartburg Schloß Kreuzburg, dessen Hof ein gewaltiges Kreuz beherrscht — an der Stelle, wo einst Bonifazius das Kreuz des Christentums errichtete. Der Besitzer der Burg, Kommerzienrat Georg

Rossenhausen, hatte die Teilnehmer zu einem Besuche gebeten, aus dem ein großartiges Kreuzburgfest wurde, verschönt durch musikalische Darbietungen von Frau Rossenhausen und Professor Wilhelm Rintens.

In seinen Abschiedsworten am letzten Abend dankte Professor D. Dr. h. c. Friedrich Lienhard vor allem Professor Dr. Robert Saitzsch, der in seinen tieferschürfenden und ergreifenden Vorträgen die Herzen aller Hörer gewonnen hatte und der in seiner begeisterten Art eine große Zahl neue Freunde fand, die künftig — jeder zu seinem Teile — mitwirken werden im Dienste an der deutschen Seele. Das ist Fürmer-Geist, der eine große unsichtbare Gemeinde vereint! Oberbürgermeister Dr. Janson hat die Teilnehmer, sich dem tiefen Danke anzuschließen, der jeden bewege. Man erhob sich von den Sätzen, um Professor Saitzsch zu ehren, der in seiner vorbildlichen Schlichtheit, die stets mit wahrer Größe verbunden ist, jede äußere Erfolgswirkung ablehnt, und still und ernst von seinen Schülern Abschied nahm. Karl August Walther

## Unterminierung der Kunst

Wie planmäßig von gewissen Schichten an der Vernichtung der europäischen Kultur — der Überlieferung des Abendlandes — gearbeitet wird, zeigt das Bekenntnis, das Erwin Piscator, der Leiter der neuen Piscator-Bühne am Nollendorfsplatz in Berlin, als Darlegung seines Vorhabens abgibt. Da diese Bühne des äußersten Radikalismus die Öffentlichkeit stark beschäftigt, teilen wir diese Darlegung hier mit.

„Unser Theater,“ schreibt Piscator in der Magdeburgischen Zeitung (N.-A. Nr. 442/43 vom 1. 9. 27.), „das nun ohne unser eigenes Zutun, aus den Verhältnissen heraus, unter meinem Namen steht, hat eine Aufgabe. Wir sehen im Theater genau so wie im Buch oder in der Zeitung nichts als ein Mittel, um eine bestimmte Idee zu vertreten oder zu propagieren. (!) Daß wir gerade das Theater benutzen, liegt in unserem persönlichen Temperament und vielleicht in einem besonderen Sinn für dieses Mittel. Die Idee, die wir ver-

treten, ist eine politische. Einer Generation, die im Augenblick, da sie ihr Leben beginnen wollte, in den ungeheuerlichsten Zusammenbruch der Weltgeschichte hineingerissen wurde, können weder Sexualethik noch Individualpsychologie Inhalt und Antrieb ihrer Kunst sein. In den fürchterlichen vier Jahren, in denen wir erlebten, daß im Interesse einer kleinen Schicht (?) alles zerstampft und zerstört wurde, was man uns als die heiligsten Kulturgüter der Menschheit angepriesen hatte, in denen die armen und ausgebeuteten Massen der Erde mit einem Schlagwort, hinter dem sich die sehr realen Interessen von Aktiengesellschaften und Syndikaten verbargen, in den Tod geschickt wurden, haben wir erkannt, daß unsere Schicksalsmächte Politik und Wirtschaft heißen. Mit ihnen müssen wir uns auseinandersetzen; indem wir ihre Bedeutung zeigen, ihre Kräfte analysieren, helfen wir an der Aufgabe, die unserer Generation gestellt ist: Überwindung dieser Welt des Hasses, des Hungers und der Zerstörung.

„Dieses Bewußtsein, dieser Wille ist unaufhörlich in uns lebendig und empfängt neue Nahrung mit jedem Tag seit 8 Jahren. Alle Mittel, die ich auf der Bühne anwende, haben sich organisch aus diesem Zweck ergeben, den das Theater für uns erfüllen soll. Nicht aus Sensationslust oder Effekthascherei lasse ich den Film auf der Szene spielen; für mich ist jedes Ereignis untrennbar verbunden mit dem gesamten Leben der Menschheit. Der Film soll die nähere oder weitere Umwelt der Szene zeigen, er ist das gegebene Mittel, um Auslösungen oder Einflüsse außerhalb des dargestellten Einzelfalles dem Zuschauer zu zeigen. Daselbe bedeutet für mich das Radio. Am liebsten möchte ich in jedes Stück die wirklich letzten Meldungen der ganzen Welt hineinbringen lassen. (!) Jedes Stück müßte so aktuell und lebendig in seiner Problemstellung sein, daß es das aushält. (!)

„Auf die stärkste Wirkung in das reale Leben hinein kommt es uns an. Wenn die Besucher unseres neuen Hauses das Haus betreten, so soll die Welt hinter ihnen nicht versinken, sondern — sich auf tun. Nicht die Welt des „Dichters“, die Welt von Gestirnen oder von

Vorgestern mit ihren überlebten (?) Schicksalen und Meinungen, sondern unsere Welt in ihrer ganzen Unerbittlichkeit, Härte und Grausamkeit, so wie sie ist. Wir kennen den Begriff der Kunst, soweit ihn die bürgerliche Epoche der letzten 50 Jahre formuliert hat, und wir erkennen ihn an, so wie er unserem Zweck dient, aber wir distanzieren uns bewußt von ihm, wenn er uns hindert unmittelbar in unserer Wirkung zu sein. Wir wollen nicht die Reihe der guten Unterhaltungstheater in Berlin um ein neues vermehren.

„Die Literatur, die wir brauchen, ist erst im Entstehen. Wir hoffen, daß unser Theater ihr einen mächtigen Antrieb geben wird. Manches an dramatischer Produktion wird dennoch gerade in der ersten Zeit aus den Bedingungen unseres Theaters selbst erwachsen. Die lebendigsten Kräfte der jungen internationalen Literatur, soweit sie uns ideell verbunden sind, werden in Gemeinschaft mit uns das ungeheure Weltbild unserer Zeit dramatisch zu gestalten versuchen. Wir sehen im Autor einen Mitarbeiter, (!) der von der Entstehung des Stückes bis zu seiner Aufführung das Arbeitsleben des Theaters teilt und aus ihm lernt. Es gibt für uns bis zur Premiere kein „fertiges“ Stück. (!)

„Nicht persönliche Eitelkeit, nicht der Nachwille Einzelner, sondern lediglich der Geist der Sache, der Bewegung, der das Theater und jeder Mitarbeiter vom ersten bis zum letzten dient, wird die Haltung unseres Theaters bestimmen.“

Dazu ist zu sagen: Wenn Piscator das Theater, dessen Leitung ihm ein Geldmann (Herr Rahenellenbogen) anvertraut hat, zu einem Mittel der Propaganda machen will, und zwar für politische (kommunistische) Ideen, so beweist dies, daß er keine Ahnung davon hat, was Kunst ist — beweist er, wie berechtigt Nietzsche's Warnruf war, das Theater möge nicht Herr über die Kunst werden. Wenn er sagt, daß „im Interesse einer kleinen Schicht“ in den vier Jahren des Weltkrieges alles zerstampft und zerstört wurde, was man uns als die heiligsten Kulturgüter der Menschheit angepriesen hatte, so fragen wir: ob der Krieg je etwas anderes war als

Zerstörer, Erschütterer, gerade deshalb aber Begründer neuer Entwicklungen? Ob Herr Piscator so naiv ist, zu glauben, daß Aktien-gesellschaften und Syndikate, die nur im Frieden gedeihen können, einen Grund hatten, einen Krieg von unberechenbarem Ausgange herbeizuführen? Das glauben, heißt denn doch die mannigfachen Kräfte verkennen, die ungeheuren Spannungen, die den Ausbruch eines solchen Erdbebens, wie es der letzte Völkerkrieg war, bewirkt haben. Und wähnt Herr Piscator, daß er diese Kräfte, welche auch immer sie sein mögen, durch die Propaganda einer Bühne bannen könnte? — Wenn er nun gar Film und Radio, die Errungenschaften der Technik, am liebsten die letzten Meldungen der ganzen Welt in jedes Stück hineinbringen möchte, so zeigt das deutlich seine Absicht, die Kunst von Grund aus zu zerstören. Er mißachtet ja die Welt des „Dichters“, als die Welt von Gestern oder Vorgestern mit ihren überlebten Schicksalen und Meinungen; er sieht, nach seinen abschließenden Ausführungen, im „Autor“ einen „Mitarbeiter“, keineswegs den schöpferischen Geist, dem sich die Bühne völlig unterzuordnen hat. Er verkennet, daß die Welt dramatischer Aeschylus, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Lope, Molière, Goethe, Schiller mit ihren ewigen Werken noch leben werden, wenn sein Zeittheater vergessen und versunken ist. Hochmut kommt vor dem Fall. Aber dies Bekenntnis, diese Gründung in der Hauptstadt des Reiches ist lehrreich als ein Beispiel dafür, daß die Vernichtung der Kultur (wie die Vernichtung des Staates durch die Revolution des äußersten Radikalismus von Moskau ausging) jetzt ihre Vorposten mitten in Deutschland ausstellt, in dem Volke, für dessen Kunst und Literatur ein Herder, Goethe, Richard Wagner, Nietzsche, Kralik und Benz wirkten.

Inzwischen ist die Piscator-Bühne mit Ernst Tollers Zeitrevue „Hoppla — wir leben!“ eröffnet worden. Die Presse aller Schattierungen hat einmütig das völlige Fiasko nicht nur dieses Stückes, sondern auch des Theaters festgestellt.

Dr. Ernst Wachler

NB. Aber die literale „Germania“ lobt Herrn Piscator! Was für ein gottverlassener Kritiker haust denn an diesem Blatt?! Im Programmheft der Piscator-Bühne liest man: „Die Kirche in der Karikatur, eine Sammlung an titlitaler Karikaturen... Jahrhunderte lachen über die Kirche. Lachen Sie mit!“  
Schöne Bundesgenossen! D. L.

## Paul Ernst

Ein erschütterndes Kapitel, das über den Dichter und Denker Paul Ernst! Fragt man den Theaterbesucher nach ihm, so verbessert er wohl und spricht von Otto Ernst, dem „Flachsmannenzieher“, während der Dichter Paul Ernst auch von sogenannten Höchstgebildeten nicht gekannt ist. Das fiel mir bei einem Rundschreiben, ein „Paul Ernst-Buch“ betreffend, im ganzen Umfange ein. Welche Künstlertragik! Ein Dichter schreibt Werk auf Werk, steigt immer höher — und kann kaum gedruckt werden; von Ausführungen seiner Werke ganz zu schweigen. Da ist die festgeformte Tragödie; da ist das wirkliche Lustspiel; da sind eine Reihe philosophischer und ästhetischer Bücher; da wächst ein Reichum und eine Schönheit an Novellistik auf, wie wir sie lange kaum so groß erlebten; da liegt hohe deutsche Vergangenheit kunstvoll gestaltet: nein! das kennt der Herr Berater des Kultusministers nicht, der in seine sogenannte Akademie den unerforschlich-tätigen, an wechselnden Motiven überreichen Dichter nicht aufnehmen konnte, — weil Paul Ernst zu groß und zu wichtig eben für diese Akademie wäre, in der neben Dichtern eine üble Mittelmäßigkeit emporklimmt.

Ich sage es auf Grund eines umfangreichen Briefwechsels: „man“ kennt diesen stolzen Dichter nicht, der sich als — Landwirt in die Steiermark zurückgezogen hat und ebenso unermülich tätig ist, wie seine Nichtkenner sich im „glorreichen Sommer“ sonnen und nichts zustande bringen. „Man“ kennt ihn nicht. Mag dieser Gefinnungsöbel ihn nicht kennen, den Mann mit dem Lessingschen Ton, den großen Novellisten, den Dramatiker, vor dem jeder kritisch Eingestellte den Hut zieht. Wenn er als

Figur eines Romanes in seinem Ringen und Kämpfen dargestellt wäre: wie würde man nach diesem Buche greifen. Doch er lebt unter uns, aber wie mir Max Jungnickel in einem längeren Gedicht schrieb:

„Ein freies Licht! Ein wahres Licht!  
Und manches Licht, das stolz auf dem Tisch  
des Hauses steht,

Wird klein

Und duckt sich.

Und fladert nur noch vor sich hin“ — —

Wir werden uns des Dichters wieder erinnern. Dieses sollte nur ein Hinweis sein, daß es sehr übel um das Volk der Dichter und Denker steht, wenn es seine wahrhaften Führer vergißt. Es sollte dem lebenden Dichter nahe treten (wie es in Italien durch Mussolini geschah!), und nicht dem toten Feiern bringen. Wie in solchen Angelegenheiten des deutschen Geistes das Kultusministerium verfährt: das wird einem armen Privatdozenten vielleicht in einer Untersuchung zur a. o. Professur verhelfen . . .

Dr. W. E. Gierke

## Geist der Astrologie

Nichts gewisser, als daß Sonne und Mond von ungeheurer Einwirkung auf alles Leben sind. Die Sonne schafft unsern Tag: sie spendet Licht, Frohsinn, Wärme, Nahrung; ihr Verschwinden bringt Dunkel, Schauer, Kälte. Der Mond bewirkt Ebbe und Flut; die Zeit seines Umlaufs entspricht dem Rhythmus des Blutes im weiblichen Körper. Seit uralten Zeiten hat man die Macht dieser beiden Gestirne, der „Lichter des Himmels“, erkannt. Aber auch von den andern Gestirnen, zumal den Planeten, mußten Wirkungen ausgehen. Welcher Art waren sie? Auch ihr Stand, ihre Bewegungen schienen bedeutungsvoll. Wenigstens haben dies alle Sternkundigen bis auf Kepler und Tycho de Brahe angenommen. Es war der religiösen Denkart früherer Weltalter unsaßbar, sich vorzustellen, daß all diese erstaunlichen Bewegungen ohne Sinn und Bedeutung für den Menschen seien, in dessen Bereich sie sich abspielten. Erst der Materialismus der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhun-

derts hat diese Ansicht zerstört und damit den Menschen herausgenommen aus der Schöpfung, von der er doch ein Teil ist. Aber der Mikrokosmos ist vom Makrokosmos nicht zu trennen. Neuerdings hat man eingesehen, daß dies Verfahren falsch ist und irreführt.

Anders Goethe, nicht weniger groß als Naturforscher denn als Dichter. Er stellt sein Geburtsoroskop an den Anfang seiner Lebensbeschreibung und zeigt dadurch die Bedeutung, die er ihm beimißt. Seine Autorität ist von nicht geringem Schwergewicht für ein Urteil über das Problem.

In der Tat sind die Aufschlüsse, welche die Lebensbedeutung auf Grund des Geburtsorostops gibt, so erstaunlich, daß man sie nicht ohne weiteres als leere Phantastereien ablehnen kann. In diesen Studien stecken die Beobachtungen und Erfahrungen von Jahrtausenden. Es liegt Weisheit darin verborgen. Wir lernen durch sie zwar nicht die Zukunft kennen; aber wir kommen, durch Vertiefung in sie, dem Rätsel unseres Lebens näher und beginnen, seine Geheimnisse zu verstehen. Der Geist der Gestirnwelt, deren wunderbaren Einwirkungen und Einflüssen wir unterworfen zu sein scheinen, ist ein tief religiöser und sittlicher. Er lehrt Ehrfurcht vor der Gottheit, Andacht bei Betrachtung des Universums, Einordnung. Was täte unserer zerfahrenen, zerstückten Zeit mehr not? Die Betrachtung der Gestirne, die Frage nach ihrer Bedeutung für unser Dasein ist vielleicht ein Weg, um ein seelisch verarmtes, verrohtes und entgöttertes Geschlecht zu innerem Reichtum, zu Hochsinn, zu Gott zurückzuführen.

Zu diesem Behufe sind Führer vonnöten. Und da bietet sich dem Gebildeten in Oskar A. H. Schmitz' Werke „Geist der Astrologie“ (München, bei Georg Müller), ein Buch dar, das ihn, unterhaltend und fesselnd genug, in die Geheimnisse dieses Wissenszweiges einführt. Es wird Überzeugten wie Zweifelnden Nutzen, Anregung, Belehrung, Erbauung geben. Es bringt Literaturnachweise und vermag Wibbegierigen weiterzuhelfen. Es ist anziehend geschrieben, voll Geist, und zeigt, daß kluge Leute sich nicht bloßstellen, wenn sie sich mit der Astrologie abgeben. Die Wendung

zu ihr, gerade nach den ungeheuren Schicksalsschlägen des Weltkriegs, ist bezeichnend für die Umkehr der erschütterten Menschheit: sie kündet vielleicht den Umschwung vom öden Materialismus des neunzehnten Jahrhunderts zu einem erneuten Idealismus an.

Dr. E. W.

## Die neue Jeremias Gotthelf-Ausgabe

Die überragende Bedeutung des großen schweizerischen Erzählers, des Längelführer Bauernpfarrers Albert Bihius, hat sich durch die Menschenalter nach seinem Ableben immer darin betundet, daß die Neu-Ausgaben seiner Werke seit dem Tode im Jahr 1854 nicht abbrahen. Waren es zumeist neue Auswahl-Ausgaben (1885 gleich zwei: bei Julius Springer in Berlin und bei Cotta in Stuttgart, dann 1898 die grundlegende textkritische Vetterische Volksausgabe in 10 Bänden [Bern], 1886—1888 die Neclamschen Universitätsbibliotheks-Bändchen und 1908 die Adolf Bartelsche Gotthelf-Ausgabe in 10 Bänden bei Max Hesse in Leipzig; der schmuden Heste in der Ausgabe der Wiesbadener Volksbücher nicht zu vergessen) — so genügt all dies nicht, um der völligen Auswirkung des großen geistigen Erbes Gotthelfs gerecht zu werden. Denn noch heute hat der bedeutende deutsche Volksfreund und treue Gottesmann, dessen Leben in Arbeit und Enge gesegnet und klar wie je eines Menschen irdisches Dasein nur zu schnell verrann, längst nicht seinen Eingang ins Volk gefunden. Man führt seinen „Uli den Knecht“ und von den Erzählungen „Eli die seltsame Magd“ oder allenfalls den „Besenbinder von Rickiswyl“ an und glaubt damit für die literarische Belesenheit und das Wesen Gotthelfscher Dichtung das Nötige bewiesen zu haben. Feinere „Kenner“ tun den weiteren Gotthelf etwa mit dem Bemerkten ab: „Die anderen Schriften sind Tendenzarbeiten und zeitlich wie örtlich gebundene Schweizer Stücke, die heute als überholt gelten müssen.“ Von einem Buchkritiker hörte ich einmal das überlegene Wort: Ein Band und man hat den ganzen Gotthelf. 's ist halt immer daselbe: Bauernleben und Moralpaule.

Sollte es nicht nachdentlich stimmen, daß Adolf Bartels, der hochkritische, eine ganze Monografie dem lange toten Schweizer widmete (2. Auflage, München 1904)? Daß Ricarda Huch seine Weltanschauung in einer großen Abhandlung würdigte und daß seit 1920 der ausgezeichnete Kenner Gotthelfs, Rudolf Hunziker, zusammen mit Hans Bloesch im Verlage von Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich eine auf 24 Bände angelegte textkritische Gesamtausgabe (zusammen mit der Familie Bihius, einem alten Berner Patriziergeschlecht) herausbringt? Nein! Jeremias Gotthelfs deutsche Mission beginnt erst eigentlich, denn sein dichterisches Werk ist eine der Säulen, bestimmt das neue gewaltige Gerüst des geistigen, großen Deutschlands mit zu tragen. Solange die Gesamtausgabe nur zum kleineren Teile vorliegt (davon allein zwei Bände dem auf Verlangen der Familie seinerzeit unveröffentlicht und unvollendet gebliebenen und erst 1913 entdeckten „Egau“ gewidmet) scheint die neue Herdersche Gotthelf-Ausgabe durchaus berufen, die hohe Aufgabe der Auswirkung des Gotthelfschen Volkserbes zu übernehmen und als wohlfeile, dabei in vier umfangreichen Bänden die besten Stücke aus den Romanen und Erzählungen bringende Auswahl neben der Gesamtausgabe im Volke heimisch zu werden. Johannes Mumbauer besorgte die Auswahl und gibt in einer klaren, erschöpfenden Vorrede ein Bild von Wesen und Werk des Dichters.

Man freut sich, neben den in Einzelausgaben bekannten Erzählungen unvergleichliche Stücke wie „Die schwarze Spinne“, „Das Erdbeer-Marrili“ und „Barthli der Korber“ zu finden. „Geld und Geist oder die Veröhnung“ und „Räthli die Grobmutter“ müssen als die gelungensten aller Gotthelfschen Romane (neben dem „Uli“) gelten. Und doch sollte der „Bauernspiegel“ nicht fehlen, jene erste Schöpfung, mit der 1837 der Vierzigjährige fertig an die Öffentlichkeit trat und der er den Namen seines Helden Jeremias Gotthelf als eigenen schriftstellerischen Decknamen entlehnte. Ohne Zweifel ist diese in der Ich-Bekenntnisform gehaltene Geschichte eines verwaisten Bauernbuben zu Ende des



18. Jahrhunderts, der von der Gemeinde in Armenpflege vergeben, sich durch viel Ungerechtigkeit und Hohn zu der Lebensaufgabe hinaufquält, als Armenpfleger wenigstens anderen armen Teufeln ihr Los erträglich zu gestalten, der stofflich das Gesamtgebiet Gotthelfscher Schaffenskunst umfassende Roman mit dem Grundmotiv: Kampf dem Unrecht und der Unsitte! Er bringt in seiner gewaltigen Anlage eine so lebens- und kampfgesättigte Kultursphäre zur Geltung, daß zu allen weiteren Romanen ausreichte, was zu einzelnen Kapiteln hier nur gestreift war.

Albert Bixius bleibt ein Phänomen: Kraft und Form feiert in der auf knapp achtzehn Schaffensjahre beschränkten Riesenleistung Triumphe, und es ist ein Zeichen des Genies, daß dieser werktätige Dorfhirte nur ungern sich an den Schreibtisch setzte und entfernt nicht aus Liebe zur Kunst und zum Fabulieren, sondern lediglich aus frommem und humanem Eifer, seine Schweizer und namentlich sein Landvoll auf Krebschäden der Volksentwicklung warnend hinzuweisen, sich genötigt fühlte. Aus dem Streben, höchst anschaulich und peinlich getreu dem Leser die lebenden Vorbilder hinzumalen, entstand dann jene unerreichte Darstellungsart von Land und Leuten. Der epische Strom floss diesem begnadeten, in seinem Lebensgang von keiner inneren und äußeren Unbill beschwerten Mann so unaufhaltsam und schön gemachsam aus der Feder wie ein ruhiger, hier breit ausladender, dort munter springender oder still verhaltender Landfluß. Der Vergleich mit Homer ist nicht unangebracht; das deutsche Gegenstück „Hermann und Dorothea“ drängt sich immer wieder vergleichend auf. Freilich: Vom künstlerischen Nachfeilen mochte Gotthelf

nichts wissen. Er war heilsfroh, tagtäglich sein Pensum heruntergearbeitet zu haben und einen langen Wälzer bald unter die Presse lassen zu können, damit die jeweils heruntergelanzelten Sünder: der Gastwirtsstand, die Armenpfleger, das radikale Jungvolk, die Intellektuellen und wen immer er unter die Lupe nahm, bald ihre Litanei vor Augen belämen und sich an die Brust schlagen.

Besonders sympathisch und deutsch-einigend berührt es, daß der streng katholische Verlags-Herder das im besten Sinne fromme und deutsche Lebenswerk des evangelischen Dorfpfarrers seinen Klassiker-Ausgaben in einer so würdigen wie schönen Form eingegliedert hat.

Hans Schoenfeld

## Ver spätete Anerkennung

Gelegentlich betätigt sich die Nachwelt freigiebig für einen Künstler oder Dichter, der die Anerkennung der Mitwelt nicht oder nicht genügend fand. Bilder berühmter Maler sind erst lange nach ihrem Tode gewertet und mit Zehntausenden bezahlt worden, während die Meister zu Lebzeiten kaum so viele Hunderte dafür erhielten. Eine Handschrift von Kleist erzielt heute einen höheren Preis, als er an Honorar für seine sämtlichen Werke erhielt. Edgar Allan Poe († 1849) bekam vierzig Mark für ein Manuskript nebst Druckrecht, das unlängst ein Amerikaner für 200000 Mark erwarb! Poes Erben beziehen nichts von dem geistigen Eigentum ihres Ahnen und erleiden das Schicksal der Erben wie die Sattin Richard Wagners, die Schwester Liekhsches u. a. Benötigt das geistige Eigentum nicht mindestens denselben Schutz wie das Eigentum an Besitz?

H. D.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Diehard

Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Walther. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) an die Schriftleitung des *Zürners*, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart





Maria mit dem Kind

A. Dürer

# Der Türmer



Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN. ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lierhard  
Gründer: Deanriot Emil Freiherr von Grothuß

30. Jahrg.

Dezember 1927

Heft 3

Brich an, du schönes Morgenlicht!  
Das ist der alte Morgen nicht,  
Der täglich wiederkehret;  
Es ist ein Leuchten aus der Fern',  
Es ist ein Schimmer, ist ein Stern,  
Von dem ich längst gehöret.

Max von Schenkendorf

Bezwungen ist die tote Nacht,  
Zum Leben ist die Lieb' erwacht,  
Der alte Gott blüht lächelnd drein,  
Das laßt uns froh und fröhlich sein?  
Weihnacht! Weihnacht!

E. von Wildenbruch

# Vom weihnachtlichen Frieden

Von Else Haffe

21lljährlich um die Weihnachtszeit hören wir wieder das Wort vom Frieden. Wir vernehmen es als Engelsbotschaft! Daß himmlische Heerscharen es sind, die das Wort verkünden, das will sagen, daß der Friede ein überirdisches Gut ist, ein Seelenbesitz derer, welche auf unsichtbarer höherer Lebensebene Begnadungen genießen, die wir Menschen nur ahnen können und doch ersehnen sollen. Wir würden nie und nimmer in unserer kampfburchtobten Welt die Rühnheit aufgebracht haben, vom kommenden Frieden zu reden, wenn nicht so etwas wie Engelszuversicht über unsern bangen Zweifeln schwebte.

„Friede auf Erden!“ Wie aber soll sich diese Verheißung je verwirklichen? — Durch Befolgung des Gebots, das ihr vorausgeht: durch wahre Ehrung Gottes in der Höhe und durch das Bestreben, in uns selber und unter den Mitmenschen alle Friedlosigkeit durch liebende Gelassenheit und kraftvolle Sanftmut zu überwinden.

Wir ehren den Höchsten, indem wir ihn durch alle Wirbel unseres chaotischen Lebens hindurch als den Gott des Friedens zu begreifen trachten, so unverständlich uns selber auch der Friede ist und sein muß: denn der aus dem menschlichen Verstand entwickelte Begriff des Friedens ist falsch. Der Verstand wähnt von sich aus, daß, wenn er käme, der Friede das Widerspiel der Gegensätze aufheben, mithin die Weltbewegung hemmen und Stillstand und Erstarrung herbeiführen müsse; er meint, der Frieden könne nicht anders als öde und langweilig sein, den Menschen faul und tatlos machen und ihn in Dämmer Schlaf versenken, ja seine Schöpferkraft ertöten.

Im der „Göttlichen Komödie“ wird Dante, auf seiner Himmelfahrt, so oft er aus bloßer Vernunft heraus nach dem Frieden fragt, in noch höhere Bereiche empoverwiesen, wo göttliche Erfahrungen seiner warten. Erst solle sein Geist — gestärkt, vergrößert, aufgeklärt — über sich selber sich hinausringen, dann werde er einsehen lernen, was kein Verstand der Verständigen sieht. Als sein Auge schon hoch ins Jenseitige eingebracht ist, weist der hl. Benedikt seinem Schauen den Weg zum höchsten Himmel, der „ewig unbewegt, das All bewegt“, und Maria leitet seinen Blick hinan zu jener Liebe, die, in sich stille, dennoch alle schöpferische Regsamkeit und also den lebendigen Frieden in die Welt hineinstrahlt. Von Welt zu Welt hat er ihn gesucht und nicht erkannt; nun gewahrt er mit dem Ewigkeitsblick, daß der Frieden der Liebe kein bloßes Ruhen, sondern mit immerwährendem Tun verbunden ist. Die Dichterseele, die in eine höhere Lebensordnung eingewandert ist, erlebt jetzt in sich selber die Einheit der Gegensätze, die einander nun nicht mehr widerstreiten: die ungeheuerste Bewegung mordet nicht die Ruhe, und der tiefste Frieden tötet nicht die Schaffenkraft. Nein, eines ruft das andere hervor: je mehr bewegte Kraft, desto tiefer die Friedensstimmung, und je mehr schaffensselige Liebe, desto süßer das Ruhen in Gott.

Den Frieden hat nur, wer ihn gibt; und spenden konnte ihn vor allen anderen derjenige, in dem die Liebe Gottes war: Christus. „Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch!“ Warum nahm man die hohe Gabe nicht?

Den Völkern wie den meisten Einzelmenschen<sup>F</sup> fehlt alle gnadenvolle Klarheit darüber, was Frieden ist und wie man ihn erwirbt und woher er kommt. Weil sie ihre Begriffe aus unteren Verstandesräumen herholen, aus den Regionen des Irrtums und des Zweifels, verzagen und ermüden sie an der Vorstellung des Friedens als einer flauen Verträglichkeit. Dennoch — weil alles nach Frieden seufzt — erstreben sie ihn aus selbstfüchtiger Furcht vor dem Kriege. Sie trachten ihm mit allem Eigennutz nach: keine Nation möchte auch nur das geringste von ihren Sonderansprüchen, ihren Vorrechten, ihrer Überordnungsfucht, ihrem Macht hunger aufgeben, so diplomatisch dies Wollen auch verhehlt wird, jede meint den Frieden durch Entrechtung und Unterdrückung anderer zu sichern. Friede durch Sicherungen? Ein ängstlich hochgestapeltes Sicherungssystem wird zum babylonischen Turm, und so viele Mauerkränze man da auch aufsetzt: der Himmel des Friedens wird doch nicht erreicht, und das Ende ist die Sprachenverwirrung, die Unmöglichkeit gegenseitiger Verständigung aus bloßer Selbstsucht heraus!

Der Friede ist kein mit nur irdischen Mitteln und allein vom<sup>F</sup> Diesseits aus zu lösendes Problem. Es gibt nur einen Gottesfrieden, keinen Weltfrieden. Der Gottesfrieden ist der einzige Frieden ohne Furcht, wobei die Welt zur Ruhe kommen und die Menschen sich zu gemeinsamem Schaffen vereinen könnten. Wer die von überwärts geoffenbarte Gabe will, muß — im Hinblick auf Christus — tätig liebend über sein Ich hinaus und zu seiner wahren Wesenskraft gelangen, deren Lebenssicherung darin besteht, daß sie nach Vollendung im Vater, nach Ergänzung in den Brüdern sucht und in schöpferischer Verbundenheit Frieden hat und hält.

Auch wo ein Volk zu seinem Eigenwesen hingelangt und es in nationalem Selbstbewußtsein werthält, kommen diejenigen Kräfte hoch, die schließlich nur in friedlichem Austausch mit dem Geiste anderer Völker leben und gedeihen können. Der Nationalismus, so ichsüchtig, ungeistig und friedensstörend sein Trachten anfangs zu sein pflegt, ist dennoch ein erster sehlappender Schritt in der Richtung, die zur Selbsterfassung des völkischen Geistes führt. Die Pazifisten sehen das nicht ein und bekämpfen das Emporstreben nationaler Eigenart und damit ein urwüchsig schöpferisches Leben, welches nach dem Frieden verlangen muß, wie Dante, der erst, nachdem er im Geiste leben lernte, den Frieden „sich zum Ziel erkoren“ hat.

Aber auch die im Geiste Lebenden, Schaffenden kommen erst durch Gott zusammen, den Vater und Vereiner aller! Wird der Gottesfrieden nur ein Weihnachtstraum bleiben? Nur hier und da stundenweise unter uns verwirklicht, vermöge der am Christfest tätigen, selbstlosen, menschlich-göttlichen Bruderliebe? Christus, der Friedefürst, wollte ihn doch aber allen und für immer bringen und wirbt sich durch tausende von Jahren zu Friedenshelfern alle jene Tatkraftigen, die mit ihrem Ich fertig werden, ihre eigne und ihres Volkes Geisterhöhung anstreben, das füreinander allen schöpferischen Lebens wollen und zur Liebe Christi reifen. Sie allein, die den verstehenden Sinn für die Engelsbotschaft vom Frieden haben und im Gemüte Engelszuerficht empfinden, sind imstande, die himmlische Gabe in ihr Inneres aufzunehmen und in alle Welt hinauszustrahlen.



# Kriegsweihnacht

## Von Joachim von der Goltz

Im Jahre 1920 feierte ich Weihnachten in dem Hause eines Arztes. Das Fest wurde als eine Familie, bestehend aus den Angehörigen, Freunden, Patienten und dem Hausgesinde begangen, und obgleich nur Erwachsene zugegen waren, fand es statt mit allen schönen Bräuchen der Vorzeit und unserer Kindheit, mit Bibelworten, die der Hausvater sprach, und Gesängen und volkstümlichem Schauspiel, und es war Eintracht zwischen jung und alt, Dienenden und Befehlenden, Deutschen und Fremdländern, kirchlichen und freien Menschen.

In dem Augenblick, als eben das gemeinschaftlich gesungene Lied ausgeklungen war, zupfte mich mein Nachbar, ein russischer Herr, ehemaliger Gardeoffizier und Adjutant des Zaren, der mit knapper Not aus den Blutkammern der Sowjets entronnen war und das ausgestandene Entsetzen mit gelegentlichen epileptischen Anfällen büßte, am Armel und sagte in gebrochenem Deutsch und mit einer vor Rührung stammelnden Zunge: „Solange Ihr dies Weihnachten haben, Sowjets nicht über Euch kommen . . .“

Dies Wort bewegte mich seltsam, vor seiner naiven Gläubigkeit verblaßten die noch frischen Eindrücke von meines Volkes Elend und Ohnmacht, die Gespenster purzelten in den Abgrund, aber aus dem Reich der Erinnerung stiegen tröstliche Bilder auf, wahrhaft weihnachtliche!

Es war im Felde, im fünften Monat des Großen Krieges. Unsere Batterie war aus den Weihnachtsschlachten Joffres zurückgezogen und lag als Bereitschaft unweit des Dorfes Sallaumines bei Lens in einer Kohlenzeche. Als Raum für die Feier am 24. war die Maschinenhalle der Zeche ausersehen, das einzige größere Gebäude, das nur wenig angeschossen war. Man war im Bereiche der englischen Schiffgeschütze auf der Lorettohöhe, und die Pferde standen Tag und Nacht unterm Sattel.

Eine kleine Schar Auserwählter rüstete das Fest. Und wie immer in diesem Kriege, sobald ein wenig Ruhe eintrat, regte sich allenthalben ein künstlerischer Trieb, der mich anfangs begeisterte und in der Folge tief beglückte. Die uniformierten Feldgrauen entpuppten sich als Dichter, Maler, Spielleute, Komödianten, Dekorateurs, und dieselben Hände, die über Nacht draußen in Souchez Munitionstörbe ausgeladen, zimmerten nun, froh des für Eintagslänge geretteten Lebens, die Bühne! Sie erhob sich auf der gußeisernen Plattform der Maschinenhalle. Eine kleine Kanzel, von der herab ein Gefreiter — Seminarist — seine Jungfernpredigt halten sollte, war, da der Raum in die Breite nicht ausreichte, in eine Ecke innerhalb des Bühnenselbes gesetzt worden, was zu allerlei Scherzen Anlaß gab. Weit mehr aber und herzhafter wurde gelacht in einer anderen Sache.

Es war nämlich als Glanzpunkt des Festes eine lebende Krippe unter dem Christbaum geplant. Nachdem die ersten Schwierigkeiten bei Verteilung der Rollen überwunden waren und ein härtiger Landwehrmann sich mit dem braunen Pferdewollach, den er als heiliger Joseph tragen sollte, unter der Bedingung einverstanden erklärt hatte, daß man ihm das Haar weiß pudere, stieß man auf ein bedenkliches Hindernis. Der Gedanke nämlich, nach dem Vorbild der Antike und der Asiaten



die Mutter Gottes durch einen passenden Kanonier zu personifizieren, erschien den Kameraden — es waren zumeist katholische Landleute — ein Greuel. Da man zu jener Zeit von Helfersheimen und ähnlichen Dingen noch nichts wußte, was blieb übrig, als den Einfall eines Schalts anzunehmen, der riet, eine Franzosenfrau zu wählen. Nach langem Sträuben und vielem Hinweis unsererseits auf den heiligen Zweck, und nachdem man ihr versprochen, daß kein Landsmann von ihr Zutritt haben werde, gab die blondhaarige Frau eines Mineurs vlämischer Abstammung, der im August geflüchtet war, ihre Einwilligung. Der Gedanke, die Sainte Vierge vor den schrecklichen Boches zu verkörpern, wurde ihr außerdem versüßt durch das Geschenk eines Stückes Tuch, feiner himmelblauer Voile, welches ein reitender Bote binnen weniger Stunden auf ein *billet de réquisition religieuse* aus der Stadt Lille besorgte. Und, was das Beste war: sie versprach, ihr einjähriges Knäblein mitzubringen.

Es wurden damals viele und mitunter auch herbe Späße gemacht, und ich weiß nicht, ob die junge Frau eine treue Gattin war. Eines ist gewiß, daß wohl selten ein Weib ehrfürchtigere Empfindungen ausgelöst hat, als es dieser *petite ouvrière* beschieden war, die am 24. Dezember 1914, bei anbrechender Nacht, das Gesicht ängstlich verhüllend und das Kind auf ihrem Arme wegen der in geringer Entfernung einfallenden Granaten leise beruhigend, in die Maschinenhalle der *Fosse treize* eintrat.

Ich sehe sie vor Augen, diese Halle! An den Längsseiten des weiten eisengepanzerten Raumes sind mächtige Feuer entzündet, offene Feuer aus Grubenhölzern und Kohlen Schlacke. Der Qualm, der von ihnen ausgeht, beißt die Augen der hundertköpfigen Mannerschar, die auf rohgezimmerten Bänken mäusefüll dasitzt. Durch die zahllosen blinden Fensterrähmchen bringt eiskalter Wind herein und treibt den Qualm des schwälenden Holzes empor, so daß im Rücken der Schar die gewaltigen Dynamomaschinen wie gebuckte Riesenleiber mattblank leuchten. Die Gesichter, diese mir aus vielen Kämpfen und frohen Kaststunden vertrauten gutartigen Gesichter, bekommen jetzt, durch den ziehenden Rauch geschwärtzt und von dem flackernden Glanz der Scheiterhaufen beschienen, ein beinahe dämonisches Aussehen. Ab und zu pläzt draußen ein Geschöß. Die Lorettogeschütze streuen das Hinterland ab. Bei jedem Schuß bröht der ganze eisengepanzerte Saal, und aus den hohen vierteiligen Fenstern — die Fenster einer modernen Industriewerkstätte gemahnen eher als die modernen Kirchen an ein Gotteshaus — springt bei jedem Schuß ein Glas oder mehrere ab und klirren auf den Boden.

„Stille Nacht, heilige Nacht . . .“ Der Gesang kam von einer Brücke, einem schmalen eisernen Steg, welcher ehemals dem Maschinisten diente, der die Dynamos zu versorgen hatte. Hoch über den Köpfen der Wartenden, in dem Qualm verborgen, standen die Sänger. Ein Klingelzeichen ertönt, und der aus den schlechten Teppichen einer zerflossenen Ingenieursvilla zurechtgestickte Vorhang teilt sich.

Mit ernstern, staunenden Rinderaugen schauen die Kämpfer von Sainte Barbe, La-Bassée, von Souchez und Ablain, schaut die Sieblerschar aus dem Schmalltal und von der Totenwiese Loretto auf ein hellstrahlendes Bild. Was ist es weiter? Eine junge blonde Frau sitzt an einer Krippe, die der Batteriezimmermann ange-

fertigt hat. Das Kindlein in der Krippe leuchtet magisch, doch wir wissen es alle, das kommt von der Taschenlampe des Vize her, die in dem Stroh zu seinen Häupten versteckt ist. Und St. Joseph und die heiligen drei Könige mit den goldenen Kronen, die aus dem Bücherbordbelag in der Hütte der schwarzen Germaine geschnitten sind, und die Hirten und die hölzernen Tierlein, — was ist an alldem, daß ihr darum weinen solltet?

Lassen wir den Qualm der offen brennenden Feuer dicht werden, bis die ruhenden Maschinen, jene Dynamos im Hintergrund des eisernen Saales, lauern den Sphinxen gleich sehen und die Bühne, daneben der Lichterbaum brennt, in einen Dämmer-schein getaucht ist gleich den Bildern des vielahnenden Rembrandt. Keiner von den fromm dreinblickenden Soldaten denkt noch daran, daß jenes Weib eine Franzosen-frau ist, eine arme Maria Magdalena des Pays Noir. Keiner von ihnen, die seit fünf Monaten Weib und Liebchen entbehren, richtet einen einzigen begehrliehen Blick auf die schlankte Gestalt in dem blauen Voilekleide. Es ist Maria, die Mutter des Gottesmenschen! — Wie ist der Stern eurer Gesichter so zart, ihr grauen Männer! Losgerissen von der Heimat, der Mutter, eng zusammengedrängt in dieser eisernen Halle, eine Nußschale inmitten einer Welt, die ein einziges Kriegsgetümmel ist, du arme, stolze Schar, du furchtbar einsame, du vielduldenbe! Kein Maler hat solche Mäuler gemalt, durch die ein gottseliger Atem aus- und einfährt, ein und aus, ruhevoll bewegt, eine winzige Welle aus dem Atem der Ewigkeit! Schauet, da ist Vater, Mutter und Kind. Heilige Dreieheit. Anfang und Ende allen Menschentums. Heimat. Friede. Friede auf Erden! —

Seht die rotbackigen Apfelschen, wie sie in dem Lichterbaum glänzen! Ach, die schwieligen Hände, die geschühdonnerlösenden, regen sich, langen aus, als wollten sie die Apfel des Lebens von jenem anderen Baume pflücken, der im Paradiese, in dem Garten unserer Kindheit stand.

Leis fällt der Vorhang. Verschwunden das liebliche Bild, Hirten und Könige, Kindlein, Mutter Maria und aller Glanz.

Was ist? Weshalb werden die Mienen starr und krampfen sich die Hände. Was bedeutet der Troß in euern Gesichtern plözlich?

Es sind Soldaten, Kämpfer. Die heucheln nicht, wie das Zeitalter. Die wissen, daß das Schwert in der Welt ist. Daß Glaube und Zweifel, Reid und Anbetung, Liebe und Haß in der Welt sind. Und vor ihren traurig dunkelnden Augen ringelt sich um den Baum des Lebens die glitzernde Schlange, der gefallene Stern: Luzifer. Und die Heilige Nacht, in welcher abermals der wunderbare Stern an dem Himmel aufging und wartend stehen blieb über dem winzigen Stall zu Bethlehem, die Nacht der Verheißung, verfinstert sich, jetzt sind alle Sterne erloschen, die Erde erbebt (draußen bebdt sie wirklich), der Baum, dessen Zweige schon — durch die Lichterstrahlen ins Unendliche verlängert — gleich Jggdrasil die Welt zu decken schienen, schrumpft zusammen, verborrt, seiner himmelanstrebenden Macht legt sich ein Kiegel, ein Querbalken vor, und an dem Kreuze hängt, rüdlings angenagelt, der Gottesmensch. Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, sprach er zu der Schmerzens-frau, die an dem Stamme sitzt, und jetzt sprechen seine weißen Lippen: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! —

Warum hast du uns verlassen!! — Wo bist du, Vater im Himmel, zu dessen Allmacht die Mutter uns lehrte, die Händlein zu erheben? Bist du überhaupt, und was sind deine Wege, daß du uns so leiden lässest, daß wir aus Not und wider unser Herz Menschen töten müssen, getreuzigt mit allen Banden der Liebe an unser Vaterland? Unser Vater, der du bist im Himmel . . . wer glaubt Dich? Wer, ohne Lüge, betet so . . .

„Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

Auf dem schmalen eisernen Steg, hoch über den Köpfen der grauen Schar, in Rauch und Qualm gefüllt, stehen die Sänger, zart erdröhnt die eiserne Halle.

Maschinenhalle der Fosse treize im Pays Noir, was mag aus ihr geworden sein? Hat man sie wieder aufgebaut? Sind die gotischen Fenster geflickt und sprühen wieder Funken aus den metallischen Bürsten bei der Umdrehung der blanken Stahlleiber? Zieht am Abend die Schar Mineure mit ihren Grubenlampen an der Halle vorbei und grollt ein Lied von acht Pfennigen Stundenloohnerhöhung, das dem Generaldirektor in seiner Villa als ein Tropfen Essig in die Schildkrötensuppe fällt? Steigt und fällt der Korb von der Höhe des Förderturns in den tiefen Erdschacht wie vordem, und jubelt in den Spalten der Pariser Zeitungen wie ehedem und überall in Europa die nierenkrante Marseillaise von dem Fortschritt der Menschheit, — unbetümmert um das finsterschöne Lächeln Balzacs, den das schwere Denkmal von Rodin hindert, aus dem Grabe zu steigen? —

Stille Nacht, du heilige Nacht in der eisernen Halle zu Lens, sei mir bewahrt und umfange meine Seele, die nach Glauben dürstet!

Jetzt ist der Baum im Verglimmen. Noch einmal teilt sich der Vorhang. Schlummerlicht füllt die kleine Bühne. Zart flimmert der Stern von Bethlehem, es glänzen die Apfel des Lebens in der nordischen Lanne, es schimmern die goldenen Kronen auf den Köpfen der Kanoniere, welche die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande darstellen. Die Könige knieen vor dem Kindelein.

Die grauen Männer blicken furchtlos. Sie hören nicht einmal die todbringenden Explosionen draußen. Was kümmern uns die Granaten des Königs von Großbritannien und Kaisers von Indien, da vor unseren Augen drei gekrönte Könige vor dem Jesulein knieen? König der Könige auf dem Schoß der Menschenmutter!

So ihr nicht werdet wie die Kindelein . . . Was redet er da, der kleine blasse Gefreite — Seminarist auf seiner Kanzel, dem vor Erregung die Worte im Munde stecken bleiben? Glaube, Liebe, Hoffnung. Ist Hoffnung? Friede auf Erden. Freude. Freude? Auf dieser Erde?

Ja, auf dieser Erde, die unser ist. Tragen wir nicht Himmel und Hölle in unserer Brust?

Lasset uns beten!

Die grauen Männer beten.

Aus dem schwälenden Rauche, von der eisernen Decke herab erbraust es: „O du fröhliche, o du selige . . .!“

# Im Lichte der Adventskerzen

Von Elisabeth Dinkelman

Nun hängt er wieder in der breiten Flügeltür, die vom Zimmer des Hausherrn in das kleine gemütliche Wohnzimmer führt. Aus duftendem Tannengrün ist er gewunden, mit roten Bändern umschlungen und acht weißen Lichtchen besetzt. — Nun hängt er wieder dort, wie jedes Jahr, der Adventskranz, und in allen Vasen stehen die grünen Zweige mit feinen Lamettafäden behängt. Adventszeit! — — Durch die sonntägliche Stille der kleinen Stadt klingen die Kirchenglocken. Ein wenig dumpf und müde klingen sie — so, als hätten sie es schwer, durch den Nebel und Regendunst des Dezembertages hindurchzubringen bis zu dem kleinen Haus, in dem der Adventskranz hängt.

Es ist Spätnachmittag. . . Auf dem Diwan des wohlburchwärmten Wohnzimmers liegt Frau Rita Wendtland. Das Zimmer ist matt erleuchtet, nur von dem gelben Schein der kleinen Adventskerzen erhellt. Durchsichtig blaß ist das Gesicht der ruhenden Frau. Sie hat die Augen fest geschlossen, als schlief sie, aber die schmalen, weißen Hände irren unruhig auf der sie umhüllenden Decke, und ihre Gedanken kämpfen einen schweren Kampf. — — —

Gestern hat ihr Mann sie heimgeholt aus dem Sanatorium eines berühmten Arztes, in dem sie monatelang weilte — — heimgeholt, nicht weil sie gesund geworden ist, — nein, nur um daheim zu sterben. — Sie weiß es seit Stunden, daß sie sterben muß! Leise Worte, zwischen ihrem Mann und dem Hausarzt im Nebenzimmer gewechselt, haben ihr diese Gewißheit gegeben: „Das Frühjahr wird sie mitnehmen.“ Nein, niemand hat es ihr gesagt, und sie wird auch niemand darnach fragen. Allein will sie sich hindurchkämpfen durch das Unfassbare, das nun immer näher kommen wird, langsam und fast unmerklich.

Allein! — — wie ist dies kleine Wort doch so recht zum Leitmotiv ihres Lebens geworden. Sie ist allein gewesen in dem herben Leid um den Tod ihres Kindes . . . nicht daß ihr Mann herzlos, ohne tieferes Gefühl wäre . . . aber seiner fröhlichen, tatkräftigen Natur liegt ein langes Trauern nicht, und dann haben ihn die langen Kriegsjahre mit ihrem grauenhaften Leiden und Sterben, das er hundertfach gesehen, doch wohl abgestumpft. . . Allein, unendlich allein ist sie auch gewesen in den beiden letzten Jahren, seit sich ihr Lungenleiden meldete und das wechselnde Befinden der jungen Frau von dem gesunden, fast ein wenig robusten Mann soviel Rücksichtnahme und zartes Behüten forderte. Ein bitterer Zug gräbt sich um den schmalen Mund, wenn sie daran denkt, mit wieviel Selbstüberwindung er an ihrem Lager gesessen, wenn sie seine Gegenwart immer und immer wieder begehrte, in den freien Stunden, die ihm sein Beruf ließ. Jedesmal hat sie dann mit dem überseinen Empfinden der Kranken gefühlt, wie er aufatmete, wenn sie ihm sagte „nun geh“. — Wie hat sie heimlich geweint, wie hat sie gelitten, als er ihr langsam entglitt und sie einander fremder wurden.

So lieb hat sie ihn gehabt . . . so lieb!

Und als dann ihre junge Schwester ins Haus kam, gesund und blühend, wie sie selbst gewesen, um ihr, der Leidenden, die Sorge um das Hauswesen abzunehmen,

da ist in ihr der Wunsch so heiß und flehend geworden, all das Kranke und Zehrende von sich abzuschütteln. Mit brennenden Augen hat Frau Rita ihr nachgesehen, wenn sie mit leichten, federnden Schritten an der Seite des Mannes durch das kleine Gartentor hinaus ins Feld schritt, nachdem beide die Kranke sorgsam auf der Veranda gebettet hatten.

Und dann hat sie sich trotz der bohrenden Unruhe und Angst in ihrem Innern entschlossen, das Sanatorium des berühmten Arztes aufzusuchen. . .

Monatelang hat sie dort gelegen so still und einsam in der großen Liegehalle unter den rauschenden Lannen. Neben ihr lagen andere Kranke, schweigsam wie sie . . . nur ein junges Mädchen weinte oft haltlos in sich hinein, und das Schluchzen konnte Frau Rita hören . . . Sie hat alle ihre Willenskraft zusammengenommen, um gesund zu werden! An vielen Tagen war sie ganz voller Hoffnung und Zuversicht — doch dann kamen immer wieder die grauen Stunden mit quälendem Husten und der tiefen Müdigkeit, mit den fieberhaften Träumen, in denen sie den geliebten Mann sah und an seiner Seite nicht mehr sich selbst, immer und immer nur die blühende, blonde Schwester. — Wie furchtbar war dies Kämpfen gewesen, wie elend hatte es sie gemacht! War nicht schließlich doch im tiefsten Unterbewußtsein der Wunsch aufgewacht nach Ruhe und Stillewerden? Sich selbst vielleicht noch uneingestanden? — Konnte denn Sterben grauenhafter, schwerer sein als diese Qual? . . . Sah sie nicht oft das schmerzverzerrte Gesichtchen ihres Kindes vor sich, das im Tode so ruhig und klar geworden war? Sterben, wie löstlich konnte es sein, wenn es einen hinaushob aus all dem Leid! . . .

Wenn alles aufhörte: der quälende Husten und die Schmerzen, das Heimweh nach dem toten Kind, und auch das eifersüchtige, fieberhafte Lauschen auf Worte, Bewegungen und Gebärden der liebsten Menschen. . .

Frau Rita öffnet ihre Augen und sieht hinein in den Schein der immer kleiner werdenden Adventskerzen. Sie werden verlöschen, aber dann wird ein leuchtenderes, helleres Weihnachten erstehen . . . auch für sie! — Ein paar Verse fallen ihr ein, die sie einmal gefunden hat, kurz nach dem Tode ihres Kindes:

„Nun beug' dein Haupt in Demut,  
Trag' deine Schmerzen still . . .  
Das tiefste Leid wird Wehmut,  
Wenn Abend werden will!  
Ward müde auch dein Hoffen,  
Von Tränen dein Auge fast blind,  
Nacht hält die Arme offen  
Wie eine Mutter dem Kind“ —

Nun ist es ja Abend geworden und die Nacht nicht mehr fern. . .

Eine große Ruhe kommt über sie . . . ausgelämpft! . . . Ihre Augen hängen unentwegt an dem stillen Leuchten der Kerzen.

Behutsame Schritte über weiche Teppiche. . .

Und wie sie nun zu ihr treten, der große gesunde Mann mit den klaren Augen und die blonde junge Schwester, rein in Gedanken und Empfindungen und doch eigentlich schon so ganz sein eigen, da vermag es Rita Wendtland über sich, den beiden, den Lebenden, entgegenzulächeln.

# Das kleine Weihnachtslied

Von Erich Bockemühl

**W**eil es mir Freude macht, deshalb schreibe ich es hierher. Am Sonntagmorgen, als die Glocken eben verstummt waren, in der Zeit, da der erste Kauhreif weiß auf den kleinen Bäumchen des Gärtchens lag und der Kirchturm und der alte große Tannenbaum nur wie dunkle Silhouetten in dem Nebel standen, in der Stille der behaglich durchwärmten Stube, da sang die kleine Sechsjährige dies Lied . . . das erst mich störte, dann mich aber vom Lesen aufhören ließ und mich so erfreute, daß ich es gleich auf die Rückseite des Briefes, der gerade vor mir lag, hinschrieb.

Ganz wie es war und wirkte, läßt sich solch ein Kinderlied ja niemals wiedergeben. Wenn auch die Worte dieses Liedes fast genau sind, so ist doch der Rhythmus, der sie trug, die Stimme, das Auf und Nieder der Leisen fast monotonen, liturgisch sakralen Melodie kaum festzuhalten. Die Freude auch der kleinen Kinderseele, das still, Beschauliche, Andächtige ist immer wieder etwas so ganz Einmaliges, daß man es eben nicht wiederholen kann. Eine Blume, die still erblühte wie ein Röslein in kalter Winternacht . . . Eines Vögleins Gesang im Traum der Stunde, deren Wachen wäre Trauer gewesen . . . Als wenn die Stille selber in aller Schönheit, Lieblichkeit, in ihrem, den feinen Ohren immer vernehmbaren, zarten Vibrieren, Gestalt geworden wäre in eben einer Stimme Gesang, so war dies Lied, allein seinen Worten nach, als wenn Harfen es begleiteten, wie ein Bild irgendeines mittelalterlichen Malers: Meisters Bertram, Meisters Francke . . . oder eines frühen Italieners: Duccio, Giotto oder des kindergleichen Fra Angelico . . .

Da ist ein Stern heruntergefallen  
In Rindlein sein Bettchen.  
Und die Engel waren da und hatten weiße Flügel,  
Und alle spielten sie da die Geige,  
O, das ist so schön, so schön:  
Die lieben Engelein, die lieben Engelein. . .

O du schönes Kind, tu deine Augen auf.  
Da bringen sie dir ein weißes Lämmlein. . .  
Und zwei Engel kamen da noch,  
Der eine steckte die Kerzen an,  
Und der andre tat beten.  
O, die schönen Engel und das weiße Lämmchen  
Und das schöne rosa Lämpchen  
Und die schönen Blumen all!

So war das Lied. Gewiß, manche Erinnerung aus Gehörtem und Gesehauem ist in ihm, und dennoch ist's geworden aus dem stillen Traum einer Seele, dennoch ist's eine Einheit schönen Schauens . . . Bild und Silber, die die Seele sah, in Rhythmus und Melodie vereint

Und es ist, daß eine Seele aus dem Innersten des Erlebens ihre stille andächtige Freude offenbart. Eine Kindesseele nur? Sind es nicht immer nur die Kinderseelen, die dies tun, die den Glauben, das unendliche Vertrauen an die Welt und

Menschen haben, daß sie eben ihr Innerstes ihnen sagen, daß sie es gestalten ... für sich selbst? Für andere, die Menschen ...? Sie gestalten es, weil es sie drängt, weil die Stunde größer ist als ihr Wollen, weil sie sich in Traum und Stille so verlieren, daß sie wie willenlos dem folgen, was innerst in der Seele „will“ ... Immer aus dieser Stille wird das Lied und jedes Lied, aus der Stille, die da ist Unendlichkeitsverbindung, die da ist: das große Sein der Welt, darin eine Seele ganz verwoben ist, das Vibrieren der Stille, der großen Ferne ... das dann irgendwie in Gestalt und Form sich verdichtet ...

Und dieses Kindes Lied, das kleine Weihnachtslied? Es ist doch nur ein so ganz kleines, unscheinbares Lied, wie es immer wieder Kinder singen in der stillen Selbstvergessenheit ... und dennoch hat es mich so tief ergriffen und würde es jeden tief ergriffen haben, der es in Rhythmus und Gesang hätte hören können. So ganz aus Naivität gesungen, so absichtslos und nur, weil es so still in warmer Stube war, so in stiller Freude, so im Ausgleich des Erlebens war es hingesummt fast statt gesungen ... und war doch in der einfachen Echtheit viel, viel schöner als so viele Weihnachtslieder, die heute gesungen werden, die gedichtet werden, damit die Kinder „etwas aufzusagen haben“ ...

Was in diesem Lied so tief ergreift? Daß es absichtslos aus jener Stille ward, die keine äußere Wirklichkeit, die nur die Angelegenheit einer Seele ist. Diese Stille aber ist Unendlichkeitsverbindung. Und ist das Lied auch noch so klein: Die Beziehung mit der Ewigkeit (wenn eine Seele ganz in Traum und unbewußtem Schauen versunken ist), eben diese „Stille“ ist es ja doch nur, die in diesem Liede wie in jedem so beglückt. Denn solch anbetende Freude ist aus Gott, ist Gottes Wirklichkeit in einer stillen Stube des Sonntagmorgens. In kalter Winterzeit, wenn alle Welt mit Nebel dicht verhangen ist (ist das nicht auch ein Wunder?), vermag aus eines Kindes Seele dies kleine unscheinbare Lied zu blühen.

## Dezember

Von Franz Mahlke

Das Volk der Föhren steht nun eisversteint  
Und um kristallbepertes Niedgras raunt  
Herzkalter Winterwind, der mißgelaut  
Auch durch die lieben Heimatgassen weint.

Weinlaubberante weiße Siebel schau'n  
Schwermütig lächelnd nach dem Lannenschlag  
Einst tanzten Finkenlieder durch den Tag  
Und Hederosen lachten durch den Gann.

Waldwiesen breiteten sich sommerbunt;  
Die Falter hielten täglich Hochzeitsmahl.  
Nun geistern Nebelfrauen durch mein Tal —  
Mein Lieberherz wird mir so winterwund.

# Die Ritterschaft der Reinen

Von Ernst von Wolzogen

Deutschland hat doch noch eine Hoffnung — nein, mehr denn eine Hoffnung: Deutschland hat eine Zuversicht, denn ein neuer Adel ist im Werden. Einen neuen Adel zu schaffen aber ist das Hochziel jeder guten Revolution. Es ist richtig, daß das deutsche Reich Bismarckscher Prägung noch kein endgültiges Gebilde, es ist richtig, daß das Imperium des zweiten Wilhelm samt seiner Prunkfassade von kleineren und kleinsten Vasallendynastien zum Abbruch reif war; aber der Umsturz, den wir erlebt haben, wurde von Unbefugten besorgt und darum konnte es nicht ausbleiben, daß er den hohen Zweck eines notwendigen Gewaltaktes gänzlich verfehlte. Der alte Adel (worunter natürlich nicht nur die Betitelten, sondern die ganze damals herrschende Oberschicht der Machtteilhaber zu verstehen ist) war vom ständigen Kriechen und Büden kreuzlahm geworden. Seine blühende Jugend, die durch das Erlebnis des großen Krieges zu Kraft und Reinheit sich hätte läutern können, war abgeschossen worden, und die zitternden Hände der Alten vermochten keine Waffe mehr zur Verteidigung zu führen. Das Feldgeschrei jenes Umsturzes war der Klassenhaß, und Klassenhaß ist nur ein besser klingender Name für Neid, Mißgunst, Rachsucht, Raffgier — kurz für alle niedrigsten menschlichen Leidenschaften.

Nun aber wächst ein neues Geschlecht heran von jungen Männern, die zu Kriegsbeginn noch Mutterkinder waren, und die Seelen dieses neuen Geschlechtes beginnen reif zu werden für die Erkenntnis der Schmach, die ihrem Volke widerfahren ist durch den verpfuschten Umsturz von 1918. Es sind unter ihnen einige wenige Nachkommen der früher herrschenden Oberschicht, zum großen Teil aber Söhne der gefallenen Helden des Weltkrieges und schließlich auch Sprößlinge der früher ganz bedeutungslosen niederen Volksschichten zu finden. Es ist also nicht, wie bei der großen französischen Revolution eine neue, bisher unterdrückte Volksschicht, die sich mit Gewalt über die andere emporringen möchte, sondern das Volk in seiner Gesamtheit stellt die Rekruten zur künftigen Armee der Befreier, die Kandidaten für die Regierungsposten im erstrebten jugendstarken Volksstaate. Diese Jugend hat wieder Ehrerbietung für alles, dem Ehre gebührt. Diese Jugend hat wieder Scham, hat wieder Würde, hat wieder den Stolz der Pflichttreue, die Freudigkeit zur Arbeit und zum Gehorsam gegen die zum Befehlen Berufenen. Rein Wunder, denn sie sind ja Helden söhne oder Söhne von Ausnahmemenschen, die schon zu ihrer Zeit die Fäulniszeichen klar erkannten und sich von tönenden Schlagworten nicht die gesunden Sinne umnebeln ließen. Sie sind also glückliche Erben. Und soweit sie das nicht sind, beziehen sie ihre eigenwüchsige Kraft aus den katastrophalen Erlebnissen ihrer Jugend. Die schwere Not ist ein harter Lehrmeister. Aber nur für die Wohlgeborenen. Auch der Eschandala, der Ubelgeborene, vermag wohl durch Schaden klug zu werden, aber nicht stark und rein. Im allgemeinen zieht die Not den Ubelgeborenen nur noch mehr herab.

Diese wohlgeborenen glücklichen Erben haben nun ebenso wie die aus eigener Kraft sehend Gewordenen klar erkannt, was uns nottut. Reinheit tut uns not



und Zucht. Glauben tut uns not und Ehrfurcht und Würde. Aus dieser Erkenntnis heraus fliehen sie die Sumpflust der Großstädte, enthalten sie sich freiwillig der Kauschgifte und aller entnervenden Zeitvergeudung durch Vergnügungen, die einen schalen Nachgeschmack hinterlassen. Und weil ihnen der gegenwärtige Staat die soldatische Dienstpflicht genommen hat, unterwerfen sie sich freiwillig der Zucht, die ihnen die Wehrverbände und sonstige, meist aus der Jugendbewegung selbst hervorgegangene Organisationen zu geistiger und körperlicher Ertüchtigung bieten. Ihren Gott haben sie sich erwandert. Dadurch haben sie auch wieder ein inniges Verhältnis zur Natur erworben. Sie haben sich die Ehrfurcht vor den ewigen Wundern zurückerobert, und nur solche Ehrfurcht vermag das Gefühl für wahre Menschenwürde zu erwecken. Dieses „Zurück zur Natur“ — nicht im Sinne Rousseaus, sondern im Sinne des reinen Wandervogelideals, ist als Lösung gar nicht hoch genug einzuschätzen, denn nur durch das Wiedervertrautwerden mit der Natur, durch dieses Wieder-Gott-nahetommen, ihn hören und sehen von Angesicht, nicht auf den verzwickten Wegen der Spekulation, sondern auf dem direkten Wege der triebhaften Hingabe, vermag allein den zerstörten animalischen Instinkt wieder frisch lebendig zu machen.

Nur auf diesem Wege kann auch allein die Züchtung magischer Menschen gelingen. Denn was ist der magische Mensch, von dem heutzutage so viel geredet wird, anders als der natur-, d. h. gottnahe, instinktlichere und darum zur Beherrschung der Natur, seiner selbst und aller minderwertigen Mitmenschen Berufene! Die deutschen Reichsbürger, gegen die der Rembrandtdeutsche vorn Leder zog, waren im Bildungshochmut befangen. Ihr Typus war der Snob, der eifrige Vor- und Nachbeter aller neuen Schlagworte, der Mitläufer aller Moden und Narreteien. Unserer neuen Jugend ist dieser Typ zum Gelächter geworden. Sie will nicht mehr nur Bildungstoff hamstern, sie will schauen und erkennen lernen — und das heißt ungefähr dasselbe wie magische Kräfte gewinnen. Diese neue Jugend freut sich ihres Leibes und mutet ihm viel zu, um ihn zu stärken. Sie betet vielleicht sogar die Schönheit an, aber sie verachtet das nervöse Ästhetentum und den blöden Rekordtaumel der amerikanischen Sportfexerei. Sie hat auch wieder jene edel jünglinghafte scheue Verehrung natürlich gesunden Weibtums gelernt, und die wird sie davor schützen, auf die Lockungen des modernen leeren Plätsierweibchens hineinzufallen. Wenn auch unter der weiblichen Jugend unserer Zeit jene starke Bewegung noch nicht so viele erfasst hat wie unter der männlichen, so ist doch zu erwarten, daß die neugewonnene Instinktlichkeit die größten Mißgriffe bei der Gattenwahl seltener machen und somit die Aufzucht der neuen Aristokratie erleichtern wird.

Ja, es ist wirklich eine neue Ritterschaft im Entstehen begriffen. Ihre Lehrmeister hat sie sich gesucht unter den übriggebliebenen Frontsoldaten des Weltkrieges und unter den Führergestalten, welche die Kampffahre nach dem Umsturz emporgetragen haben. Und wenn sie solche gefunden, haben sie sich zu den mannigfaltigsten Bünden und Konventikeln zusammengesetzt. Wohl mag da neben fruchtbringender Arbeit und erprießlicher Selbstzucht auch mancherlei närrischer Anflug liebenswürdiger oder auch bedenklicher Art verübt werden. Die Hauptsache aber

ist vorhanden: der reine Wille, sich die Ritterschaft zu erdienen. Unsere neue deutsche Zuversicht aber beruht darauf, daß die wangenroten Knappen von heute sich das Ziel ihres Ehrgeizes höher gesteckt haben, als nur mit den Sporen zu rasseln — sie werden ihr Rittertum im Dienste an Volk und Vaterland zu bewähren wissen. Ein ganz deutscher und starker Dichter, Eberhard König, hat unsern Jungen in seiner Mär vom „Ehedel von Wallmoden“ die leuchtende Idealgestalt solch deutschen „unversehrten“ Rittertumes hingestellt: den reinen Toren, den streitbaren Helden ohne Furcht und Tadel, den seines Gottes sicheren wachen Traumwandler, der es wagen darf, den leidhaftigen Satan in Rossesgestalt bis vor die Himmelstür zu reiten und ihn von da mit einem Fußtritt zur Hölle zu befördern

## Ehen

Von R. U. Schimmelpfeng

Dom Berge seh' ich zweier Güterzüge Schlangen  
Sich lautlos fast und nah zusammenschieben  
Und scheinbar eng gekoppelt und verbunden  
Die Flanken knirschend aneinander reiben,  
Indes den Rüstern Lusthauch weiß entströmt. —

Doch sieh! Nach ein'ger Zeit  
Entwickelt sich das Knäuel.  
Die eine und die andre Schlange ringelt sich  
Dahin mit hellem gift'gen Pfiff,  
Enttäuscht ob der so lange ungenühten Zeit,  
Die hinschwand ohne innige Vereining.

Sind nicht auch so Verbindungen der Menschen? —  
Luft und Geschrei, Geschwäh und Unterhaltung.  
Und plötzlich das entsetzende Gefühl:  
Nie hat das Leben uns in eins geformt. —

# Aus Briefen Friedrich Paulsens

Von Rudolf Paulsen

**E**s ist immer ein sonderbares und schwieriges Ding, wenn der Sohn die Wege, die der Vater gebahnt hat, verläßt und auf eigene Faust sich neue Pfade sucht. Das gibt Anstöße und Schwankungen in dem vielleicht bis dahin ungetrübten Verhältnis.

Mein Vater, der Philosoph Friedrich Paulsen, Bauernsohn und einziges Kind, hätte nach Gewohnheit und nach Wunsch seiner Eltern deren Hofstelle in Langenhorn übernehmen sollen. Aber der Trieb zur Wissenschaft war so stark in ihm, daß er als 15jähriger dem ererbten und bis dahin geübten Beruf als Landmann untreu wurde und unter mühsam erlangter Einwilligung meiner Großeltern von dem Dorfpastor im Lateinischen unterwiesen wurde. Nachdem er dann, rasch vorbereitet, das Altonaer Gymnasium bezogen hatte, stand es für die Eltern fest, er würde nun Pastor werden und das Wort Gottes von der Kanzel lehren. Meine Großeltern waren beide ausgesprochen fromme Leute und gehörten zu den vom Pastor Jwersen Erweckten. Wenn also der Sohn schon studierte und den Familienbesitz in fremde Hände übergehen ließe, dann war es zumindest selbstverständlich, daß er Theologe würde.

In der Tat hat mein Vater auch dieser elterlichen Vorstellung gerecht zu werden versucht. Aber nach einigen Semestern theologischen Studiums warf er das Steuer vollkommen herum und ward Philosoph. Sehr begreiflich, daß die braven Bauern, die seine Eltern waren, sich unter Philosophie nichts Rechtes vorstellen konnten. Aber durch die Fähigkeit seines Willens, durch die Energie, mit der mein Vater die philosophischen Studien betrieb, auch daheim in den Universitätsferien, überzeugte er allmählich die alten Leute, daß ihr Kind auch auf seine Weise den rechten Weg finden könnte.

1871 promovierte Friedrich Paulsen, 1875 wurde er Privatdozent in Berlin. Sein Vater war damals schon 70 Jahre alt. Nun sah er mit Freuden, daß sein Sohn sich doch „gemacht“ hatte, daß es zum Universitätsdozenten ausgereicht hatte.

Der Großvater ist 1889, fast 84jährig, gestorben, ein Jahr nach der Großmutter. Ich habe beide persönlich noch gekannt und hege einige deutliche Erinnerungen an die aufrechten waderen Menschen, deren einzige Rost außer der Arbeit die Heilige Schrift (und allenfalls ein Predigtbuch) war. Mein Vater, der auch als Philosoph aus dem religiösen Brunnenquell zu schöpfen nie vergaß, hat seine Eltern alljährlich besucht und in dauerndem brieflichen Verkehr mit ihnen gestanden. Seine Briefe bezeugen die kindliche Anhänglichkeit und unauslöschliche Dankbarkeit, die er den Eltern darbrachte, in dem Bewußtsein, ihrer frommen Erziehung und vorbildlichen Arbeitstreue das Beste seines Wesens zu schulden. Ich teile einige Proben mit.

Zum Jahreswechsel 1887/88 schreibt mein Vater:

... „Der liebe Gott schenke Euch Frieden und Geduld, daß Ihr die Schwächen des Alters überwindet und ein fröhliches Herz auch in trüben Tagen bewahrt. Die Jahre des rüstigen Schaffens sind ja dahin, die Jahre der Ruhe gekommen, und Ihr dürft sie ja mit gutem Bewußtsein annehmen, Ihr habt es Euch manchen

Sag und manches Jahr sauer werden lassen. Ich denke oft mit Dank daran, wie Ihr mir den Weg bereitet habt. Und oft denke ich auch mit Dank daran, wie gut und rechtschaffen Ihr meine Jugend geleitet habt. Ich sage manchmal: unter besseren Verhältnissen, als ich aufgewachsen bin, kann niemand aufwachsen: unverwöhnt, bei tüchtiger Arbeit und ehrlicher Frömmigkeit, und dabei herzlicher Liebe und Treue gewiß . . .“

Und als die Mutter schwer erkrankt, schreibt er an deren Schwester, Agatha Margarethe Retelsen:

. . . „mit schmerzlicher Bewegung haben wir . . . Deinen Brief gelesen. Gott wolle der lieben Mutter zu seinem ewigen Frieden und himmlischer Freude hindurchhelfen. Und uns allen gebe er Gnade, daß wir dereinst ihr dorthin nachfolgen. Mir ist in diesen Tagen oft ein kleines Gebet in den Sinn gekommen, das sie mich als Kind gelehrt hat:

Christi Blut und Gerechtigkeit  
Das ist mein Schmutz und Ehrentleid.  
Damit will ich vor Gott bestehen,  
Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.

Sie erinnert sich vielleicht auch noch, daß wir es zusammen gebetet haben. Mir ist manches aus der Kindheit recht lebendig geworden, das mich mit ihr für immer verknüpft. Sag ihr, (daß) wir Alle, so lange wir leben, ihr Andenken in Treue festhalten und ehren werden, bis wir drüben alle wieder vereinigt werden . . .“

In einem andern Brief aus dieser Zeit heißt es:

. . . „In Gedanken bin ich viel bei Euch, ja beständig. Sag der guten Mutter, daß wir betend ihrer gedenken. Ich weiß, daß sie lange bereit ist zum Heimgang; sie wartet ja seiner seit vielen Jahren. Sag ihr auch, daß ich sie um Vergebung bitte für alles, womit ich sie je getränkt habe. Ich weiß, ich hab ihr viele schwere Stunden gemacht; sie soll ihrer nicht gedenken, sondern des Lieben und Guten, das Gott uns mit einander hat genießen lassen. Dafür wir ihm von Herzen dankbar sind. Ich werde es nie vergessen, was ich ihr zu danken habe; und ihr Segen soll auch auf unsere Kinder vererben. — Lest Ihr wohl einmal miteinander die Leidensgeschichte? Wir wollen es auch tun und uns miteinander der Gemeinschaft in Jesu trösten. Der Friede Gottes bleibe in Eurem Hause . . .“

Und nach dem Tode der Mutter schreibt mein Vater am 21. März 1888:

. . . „Nun ist das Ende doch noch unerwartet gekommen, ich hatte gedacht, sobald Du schriebest, zu kommen, um sie noch einmal zu sehen.

Die liebe gute Mutter, wir wollen ihr die Erlösung von allem Schmerz und Leiden von Herzen gönnen und ihr Andenken unter uns in Liebe und Treue lebendig halten, bis auch unser Stündlein kommt und wir wieder mit ihr vereinigt werden. . . . Ich werde, solange ich lebe, nicht aufhören, mit der innigsten Dankbarkeit ihrer zu gedenken. Wie hat sie mit Ernst und Liebe das Kind gehütet, den Knaben gezogen und damit die Grundlage zu dem Wesen des Mannes gelegt . . .“

Nach der Rückkehr von der Bestattungsfeier in Langenhorn schreibt mein Vater der Tante:

. . . „Mir ist, als ich allein nach Altona fuhr, Vergangenheit und Zukunft viel  
Der Lütmer XXX, 3

durch den Kopf gegangen und Dir wird es jetzt, wo Ihr allein seid, auch so gehen. Gott sei Dank, daß das Bild der verklärten Mutter so rein und lieb uns vor der Seele steht, daß wir gern uns immer wieder zu seiner Betrachtung wenden. So können wir auch jetzt in der Trauer um ihren Hingang doch mit Freude und Dank an sie denken . . .“

Und in einem Briefe nach meines Vaters Geburtstag 1888 an dieselbe Tante, die nun mit dem Schwager die Einsamkeit teilte, lesen wir:

. . . „Das ist das erste Jahr, wo die liebe Mutter des Tages meiner Geburt nicht mehr gedenkt, hier auf Erden wenigstens nicht, denn die Gemeinschaft unseres Lebens ist ja, so hoffen wir, nicht durch den Tod abgebrochen. Ich denke manchmal mit Dank daran, daß sie doch so viele Jahre mit uns gelebt hat, daß sie doch mich noch hat zum Mann heranwachsen sehen. Was hätte es für eine Wendung des Lebens gegeben, wenn sie in jener schweren Krankheit 1854 gestorben wäre . . .“

In der Folge wird in jedem Briefe an die wackere Tante der Mutter gedacht.

Des Großvaters Sterben war ein langsames trübseliges Erlöschen. Aber meines Vaters Gedanken gingen doch in Treue zu ihm, auch wenn sie nicht mehr das altgewohnte Echo fanden. In einem Briefe zum Geburtstag 1888 stehen die Worte, an die Tante gerichtet:

. . . „So oft hab ich ihm an dem Tage Gesundheit und Gottes Segen gewünscht, nun kann ich ihm nur noch Eines wünschen: daß ihm Gott die Tage nicht zu sehr verlängere. Möge er ihn bald aus allem Jammer in seinen Frieden aufnehmen . . .“

Als sein Vater im 84. Lebensjahre durch den Tod erlöst wurde, schrieb Friedrich Paulsen am 2. Mai 1889:

. . . „Also mein guter Vater ist nun auch heimgegangen. Wir können ja nur Gott danken, daß er die Tage der Trübsal verkürzt hat . . . Mir ist er wahrlich ein treuer und geduldiger Vater gewesen. Seiner nimmer müden Sorge und Arbeit verdanke ich es, daß ich zu freierer und größerer Thätigkeit mich vorbereiten konnte. Ich hab es ihm oft gedankt im Stillen. Gott lohne ihm seine Treue und Arbeit, die er in gesunden Tagen an mir und anderen gethan hat . . .“

Man sieht aus all diesen Äußerungen meines Vaters, daß er es an Pietät und echter Frömmigkeit nicht hat fehlen lassen, auch wenn er den Eltern ihren heißen Wunsch, ihn auf der Kanzel zu sehen, nicht erfüllen konnte.

## Stark und ungeteilt

Von Christian Schmitt

In der Stille sammle deine Kraft,  
Daß sie freudig wirkend strebt und schafft!  
Doch umgrenze weislich auch ihr Ziel:  
Weide das Zuweit und das Zuviel!  
Richte so dein Herz, das ungerstreute,  
Ganz aufs Heute!

Glaubend laß den Blick nach oben gehn,  
Wenn mit deinem Werk du willst bestehn!  
Schau nicht in die Ferne, nicht zurück!  
Auf den Tag, der jetzt ist, setz' dein Glück!  
Den, der diesen segnet, laß du sorgen  
Auch für morgen!

# R u r d s e h a u

## Seelische Wiedergeburt

Ein Beitrag zur Würdigung der Führer Eucken und Lienhard

Des Menschen Kern und Wesen ist geistiger Art. Wenn äußerer Zwang Freiheit und Geist überwuchert hat, dann wird die Wiedergeburt der Seele zur wichtigsten Lebensaufgabe des Menschengeschlechts.

Die naturwissenschaftliche Denkweise, die als Gegenströmung zu der vernünftelnden Weltbetrachtung der nachlantischen Denker entstand, schuf das wissenschaftliche Weltbild des modernen Lebens, das sich erst um das 20. Jahrhundert voll auswirken konnte. Die naturwissenschaftliche Forschungsart ist eine besondere Art wissenschaftlicher Arbeit. Sie hat diesen Grenzbereich weit überschritten, so daß Eduard v. Hartmann zu Beginn des 20. Jahrhunderts seiner systematischen Philosophie das Kennwort vorausschicken konnte: „Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode.“ Er erkannte dabei leider nicht, daß er sich mit solcher Arbeit in einen gefährlichen Widerspruch setzte mit den Tatsachen des geistigen Lebens, die er naturwissenschaftlich erforschen wollte.

Der Einfluß der neuen wissenschaftlichen Arbeitsart blieb nicht auf das Gebiet des Denkens beschränkt, sondern erfaßte auch Gefühl und Willen, den ganzen seelischen Menschen. Dadurch entwickelte sich ein neues Lebensgefühl, eine neue Weltansicht und Lebensanschauung. Diese Bewegung griff weit über das Gebiet der Fachgelehrsamkeit hinaus, wurde im modernen Menschen überhaupt zu einer Art Lebensoffenbarung. Theoretisch führte solche Lebensbewegung zur Lösung des Menschen von der geistigen Welt, zum Aufgeben seiner seelischen Innerlichkeit. Den inneren Werten der Lebensanschauung eines Luther und Kant konnte sich eine solche Zeit nicht mehr verbunden fühlen, da das Schwergewicht des Lebens fortan auf der Außenseite lag.

Durch den Mangel an geistiger Lebensbewegung verliert die Seele ihren Lebensgehalt; denn die fremdartigen Bestandteile der Natur können niemals ihr geistiges Eigentum werden. Die deutschen Mystiker, unter ihnen vor allem Seuse, Tauler, Eckhart und Böhme, haben aus dem Gefühl der Unmöglichkeit einer Lebensanschauung des reinen Denkens das Leben, die Mit- und Umwelt nicht vernünftelnd durchdacht, sondern haben das Leben zuerst gelebt. Das Lebensgefühl der modernen Welt mit seinem Bewußtsein stolzer Beherrschung des gesamten Daseins hat den inneren Menschen geistig und seelisch einsam gelassen. Weil diese Tatsache nicht allen sinnfällig vor Augen steht, weil die meisten diese seelische Leere nicht einmal als innere Not erleben, deshalb können wir die Gefahren der modernen Lebensbewegung für den inneren Menschen nicht hoch genug schätzen.

Diese Gewalt der natürlichen Notwendigkeit über die schöpferische Selbständigkeit bezeichnen wir als Naturalismus. Es ist für viele die Lebensbewegung, das Lebensgefühl, und für fast alle leider der Lebensinhalt und Lebenswert. Theoretisch und praktisch, im Denken und Handeln ist er nichts anderes als ausgeprägter Materialismus. Er wirkt sich aus in der Teilnahmslosigkeit gegenüber geistigen Lebenserscheinungen, weiter aber sogar im Kampf gegen die großen geistigen Lebensoffenbarungen, vor allem im Kampf gegen die größte geistige Macht, die Religion.

So war die notwendige Folge der Mechanisierung der Natur die Mechanisierung der Seele. Das ist das Bild des modernen Menschen der Arbeit, dem man Brot reichen wollte und Steine gab. Daß dieser seelische Zwang alle echte Lebensfreude, die aus dem berechtigten Stolz am Geschaffenen und Gestalteten entsteht, erdroffeln mußte, daß es in solchem Leben nur ein Streben nach Lebensgenuß im Sinne eines groben sinnlichen Gefühls geben kann, ist

deutlich, wenn man nur den Grundzug und die alles erfassende Macht des Naturalismus begreift. — In solchem Dasein hat das Leben seinen Sinn und Wert verloren. Die geistlichen Ziele unseres Lebens, große Seele und innere Freiheit, reine Gesinnung und starke Persönlichkeit, sind natürlichen Zwecken geopfert. Die Rettung unserer Seele, unseres geistigen Lebens ist deshalb eine dringende Notwendigkeit.

Große Lebensbewegungen und vor allem Bewegungen geistiger Art sind ohne starke Persönlichkeiten nicht denkbar, weil in der Menge der Einzelwesen nicht die strenge innere Sammlung erreicht werden kann, wie im einzigartigen Leben einer großen Persönlichkeit. In den großen Persönlichkeiten offenbart sich ein Teil des Irrationalen, jenes Unbeutbaren und Unerklärlichen, das weit über eine natürliche Auslegung hinausgeht. Wenn wir in der Zeichnung der geistigen Lage der Gegenwart die Notwendigkeit einer seelischen Wiegeburt durch Führung großer Persönlichkeiten nachgewiesen haben, dann ist es unsere Pflicht, in diesem Zusammenhange auf das Schaffen Rudolf Eudens und Friedrich Lienhards hinzuweisen. Beide haben ihre Kraft dieser Lebensaufgabe einer seelischen Erneuerung und geistigen Erhöhung unseres Lebens gewidmet: der Friese Rudolf Euden als Lebensphilosoph im alten, geistig belebten und geschichtlich reichen Jena, der Altelfässer Friedrich Lienhard als Dichterdenker in Weimar, dem geistigen Mittelpunkt des deutschen Klassizismus.

Mit dem Begriff des Philosophen verbinden wir den Begriff des Wissenschaftlichen. So entspringt die Philosophie nach der bisherigen Auffassung und nach ihrem bisherigen Begriff einem logischen Erkennen. Der Philosoph soll also letzte Wahrheitsurteile herausstellen, der Dichter dagegen gestaltet innerstes Erleben, seine Arbeit ist Wahrheit nicht aus logischem Erkennen sondern aus intuitiver Schau. Wir sind als rationalistische Menschen so eingestellt, diese Klassifikation durchzuführen. Dann aber können wir die Arbeit Eudens und Lienhards nicht zusammenbringen. Hier aber werden wie bei aller echtgroßen Leistung solche sachlichen Grenzen mit innerer Notwendigkeit überschritten. Jedes große Werk, mag es nun einen philosophischen oder künstlerischen Gehalt besitzen, entspringt nicht einer besonderen Art des Menschen, nicht einer Individualgeistigkeit, sondern dem Letztgeistigen überhaupt, dem unmittelbaren Lebensgrunde, der geistigen Lebensseinheit. Dieses Schaffen allein führt zur Geistesynthese, weil es aus dem synthetischen S. ist fließt. So gibt es zwischen wirklichen, überraschend großen Selbststatten keinen grundsätzlichen Gegensatz: Eudens Philosophie des Geisteslebens ist ebenso metalogisch, so grundgeißig, wie Lienhards grundgeißige Dichtung nicht alogisch, widervernünftig ist. Der Geist umspannt beides, faßt allein das ganze Leben und kann es in seiner inneren, seelischen Größe auch allein wiedererstehen lassen. Wenn Ausgangspunkt und Ziel geistiger Schöpfung gleich sind, dann werden auch die verschiedenen Wege nicht trennen können. Vielmehr beweist solcher individuelle Gehalt, wie er in der verschiedenen Formung der Lebensgeistigkeit durch Euden und Lienhard zum Ausdruck kommt, die absolute Unendlichkeit in der Darstellungsvermögen des Entschöpferischen.

Die lebendige geistige Kraft, die von dem Werk Rudolf Eudens ausgeht, schildert uns Jodl mit klarem Blick für das Große und Bleibende; dabei zeichnet er uns auch die Persönlichkeit des weltberühmten Philosophen: „Eine lebendige Persönlichkeit, wie sie heute unter den akademischen Sachdeutern fast ausgestorben scheint ..., ein Lebensphilosoph ..., auch hier endlich wieder einmal ein Weiser, der sich von dogmatischen Formeln und Stoffmassen befreit und Wissen im Denken, Denken in Leben, Leben in Streben, Wollen und Wirken auffog, auch er ein sonniger Geist, der aus dem Herzen heraus lebt, aber dabei ebensowenig blind ist gegen die dunklen Wolken der Zeit, die ihr den Ausblick zu Idealen, ja zu einer Weltanschauung rauben, gegen den geistigen ‚Notstand‘ unserer Tage. Euden, ein Kämpfer und Prophet, der vorwärtsbringend Mut, Energie und Tat des Geistes erweckt, ein Mann des Ethos, der sich über soziales Glückstreben zu heroischer Gesinnung aufschwingt.“ („Tatwelt“, Aug.-Sept. 1926; vgl. Sed, Im Philosophenheim Rudolf Eudens: „Eine philosophische Ruhe bei der Betrachtung ernster Fragen und eine feurige Erregung

bei der Aufzuehlung des Allzumenschlichen in unserem Lebensstande, ein hoher Ernst und ein heiliges Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Schicksal der Menschheit, eine geistige Universalität von unendlichem Umfang, bei dem Mannigfaltigsten des Erkannten und Erlebten eine klare innere Einheit, ein Zurückgehen auf den letzten geistigen Grundcharakter des Lebens, im ganzen eine Kampfnatur voll Frische und Ursprünglichkeit, voll Glauben und Mut, eine ganze, große geistige Persönlichkeit — das ist Rudolf Eucken, der Achtzigjährige, der Führer des Idealismus.“ Der umfassende Geist Euckens hat mit tief eindringenden und überzeugenden Arbeiten immer wieder auf die Notwendigkeit einer Reformation im Sinne einer seelisch-geistigen Durchdringung unseres Lebens hingewiesen. „Diese Aufgabe überschreitet den Bereich der Philosophie ..., aber auch die Philosophie kann dazu helfen, auch sie darf sich den dringenden Menschheitsfragen nicht verschließen.“ („Mensch und Welt.“) Trotzdem Eucken diese Grenzen in seinem Fachgebiet klar erkennt, hat er der inneren Vertiefung unseres Daseins seine geistig bedeutende Kraft geopfert. „Dabei bekenne ich mit aller Deutlichkeit, daß das Wesentliche des Neologismus (Das ist die fachwissenschaftliche Bezeichnung der Euckenschen Grundrichtung. S. V.) nicht die ‚Lehre‘ (d. h. das von Eucken in seinen Schriften entwickelte Gedankengebäude) ist, sondern die von dieser Lehre aufgewiesene Kraft und lebendige Geistigkeit selbst. Die ‚Lehre‘ ist hier die Sinnbedeutung und Rechenchaftsablage einer wirklichen und lebendigen geistigen Welt, die als Tatsache, das heißt als Sache der Tat das Grundlegende darstellt“ (Jordan, Die Grundfrage der Religion). Darin liegt der große, unübertreffliche Wert Euckens für eine geistige Reformation unseres Lebens. Darin ist er im besten Sinne den deutschen Mystikern verwandt, die das Leben nicht allein logisch zergliedern und verstandesmäßig deuten wollen, die vielmehr das Geheimnis des Lebens wahrten, im Leben eine geistige Tatsache erlebten, indem sie durch die Tat offenbarten, daß unser Leben nicht im bloßen Dasein aufgeht, sondern einen geistigen Grundgehalt besitzt, den man allein finden kann, wenn man das Leben nicht zuerst vernunftfönd zergliedert, sondern in seiner Ganzheit erlebt. Euckens Schriften sammeln sich in ihrem gedanklichen Gehalt alle um diese Tatsache und Forderung: „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt“, „Grundlegung einer neuen Lebensanschauung“, „Zur Sammlung der Geister“, „Mensch und Welt“ sind die für unsere Aufgabe bedeutendsten Werke.

Es erhebt sich zunächst für uns die Frage: warum bedarf unser Leben einer seelischen Wiedergeburt? Der Naturalismus ist die Lebensbewegung, die den weitgehendsten Einfluß im modernen Leben ausgeübt und auch die stärkste Kraft entfaltet hat. Das Weltbild, das Galilei und Descartes entworfen hatten, sieht die Natur als ein seelenloses Getriebe. Nirgendwo ist ein Überschreiten dieser Gebundenheit möglich. „Alles Seelische wird dabei ausgeschaltet, auch die Frage nach einem Zweck und Sinn des Geschehens ist in diesem Reiche der Tatsächlichkeit fremd“ (Grundlegung). Die Natur ist die ganze Welt, die Welt schlechthin, es gibt nur einen großen, alles umfassenden Weltmechanismus. Es ist ersichtlich, daß eine solche Bewegung wegen ihrer Einfachheit, einleuchtenden Klarheit und wegen ihrer kleinemenschlichen moralischen Forderungen die Gemüter an sich bringen konnte. Diese Betrachtung der Dinge hat dabei im äußeren Dasein viel erreicht, die Natur ist erobert und dem menschlichen Willen scheinbar vollends unterworfen. Der Naturalismus geht hier noch nicht so weit, alle Innerlichkeit an sich zu zerstreuen. Aber er vermag auch nicht, aus dem Dilemma herauszukommen, die geistigen Größen aus der Natur auszutreiben und gleichzeitig das Seelische nicht zum starren Mechanismus und das Moralische nicht zum Nützlichen werden zu lassen. Gegen allen naturalistischen Zwang offenbart sich im menschlichen Leben ein Streben, das sich gegen Zwang und bloßen Nutzen wendet. „Der Mensch ist einer Liebe fähig, die den anderen nicht deswegen schätzt, weil sie diesen oder jenen Nutzen von ihm hofft, sondern weil er ihr mit dem Ganzen seines Seins einen Wert gewinnt. Welcher Artum verfiere die Menschheit, würde aus ihrem Besitz eine derartige echte Liebe gestrichen! Kann aber der Naturalismus ein solches inneres Weitwerden des Herzens, ein solches Stirb und Werde“, um mit dem großen Dichter zu sprechen, irgentwie verstehen und würdigen?“



(Grundlegung.) Das Erzeugnis solchen entseelten Lebens ist eine wesenlose Zivilisation; alle echte Kultur als geistige Lebensdurchbringung ist unmöglich. So bleibt der innere Mensch leer, unbefriedigt inmitten eines hastenden Getriebes unaufhörlicher Arbeit. So ergibt sich trotz Aufwendung aller Kräfte „keine Erhöhung des ganzen Menschen, kein Verhältnis zum All, keine Teilnahme an einem ursprünglichen Schaffen, kein mutiges Vordringen bei den Gebieten, wie Religion und Philosophie, Kunst und Moral sie bieten, sie schiebt die inneren Probleme der Menschenbildung weit von sich“. („Mensch und Welt.“)

Das Ärgste in diesem Leben ist nicht das Leid, das den Menschen erschüttert, sondern die seelenlose Leere, die den inneren Menschen heimatlos und einsam läßt. Es ist offensichtlich, daß hierin der letzte und tiefste Grund unserer sozialen Verhältnisse liegt, daß nur von hier aus eine Neugestaltung erreicht werden kann. Soziale und wirtschaftliche Maßnahmen können die Seele nicht retten.

Für uns Deutsche erwachsen aus der seelisch-geistigen Notlage besondere Forderungen. Zunächst müssen wir die Schwierigkeit und den Ernst der Frage erst erkennen lernen; sodann muß uns die Einsicht leiten, daß der Naturalismus mit seinen Begleitererscheinungen (vor allem der Materialismus im Denken und der Utilitarismus im Wollen) unserem Leben niemals einen Sinn geben kann. Die neue Innerlichkeit fällt dem Menschen jedoch nicht zu, sie muß erkämpft werden. Zum Schluß aber bedarf der neue geistige Lebensgrund einer aktivistischen und ethischen Gestaltung. Der Mensch darf das neue Leben nicht weltfremd und traumverloren betrachten, sondern muß es gestalten und meistern.

Neben dieser von unerschütterlichem Mut und starkem Glauben zeugenden Behandlung des inneren Lebensproblems ist die Führung wertvoll und hochbedeutend, die uns Friedrich Lienhard gibt. Ernst v. Wildenbruch hat in einem Briefe die Bedeutung Lienhards für unsere Aufgabe kurz und klar gekennzeichnet. Wildenbruchs Brief enthält das Urteil über Lienhards „Wege nach Weimar“, jenes tief innerliche Wert, dessen Aufgabe es ist, einer Beseelung und Vergelstigung unseres Lebens zu dienen: „Das sind divinitorische Worte, hervorquellend aus einer Seele, die ich um ihre tiefgründige Sammlungsfähigkeit wahrhaft beneide. Ihnen Gutes wünschen, heißt unserem Volke Gutes wünschen.“ Die bedeutendsten Werke Lienhards, die in der Richtung einer seelischen Renaissance den neuen Weg zum inneren Menschen zeigen, sind vor allem die „Wege nach Weimar“, das „Ehrlinger Tagebuch“, die „Wasgaufahrten“, die „Meister der Menschheit“ und das „Hausbuch“ (Unter dem Rosenkreuz), dann der Roman aus dem Elsaß der Kriegs- und Nachkriegszeit, der sich ausschließlich mit dem Gedanken der Reichbeseelung befaßt: „Westmar“, weiter neben dem „Oberlin“ und „Spielmann“ eine Reihe tüchtiger und tiefer Aufsätze.

Unsere heutige Zeit ist nach Lienhard seelenlos und innerlich arm geworden. Deshalb ist unsere Gegenwart kein wahres großes Leben mehr. „Es ist das eigentümliche Kennzeichen großer Zeitalter, daß sie die staatliche Gemeinschaft zu beseelen wissen durch die eindringliche Mitarbeit der Männer des Geistes und der Mächte des Herzens.“ (Weimargedanke.) Schon lange vor dem Kriege hat Lienhard den Kampf gegen die Veräußerlichung und „Verholzung“ (vgl. Euden und sein Zeitalter) unseres Lebens begonnen. „Was in zahlreichen Büchern und Äußerungen jener Jahre immer wieder zutage drängte: es war der Ruf nach Edelmenschen, es war die Sorge um die deutsche Seele, um die Seele der Menschheit.“ („Hausbuch.“) In dem Roman „Westmar“ führt der Pfarrer von Lühelbronn in seinem Lebensstreife den Kampf um die seelische Durchbringung des Daseins durch. Die seelenlose Zivilisation aber läßt das stolze Reich, dem er in Treue und Liebe angehört, zusammenbrechen:

„Das unbeseelte Reich zerbrach,  
Wir stehn vor aller Welt in Schmach;  
Nun bleibt uns aufzubauen'n aus Licht  
Ein Seelenreich, das nie zerbricht.“

Für einen Dichter sind Erlebnisse bedeutender als für den Gelehrten. Wir dürfen deshalb das persönliche Leben hier nicht fortlaffen, um die seelisch aufbauende Arbeit Lienhards voll zu werten. Lienhard hatte um sein Elfaß gekämpft; nun hat er seine Heimat und auch den jahrelangen Kampf verloren („Hausbuch“). Doch über solchen schicksalsschweren Erlebnissen steht die tapfere Bejahung der großen Lebensaufgabe. Sie findet in den angeführten Zeilen, die als Einleitung zu dem Roman „Westmark“ gehören, deutlichen und bestimmten Ausdruck. Die Hoffnung auf Rettung aus diesem seelenlosen Zeitalter brauchen wir gerade in der Gegenwart nicht aufzugeben, da die jüngste Vergangenheit durch die gewaltigen Ereignisse alle Menschen erschüttert habe. „Schmerz reißt den Menschen. In einer Stunde der Erschütterung kann die Seele mehr erstarken als in sechs dürren Jahren.“ („Westmark.“) Es ist hier derselbe Gedanke vom aufbauenden Wert des Leides und der äußeren Hemmungen, wie ihn Rudolf Eucken in der „Grundlegung einer neuen Lebensanschauung“ ausführt. Zunächst gilt die Aufgabe einer Beseelung für unseren deutschen Lebenskreis, eine Aufgabe, die mir gelegentlich auch Eucken in derselben Richtung während eines Besuchs in Jena aufzeigte. So haben die beiden Persönlichkeiten, der Dichterdenker und der Lebensphilosoph, beide dieselbe Grundstimmung in ihrer Lebensanschauung. Der Pfarrer von Lühelbronn, dieser tiefinnerliche, wahre und große Mensch, ist das Vorbild der beseelten Persönlichkeit, das Bild eines lebensstarken Menschen, das Lienhard seinen deutschen Brüdern mit großer Meisterschaft und warmem Herzen gezeichnet hat. Er klagt an: „Wo bleibt denn eure Kraft, euer Einfluß, ihr deutschen Stralsucher?! Ich muß euch anklagen, ihr kurzichtigen Deutschen ..., ihr seid Rechte eines seelenlos verdämmerten Staatsbegriffs geworden. Wo habt ihr eure einst führende Gemütsmacht? Wo habt ihr eure Liebe? Ihr habt sie für das Linsengericht äußeren Fettwerdens verkauft!“ („Westmark.“) Was hülfle es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?! „Die Seele aber, das höhere ‚Selbst‘, wie man damals sagte, ist ein Funke aus dem Lebenslichtmeer Gottes, und ihr Wachstum ist deshalb von unermeßlichem Wert.“ („Weimargedanke.“) Diese „Seele“ kann man sich nicht erobern wie ein irdisches Gut, man muß sie in sich erleben. Dazu gehört vor allem der Glaube an die ewige, göttliche Bestimmung des Menschen. „Animal metaphysicum — es ist in uns Menschen ein jenseitiges Geschöpf, das seine Gesetze jenseits der Physik aus höheren Sphären holt.“ („Thüringer Tagebuch.“) Deutschland hat zwei Kraftquellen. Beide haben ihre schöpferische Kraft in das deutsche Leben ausgegossen: in Norddeutschland Sanssouci-Potsdam und in Mitteldeutschland Weimar-Wartburg. Die Gegenwart aber hat die Verbindung zwischen diesen beiden großen Lebensquellen verloren, sie ist durch die weitgreifende Bewegung des Naturalismus zum Materialismus heruntergekommen. Weimar und Sanssouci — tiefe Lebensinnerlichkeit und treues Pflichtbewußtsein gegenüber der staatlichen Lebensgemeinschaft haben sich nicht wieder zusammenfinden können. „Deutschland braucht Seele. Sehen Sie, lieber Freund, dort liegen Stöße von schriftstellerischen Arbeiten, die alle aus der Gelehrsamkeit in die Schlichtmenschlichkeit überseht sein wollen.“ („Westmark.“) Das trifft vor allem die deutsche Philosophie, die mehr sein soll als bloße Fachgelehrsamkeit, die vielmehr an ihrem Teile der geistigen Lebensreform dienen muß (Eucken, „Mensch und Welt“). Dazu aber bedarf sie nicht nur eines spekulativen Vermögens, das Begriffe erkünstelt, sondern es wird von ihr ein Zurückgehen auf den letzten geistigen Gehalt des Lebens gefordert. „Ich gestehe Ihnen, daß ich von dem lauten, wärbelosen, meutern und streikenden Deutschland angewidert bin. Dieses habernde Volk ist auch geistig keine Einheit mehr. Alles haben sie in Geschwätz und Vernünftelei aufgelöst, auch Christus und das Reich Gottes. Sie gehorchen nicht Gott, sondern dem Zeitgeist ... Nun hoffe ich noch auf eine Auslese, auf das heimliche Deutschland, auf jene Großmacht der Herzen, deren Weisheit aus Märchen, Mythos und einzelnen Meistermenschen uns entgegenleuchtet. Dieser Großmacht will ich in aller Stille zu dienen suchen. Nicht also dem Papier, sondern dem königlichen Stoff, den dieser Planet beherbergt: der gottsuchenden Menschenseele.“ (Lienhard, „Westmark.“) Innerliche Menschen sind

heute einsam, die „gottsuchende Menschenseele“ hat zwischen Maschinen und Werkzeugen, zwischen Gesinnungslumperei und nationaler Würdelosigkeit auch in unserem Leben keine geistige Heimat mehr. „Oft überkam es mich, etwa in später Nacht, wenn sich nach tagelanger Selbstarbeit das innere Ohr geöffnet hatte, als hört' ich draußen das Weinen einsamer, verlausener Seelen, die nach einem Helm der Liebe rufen, wie ein Kind nach der Mutter.“ („Hausbuch.“) Niethard gibt dem neuen Lebensideal, der Aufgabe einer seelischen Lebenserneuerung, einen festen Gehalt in der Forderung, in der Gemeinschaft „das Verantwortungsbewußtsein für das Ganze zu beherrschendem Bewußtsein zu bringen“. („Goethe-Gesellschaft und Akademie-Gedanke.“) „Ich gestehe offen: es ist mir nicht um äußere Einzelreformen zu tun, sondern um das Sichtbarmachen des Lebensproblems höherer Ordnung. Wenn eine Nation wahrhaft Nation, d. h. Volksgemeinschaft sein will, muß ihr dieses seelische und geistige Einheitsgefühl und Verantwortungsgefühl für das Gedeihen des Ganzen auch in ihren Schaffenden zum Bewußtsein kommen und vorgestaltet werden.“ (a. a. O.) Organisationen, Verbände, Vereine können diese seelischen Kräfte nicht wecken. Sie veräußerlichen die geistigen Werte, die sich eben nicht durch einen Mechanismus begreifen und einfangen lassen. Eine seelische Gemeinschaft mit den Lichtkräften der Weisheit und Liebe ist etwas anderes als ein naturlich-praktischer Zweckverband. Auch in diesem Gedanken wieder eine tiefinnere Übereinstimmung Friedrich Niethards mit dem Lebensideal des Jenenser Philosophen, der in seiner deutschen Philosophie so eindringlich „Zur Sammlung der Geister“ gemahnt hat. Führer können dem Leben nicht abgetroßt werden, sie sind Geschenke aus einem naturüberlegenen göttlichen Leben. „Mit ihnen beginnt das Reich des Irrationalen; in ihnen wirkt die ‚Liebe von oben‘. Sie sind nicht von unten her zu deuten, nicht naturwissenschaftlich zu erklären, sondern gleichsam *kosmisch* aufzufassen: sie sind dem Licht verwandt ... unsere Sache ist die stille Vornehmheit der Treue zum Guten, Großen und Schönen; das ist uns auch in äußerer Verflawung nicht versagt. Hier ist heiliges Feuer zu hüten, und sei es in seiner Wirkung auch nur ein Flämmchen. Das Flämmchen kann wieder Flamme werden. Höchstes Glück der Erdenkinder ist die vollausgebildete Persönlichkeit.“ („Weimargedanke.“)

Wir haben den Mut zur Rettung der Seele aus der knechtischen, dämonischen Gewalt des Zeitgeistes, weil wir die Gewißheit in uns tragen, daß die beseelte Gemeinschaft das mechanisierte Dasein besiegen wird:

„Es wuchs eine Schar aus dem knechtischen Troß,  
Eine Schar, die ein schimmerner Panzer umschloß,  
Eine heldische Schar, Genosß an Genosß —  
Die erneuerte Seele der Deutschen.“

(Niethard, „Edhne der Sonne“.)

Wir müssen das neue Zeitalter vorbereiten durch den deutlichen Hinweis auf die Gefahren des Naturalismus, durch die Wiedung naturüberlegener seelischer Bedürfnisse, durch den Hinweis auf die weltüberlegene, göttliche, ewige Art des Menschen. Im Schopenhauerischen Sinne sind Volk und Menschheit der Gegenwart eine Gesellschaft von Phylaktern geworden, Menschen, die aus Sorge um ihr äußeres Dasein ihren geistigen Lebensgehalt, ihre Seele aufgegeben haben. Solches Leben ist, weil es inhaltslos ist, auch wertlos.

Nur aus innerstem Erleben erwachsen aufbauende seelische Kräfte. Dann beginnt die Erneuerung; der Mensch stirbt dem Niederen ab, die Seele aber wird wiedergeboren. Solche Wiedergeburt ist das letzte und höchste Ziel des Lebens.

Dr. Friedrich Alfred Bed

# Jul

## Nordische Weihnachtsbräuche

Unsere germanischen Voreltern setzten den Jahresbeginn in die Zeit der Winter Sonnenwende. Ebenso rechneten sie den neuen Tag von der vorhergehenden Nacht an. Als Erinnerung daran hat sich die Sitte erhalten, einen kirchlichen Festtag am Vorabend einzuläuten. In Schweden feiert man noch heute nicht nur den Weihnachtsabend, sondern auch den Osterabend (Rarsonnabend), den Pfingst(vor)abend und besonders den Mittsommerabend, den 23. Juni (Mittsommertag ist der 24., Johannisstag).

Das Julfest war eins der nach der Junglingasage von Odin selbst eingefetzten drei großen Opferhochfeste. Die christliche Kirche ließ im Norden sogar den Namen Jul für ihr Winterfest, Christi Geburtstag, bestehen. Der 13. Dezember galt als der kürzeste, der Neujahrstag. Bis zu diesem mußte alle Arbeit mit der Winterfaat beendet sein. Natürlich stammt die noch jetzt in Schweden gebräuchliche Feier dieses Tages aus heidnischer Zeit. Heut heißt er Lucia- oder Luffitag und leitet gewissermaßen die Weihnachtszeit ein. Früher wurde schon der Vorabend mit geselligern Beisammensein und Spielen gefeiert. Die Nacht nannte man „Mutternacht“, weil sie das neue Jahr gebar. Am Morgen des 13. „beim ersten Hahneschrei“ erschien ein junges Mädchen des Hauses, weiß gekleidet, eine Krone mit brennenden Lichtern auf dem Kopf, an den Betten der noch Schlafenden. In den Händen trug sie eine Schale mit starkem warmen Bier oder Glühwein, den sie den Erwachenden bot. Zu etwas späterer Morgenstunde tritt noch heute in vielen schwedischen Häusern eine ebenso geschmückte Lucia an die Betten mit — einem Kaffeebrett. Getränk und Kuchen werden dann im Bett verzehrt. Lucia, die Lichtbringerin — nach Dante eine der vornehmsten Heiligen des Himmels — ist wohl auch an die Stelle einer altnordischen Göttin gesetzt worden. In alten Zeiten zündete man ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Feuer im Freien an und beleuchtete die Häuser festlich; im übrigen wurde der Tag durch überreichliches Essen und Trinken gefeiert. Es hieß: Je üppiger man den Luffitag begehe, um so fruchtbarer würde das neue Jahr werden. Die Verstorbenen, die Unterirdischen, die man ja vielfach in Zusammenhang mit den Akerbauessen brachte, sollten an diesem Tage die Erde besuchen dürfen.

Wiederum deutet eine alte, auch in den Städten noch nicht ausgestorbene schwedische Weihnachtsitte auf die Opfermahlszeiten des Julfestes hin: das In-den-Rochtopf-tunken (dopp i grytan). Man versammelt sich am heiligen Abend in der meist mit Tannengrün, roten Papierblumen und Bändern ausgeschmückten Küche, wo ein großer Rochtopf mit Schweinefleisch auf dem Herd brodelt, und jeder muß ein Stück Brot in die Brühe tunken und verzehren. Der Weihnachtsbaum, jetzt hier allgemein im Brauch, ist bekanntlich zuerst im Anfang des 17. Jahrhunderts in Strassburg im Elsaß nachweisbar; nach Schweden kam er etwa hundert Jahre später. Aber einen Vorläufer hatte er hier schon in ganz alter Zeit. Da zogen die jungen Burschen auf dem Lande von Hof zu Hof und steckten Julstangen auf. Die Julstange bestand aus einem Tannenstamm, an dem man die obersten Zweige sitzen ließ, oder aus einem Stod, an dessen Spitze ein Stern oder Rad aus Tannenreis befestigt war. Die Stange mußte sehr lang sein, dann sollten im neuen Jahr die Kornhalme hoch wachsen. Auch in der Julzeit durften die Verstorbenen ihre alte Heimstätte besuchen. Man rüstete alles zu ihrem Empfang. Auf dem die ganzen Jultage über gedeckten und mit Speisen besetzten Eßtisch standen stets besondere Gerichte und Bier für sie bereit, die kein anderer anrühren durfte. Solange man in den Bauernhäusern Lehmfußböden hatte, wurden diese am 24. Dezember mit Stroh bedeckt, das nach gewissen Regeln so gelegt werden mußte, daß es beim Ein- und Ausgehen nicht zerstreut wurde. Die hierzu verwendeten Garben sonderte der Hausvater bereits aus, wenn im Herbst der letzte Entewagen hereinkam. Auf dem strohgedeckten Fußboden schlief in den heiligen zwölf Nächten die Familie oder zum mindesten die Jugend und das Gefinde, ihre Betten für „die Gäste“ frei

lassend. Zu diesen rechnete man auch die Engel und den Heiland (das Jesuskind) als Begleiter der Abgehenden. Auch wurde die Badestube für sie noch einmal geheizt, nachdem alle Hausbewohner ihr Zulfbad genommen hatten. Durch den Gedanken der Anwesenheit der Geister fühlte sich niemand bedrängt oder in der Weihnachtsfreude gestört. „Die Gäste“ gehörten einmal dazu. Am dreizehnten Tage kehrten sie in ihr Reich zurück. Von dem aufgehobenen Zulstroh sollten die Ochsen etwas fressen, ehe sie zum erstenmal im Frühling zum Pflügen geführt wurden; das machte sie stark. Als man in den Bauernhäusern mehr und mehr Holzfußböden einführte, kam die Sitte des Zulstrohs ab. Auch der Glaube an die „Gäste“ schwand allmählich. Wenn man nun auch kein Eisen mehr für sie hinstellte, so setzte doch die Bauersfrau bis weit ins 19. Jahrhundert hinein am Weihnachtsabend ein Schüsselchen mit Grütze für den Tomte zurecht: für den Hausgeist, das Heinezmännchen, auch Nisse genannt. Noch heut wird in ganz Schweden in der Zulzeit fast ausschließlich Schweinefleisch gegessen — eine Erinnerung an Sahrinner, den Walhalla-Eber. Zu trinken gibt es sehr starkes, dunkles Zulöl (Malzbier). Auch süße Grütze mit Milch darf nicht fehlen; wie man annimmt, war auch diese ein heidnisches Opfergericht. Die weihnachtliche Ausschmückung bevorzugt überall neben dem Grün die rote Farbe, die Farbe der aufgehenden Sonne. Früher wurde eigenes Zulbrot in besonderen Formen (Ringe, Räder, Halenkreuze sowie Tier- und Menschengestalten) gebacken. Auch dies weist auf Opfergaben hin.

Früh am ersten Festtag — in alter Zeit um 4 oder 5, jetzt um 7 oder  $\frac{1}{2}$  8 — findet der erste Weihnachtsgottesdienst statt, Zulotta genannt. Man fuhr und fährt noch auf dem Lande in Schlitten zur Kirche, früher mit Fadeln, die auf dem Platz vor dem Gotteshaus zusammengeworfen wurden. Die Leute, die am Kirchweg wohnen, stellen Lichter in ihre Fenster. Hier in Stockholm ist es noch in einigen Gemeinden Sitte, daß wenigstens die zur Kirche gehörigen und meist benachbarten Gebäude (Pastoren- und Gemeindehaus) ihre Fenster illuminieren, wenn die Menschen zur Zulotta kommen. Was denn z. B. bei der hoch auf einem Felsenhügel thronenden Engelbrettskirche, wenn der Lichtschein über die hinaufführenden, beschneiten Wege und Treppen und die dunklen Gestalten fällt, ein wunderbar stimmungsvolles Bild gibt.

In alter Zeit machte man zu Weihnachten Puppen oder Tiere aus Stroh. Im Nordischen Museum werden deren überlieferte Muster aufbewahrt und auf dem Zulmarkt, der alljährlich in dem einen Teil des Nordischen Museums bildenden Freiluftmuseum Stansen stattfindet kann man u. a. sog. Zulböcke laufen, die immer schnell abgehen. Aber zur Zeit der Großeltern und Urgroßeltern erschien auf dem Land am Weihnachtsabend der Zulbock in Person. Es war ein in langhaarigen Pelz gekleideter Mann; aus seiner zottigen Umhüllung sah ein Holzstab heraus, dessen Spitze ein geschnitzter Bockkopf bildete. In der Hand trug er eine Rute, auch wohl einen Hammer (Thorshammer). Er schlug die Anwesenden mit Rute oder Hammer und stieß mit den Bockhörnern nach ihnen, teilte aber auch aus einem mitgebrachten Sad Apfel und Nüsse aus. Die Verwandtschaft mit dem deutschen Weihnachtsmann, St. Nikolaus oder Riecht Ruprecht, ist unverkennbar. In manchen schwedischen Landesteilen und Familien hat sich die Sitte erhalten, daß die Geschenke durch einen Weihnachtsmann überbracht werden. Oder durch einen Tomte (Nisse = Nikolaus). Die Geschenke werden nicht aufgebaut, sondern in Pakete verpackt, mit lustigen Aufschriften und Versen versehen, in Körben hereingebracht. Oder wie in Norddeutschland, wenigstens in meiner Kinderzeit noch häufig in Mecklenburg, als Zulklappen zur Tür hereingeworfen.

Am zweiten Feiertag erschienen und erscheinen noch in gewissen Landesteilen die Stern- oder Steffensänger. Weißgekleidet, mit roten Schärpen und spitzen Papiermützen. Der Anführer trägt eine Laterne in Sternform, die drehbar ist. Ihnen zur Seite geht ein in dunklen Pelz gehülltes, schwarzhaariges Männchen, das in einem Beutel Gaben sammelt und Judas genannt wird. Es sind dieselben Säger, die in den deutschen Alpenländern unter dem Namen „Steffensinger“ auftreten. Sie singen, außer Weihnachtsliedern, die Weise von dem Stallknecht Steffen,

der seine fünf Fohlen tränkte. Ursprünglich kamen sie zu Pferde. Steffen, der Schimmelreiter, ist wohl eigentlich eine alte germanische Gottheit, der Herrscher über Leben und Tod, oder dessen Herold. Am heiligen Dreikönigstag pflegten die Sternensänger noch einmal zu kommen. — Wer jetzt an einem schönen Sonntagnachmittag zwischen Weihnacht und Neujahr nach Stansen hinauffspaziert, kann sie dort ganz nach alter Weise von Haus zu Haus ziehen sehen und singen hören. Draußen sinkt die frühe Dämmerung herab. Die niedrige Stube mit den kleinen Fenstern ist nur durch den Schein des Kaminfeuers erhellt. In dieser Hell Dunkel-Zustimmung beim Gesang der frischen ungeschulten Knabenstimmen könnte man sich um viele Jahre zurückversetzt glauben. Für manche Stockholmer — und auch für mich — gehört das Sternsingen auf Stansen mit zur Weihnachtsfeier.

Sophie Charlotte von Sell

## Auf Alexanders Spuren in Indien

Vorbemerkung. Die im Sommer d. J. beendete Forschungsreise des englischen Gelehrten Sir Aurel Stein gibt dem Verfasser — der an der Universität zu Bangkol (Siam) lange Jahre gewirkt hat — Anlaß zu den folgenden Betrachtungen. D. E.

Mit den Beziehungen des griechischen zum altindischen Kulturkreis sowie dem Einfluß Griechenlands auf Zentral- und Südasien bis hinüber nach China und Japan hat sich die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten lebhafter als je zuvor beschäftigt. Ganz besonders zu nennen sind in dieser Beziehung die Namen des deutschen Professors Albert Grünwedel durch seine indischen Forschungen und durch die bedeutenden Ergebnisse seiner zusammen mit Le-Coq ausgeführten Turfan-Expedition, des französischen Professors Foucher, der uns in seinem hervorragenden Werk „L'Art graooc bouddhique“ einen Einblick in die unter griechisch-seleuzidischem Einfluß seit den Tagen des ganz Indien beherrschenden Königs Asota (3. vorchristliches Jahrhundert) entstandene buddhistische Sandharakunst tun läßt und besonders treffend darlegt, wie die ersten Buddhastatuen unter dem Einfluß griechischer Künstler entstanden, einem Einfluß, der sich später bis in die heutige Zeit erhalten hat. Professor Wilhelm vom China-Institut in Frankfurt a. Main und andere namhafte Gelehrte haben gezeigt, daß tatsächlich bedeutende Einflüsse jener griechischen Sandharakunst sich später auch in der Kunstentwicklung Chinas und Japans geltend machten. Diese Einwirkungen lassen sich auch in Hinterindien bei der von Angkor ausgehenden Khmer-Kunst, bei der von vorderindischen Einwanderern errichteten Tempel von Borobudur auf Java sowie in der flamesischen, amnamitischen und birmanischen Kunst Hinterindiens nachweisen.

Die Rückwirkung des hellenischen Kulturkreises auf die Kulturen des alten Asien begann besonders seit der Eroberung des alten Perserreiches und des daraus sich ergebenden indischen Feldzuges (327 bis 325 v. Chr.) Alexanders des Großen. Dieser Vorstoß nach einem so weit entlegenen und nur unter Überwindung größter Wegeshindernisse und hartnäckig kämpfender Gegner zu erreichenden Lande muß, ganz besonders im Hinblick auf die damaligen, geringen Hilfsmittel, sicherlich als die mutigste und größte Kriegesleistung Alexanders bezeichnet werden.

Der durch seine zentralasiatischen Forschungsreisen bekannte englische Gelehrte Sir Aurel Stein hat kürzlich eine Expedition im nordwestlichen Grenzgebiet Indiens und besonders auch im Bereich des früher von Europäern fast nie betretenen Tributstaates Swat, westlich vom Indus bis zum Panjora-Fluß abgeschlossen, die wertvolle Resultate mit Bezug auf die Feststellung mehrerer von den Geschichtschreibern Alexanders genannten Örtlichkeiten zeitigte und darüber hinaus wichtige Aufschlüsse über die in jenen Gegenden zur Zeit König Asotas und der Seleuziden im dritten vorchristlichen Jahrhundert unter griechischem Einfluß zu hoher Blüte gelangte buddhistische Sandharakunst gibt.

In dieser Beziehung sind auch die Ergebnisse der 1919 durch den französischen Gelehrten Professor Foucher in Belutschistan, d. h. im südlichen Teile des bald nach Alexander entstandenen, von den Seleuziden unabhängigen, griechisch-baktrischen Königreiches von großer Bedeutung. Sie brachten an der Hand architektonischer und anderer Funde den klaren Nachweis, daß neben Seleuzia auch ganz besonders dieses früher an den Grenzen Indiens gelegene griechisch-baktrische Reich damals von wesentlichstem Einfluß auf die Entwicklung der indisch-buddhistischen Kultur und Kunst gewesen sein muß.

Bei seiner jetzigen Forschungsreise war Sir Aurel Stein auch ganz besonders daran gelegen, die Örtlichkeit der von Alexander unter größten Schwierigkeiten eroberten Bergfestе Nornos zu finden. Die Geschichtschreiber Alexanders des Großen, und zwar vor allem Megasthenes, sowie Curtius Rufus in seinem Werke „De rebus gestis Alexandri magni“ geben eine ziemlich genaue Beschreibung von Nornos. Auch wird dieser Punkt von Arrian und Plutarch erwähnt. Nach Curtius Rufus lag die Feste auf einem hohen Felsplateau, das bis zu einer scharfen Kiegung des Indus auf dem Westufer vorstieß und sich zu steiler Höhe aus dem Fluß erhob. Schon damals diente das Plateau im Kriegsfall den dort lebenden Bergvölkern als ein fast uneinnehmbare Zufluchtsort, wo sie auf fetten Alpenwiesen ihr hergetriebenes Vieh weiden ließen und genügend Nahrungsmittel besaßen, um eine längere Belagerung auszuhalten. Obendrein war der Platz noch durch geschickt angelegte Befestigungen verstärkt.

König Alexander kam damals, nach Beendigung seines Feldzuges nördlich des heutigen Rabi-flusses und Peschawur, auf seinem dann östlich zum indischen Punjab gerichteten Marsche, nach Überschreitung des Runarflusses und des Panjorflusses durch die Gegend von Bajaur bis in die Gegend des heute Swat-Kohistan genannten, westlich vom Indus gelegenen Landes. Im nördlichen, von der Bergbevölkerung Torwal genannten Teile dieses Gebietes steigen die airbedeckten Berge des Himalaja bis zu Höhen von sechstausend Metern empor. Prächtige Wälder erfüllen die Täler. Es ist ein wildes und dabei in vielen Eilen seiner Niederungen doch schönes und fruchtbares Land. Die ältesten Bewohner haben sich hier noch in Art, Sprache und Sitten erhalten, denn die Einwanderung der afghanischen, von Westen kommenden Pathan-Stämme gelangte nicht bis in diese wilden Berge. Die Urbevölkerung des Torwal spricht Dardisch, eine Sprache, die von der Steinschen Expedition studiert werden konnte und zweifellos für die vergleichende Sprachforschung Indiens und seiner Grenzländer großes Interesse besitzt.

Etwa siebenzig Kilometer nordwestlich der östlich vom Indus gelegenen Stadt Abbottabad jäh von dem steilen Hauptgebirge, das die Wasserscheide zwischen dem Indus und dem Swat-Fluß bildet, ein Berggraben, begrenzt durch die Täler von Ghorbund und Chalesar, nach Osten. Dieser Bergzug endet auf dem Westufer des Indus in einem steilaufliehenden Felsplateau, das eine Kiegung des Flusses überblickt. Mehr als fünfhundert Meter ragen hier die steilen Felswände über den Wasserspiegel empor. Oben auf dem Plateau aber befinden sich vorzügliche Weidplätze für das Vieh, die auch noch heute benutzt werden. Aberreste der von Alexanders Geschichtschreibern erwähnten Befestigungen sind auch noch vorhanden. Es besteht kein Zweifel, daß Sir Aurel Stein hier die Bergfestе Nornos tatsächlich gefunden hat. Die Bestürmung dieses Platzes war wohl einer der schwersten Kämpfe für Alexanders Truppen. Curtius Rufus erzählt davon, daß Alexander eine Menge großer Bäume niederhauen und in den Schluchten der Felsen aufhäufen ließ, um so nach oben zu gelangen. Dabei legte er selbst mit Hand an. Der Sturm aber wurde zurückgeschlagen, und erst am dritten Tage, nachdem das verteidigende Bergvolk doch schließlich abgezogen war, konnte der König die Bergfestе einnehmen.

Das Land Swat war damals, und besonders später unter buddhistischer Herrschaft während des ersten Jahrhunderts nach Christo, ein außerordentlich fruchtbares Gebiet. Seit jenen Tagen wird das Land auch „Udyana“, das heißt der Garten genannt. Der chinesische Pilger Fahien besuchte um 400 n. Chr. diese Gegend. Neben einer Schilderung der den Buddhisten heiligen Bauten und Stätten gibt Fahien auch eine Beschreibung der Naturschönheiten des Landes.

Sir Aurel Stein fand viele Stupa (Grabdenkmäler zu Ehren des Buddha) sowie Reste einst herrlicher Buddhätempel. Die von Fajien erwähnte, im Felsen ausgehauene Fußspur des Buddha Santama sowie den Felsen, wo angeblich der Buddha sein Gewand zum Trocknen aufhängte, wurden von Sir Aurel Stein wieder aufgefunden. An dem Fußspurfelsen fand er eine Inschrift in Karoshti.

Mit Spannung erwartet man die Veröffentlichungen des britischen Gelehrten über die Ergebnisse seiner interessanten Forschungsreise, die sicherlich weitere, sehr wertvolle Aufklärung über die Einwirkung Altgriechenlands auf die Kultur und Kunst des alten Indien bringen wird.

Paul Freye

## Der Geist über der Natur

Dieses ist — ohne jede Polemik, die des Verfassers Natur nicht entspricht — Francis Antwort auf Lessers Bedenken (vgl. *Carmer*, September 1927, S. 512). D. L.

Die neuere Naturforschung hat sich unter dem Einfluß des Mechanismus und Materialismus, wie er von darwinistischer Seite neu aufgewärmt wurde, daran gewöhnt, das Wort zu wiederholen, das Laplace gebraucht haben soll, als er seine bekannte Weltentstehungslehre Napoleon vortrug und ihn dieser fragte: Wo bleibt Gott in ihrer Welterschöpfung? „Sire, ich habe diese Hypothese nicht nötig.“ Ich habe mehr als dreißig Jahre Naturforschung damit abgeschlossen, daß ich glaube, die Naturforschung tue unrecht daran und habe es sehr wohl nötig, Gott in ihr Weltbild einzufügen. Ich habe das bereits in meinem Hauptwerke: „Bios. Die Gesetze der Welt“ ausgeführt und möchte hier zu dem Gegenstand noch folgendes sagen:

Die Tatsache einer wunderbaren Entwicklung des Lebens aus einfachen Keimen bis zu den erstaunlichsten aller Geschöpfe, nämlich uns selbst, ist sichergestellt. Das wird sich nie mehr umwerfen lassen. Ganz unerklärlich geblieben aber ist sowohl die Herkunft des Lebens wie die des Menschengeistes, des Geistes in der Natur überhaupt. Wir sehen nur bei genauer Betrachtung der Natur, daß alles lebendige Sein in einem Stufenbau geordnet ist, über dem als höchste Stufe eben dieser menschliche Geist steht.

Die kleinen Bausteine der Materie sind beherrscht von physikalischen Gesetzen, die sie in eine bestimmte Ordnung zwingen. Die Atome und Moleküle, welche die Materie zusammensetzen, sind wieder einem Gesetz höherer Ordnung untertan, welches dem Stoff Form, Bestand, Eigenschaften verleiht und sie regelt. Stoffe setzen den Lebensstoff zusammen unter dem Einfluß der Lebensgesetzlichkeit, die ihnen übergeordnet ist, sie verwendet und für ihre Zwecke benützt. Die Lebensgesetzlichkeit ist es, in deren Rahmen die Herauentwicklung des Lebens fällt, innerhalb ihres Kreises entstand das Geistige, das im Menschengestalt gipfelt und ihn mit den Dingen der Welt nach seiner Freiheit, aber nicht ohne die Gesetze des Ganzen schalten läßt. Der Mensch ist mit der Natur zusammengeschlossen in der Welt, aber mit seinen geistigen Leistungen in ein noch Höheres, nämlich in seine Vorstellungswelt (sie ist es, die ich mit dem Namen Bios in meinem Hauptwerke bezeichnete). Nichts deutet darauf, daß die Stufenfolge Atom, Materie, Organismen, Welt Bios damit ihre Grenze erreicht habe, sondern alles auf das Gegenteil. In der Richtung dieser Erdanten liegt es, sich zu sagen, so wie unser Intellekt regelnd und gebunden an die Gesetze des Geistes in die Materie bis hinab zu den kleinsten Teilchen eingreift, so kann auch mit uns eine übergeordnete, nächsthöhere Stufe verfahren, ohne daß es uns anders bewußt und kenntlich wird und ohne daß es auch tatsächlich etwas anderes ist als ein Walten der Weltgesetze.

Freilich ist in dieser Vorstellung eines Übergeordneten Willkür sogar diesem Göttlichen versagt. Unser Gottesbegriff ist im Bann der Weltgesetzmäßigkeit, er ist das oberste und uns übergeordnete Weltgesetz selbst. Wir beugen uns vor ihm mit dem Gefühl: Er, zu dem wir uns erheben können, wenn wir die Weltgesetzlichkeit der Harmonie erfüllen und in sie eingehen, ist der Inbegriff unserer eigenen Gesetzlichkeit.



Wir haben diese „Hypothese“, um mit Laplace zu reden, nötig, da uns sonst die ganze Gesezmäßigkeit von Natur und Menscheng Geist völlig unverständlich wäre. Wir können ihre Ursache nur in etwas uns Übergeordnetem suchen, das auch höher steht als der gesamte Kosmos und Bios (das ist das geistige Sein). Diese Höhe einer in sich ruhenden „Unverständlichkeit“, welche aus sich die Gesetze hervorbringt, hat man aber von je mit keinem anderen Namen als mit dem der Göttlichkeit bezeichnet. Und so verehren auch wir sie, indem wir sie anerkennen.

Vorstellbar ist sie uns nur als ein Kreis, aus dem das Allgeschehen hervorging und zu dem es wieder zurückkehrt. Gott steht für uns daher sowohl am Anfang wie auch am Ende des Weltgeschehens. Und unser bestes und höchstes Streben muß sein, die Weltgesetze, in denen er sich offenbart, möglichst zu erfüllen.

Eine derartige Naturauffassung hat allerdings mit dem seelenlosen Mechanismus der Darwinisten gebrochen und steht im schärfsten Gegensatz zu dem Materialismus, der wie eine unheilvolle aus dem 19. Jahrhundert ererbte „Mücke der Pandora“ die Menschheit von einem Abel in das andere riß. Sie erkennt bereitwillig die Macht des Idealismus und der Geistigkeit an. Sie sucht im Geistigen auch den Urgrund des Lebens. Sie weiß sich darin verwandt all den großen Philosophien, welche die Ideale der Menschheit geschaffen haben, und dem Christentum. Dieses, als die europäische Form der selben Denkweise, die in Indien als Brahmanismus und Buddhismus, in Ostasien als Konfuzianismus die Weltgeschichte auf den Thron setzte und den Menschen einordnet in einen Organismus sittlicher Gebundenheiten. So ist uns eine Versöhnung von Naturalismus und Religion möglich.

Nur eine solche Naturauffassung ist befähigt, zu einem harmonischen Kulturfaktor zu werden, der sich einordnet in die Ganzheit des Vollmenschentums.

Kaoul H. Francé

## Geschlechtsnot und ihre Bekämpfung

Wir entnehmen die nachstehenden Ausführungen der „Sexuallehr“, dem Organ des deutschen Ärzte- und Volksbundes für Sexuallehr. Sanitätsrat Dr. Sonne versteht es, in energischer und doch liebevoller Weise diese Nöte mit ihren tieferen Ursachen zu erfassen und passend darzustellen. Der Aufsatz ist wert, auch von den Lärmerlesern auszugeweiht gelesen zu werden.

Die sexuellen Nöte sind so alt wie das Menschengeschlecht und liegen begründet in dem schier übermächtigen Urtrieb, auf dem die Erhaltung des Menschengeschlechts beruht. Aber wohl kaum je in der gesamten Menschheitsgeschichte sind diese sexuellen Nöte so verheerend, in so abschreckender und für das gesamte Volksleben, die gesamte Rasse so verhängnisvoller Form aufgetreten wie in unserer Zeit. Daß dieser Mißstand solche Ausdehnung annehmen konnte, ist nur ein Beweis mehr dafür, mit welchem unsagbar geringem Maß sozialökonomischer Weisheit unser Volk seit langem geführt worden ist und bis auf den heutigen Tag geführt wird. Und da die Verhältnisse bei den meisten Völkern ähnlich liegen, gilt das gleiche auch für diese. Daß es so weit mit der Entartung unseres Sexualtriebes, der so viel Liebe und Weisheit der Schöpfung in sich birgt, kommen konnte, hat eine Reihe schwerwiegender Gründe.

... Gesezt den Fall, wir würden durch eine bessere Charakterziehung, als sie uns Älteren zuteil geworden ist und bis heute noch dem allergrößten Teil unserer Jugend zuteil wird, etliche Grundsätze in diese Jugend hineinpflanzen, — was wird der beste Unterricht in der Sittenlehre, der Charakterbildung nützen, wenn unsere Jugend von uns Älteren in die Trint- und Rauchsitten oder, besser gesagt, Unsitten selbst einaeführt wird, die notorisch den Geschlechtstrieb anstacheln? Jedem Arzt ist es bekannt, daß die meisten Fälle von Geschlechtskrankheiten, an denen zur Zeit bei weitem die Mehrzahl unserer Männer krank, nicht so sehr in betrunkenem, sondern

im „animierten Zustande“ erworben werden, d. h. nach dem Genuß berauschender Getränke, wie unsere „gesellschaftlichen Trinksitzen“ ihn mit sich bringen, ja geradezu erfordern — nach der Konfirmation, nach dem Abiturientenexamen, bei jeder Gesellschaft, nach Kongressen und nach Geburtstagen.

Hier sehen wir schon, daß die Erziehung allein nichts nützt, sondern daß auch die Fernhaltung von Schädlichkeiten, die den Geschlechtstrieb künstlich anstacheln, erforderlich ist, um die sexuellen Nöte unserer Zeit zu bekämpfen.

Ich habe schon in Verbindung mit dem Alkohol den Tabak genannt. Der letztere hat mit dem Alkohol die Eigenschaft gemein, daß er in kleinen Dosen den Geschlechtstrieb anstachelt, in großen ihn aber ebenfalls lähmt bis zur völligen Impotenz und Verödung der Hoden und der Eierstöcke.

Dazu kommt aber, daß beide Gifte, während sie durch ihren chemischen Reiz die Geschlechtsdrüsen vorübergehend zu erhöhter Tätigkeit „animieren“, gleichzeitig unsere „Hemmungen“, diese feinsten Seelenorgane, die wir „Gewissen“, „Anstandsgesühl“, „Reinlichkeitsempfinden“ usw. nennen, lähmen und damit ihre Opfer reif für die Prostitution machen.

Da nun die Gefahren der Verführung uns überall umlauern, auf der Straße, im Geschäft, auf der Bahn, im Hause usw., hat man gesagt, „schön, dann stärken wir einfach der Jugend ihre Hemmungen, indem wir sie mit Angst und Schreden vor den Folgen eines unsittlichen Lebenswandels erfüllen durch „Aufklärung“. Anstatt daß aber diese „Aufklärung“ ihren gewiß wohlgemeinten Zweck erfüllt, treibt sie oft genug den Teufel mit Beelzebub aus, indem sie nur zu oft in reine Kinderseelen geistigen Schmutz hineinträgt, der wie schlimmster Bazillenträger wirkt, weil er dem jugendlichen Fassungsvermögen meist an sich noch gänzlich fern liegt, und oft genug in diesem Aufklärungsunterricht von Leuten vorgebracht wird, die für denselben gar nicht genügend pädagogisch vorbereitet sind. So ist es noch kürzlich vorgekommen, daß die für Erwachsene höchst lehrreiche Ausstellung „Mutter und Kind“ die Unterlage für Aufklärungsunterricht durch einen jüngeren Arzt und eine jüngere Ärztin abgab, die aber beide verlangten und durchsetzten, daß von den Lehrern und Lehrerinnen der Kinder niemand diesem „Aufklärungsunterricht“ beiwohnen dürfe. Ich selbst wurde vor langen Jahren von einer Dame, die, was ich nur auf das höchste billigen kann, mit an der Spitze im Kampf gegen die Prostitution steht, gebeten, in einem Lehrlingsheim der Vorstadt St. Pauli in Hamburg solchen „Aufklärungsvortrag“ zu halten, insbesondere die Jugend „durch recht drastische Schilderung der Geschlechtskrankheiten vor diesen gruseln zu machen“. Ich nahm den Vortrag nach einigen Bedenken an, aus Sorge, die Dame möchte vielleicht jemanden finden, der auf ihre Wünsche wirklich einging. Ich hielt den Jungens, denen das Thema bekannt geworden war, einen einstündigen Vortrag. Einleitend sagte ich nur kurz, ich wolle ihnen zeigen, wie man allem solchen Schmutz aus dem Wege gehen könnte. Dann zog ich meinen Rock aus, streifte meine Hemdärmel auf, turnte ihnen während meines Vortrages über die Stärke und Tapferkeit der alten Germanen Freiübungen vor und zeigte ihnen so, wie sie tüchtige, starke Männer werden könnten. Raum je nach einem meiner vielen Vorträge habe ich einen so begeisterten Beifall geerntet. Raum war derselbe verflungen, zog die ganze Gesellschaft, rund 300 Jungens, wie auf Kommando ihre Sacken aus, und ein lustiges Wettturnen begann, daß es eine Freude war. Am anderen Tage belam ich einen tadelnden Besuch jener Dame, die mich um den Vortrag gebeten hatte: „Sie sei gleich bei meinen ersten Worten aus dem Saale gegangen, weil sie sich geniert hätte, den Vortrag mit anzuhören, aber sie hätte zu ihrem Bedauern gehört, daß ich ihr eigentliches Thema gar nicht berührt hätte.“ Also was für ihre keuschen Ohren zu unrein war, das sollte ich in diese halb kindlichen Jungens hineintragen!

... Aber fast noch größer als die sexuelle Not unserer Jugendlichen, die sich durch richtige Ernährung, Abhärtung, Sport, Wandern, Turnen und kaltes Baden, durch ein gelegentliches, väterlich warnendes Wort, durch Anleitung zu ernster Pflichterfüllung in körperlicher und

geistiger Arbeit sehr wohl die Schärfe nehmen läßt, steht die sexuelle Not der Erwachsenen, der unverheirateten wie der verheirateten.

Unsere jungen Männer können zum Teil wegen ungenügenden Gehaltes, besonders in den freien Berufen, zum Teil wegen fehlender Wohnungen sehr oft nur spät heiraten. Die Zustände haben sich dahin zugespitzt, daß Brautpaare, oft genug gegen ihre sonstigen soliden Anschauungen, bereits vor der Ehe ein Kind zeugen, weil sie als Brautpaar mit einem Kind eher Aussicht haben, eine Wohnung zu bekommen als Ehepaar ohne Kind. Zu solch jammervollen, geradezu verrückten Zuständen sind wir durch unsere sozial-ökonomische Mißwirtschaft und Unbildung gekommen!

Das Allerverrückteste aber liegt wohl in der Befürwortung der Aufhebung der Bestrafung der Fruchtabtreibung, wie sie von den verschiedensten Seiten betrieben wird. Alle diese Befürworter stellen hierdurch selbst ihren eigenen sozial-ökonomischen Kenntnissen und Fähigkeiten das allerärmlichste Zeugnis aus.

Die sämtlichen Reden, die bei den Verhandlungen im Reichstage über die §§ 218 und 219 (Abtreibung) am 25. April 1925 gehalten wurden, selbst die erschütternde, den Verhältnissen am ehrlichsten Rechnung tragende Rede von Frau Dr. Stegmann, führen unsere Frauen, unsere Mütter nicht um einen Schritt aus ihrer heutigen entsetzlichen Not heraus. Es macht ja geradezu einen erbärmlichen Eindruck, wenn sich die Scharen von Männern im Reichstag über die Frage herumstreiten, ob die Frauen sich aus dringender Not ihre Leibesfrucht abtreiben lassen dürfen oder nicht, und kein einziger Reichstagsabgeordneter den einzig wirklich praktischen menschenwirtschaftlichen Weg zeigt, um den Frauen wieder wie in alter Zeit das Hervorbringen gesunder Kinder zur größten und reinsten Lebensfreude zu gestalten. Bei solchen unfruchtbaren Reden werden wir freilich immer wieder das menschenwirtschaftlich ungeheuerlichste Verbrechen erleben: daß eine solche unglückliche Mutter gegen Natur und Gewissen ihr Heiligstes, ihr Feinstes und Bestes, ihre Leibesfrucht opfert, um der grauigsten Not zu entkommen. Wir rechnen, daß heutzutage alljährlich mindestens eine halbe Million Geburten auf diese verbrecherische Weise verbindet werden. Welch eine sozial-ökonomische Ungeheuerlichkeit! In den meisten dieser Fälle ist aber nicht die unselige Mutter schuld an dem Verbrechen, sondern diejenigen sind es, die diese entsetzlichen Zustände durch ihren bodenlosen Mangel an menschenwirtschaftlichem Gewissen, an menschenwirtschaftlicher Einsicht, an menschenwirtschaftlichen Kenntnissen haben entstehen lassen oder bis auf den heutigen Tag nicht verstanden haben, ihnen abzuhelfen, obwohl ihnen die Verpflichtung dazu oblag.

Ich zeige absichtlich hier noch einmal kurz den Weg! Zwei Millionen Wohnungen fehlen uns, und zwar Heimstätten mit Stall und Garten von 500 qm, damit der Arbeiter seine Abfallstoffe mit Hilfe seiner freien Zeit in seinem Garten verwerten und sich und seine Familie auf diese Weise zu einem Teil vom Lebensmittelmarkt unabhängig machen kann, gleichzeitig so viel auf diese Weise an Ausgaben für seine Ernährung ersparend, wie die Miete beträgt, damit unser entwurzeltes Volk wieder lernt, im vaterländischen Boden zu wurzeln. Eine solche Wohnung, bestehend aus Wohnküche, Wohnstube, zwei geräumigen Kammern, großem Boden, Keller und Stallung für Ziegen, Schweine und Hühner, läßt sich selbst heute noch überall für 4000 bis 6000 RM. nebst Brunnen und Grundstück schaffen. Das Geld zu diesem großzügigen Sanierungswert für zwei Millionen Familien, die jetzt zum Teil in ihrem Wohnungselend siech werden und entarten, zum Teil zu Verbrechen aller Art gelangen — zwei Millionen Wohnungen zu 6000 RM. —, also 12 Milliarden RM., bringen wir mit Leichtigkeit auf, wenn wir unsere schädlichen und daher tödlichen, menschenwirtschaftlich geradezu vorfindstulichen Trint- und Raufittiken abschaffen, die uns zusammen jährlich mindestens 3 Milliarden für Alkohol, 1 Milliarde für Tabak und 2 Milliarden für die Krankenhäuser, Gefängnisse, Asylen usw. zur Unterbringung aller der Trint- und Tabakopfer kosten — 6 (sechs) Milliarden im Jahr! Wir würden also mit dieser einen Summe in zwei Jahren nicht nur das ganze heutige ent-

sehlische Wohnungselend unseres unglücklichen proletarisierten Volkes aus der Welt schaffen und dem jährlich neu hinzuwachsenden Wohnungsbedürfnis Rechnung tragen können, sondern auch gleichzeitig allen diesen aus dem heutigen Wohnungselend und gleichzeitig aus unseren verrückten und gänzlich veralteten und unzeitgemäßen Trink- und Rauchsitten entstehenden Verbrechen vorbeugen. Außerdem würden wir die Hunderttausende von unglücklichen Arbeitern, Arbeiterinnen und Angestellten aus diesen fluchbeladenen Industrien, in denen sie zur Zeit die schlechteste Kranken-, Unfall- und Sterbestatistik aufweisen, freimachen für die Arbeiten in dem soviel gesünderen Baugewerbe, in welchem wir sodann dringend alle diese Arbeitskräfte gebrauchen würden! — Das hieße wirklich brauchbare und „praktische Menschen wirtschaft“ treiben . . .

Was ich hier theoretisch ausgeführt habe, habe ich seit über 25 Jahren in den 138 Arbeiterkleinfiedlungen in der reichsten Villengegend von Hamburg-Altona, sowie in der Lüneburger Heide, durch die Tat, wie ein Experiment im großen, praktisch als ausführbar nachgewiesen, insbesondere mit dem Erfolg, auf den es im vorliegenden Falle besonders ankommt, nicht nur in bezug auf die Auszucht zahlreicher, gesunder Kinder, sondern auch in bezug auf die Verhütung von Verbrechen, vor allem gegen § 218. Noch zur Zeit dieser Niederschrift, Juli 1925, schaffe ich in der Nachbarschaft von Lüneburg wiederum neue Heimstätten zu den oben angeführten Preisen. Man sieht also, es geht, wenn man nur will . . .

Lernen wir endlich den so viel Verderben über unser unglückliches Volk ergießenden, riesengroßen Kapitalstrom der Alkoholindustrie mit starker Hand bewußt umleiten in das segenspendende Strombett des Baugewerbes! Das wäre eine Tat für unsere Reichstagsabgeordneten von weltgeschichtlicher Bedeutung. Solange diese Herren aber im Reichstag nur Reden halten und ihren Reden keine Taten folgen lassen, solange sie selbst von „ihrem Bier“, „ihrem Glas Wein“ und von „ihrer Havanna“ oder „ihrer Zigarette“ nicht lassen können, — so lange wird alles, was gegen den § 218 geplant wird, ein völliger Schlag ins Wasser sein.

Eine weitere Quelle der heutigen sexuellen Nöte liegt in der Eheheue so vieler heiratsfähiger Männer. Diese ist wiederum einmal begründet in der schlechten Besoldung so vieler Arbeitnehmer und Angestellter, andererseits aber auch in den Luxusansprüchen so vieler unserer jungen Männer, besonders durch ihre Ausgaben für Alkohol und Tabak. Zum dritten entsteht diese Eheheue vielfach durch die Sorge, die heutzutage leider nicht ganz unberechtigt ist, einen Fehlgriff zu tun und statt einer tüchtigen Hausfrau und Mutter seiner Kinder, ein modernes Dämchen zu erwischen, die von Küche und Haushalt nichts versteht, dafür aber Romane liest, Tango tanzt, Lids trinkt und Zigaretten raucht. Hier muß gefordert werden: gründlicher obligatorischer Unterricht für hausfrauliche Ausbildung auf allen Mädchenschulen, in der Volksschule wie im Lyzeum . . .

Jur Zeit aber muß den sogenannten gebildeten und führenden Ständen und Schichten das Gewissen geschärft werden, indem man den Mädchen und Frauen immer wieder vorhält, daß es für deutsche Mädchen und Frauen besonders in dieser schweren Notzeit unseres Vaterlandes unwürdig ist, diese Sitten, die von Indianern, Negern und Dirnen übernommen sind, nachzuahmen. Gleichzeitig aber müssen wir endlich eine nach dem Einkommen gestaffelte Junggefellensteuer bekommen, deren Ertrag am besten in eine staatliche Baukasse fließt, aus der junge Ehepaare Baugelder zur Schaffung eines eigenen Heims gegen mäßigen Zins erhalten können . . .

Ein weiterer Weg aus unseren sexuellen Nöten besteht darin, daß die Arbeitgeber durch Reichsgesetz gezwungen werden, falls sie überhaupt weibliche Arbeiter beschäftigen, diese so zu bezahlen, daß sie davon leben können und nicht gezwungen sind, sich mit Hilfe eines Verhältnisses oder direkt durch Prostitution die Mittel zum Leben hinzu zu verdienen. In gleicher Weise sollten unsere weiblichen Theaterangestellten, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Choristinnen, Tänzerinnen usw. vor den schamlosen Zumutungen vieler Theateragenten und Direktoren durch

exemplarische Bestrafung solcher Burschen mit langjähriger Zwangsarbeit und Konzeptionsentziehung geschickt werden.

In bezug auf die Ernährung unseres Volkes will ich nur kurz bemerken, daß ein gewohnheitsmäßiger zu reichlicher Genuß von Fleisch, Eiern und starken Gewürzen sicher viel dazu beiträgt, die sexuellen Begierden zu steigern. Die Menschen beiderlei Geschlechts müssen auch hierüber in geeigneter Weise unterrichtet werden. Es geht daher — abgesehen von allem anderen schon allein aus diesem Grunde — nicht an, daß Physiologen auf Grund von Laboratoriumsexperimenten und Kalorienberechnungen, nur weil sie selbst gern Fleisch essen oder vielleicht Verwandte haben, die am Gefrierfleischimport beteiligt sind, in Tageszeitungen für größeren Fleischgenuß Propaganda machen. Solchem unwissenschaftlichen und unverantwortlichen Treiben muß von ärztlicher Seite auf das schärfste widersprochen werden . . .

Aber daß außer allen diesen Maßnahmen wirklich etwas Großes, Eingreifendes geschehen muß, um die sexuellen Nöte unseres Volkes zu bannen, das liegt doch wahrlich auf der Hand, wenn unser Volk, unsere Rasse am Leben bleiben soll! Welch eine erschütternde Tatsache: ein Zehn tel aller Kinder, die geboren werden, sind unehelich, trotzdem wir wissen, daß von diesen ein erschütternder Prozentsatz schon im ersten Lebensjahre infolge von ungenügender Pflege wieder zugrunde geht, von den zahlreichen Kindsmorden ganz zu schweigen, trotzdem wir wissen, daß ein weiterer erschütternder Prozentsatz dieser unglücklichen unehelichen Kinder infolge mangelnder elterlicher Erziehung zu Verbrechern entartet! Welch ein weiteres grauenhaftes Menetekel: über zehn Prozent aller Kinder syphilitisch, — eine der furchtbarsten Folgen unserer sexuellen Nöte! Aber 70 Prozent aller Blinden blind durch die Tripperkrankheit des Erzeugers! Sollte uns dies alles nicht ein Ansporn sein, alles zu tun, was nur irgend möglich, um diesem Elend zu steuern? . . .

Sanitätsrat Dr. Bonne



# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einwendungen  
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Der Christ in Nietzsche

Sehr geehrte Schriftleitung!

Mit lebhafter Anteilnahme las ich im Septemberheft des *Stürmers* die Ausführungen Dr. Helmut Burgerts über den „Christ in Nietzsche“. Und ich wünsche sehr, daß dieser geistige Morgenruf des *Stürmers* weithin ins Land hinaus hallen und die noch träumenden und verschlafenen Geister weden möge und hellhörig machen. Handelt es sich doch hierbei nicht nur um geistige Pionierarbeit im Dienste Nietzsches und seiner Weltanschauung, als vielmehr um den Wartburggeist des Luthertums in unserm Kampfe um die deutsche Seele und die Weltendung ihres Heliandgeistes im Chaos unserer Zeit. — Und in diesem Kampfe können wir den Zarathustra-Geist Nietzsches als Nothelfer nicht entbehren. Eine Tatsache, die in ihrer Notwendigkeit von unsern nationalen und christlichen, insbesondere protestantisch-evangelischen Kreisen noch allzu wenig erkannt und gewertet wird. — Ich begrüße es deshalb als eine moralische und tapfere Tat des *Stürmers*, die christlichen Kreise durch den Hornstoß des Artikels: „Der Christ in Nietzsche“ aufgerüttelt zu haben, als eine Tat, die um so höher zu würdigen ist, wenn man den Berg von Vorurteilen, geistiger Unfreiheit und gesellschaftlicher Zaghaftigkeit kennt, hinter dem sich die parteipolitische Tages- und Zeitschriftenpresse dieser Kreise in einer so wesentlichen Kulturfrage des deutschen Volkes zumieft versteckt.

Wenn Dr. Helmut Burgerl dann aber in seinen sonst vortrefflichen Ausführungen eingangs behauptet, daß noch kein „Apologet“ und „glühender Schöngeist“ sich das essayistische Vergnügen gemacht hätte, ausgerechnet den Antichristen von Eils-Maria als homo christianus des „Vorhimmels“ würdig zu proklamieren“ —, so möchte ich mir erlauben, dazu ein paar ergänzende Anmerkungen zu machen.

Ich bin freilich kein „Apologet“ und kein „glühender Schöngeist“ und nur ein deutscher Dichter und Denker —; aber als solcher habe ich seit mehr als zehn Jahren in meinen Büchern und in einer großen Anzahl von Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften (auch im *Stürmer*, Juniheft 1922: „Nietzsches Lehre vom Mitleid“) immer wieder die christliche Seele als den schöpferischen Muttergrund Nietzsches Geistes bloßgelegt und dargestellt.

So habe ich bereits in meinem „Neuland der Kunst und Kultur“ (1916 Leipzig, Erich Matthes Verlag) in dem Kapitel: „Das Weltethos in der Gegenwartsdichtung“ den Nachweis zu führen gesucht, „daß zwischen dem intelligiblen Charakter des Christentums und der Lehre Zarathustras kein unvereinbarer Gegensatz obwaltet und wie tief und fest Nietzsche mit seinem „Zarathustra“ im christlichen Seelengrunde unserer deutschen Mystiker (Meister Eckhart, Jakob Böhme und Angelus Silesius) wurzelt. Wörtlich schrieb ich damals bereits:

„Wahrlich, der da sagte: „Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden. — Ich liebe den, welcher nicht einen Tropfen Geist für sich zurück behält, sondern ganz der Geist seiner Jugend sein will: so schreitet er als Geist über die Brücke —“ der das gesagt, ist weder der Antichrist noch der Immoralist im Sinne einer kirchlichen Orthodoxie, sobald wir ihn recht verstehen und ganz von innen erfassen. — Und wenn irgendwo für das deutsche Geistesleben als einer eigenen ethisch-religiösen Weltanschauung die Morgenröte den Horizont vor unsern Augen lichtet und uns mit neuen Hoffnungen auf den kommenden Tag erfüllen kann, so ist es der Zarathustra-Geist Nietzsches, der dem ideellen Urtum des Christentums, dem göttlichen Licht, das aus der schöpfer-

rischen Menschennatur des Nazareners brach, als Sonnensubstanz der Innenwelt ungleich näher steht, als es die Priester der Kirchen ahnen und als es sich unsre Schulweisheit träumen läßt.“ — —

Burgerts Frage aber, „ob nicht eben die echte anima christiana im dionysischen Philosophen selber noch steckt, ob nicht ihr bestverächter Hasser und Verächter in der Tat und Wahrheit ihr Anwalt gewesen ist“, habe ich ebenfalls schon mit einem runden Ja beantwortet in meinem 1923 erschienenen Buche: „Jubens Kaiser und Galiläer als Zeitfinnbild“ (Rudolfstadt, Greifenverlag). Das ganze Kapitel: „Zarathustra — der mythische Zweiseitige“ — kreift gleichsam um diese Frage, und meine Gedanken gipfeln in der Beweisführung, daß der „Zarathustra“ für Nietzsche Geist und Selbst das Christ-Mysterium seiner Seele war. — Nur ein paar Sätze daraus seien als Glodentöne der Tiefe in die laufenden Ohren der Aufmerkenden geworfen. So heißt es dort am Ausgange des Kapitels:

„ — Wie der Schöpfer des ‚Zarathustra‘ den Christ wieder und wieder mit einem Gruß der Liebe ehrte, so bekundet das ganze spätere Denken und Dichten Nietzsches, daß es immer spärlicher aus dem mystischen Gefühl einer transzendenten Wesenseinheit und Schicksalsgemeinschaft gespeist wird. Scharf ausgeprägt zeigt sich das z. B. in dem Wort und Silbe von dem ‚römischen Cäsar mit der Seele des Christ‘ in dem ‚Willen zur Macht‘. Es ging Nietzsche wie Kaiser Julian, der vergebens ein Leben lang in sich und mit sich rang, um von dem Geoffenbarten, dem Christ, freizutommen. Wie sehr er auch als ‚freier Geist‘ seine Judas-Gegnerschaft hervorlehrte, so ist selbst für den Cäsar in ihm, für den Verfasser des ‚Willens zur Macht‘: ‚Christus am Kreuze das erhabenste Symbol — immer noch‘ —, und in jedem Worte des ‚Antichrist‘ leben Liebeshaß und Liebesbitte. —

Erinnern wir uns dazu noch der Tatsache, daß das Problem: ‚Dionysos — gegen den Gekreuzigten!‘ schlechthin das Lebensproblem des Denkers als Weltweisen war und daß es die Fragen nach dem feindbrüderlichen Verhältnis des Christ und des Dionysos waren, womit Nietzsche in die Nacht seines Geistes hinabstieg, daß von seinen letzten Wahnbriefen einige mit ‚Dionysos‘, andere mit ‚der Gekreuzigte‘ unterzeichnet waren, so drängt sich uns von innen her die erschütternde Gewißheit auf, daß Nietzsche am Ausgang seiner Lage in dämonischer Selbstschau auch noch die letzte Gewißheit wurde über des Mystikers abgründige Frage: ‚Weißt Du denn, Julian, ob Du nicht etwa warst in ihm, den Du jetzt verfolgst?‘ — —

‚Nicht der Zweifel, die Gewißheit ist das, was wahnsinnig macht . . .‘, bekennet Nietzsche im ‚Eos homo‘. Und die Gewißheit von der Identität seines seelischen Spiegelbildes des Dionysos und des Gekreuzigten, die Gewißheit, daß sich in seinem Zarathustra nur die lichte Willese des Christ im Geistleibe des Dionysos neu offenbart hat: diese Gewißheit als letztes furchtbares Gesicht ließ ihn für immer verstummen und zwang den Seher-Dichter, sein Antlitz zu verhüllen und als ein ‚Gottgeschlagener‘ in die Nacht hinabzusteigen.“ — — —

Doch das nur zur ersten Andeutung und zum Hinweis für die Suchenden. Denn diese Gedanken wollen im Zusammenhange mit dem Ganzen gelesen sein und sind nicht für jeden und alle.

Aber auch für mich als Schaffenden bedeuteten und bezweckten diese „essayistischen“ Gedanken nichts weiter als eine letzte geistige Orientierung für den Flug der dichterischen Phantasie, die sich aus den mütterlichen Gründen schöpferischer Intuition erhob und im dämonischen Wollen und Wissen mich zu meiner „Weltenschau“ trug. — Die Dichtung eint in sich die eddische Natur mit christlicher Seele und zarathustrischem Geiste zu einem neuen schöpferischen Weltgefühl des deutschen Menschen. Und der Held der drei Romane: Hochwildfeuer — Wettersteinmächte — Volberts Tat — ist der Zarathustra-Mensch mit der Seele des Christ und seinem großen Schicksale, seinem Unterliegen und Siegen in dieser deutschen Weltwendezeit.

Doch darüber weiter zu reden, widerstrebt mir; auch möchte ich der spärlichen Kritik und hohen Literaturhistorik nicht vorgreifen — die mit so feinen Ohren nach den Winden von den Bergen der Zukunft her aushorchen. —

Nur das möchte ich im Anschluß an die Gedanken des Herrn Dr. Helmut Burgert noch betonen, daß ich schon in meinem „Mittagsgesicht“ (2. Kap. im Hochwildfeuer, München 1919) Zarathustra dichterisch schaute als „Wanderer zwischen den Welten“, der aus seiner Seele heraus dem Christ entgegenkommt, sich brüderlich mit ihm eint und mit ihm durch den Himmel weiter wandert in dem heiligen Willen „zum Endziel der Welt“. Paul Schulze-Bergshof

## Zu dem offenen Briefe an Gertrud Bäumer

Wir hatten im Oktoberheft gleichfalls mit einigen Worten zu dieser Sache Stellung genommen. D. E.

Wie mir, ist es vielen rechtsstehenden Frauen gegangen: wir lasen in den Zeitungen der Rechten von dem empörenden Artikel Gertrud Bäumers im Juniheft der Frau und von der gebührenden Absuhr, die ihr durch Frau Hindenberg-Delbrück (nicht -burg!) zuteil geworden war, und wir sagten: wie schade! Wie schade nämlich, daß Gertrud Bäumer, die wir als die glänzendste Führerin der Frauenbewegung neben Helene Lange bewunderten, in ihrer vaterländischen politischen Einstellung so weit vom Wege gewichen sein sollte, daß sie zum empörenden Widerspruch herausfordert, und daß man gerade hier auf gar kein gegenseitiges Verständnis rechnen kann. Und dann lasen wir den Artikel Hindenberg-Delbrück und den von Gertrud Bäumer selbst und standen plötzlich vor einer völlig anderen Sachlage. Wenn man den Prafensschwalm des Hindenberg-Delbrück-Artikels über sich hatte ergehen lassen und dann die kristallklaren Sätze Gertrud Bäumers in ihrer objektiven, den Tatsachen das Wort gebenden Ruhe las, so kam man zunächst zu dem Schluß, dem auch inzwischen der Allgemeine Deutsche Frauenverein Ausdruck gegeben hat, daß nämlich „Frauenwürde eine solche Kampfweise verbieten sollte“, um so mehr als sie sich in ihrer Entgleisung „gegen eine Persönlichkeit richtet, der die Frauenwelt den tiefsten Dank schuldet für ihr lebenslanges Wirken im Dienste der Frauen“. Der zweite Eindruck war der, daß Frau Hindenberg (und andere, die den gleichen Ton in späteren Zeitungsnummern anschlagen) Gertrud Bäumer überhaupt nicht verstanden haben. Es wäre sonst nicht möglich, daß sie alle Gedanken Gertrud Bäumers so aus dem Zusammenhang herausreißt, den tiefen, erschütternden Ernst, der aus ihren Worten spricht, verkennet, daß sie an die Stelle ihrer objektiven, die Tatsachen in ihrer Wucht, ihrem schreienden Gegensatz zu dem Erstrebten wägenden Betrachtungsweise eine gefühlsmäßige, unklare, ungerechte, herabwürdigende setzt. Wenn sie glaubt, Gertrud Bäumer belehren zu müssen (z. B. über den Sinn des Helvetobdes), wenn sie vor dem Ausspruch von dem Zwange und dem „Recht des Lebens“ (Schiller, An die Freunde) versagt, wenn sie den Gegensatz zwischen erstrebten oder erträumten Idealen und Zielen und der harten, nackten Wirklichkeit mit ihren Abgründen nicht sieht, so lehren wir von ihr zu Gertrud Bäumer zurück mit der Gewißheit, daß die eigentliche Tiefe des Empfindens, das eigentliche tiefe Verstehen des erschütternden Geschehens bei ihr viel mehr zu finden ist als bei der vor Eifer blinden, vor Entstellungen aller Art nicht zurückschreckenden Gegenseite. Wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, Frau Hindenberg über das Wort „Es lohnt nicht“ in Empörung gerät — ja, muß man denn nicht angesichts der Zustände in unserem Vaterlande mit Gertrud Bäumer sprechen „Es lohnt nicht!“? Mußten Millionen unserer besten Männer und Jünglinge, deren Geistes- und Seelenkräfte stark, frisch und unverbraucht zum Dienst für alle bereit waren, in den Tod gehen, damit andere Millionen, die aus dem Kriege zurückkehrten, in den grauenhaftesten Wohnungsverhältnissen der Großstädte mit ihren Kindern an Leib und Seele zugrunde gehen, während ein paar tausend Schieber und Spekulantensich auf Kosten der Glieder eines gequälten Volkes bereichern? Mußten Millionen sterben, damit wir alles einbüßten, was wir an Größe, an Weltgeltung besaßen, damit wir als Sklavenvolk unter der Knute der Feinde, ausgezogen durch grausame Verträge für unabsehbare Zeiten leben, immer noch mit dem



Matel der Kriegsschuld behaftet, immer noch von feindlichen Heeren und Machthabern gemästert, waffenlos inmitten waffenstarrer Dörfer, unserer Grenzländer beraubt, ohnmächtig zusehend, wie deutsche Volksgenossen jenseits der Grenzen getreten, gepeinigt, entrechtet, in ihrer Hilfslosigkeit verhöhnt werden? Und dabei ist dies alles noch nicht der tiefste Grund für Gertrud Bäumers „Es lohnt nicht“. „Ist dieses ungeheure Übermaß (an menschlicher Kraft, die aufgeboten ist) fruchtbar? So fruchtbar wie schaffendes Leben? Überlebt die Masse der Nachlebenden das erhabene Beispiel ihres Opfertodes in Ernst, Größe und Liebe ihres Alltags?“ (G. Bäumer.) Ja, kann denn Frau Hindenberg darauf mit Ja antworten? Muß nicht ein glattes Nein die Antwort sein angesichts der sittlichen Haltung des glerigen Haschens nach Genuß des Augenblicks, all der jedermann betannten Zustände in weiten Kreisen unseres Volkes, auf die der Arzt der Seele wie der des Leibes mit dem gleichen Ernst und der gleichen Sorge hinschaut?

Zug um Zug könnte man die von Frau Hindenberg aus Gertrud Bäumers Schilderung herausgerissenen Sätze und die dagegen erhobenen Anklagen gegenüberstellen. Es würde immer wieder zu dem gleichen Ergebnis führen: Gertrud Bäumers Ausführungen sind in dem offenen Briefe in das gerade Gegenteil verkehrt worden. Der offene Brief hat etwas seltsam Ungeklärtes, Unbefreites, Ungereiftes gegenüber dem unbestochenen, klaren, freien Bild Gertrud Bäumers. Und obwohl Frau Hindenberg für sich alles vaterländische Empfinden, alle Ehrfurcht vor dem Opfertode unserer Helden, alles Verständnis für die heiligen Zusammenhänge zwischen Leben und Tod in Anspruch nimmt, ist die wirkliche Ehrfurcht vor diesem Opfertod, seine höhere Wertung, das tiefere Miterleben und Verstehen der grausigen Gewalt des Krieges auf Gertrud Bäumers Seite, und daher trägt alles, was sie sagt — auch weiter in Verteidigung ihrer Sache sagt — den Stempel unbedingter Wahrheit, schmucklos, furchtlos und mitreißend trotz der als „alter Mut“ gestempelten klaren Ruhe. M. Schröder

## Konnersreuth — Jonny spielt auf

Zwei Symbole

Das Werk Arenets „Jonny spielt auf“ wird an 60 deutschen Bühnen gespielt werden. Sechzig deutsche Theater werden viele Abende lang volle Häuser haben; denn das deutsche Publikum strömt in Massen hinein, wenn „Jonny“ gegeben wird. Was ist dieses Werk? Was hat es zu bedeuten? Eine Mischung von schlechter Oper, schlechter Operette, schlechter Revue, kommt es ganz und gar den Instinkten der heutigen Welt entgegen. Ist schon die Existenz eines solchen Elaborates ein trauriges Zeichen für das Niveau der modernen „Kunst“, so ist die Tatsache, daß die Menschen diesem Erzeugnis zujubeln, noch viel tragischer. Wer sich einen noch einigermaßen wachen Geist erhalten hat, muß sich doch an den Kopf greifen und sagen: Wie weit mußte es mit uns bergab gehen, bis der Deutsche sich in einem solchen Spiegel wiederfinden konnte!

Schon lange mußte es den wachen geistigen Menschen mit Sorge erfüllen, wenn er sah, wie heute auch der letzte objektive Maßstab verschwunden ist. Es gab immerhin eine Zeit (es ist noch nicht viele Jahre her), wo man an die großen genialen Erscheinungen mit Ehrfurcht herantrat. Michelangelo war noch eine geistige Größe, die nicht vom zerkleinernden Intellekt in seine Maulwurfsgänge gezerrt wurde. Beethoven war ein Geistesymbol mit ewigen Werten, an denen nicht zu rütteln war. Jrgendwo gab es noch eine objektive Wahrheit, die in Geistesheben ihre Verkörperung fand. Heute ist das anders. Und wenn etwas darauf hindeutet, daß wir an einem Punkte des geistigen Zerfalles angelangt sind, von dem aus es kein Zurück mehr gibt, dann ist es diese Tatsache. Von dem Augenblick an, wo es keine unverrückbaren geistigen Werte mehr gibt, die ihre geheime Wirkung ausüben, denen die Menschen, ob sie es wissen oder

nicht, in irgendeiner Form Achtung entgegenbringen, von diesem Augenblick an treiben wir mit Notwendigkeit einer Katastrophe entgegen, schlimmer als die des Weltkrieges.

Neben dieser Erscheinung geschieht in demselben Lande ein Wunder, das in seiner Größe kaum zu fassen ist. In Konnersreuth liegt ein einfaches Bauernmädchen mit den Wunden Christi darnieder. Jeden Donnerstag fangen diese Wunden aufs neue an zu bluten. Und bis Freitag erlebt dieser arme und doch begnadete Mensch das ungeheure Leidenslos des Erbsers. Auch nach Konnersreuth pilgern Tausende von Menschen. Die Mehrzahl aus Neugierde, mehr oder weniger geistig gerichtet. Einige aber mit der Ahnung im Herzen, daß hier etwas ganz Großes und Erschütterndes vor sich geht, das seinen tiefen Sinn hat.

Und was ist dieser Sinn? — Wo liegt er? — Soll dieses Leiden eines armen Menschen der zweifelnden und eines metaphysischen Strebens baren Wissenschaft dienen? — Was kann sie mit diesem „Fall“ anfangen? — Hat sie Erklärungen dafür? Ja, sie hat schon welche, aber die sind derart, daß nur ein Tor sich damit zufriedengeben kann.

Oder ist dies Wunder geschehen, damit die verschiedenen Konfessionen und ihre Vertreter sich desselben bemächtigen und für ihre Anschauungen ausnützen können? Oder die unzähligen Sekten, die wir in Deutschland haben? —

Nur wer vom Reinnenschlichen aus an dieses Wunder mit größter Ehrfurcht herantritt, wird seinen tiefen Sinn verstehen. Die Begriffe christlich und kirchlich decken sich heute ja nicht mehr. Unter den Tausenden, die nach Konnersreuth pilgern, sind solche, die mit Inbrunst nach dem Glauben suchen, nach dem lebendigen Glauben, der nicht in Büchern zu finden ist, sondern urplötzlich im Herzen aufbricht wie ein starker Quell, der den Menschen wandelt und unverjügllich strömt und ihn labt. Und die, die bereit sind und inbrünstig die Erlösung suchen, die Einfachen, oder die, die zurück zur Einfachheit wollen, weil sie die Wahrheit lieben: diese werden durch den Anblick dieses leidenden Mädchens so erschüttert, daß vor dem sichtbaren Wunder das größere unsichtbare Wunder geschieht: daß sie Gott finden und die innere Taufe und Wiebergeburt erleben, die nur dem Christen gegeben wird.

Die Stigmatisierte selber empfindet sich nur als Werkzeug im Dienste Gottes — und sie ist es auch. Freilich, wie begnadet ist ein solcher Mensch! — Sehen wir aber dem Sinn dieser Erscheinung noch tiefer nach!

In den nächsten Jahrzehnten werden die beiden Ur-Pole, Christ und Anti-Christ, immer deutlicher in Erscheinung treten. Der Kampf zwischen den beiden Mächten spitzt sich zusehends und mit unglaublicher Schnelligkeit zu. Immer schärfer wird die Kluft, die die Menschen trennt, welche zu dieser oder jener halten. Immer einsamer wird der geistige Mensch werden. Aber auch immer entschiedener wird die kleine Schar derer, die sich zu Christus bekennt, während die Masse immer mächtiger anschwillt, die dem Anti-Christ dient.

Die unsichtbare Welt greift immer deutlicher, immer spürbarer in die sichtbare Welt ein, sowohl im negativen als auch im positiven Sinne. Hinter all den ungeistigen und verwirrenden Zeugnissen einer sich selbst entfremdeten Kunst, hinter all den detabentten Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens stehen Mächte, reale Mächte, die in den Kampf um Sein oder Nichtsein eingreifen! Aber auch die göttliche Macht wird sich offenbaren, wie sie es in diesem Falle tut. So wächst die Spannung zwischen beiden Polen mit rasender Kraft, bis — und dies wird in nicht allzuferner Zeit geschehen — der Funke von Pol zu Pol überfliegt, der alles versengt, was nicht vom Geiste ist.

Kein Mensch hat heute mehr die Kraft, „das rollende Rad zu hemmen“. Ohne göttliches Eingreifen ist der geistige Mensch heute verloren. Aber die innere Sehnsucht, der gewaltige glühende Glaube an die Hilfe des Geistes der Wahrheit, wird zu einem Ruf, der gehört werden muß.

Robert Boffhart

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Cosima Wagner

Am 25. Dezember d. J. wird sie 90 Jahre alt! Über ihrem ganzen Leben waltete eine höhere Schicksalsfügung. Im 16. Lebensjahr lernte sie Wagner, der mit ihrem Vater nach Paris gekommen war, kennen. Die Vorlesung von „Siegfrieds Tod“ hinterließ tiefsten Eindruck: der 10. Oktober 1853 haftet unauslöschlich in ihrer Erinnerung. Längst war sie vom Vater zur Verehrung des Meisters erzogen worden: nun trat er mit seiner gewaltigsten dichterischen Schöpfung vor ihr Auge. Im nächsten Jahr siedelte sie nach Berlin über. Nach einem Konzert, in dem Hans von Bülow vor einer gehässigen und verständnislosen Zuhörerschaft die „Tannhäuser“-Overtüre aufführte, ward sie seine Braut. Das neuvermählte Paar reiste im Sommer nach Zürich, wo Frau von Bülow in die Musik von „Rheingold“ und „Walküre“, in die Dichtung von „Tristan und Isolde“ eingeweiht wurde. Der nächste Besuch folgte im August 1858, kurz bevor Wagner das Asyl auf dem grünen Hügel verlassen mußte. Frau von Bülow mochte tiefen Einblick in die Lebensidee des Meisters tun und schon damals erahnen, wie ihm allein zu helfen sei. Im Juli 1862 kamen Bülows nach Siebrich, wo Wagner die „Meistersinger“ vertonte und mit Schnorr von Carolsfeld den „Tristan“ einübte. Nun folgte die Münchner Zeit vom Juli 1864 bis Dezember 1865, die Uraufführung der „Meistersinger“ und des „Tristan“. Damals wurde sich Cosima über die große Aufgabe ihres Daseins klar: dem Meister, den sie in der wachsenden Vereinsamung seines von den merkwürdigsten Wechselfällen betroffenen Lebens gesehen, mit ihrer angeborenen Fähigkeit zur Beherrschung der schwierigsten Verhältnisse eine hilfreiche Freundin zu werden. Aber die Lösung der Ehe mit Hans von Bülow geben die 1927 von du Moulin Edart herausgegebenen Bülow-Briefe ergreifendes Zeugnis. Dem Scheidungsbrief vom 17. Juni 1869 ist nichts hinzuzufügen: „Es war ein unerhörtes schicksalvolles Muth, das hier gebot und gegen das es keine Einwendung gab. Denn jede Einwendung hätte zum Unheil führen müssen, und das große Werk Wagners wäre unvollendet geblieben.“ Einmal hatte Wagner an Liszt geschrieben: „Gib mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich ganz untertauchen könnte, das mich ganz faßte — wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt“; und später durfte er hinzufügen: „Du warst der erste, der durch seine Liebe mich adelte; zu einem zweiten, höheren Leben bin ich ihr nun vermählt, und vermag, was ich nie allein vermocht hätte.“ Die große Frau trat dem Meister in wohlverwandter Geisteshöhe zur Seite und beugte sich doch ebrerbietig vor ihm. So ward sie seine ebenbürtige Mitwisserin, Vertraute und Helferin. Ihr nächstes Amt war, dem Ruhebedürftigen in Tribschen die „Insel der Seligen“ zu bereiten und ihn endlich dorthin zu geleiten, wo sein Wähnen Frieden finden sollte. Als der Festspielgedanke der Verwirklichung entgegenreifte, lag oft die letzte und wichtigste Entscheidung bei ihr. Wo Wagner an der Welt verzweifelte, da wußte die Tochter des welt-erfahrenen und weltgewandten Liszt Rat und That zur Beseitigung scheinbar unüberwindlicher Hemmnisse. Es darf getrost gesagt werden, daß ohne sie Bayreuth nur ein Dichtertraum, eine wundervolle Idee geblieben wäre.

Am 29. September 1882 schrieb Wagner an Neumann: „Mit dem ‚Parzifal‘ steht und fällt meine Bayreuther Schöpfung. Allerdings wird diese mit meinem Tode vergehen; denn wer in meinem Sinn sie fortführen sollte, ist und bleibt mir unbekannt und unkenntlich.“

Den Tod im Herzen fuhr Cosima Wagner im Februar 1883 aus Venedig nach Bayreuth. Hans von Bülow sandte ihr die Mahnung: „Soeur, il faut vivre“. Am 20. Februar meldete

Joubowsky an Liszt: „Ich glaube, daß sie sich darein gefügt hat zu leben.“ Und dieser Entschluß war die Erfüllung des Festspielgedankens in seinem ganzen Umfang. Wie eine mut- und führerlose Ritterschar traten die Künstler 1883/84 zum „Parsifal“ zusammen, der eine Gedächtnisfeier sein sollte. Eines Tages raffte sich Frau Wagner auf, das Festspielhaus zu betreten und den „Parsifal“ zu hören. Sie erschrak über den Verfall des heiligen Vermächtnisses. Aber sie richtete sich in ihrer vollen Größe auf zum Lebenswillen, zur Schaffenskraft. Mit dem Jahr 1886 begann die Verwirklichung des von Wagner entworfenen Planes, nach und nach alle Werke vom „Holländer“ ab nach Bayreuth zu übernehmen. „Tristan“, der ihr von der Münchner Aufführung (1865) her am innigsten vertraut war, eröffnete den Reigen. Über dem Jahr 1886 lag ein dunkles Verhängnis: König Ludwig, der mächtigste, Liszt der welterfahrenste Freund Wagners schied aus dem Leben. Jetzt stand die große Frau ganz allein, aber ungebeugt, im Gefühl dieser Verantwortung neu gestählt. Sie sprach das Wort: „Wir müssen fortschreiten“; und nach der ersten „Lannhäuser“-Aufführung: „Das war ich dem „Lannhäuser“ schuldig.“ Und das traf auf alle übrigen Werke, insbesondere den Ring von 1896 zu. Sofern nicht unmittelbare Weisungen des Meisters vorlagen, mußte alles neu gestaltet werden. Frau Wagner besaß das Dämonische der Bühne und war wie niemand sonst imstande, die Forderungen des musikalischen Dramas, die Zeichen des Tonbuches in Ausdruck und Gebärde umzusetzen und die ganze Handlung im süßvollen Bilde zu gestalten. Im „Parsifal“ war nach Wagners eignen Worten der im Ring noch gesuchte Stil gefunden worden. Dazu kamen die Münchner Erfahrungen von „Tristan“ und „Meistersinger“, die Wiener für „Lannhäuser“ und „Lohengrin“. Auf dieser Grundlage durfte fortgearbeitet werden, bis alle im Theaterbetrieb verwahrlosten Werke in ungeahnter und reiner Schönheit im Festspiel auslebten. Sie bedachte aber auch die Zukunft, indem sie nicht bloß Sänger, sondern auch kundige Lehrer und Leiter heranzubilden suchte. Ihre wichtigste Aufgabe erblickte sie darin, ihren Sohn zu seinem hohen Amte zu erziehen. Vom musikalischen und szenischen Gehilfen erwuchs Siegfried Wagner zum Orchester- und schließlich Festspielleiter. Als sie 1908 von der persönlichen Oberleitung zurücktrat, konnte sie beruhigt die Spiele in die Hut des Sohnes legen, von dem einst der Vater geschrieben: „Er wird meine Werke der Welt erhalten.“ Das alles hat sich bis 1914 zur stolzen, auch vom Ausland bewundernten Ehre deutscher Kunst bewährt. In der Zeit des Krieges und der Umwälzung lag das Festspielhaus schweigend. Allen Zweifeln zum Trotz wurden die Spiele 1924 wieder aufgenommen, ein strahlender deutscher Festtag in der Wirnis unserer Zeit. Wie Titurels Geist über der Gralsfeier schwebt, so waltet das Bewußtsein des Daseins der Meisterin über den Bayreuther Aufführungen, die sie nur 1924 für einen Aufzug besuchte, aber mit reger Teilnahme von Wahnsried aus noch immer verfolgt.

Frau Wagner ist eine bezwingende Persönlichkeit, vor der sich jeder in Ehrfurcht neigte, von unendlicher Güte, von verbindlichsten Formen bei unbeugsamem Willen und strengster Forderung. In Wahnsried wurde die edelste gesellschaftliche Kultur gepflegt. Wo Frau Wagner weilte und den Ton an gab, war ein Königreich des Geistes. Ihr Leben und Wirken ist das vollkommenste Beispiel rückhaltsloser, treuester Hingabe an das erkannte Hochziel, tatkräftigster Liebe und härtester Willenstraft. Sie erhielt den Meister dem Leben, daß er seine Hauptwerke vollendete, und der Nachwelt Bayreuth!

Wolfgang Goltner

## Baul Steinmüller

In den novemberstürmenden Zeiten wird es offenbar: ein mildes, weises, verstehend es Wort wirkt reineren Segen als noch so abgewogene, reichhaltige Kunst, welche Not und Gefahr nur durch bewegte Darstellung gegenwärtig schaffen möchte. Wenige Sätze, die in Liebe leuchten, überhellen auch die dunkelsten Pfade mit einem langen, beglückenden Sonnenfrieden. Tief und ganz den Dingen hingegeben sein — es ist der Erweis des Erkenntnisvollen, in sich Erfüllten.

„Alltägliches Licht“ zu sehen und zu künden ist Begnadung, die nur, ach, so wenigen Stillen, Laufenden beschieden ist. Und wenn gerade die kleinen, leisen Betrachtungen, wie sie Paul Steinmüller in seinen verschiedenen Büchlein („Die Rhapsodien der Freude“, „Die Rhapsodien des Lebens“, „Die Rhapsodien vom verlorenen Königreich“, „Erostfeinsamkeit“) gesammelt hat, so weit hinaus gelungen sind in das deutsche Volk, besonders auch in die Jugend, so mag man sich nicht in eitler Hoffart darüber entrüsten, weil unsre düster bewegte Gegenwart lediglich laute und wellenschlagende Töne brauche, sondern lieber in dankbarem Sinnen des Widerstands acht haben, der mit zuversichtlicher Herzlichkeit dem Dichter Antwort gibt. Nicht der Sturm vermag den Brand zu dämmen, sondern die mitleidige Stille . . .

Gerade daran leidet diese Gegenwart, daß sie am Nächsten ungerührt vorüberhaftet. Und darum will der Dichter wieder die Nachbarschaft zu den Dingen wecken, weil sie noch Gottes voll und dem Ewigen ergeben sind. Er trachtet nicht nach Belehrung oder Predigt; in schlichter Treue deutet er auf das Vergessene, weil er sich dessen bewußt ist, daß im Einfachen sich das Unendliche am unverstelltesten und reinsten offenbart. „Nur der ist reich, der einen Schein des Ewigen in sich hütet. Nur dem ist das Leben heilig, der dankbar ist.“ Suchen wir nicht alle nach dem verlorenen Königreiche in Heimweh und schmerzlichem Verlangen? Steinmüller fühlt, daß nur dort Raft und Genesung ist, wo die Güte sich bewährt; wo ein Spiegel ist, der bereit und klar das Licht der Höhen widerstrahlt. Was ist unser armer Trost, unser ledes Aufbegehren? „Wir werden erkennen, daß unser Schicksal nicht in den Hemmungen unsres Glücks besteht, und daß es nur eines gibt, was den Namen Schicksal verdient: das langsame Versinken in jenes Dunkel, das uns von Gott für immer trennt.“

Aber all das, was Steinmüller zu bekennen hat, ist — und dies eben gilt es zu beachten! — der Ausdruck eines edlen, hochgewillten Künstlertums. Und darum empfindet man immer von neuem ein Wachstum aus innerster Fülle. Man lauscht, wie man in der Dämmerstunde den Märchen der Mutter ausgetan war: mit gläubiger Erwartung und Stille. Um so mehr, als man dessen gewiß sein darf, daß sich der Dichter sein Wissen aus den Quellen unmittelbarer Frömmigkeit geschöpft hat. Denn in den Rhapsodien „Der Heiland“ und „Gottes Nähe“ bekennet er sich ausdrücklich zum Christentum, nicht irgendwie dogmatisch-konfessionell, sondern einfach aus dem erlebten Bewußtsein, hier den ersehnten Trost und Halt im Wanken der Zeit gefunden zu haben. In dieser Gesinnung schrieb er auch das Buch „Jesus und sein Evangelium“, ohne zu klügeln oder gar Kritik zu versuchen, vielmehr aus Überzeugung und Willen zur Hilfe. Und dennoch: wieviel Eigenes, Neues ist hier gespendet, weil einer redet, der in sich selbst erfahren, nicht aus Büchern genommen hat! Solange solche Propheten sprechen, sollte man nicht völlig verzweifeln am Volke; denn es bedeutet immer ein Opfer und eine mutvolle Preisgabe, im Geschrei der Glaubenslosen, Unerfahrenen sich und die Erkenntnis zu beständigen und darzubringen. Wer müde und überdrüssig ist aller gelehrten, sektiererischen Theologie, der wird um so freudiger an diesem lauterem, willig spendenden Brunnen sich erquicken.

Aus solch hilfreicher Gesinnung gab Steinmüller auch sein Buch von der Ehe „Der goldene Ring“, wo mit ehrfürchtiger Scheu an die Rätsel und Wunder der Gemeinsamkeit gerührt ist, welche heute als ungültig, überholt und töricht verworfen und verspottet wird. Wie fein und edel ist auch hier um die ernststen Fragen gerungen, die uns nottun, um das Innerste und Wesentliche! Ein Baustein für die Zukunft, die auf dem sicheren Grunde des Gewordenen ruht. Und auch der „Ankenntrost“, das Bekenntnis des selber hart Leidenden, ist von jenem Siege erfüllt, der nur dort möglich ward, wo die Seele ganz im Ewigen still und hoffend geworden; ein zartes Nachspüren der letzten Gründe, und in der Erkenntnis zugleich die Überwindung.

Und so versuchte Steinmüller auch seine Not, seine Besorgnis um vaterländische Zerwege zu enthüllen, zornig, werdend, hallend, flehentlich. Er schickte die „Sendeschreiben an das deutsche Volk“ hinaus und die „Feuerrufe in Deutschlands Nacht“. Dies gilt es zu verkünden: nicht die Verschuldung draußen zu suchen, leichtfertig von sich abzutun! Was will die kriegerische Nieder-

lage gegen den ethischen Zusammenbruch? Der morsche Baum wird leicht vom Sturme gebrochen, weil sein Mark verdorrt ist. Es ist ja alles so einfach, so durchsichtig, wenn man es nur nicht mit den Dämpfen menschlicher Eitelkeit und trotziger Scham umnebelt! Priester und Helfer zu sein, diesen höchsten Beruf des Dichters hat Paul Steinmüller zutiefst begriffen und erfüllt.

Aber nicht nur aus der Kraft der Ideen, auch aus der Eröstung der Natur weiß er sich lindemde Gewißheit zu schöpfen. „In Allmutter's Garten“ wandelt er zu jeder Tages- und Jahreszeit, immer ergriffen von neuen Offenbarungen, die sich dem bereiten Sinn darbieten. Desgleichen die zwei Gedichtbände „Von Zeit und Ewigkeit“ (ein Tagebuch aus dem Weltkriege) und „Die Lieder des Kommenden“ klingen wider von jenen untrüglichen Bestätigungen, die in der Gottheit und der Natur erschlossen sind. Auch hier soll man niemals übersehen: es ist unrecht, lediglich nach dem künstlerisch Erreichten zu fragen; wichtiger ist, die seelischen Erkenntnisse zu werten, die menschlichen Bekundungen zu verstehen. Deutlich erinnert sich Steinmüller des vergiftmeinnichtblauen deutschen Volksliedes (hat er doch zu den „Spielmanns-Liedern“ sogar die Singweisen gefunden); aber er hat auch die schwebenden Melodien unendlicher Sehnsucht, göttlicher Inbrunst, frommer Liebeswonne. Dies erfährt man so beglückend: er übersteigert sich nicht gewaltsam, er verleugnet auch hier niemals seine als einzig gemäß erkannte Aufgabe. Und so hat dieser Dichter wohl ein schönes Recht, die Verse auf sich selbst zu beziehen:

Nich fragt der Tag: was wird von dir einst bleiben,  
wenn Herbstesnächte deinen Baum entblättern?  
Dein Sein bleibt ungedeutet gleich den Lettern,  
die Käfer in vernorschte Stämme reiben!

Ich sag' dem Tag: Ein Rosenstock wird treiben  
aus meiner Brust und aus des Sarges Brettern,  
durch Erdenlasten froh zum Lichte klettern  
und purpurrot einst mein Vermächtnis schreiben:

Wer Rosen sucht, sich selber zu bedenken,  
der hat nach langem, mühsalreichem Warten  
sein Bestes um geringen Lohn verwirkt.

Wer Rosen sucht, um andere zu beschenken,  
der weiß der höchsten Liebe Wundergarten,  
der das Geheimnis alles Reichthums birgt.

Abgesehen von dem wohl allzu bedächtigt entwickelten Drama „Das Zehn-Fingfrauen-Spiel“, das sich in Stralsund zur Zeit des dreißigjährigen Krieges vollzieht, hat sich Steinmüller rein dichterisch nur noch auf dem Gebiete der Erzählung bewährt. „Die sieben Legenden von der Anleher“ berichtet von dem, was der Titel verkündet: nur dort, wo man sich entschlossen nach innen wendet, wo man den mannigfachen Lockungen der Welt widersteht, wird man Frieden und Meeresstille der Seele finden. Ob der Tod vom Mahle des Lebens ruft, ob einzig das Geständnis der Schuld zu entschuldigen vermag (ein Thema, das in Steinmüllers erstem Roman ausführlich entwickelt wird), ob die Vergeltung allein durch Liebe wirksam ist oder die Erlösungstat nur den unbefleckten Händen bleibt — immer ist es doch dies eine, was entscheidet: die Stimme der Innerlichkeit. Auch das schmale Büchlein „Als Leid ging und Freude kam“ preist den Segen der Selbstüberwindung und unbeugsamen Selbsterkenntnis. Etwas abseits bleibt die an Theodor Storms Chroniknovellen gemahnende, sauber ausgeführte Erzählung „Untrübom“; aus der Handschrift eines Geistlichen der Reformationszeit erfährt man die Begebenheit, welche einer Quelle im Harz den Namen der Untreue eingebracht hat. Behagliche, zum

Teil humoristische Plaudereien, wie sie in den „Erzählungen des Barons Rahlebutz“ (Neclan, Leipzig. Alle übrigen Bücher sind bei Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erschienen) gegeben sind, sollte man nicht unterschätzen; ein Stück wie „Hundeseele“ gehört zu Steinmüllers besten Gaben. „Der Novellentanz einer Liebe“, in sich beschlossen, umkreist die schwierige Frage, wann eine Liebe wahrhaft geläutert und bewährt ist. Zwei junge Menschen finden sich, müssen aber von einander lassen, da die letzte Reise ihnen noch versagt ist; und während Willmud, der Künstler, an mancher Mädchengestalt vorüberwandelt, ohne jedoch ihren Reizen zu erliegen, trifft er spät, im Kriege, im Zusammenbruch, die unvergessene Elisabeth, welche ihm Weg und Aufgabe zeigt und nun, selbst eine Pilgerin zum Ziele, mit dem immer noch Geliebten vereint das Leben durchwandern darf. Steinmüller berichtet mit sanfter Gelassenheit, reinlich und teilnehmend. Besonders der Novellentanz „Selige Sehnsucht“ beweist eine reibliche Meisterschaft. Durch fünf zusammenhängende Erzählungen erfährt man von der entsagenden Liebe, die sich nur durch Goethes ernste Mahnung „Stirb und werde!“ erhält und bezeigt und erst im Tode ihre Auferstehung und zugleich ihr Abendrot erfährt. Keine Gefühlslosigkeit, keine moralischen Erläuterungen; sehr schlicht, behutsam sind die Geschehnisse ausgebreitet, wenn auch bei dem Dichter mitunter ein wenig Konstruktion, namentlich in ethischer Hinsicht, nicht zu leugnen ist.

Biemlich spät hat sich Steinmüller auch dem Roman zugewandt. „Der Richter der letzten Kammer“, ein schwermütiges, herbsthaftiges Buch, überrascht zunächst durch die zusammengefaßte, bestimmt entwickelte Handlung, durch deutliche Gestalten (unvergesslich vor allem die Domina) und eine tiefe, wuchtige Problematik. Das grausame Verhängnis, das über Melissa von Manskirch und dem Hauslehrer Kornegast dunkelt, das immer wieder zu Trug und Katalysigkeit verführt, empfindet auch der aufmerksame Leser mit lastender Sorge. Schuld, die immer wieder durch Verschweigen nicht niedergerungen, sondern aufgestöckelt wird — und nur der Richter der letzten Kammer: die Stimme des wankellosen Gewissens vermag die ersehnte, lösende Befreiung zu gewähren. Ein Zeitroman, ein Blick in die Wirrungen unserer Lage; aber darüber hinaus doch ein, wenn vielleicht auch nicht gleichmäßig geglücktes, so doch underächtliches Kunstwerk, ein Scheinwerfer in die Herbstdämmerung der Gegenwart, in der es rauscht von düstern Blättern und splitterten Ästen.

Umfassender, sicherer noch „Der Weg nach Heilsoe“. Hier bezieht sich der Dichter in der Schilderung der Familie Tres unmittelbar auf die härteste Not auf die schmachvollste Arztschaft der Gegenwart: die Übermacht des Geldes. Nur das Geschwisterpaar Jörn und Gländesey weiß einen andern Weg, als den über den harten Glanz des Geldes; sie suchen die heilige Insel der Erfüllung, abseits, wogentrennt vom Gieren der Städte: Kunst und Liebe in hilfreichem Verein. — Man kann getrost eingestehen, daß manchmal die Absicht nicht völlig in Gestaltung aufgelöst wurde; dennoch wird gerade dieses vielseitige, durchleuchtete Buch mit dem zielvollen Bekenntnis: „Der Weg nach Heilsoe beginnt nicht da, wo der Mensch nach Geld oder Ehre oder Herrschaft strebt, sondern dort, wo tief im Menschen der erste Laut der Sehnsucht nach dem Ewigen anklingt“ bei allen jenen Dank und Zustimmung finden, die an der Zeit und ihrem Jrrsal leiden und sich der Hoffnung allgemach begeben haben. Und in der Tat: man soll die Zurechtweisung keineswegs gering achten, die es wagt, heute noch den Glauben an Gesundung zu hegen! Dieser Roman — es sei zugegeben — durchschüttelt uns nicht mit der Gewalt des Sturmes; er naht sich wie ein Seewind, wenn der Tag beruhigt und heiter ist: mit der Botschaft von fernem Gestaden, mit rüstiger Entschlossenheit und der Verheißung eines erhellen Morgens.

Ernst Ludwig Schellenberg

# Neue Wege der ethischen Forschung

Zu Nicolai Hartmanns „Ethik“

Von den heute in Deutschland lebenden Philosophen ist außer dem ewig schillernden und sich wandelnden Scheler der seit kurzem ebenfalls in Wien wirkende Nicolai Hartmann zweifellos eine der interessantesten, beachtenswertesten und tiefgründigsten Gestalten. Vor einigen Jahren hat sein erstes selbständiges Werk, die „Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis“ (1921), die philosophischen Fachkreise in berechtigtes Erstaunen versetzt. Dieses galt nicht nur der bedeutenden philosophischen Leistung, sondern vor allem der Tatsache, daß der aus dem streng kritizistisch-logistischen Geiste der Marburger Schule des Neulantianismus hervorgegangene Denker plötzlich den neulantischen Boden verließ und eine Schwenkung zur Ontologie mit starker Hinnelgung zur Phänomenologie machte. Mit der scharfen Abgabe, die hier aller idealistischen Erkenntnistheorien zuteil wurde, verband sich eine ontologisch-realistisch fundierte Metaphysik der Erkenntnis. An Stelle des den Gegenstand der Erkenntnis erzeugenden Denkens, der Auflösung aller denkfremden Bestandteile in die Logik der reinen Erkenntnis, der Reinigung der kantischen Lehre von den realistischen Schladen der transzendentalen Ästhetik und der Ding-an-sich-Lehre tritt hier bereits im ersten Satz die Erschütterung und Abwendung von den Grundpfeilern kantischen und neulantischen Philosophierens zutage, indem es heißt: „Erkenntnis ist nicht ein Erschaffen, Erzeugen oder Hervorbringen des Gegenstandes, wie der Idealismus alten und neuen Fahrwassers uns belehren will, sondern ein Erfassen von etwas, das auch vor aller Erkenntnis und unabhängig von ihr vorhanden ist.“ Angesichts des großen wissenschaftlichen Ernstes, mit dem die neue These verfochten wurde, angesichts des tiefbohrenden und der Erkenntnis neue Gebiete erschließenden oder verschüttete alte wieder aufdeckenden Forschergeistes, war es nicht angängig, über den Apostata einfach den Stab zu brechen und dem Scheiterhaufen zu überantworten, auf dem Kant ein für allemal die dogmatisch-ontologische Metaphysik verbrannt hatte; man mußte die Leistung anerkennen, sich mit dem unbequemen Ueberläufer auseinanderzusetzen, und sich schließlich damit begnügen, prinzipielle Bedenken zu äußern. Dem Neulantianismus wurde durch diesen Uebertritt eine schwere Wunde geschlagen, während gleichzeitig die Phalanx der Phänomenologen wesentliche Stärkung erfuhr.

Nach der Erkenntnistheorie hat Hartmann nunmehr eine umfassende Ethik geschaffen („Ethik“ von Nicolai Hartmann, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1926, 746 S.), die vollkommen auf der Höhe des ersten Werkes steht, dieses vielmehr noch überragt in der sicheren Handhabung des methodischen Werkzeugs und in der breiten Aufgeschlossenheit und großartigen Fülle, in der das weite Gebiet der Ethik durchackert wird. Hartmann baut seine ethischen Untersuchungen unmittelbar an die erkenntnistheoretischen an und zieht des öfteren Parallelen zwischen den beiden Gebieten. Zwei gemeinsame Gesichtspunkte sind hierbei charakteristisch. Einmal die Hinwendung des philosophischen Denkens zum Objekt, die Schwerpunktverlegung desselben von der Erkenntnis des Gegenstandes zum Gegenstand der Erkenntnis, wobei jedoch unter „Gegenstand“ nicht ein irgendwie festgelegtes, in irgendeiner Korrelation zum Subjekt oder zum erkennenden Bewußtsein stehendes Gebilde zu verstehen ist, sondern die Phänomene selbst in ihrer unmittelbaren Gegebenheit. Hartmanns verhaltenes, aber überall deutlich durchfühlbares Pathos ist nichts anderes als jene Ehrfurcht vor den sich rein und schlicht darbietenden Phänomenen und Problemen, und demgemäß sind weite Teile seiner Darbietungen Problem- und Phänomenanalysen. Daraus ergibt sich seine Arbeitsweise, die derjenigen der Phänomenologie nahe verwandt ist, aber trotz dieser Nähe doch eine eigene Note besitzt. Der zweite, mit dem ersten in innerem Zusammenhang stehende Gesichtspunkt ist das, was man die Standpunktsfreiheit des hier gewählten „Standpunkts“ nennen könnte. Das schlichte Erfassen des Phänomenbefundes, das Hinhören auf das in den Problemen selbst liegende und aus ihnen herausdrängende Leben, duldet keine vorherige standpunktliche Festlegung, keine



der Untersuchung vorausliegende Theorie, keine von systematischen Gesichtspunkten bereits verformte Einstellung, sondern steht recht eigentlich diesseits von Idealismus und Realismus, von Subjektivismus und Objektivismus, diesseits eben von allen möglichen zusammenstellbaren „Somen“. Darin prägt sich einmal der Verzicht auf ein wohlhabgerundetes spekulatives System, auf vor schnell gewonnene, irgendwelche Bedürfnisse der spekulativen Vernunft erfüllende Konstruktionen aus, und tut sich andererseits der schlichte und ehrliebe Sinn des das Phänomen gebiet nach allen Richtungen durchpflügenden Forschers kund, der die Phänomene da faßt, wo er sie zu erfassen bekommt. Man sieht: phänomenologische Arbeitsweise und Standpunktlosigkeit bzw. -freiheit sind nur zwei Seiten einer einzigen philosophischen Grundhaltung.

Wenden wir uns jetzt der „Ethik“ zu, so verstehen wir schon besser, wenn Hartmann im Vorwort von dem sich in unseren Tagen emporarbeitenden Bewußtsein einer neuen Problemlage dieser philosophischen Disziplin spricht, „in der es sich endlich wieder um den Inhalt, um das Substantielle ethischen Seins und Nichtseins handelt“. Eine inhaltliche Analyse der sittlichen Werte steht demgemäß im Zentrum der Untersuchung. Der vorwiegend formal und subjektiv gerichteten Kantischen Ethik tritt hier die materiale Wertethik in dem Sinne, wie sie Scheler gefordert hat, gegenüber. Damit lehrt auch die Ethik zum sittlichen Objekt, zum Phänomen zurück und knüpft unter Verwertung der von Kants tiefem Forscherblick ausgegrabenen ethischen Grundeinsichten an die bereits von den Alten hochentwickelte materiale Wertethik an, wie sie sich vor allem in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles und in der stoischen Güter- und Tugendlehre findet.

Der Gegenstand der Sittenlehre sind die sittlichen Werte, und die Sittlichkeit einer Handlung besteht darin, daß sie zu einem ethischen Wert Stellung nimmt oder, wie man sagt, ihn durch die sittliche Tat realisiert. In welcher Weise sind uns aber die Werte gegeben, wie können wir sie erfassen und ihrer teilhaft werden? Ist das Wertreich ein in gleicher Weise wie das Seinsreich der Objekte fest in sich gegründetes, von objektivem und sicherem Bestand, oder ruht es lediglich in der Subjektivität des sittlichen Bewußtseins, im sittlichen Akt? Die Dinge der uns umgebenden Welt sind uns objektiv gegeben, sie stehen dem wahrnehmenden, vorstellenden, erkennenden Bewußtsein als ein fest in sich gegründetes Reich objektiver Tatsächlichkeit gegenüber; der naive Mensch hat einen festen Glauben an sie und läßt sich darin durch keine philosophische Theorie beirren. Sie sind mit den Händen greifbar, mit den Augen sehbar, mit den Ohren hörbar. Wo aber ist das Wertreich zu fassen, wenn nicht im wertenden, stellungnehmenden sittlichen Bewußtsein? Tragen wir nicht selbst Werte und Wertungen an die Dinge heran, beurteilen nicht wir eine Handlung als sittlich wertvoll oder wertlos, verleihen nicht wir ihr dieses oder jenes Wertprädicat? Liegen die Werte nicht in uns und sind damit für immer der Subjektivität verhaftet, von wechselnden und schwankenden Stimmungen und Launen, von anerzogenen und selbsterworbenen Vorurteilen, von zeitlichen und räumlichen, von biologischen und kosmischen Faktoren bestimmt und geleitet? Denn nur so erklärt sich doch die Vielheit und Mannigfaltigkeit der im Ablauf der Geschichte hervorgetretenen Sitten und Moralen.

Und doch kann der in die Tiefe des Wertreichs gerichtete Blick nicht umhin, inmitten der Mannigfaltigkeit der in der Geschichte hervorgetretenen Moralen die Einheit der einen absoluten Ethik zu suchen. Wie das Reich der seienden Dinge, so hat auch das Reich der sittlichen Werte und aller Werte überhaupt einen objektiven, von aller Verwirklichung durch ein Subjekt unabhängigen Bestand; wie die Sterne am Firmament, so thronen die Werte in ihrem absoluten Ansichsein über allem real Seienden, so bilden sie ein Reich idealer Wesenheiten mit eigener Struktur und Gesetzmäßigkeit. Alle menschliche Wertung und Wertverwirklichung hat nur dann einen Sinn, wenn sie bezogen ist auf, und teilhaft an jenem absoluten idealen Wertreich, wenn jene Werte die Richtpunkte und Leitsterne sind, die unser sittliches Handeln und Urteilen bestimmen und es aus der Relativität des bloß subjektiven und zufälligen Meinens erlösen. So steht die Lehre von den Werten, speziell von den sittlichen Werten, die nur einen Teil des ge-

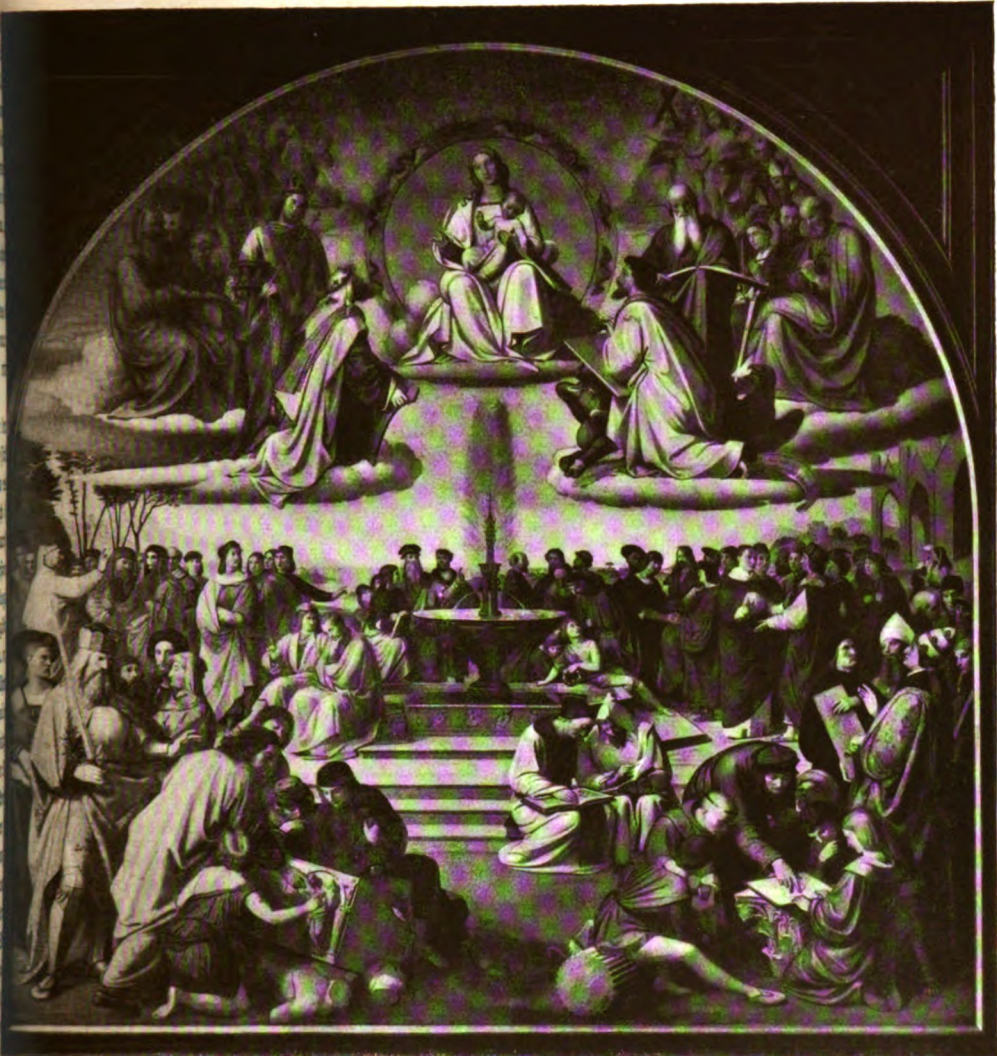
samen Wertreichs ausmachen, im Mittelpunkt der Hartmannschen Ethik. Es ergibt sich, daß das Wertreich noch viel reicher gegliedert ist als das Seinsreich, von mehrdimensionaler, außerordentlich vielgestaltiger apriorischer Struktur. Daraus ergibt sich eine reiche und fruchtbare Problematik: die Frage nach der Rangordnung der Werte, die ebenso wie sie selbst objektiv in ihnen gegründet und menschlichen Maßstäben nicht unterworfen ist, die Erforschung der Gesetzmäßigkeiten, Zusammenhänge der Wertgruppen und ihrer Strukturgesetze, die Werthöhe und Wertstärke, die negativen oder Unwerte, die Leistungs- und Güterwerte, die vielverschlungene Antinomie, in die die Werte untereinander und mit den Güter- und negativen Werten geraten, und vieles andere mehr. Es zeigt sich, daß hier ein unermessliches, zum Teil noch wenig durchforschtes, aber der ethischen Forschung prinzipiell zugängliches Gebiet sich eröffnet, mit dessen Erschließung der heutige Stand der Ethik noch in den Anfängen steht. Hartmann selbst hat hier nicht nur wie Scheler den neuen Weg gewiesen, sondern bereits ein tüchtiges Stück positiver Forscherarbeit geleistet. Hierin liegt die Bedeutung dieser Ethik über die mannigfachen fruchtbaren Reime hinaus, die Scheler ausgestreut hat.

Nun muß das Wertreich in irgendeiner Weise der erkennenden Betrachtung zugänglich sein, sonst hätte es keinen Sinn, von einer Wissenschaft der Ethik zu reden. Es handelt sich also jetzt um den subjektiven Vorgang bei der Erkenntnis des ethischen Gegenstandes, um das Instrument, das uns die Tore öffnet zu jenem idealen, an sich bestehenden, keiner Subjektivität unterworfenen Wertreich. Wie erfassen wir die Werte, ihre Gesetze, ihre Befehle, ihre Antinomien? Etwas auf dieselbe Weise, wie wir der gegenständlichen realen Welt der Objekte habhaft werden, wie sich der Prozeß der auf die Seinswelt gerichteten Erkenntnis vollzieht? Hier nun schließt sich Hartmann der in unseren Tagen so überaus fruchtbar gewordenen Methode der Phänomenologie an, die er mit all ihren Vorzügen und Gefahren übernimmt. Wir werden des Wertreichs teilhaftig, nicht durch theoretisches, diskursives oder reflexives Erkennen, sondern auf viel unmittelbarere Weise, nämlich durch gefühlsmäßig-emotionales Innwerden des materialen Strukturgehaltes der Werte. Ihre Erkenntnis ist intuitiv, ist ein lebendiges Schauen und den Blick-gerichtet-halten auf sie. Hartmann spricht vom lebendigen Wertbewußtsein und Wertgefühl, von einem spezifischen, auf die Wertfülle des ethischen Lebens gerichteten Organ; dieser „ethische Blick“ des Wertbewußtseins ist entsprechend der Vielgliedertheit des ethischen Wertreichs mannigfach abgestuft, viele Stufen von fast völliger Wertblindheit und -stumpfheit, vom dunkeln Wertinstinkt zum reicher entfalteten Wertgefühl und zum hoch- und höchstentwickelten Wertbewußtsein durchlaufend. Die Aufgabe der Ethik besteht demnach wesentlich in der Schärfung und Ausbildung des sittlichen Organs, in der Verfeinerung des Wertblicks für die reiche Fülle der ethischen Wirklichkeit. Die Werte als Wesenheiten sind also direkt erfassbar durch innere Wertschau, während sie dem diskursiven Denken unzugänglich sind. Besonderer Wert nun legt der Verfasser darauf, daß dieses Erschauen ein apriorisches von strenger Gültigkeit ist, in nichts zurückstehend hinter der apriorischen Erkenntnis mathematischer Sätze. Er scheut sich nicht, von einem emotionalen Apriori des Gefühls zu reden, d. h. von einem intuitiv-apriorischen Wissen um die Werte und ihren materialen Gehalt. Am deutlichsten wird dies einsichtig am Phänomen des Gewissens, das Hartmann primäres, apriorisches Wertbewußtsein nennt. Es bedarf einer keineswegs zwanglosen Umprägung längst festgelegten Begriffsinhalts, wenn auch der Emotionalität die Apriorität zugesprochen werden soll, und es fragt sich, ob es zweckmäßig war, einen so festumrissenen Begriffsinhalt in solcher Weise zu verschieben, wie dies vor Hartmann auch schon Scheler getan hat. Es will uns durchaus nicht einleuchten, daß gefühlsmäßiges Erfassen von derselben objektiven und absoluten Geltung sein soll wie die rationale Geltung der Wissenschaft. Liegt nicht das Gefühl an der äußersten Grenze der Subjektivität, ist nicht alle Intuition individuell bedingt durch das intuitierende Subjekt? Erheben sich nicht die schon oft erhobenen Einwände, nicht gegen die Intuition als solche, sondern gegen die Intuition als wissenschaftliche Forschungsmethode? Selbst das immer wieder in Anspruch genommene Wahrheitskriterium für

intuitive Schau, die zwingende Evidenz des als einsichtig Geschauten, vermag die Objektivität solcher Erkenntnis nicht zu begründen. Immer werden die Forscher über die Tiefe und Wahrheit ihrer Wertschau im Streite liegen, und welche Instanz hat dann zu entscheiden, wer die Wahrheit wirklich gesehen hat. Selbst wenn die vergleichsweise Betrachtung verschiedener so gewonnener Einsichten eine sichere Evidenz für die eine als die höchste ergäbe, so bliebe auch dieses Evidenzgefühl subjektiv. Wie wir uns auch drehen und wenden, wir bleiben dem Subjektivismus und Psychologismus für immer verhaftet. Unser Forscher aber setzt sich über diese Bedenken hinweg und beruft sich immer von neuem auf jenes so sicher arbeitende Werkzeug der Wertschau. „Man muß den nötigen Wertblick haben; je stärker er ausgebildet ist, um so besser wird er sehen“, so dekretiert er kategorisch. „Nicht jeder ist solcher Einsicht fähig; nicht jeder hat den Blick, die ethische Reife, das geistige Niveau, den Sachverhalt zu sehen wie er ist . . . Die Allgemeinheit des Werturteils bedeutet nicht, daß ein jeder der fraglichen Werteinsicht fähig sei. Sie bedeutet nur, daß, wer ihrer fähig ist, notwendig so und nicht anders empfinden und moralisch urteilen muß. . . Das Wertgefühl ist nicht weniger objektiv als die mathematische Einsicht.“

Wir wollen aber nicht darüber streiten, ob die kostbaren Schätze ethischen Gutes, die der Verfasser ans Tageslicht gefördert hat, diesen soeben vorgebrachten Bedenken unterworfen sind oder nicht. Wo der praktische ethische Blick sich so reich entfaltet und so tief geschaut hat, da wäre es kleinlich und unbillig, wenn wir die Theorie gegen die Praxis ausspielen wollten. Sicherlich ist jene schlechter als diese; was liegt daran? Die positive Leistung, die hier vorliegt, wird dadurch nicht berührt, und wir erkennen sie rückhaltlos an. Was über das Wesen der sittlichen Person, ihre Verflochtenheit in das komplexe Gefüge kausaler und finaler Reihen, über die Teleologie der Werte, über Wertgegensätze, was dann wieder an metaphysischen Ausblicken sich ergibt, vor allem die großartige, den dritten Teil füllende Entwicklung des Freiheitsproblems u. a. m., all dies scheint mir die ethische Forschung in der Tat ein tüchtiges Stück Weges weitergeführt und in manchen Punkten sogar denjenigen Grad der Endgültigkeit und letztlich gültigen Formulierung erlangt zu haben, der menschlichem Erkennen überhaupt erreichbar ist. Und doch tritt nirgends jene Übersteigerung und Hybris des Denkens zutage, die in ungestümem Drang die letzten Ränge des Seins zu ergründen sich vermischt und nicht schnell genug zum abschließenden System kommen kann, sondern jene Ehrfurcht vor den Phänomenen und den aus ihnen herausdrängenden Problemen, die vor aller konstruktiven Vergewaltigung zurückscheut, jene Selbstbescheidung und scheue Furcht vor letzten Festlegungen, all dies berührt um so sympathischer und wohlthuender, als man den Eindruck hat, daß hier ein ganz bedeutender und begnadeter Forscher am Werke ist. In diesem Sinne wirkt auch Hartmanns oft bekundeter Agnostizismus, der an vielen Stellen ein Ignoramus oder Ignorabimus statuiert, nicht als lässiges Sichgehenlassen und vorzeitige Kapitulation vor der andrängenden Wucht der Probleme, sondern als ein durchaus positives, heuristisches Forschungsprinzip, das sich nicht vermischt, selbst mit allen Problemen auf einmal fertig zu werden, sondern künftiger Forschung die Bahn offen läßt. In der Tat hat man sich den Eindruck, daß hier gediegene, gewissenhafte Einzelforschung getrieben wird, die auch in der Philosophie, so oft dies auch schon verkannt worden ist, durchaus nicht überflüssig ist, sondern der philosophischen Forschung ebenso eigen ist wie den empirischen Wissenschaften.

Wir wollen diese Betrachtung jedoch nicht abschließen, ohne den Leser auf die eigentliche „Substanz“ des Buches noch ganz besonders aufmerksam zu machen, von der wir bisher noch nicht sprechen konnten. Sie ist im zweiten Teil enthalten, der eine sehr eingehende inhaltliche Analyse einzelner Werte und Güter entwickelt, also die eigentliche materiale Wertethik enthält. Ich glaube, es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß die gesamte neuzeitliche Ethik diesem großartigen Versuch (der im ersten Anlauf natürlich Fragment bleiben mußte), wirklich einmal den materialen Gehalt einzelner Werte und Wertgruppen unter philosophischen Gesichtspunkten zu entwickeln, nichts Ähnliches oder auch nur einigermaßen Gleichwertiges zur Seite zu stellen hat. Die Philosophen des Altertums, namentlich Aristoteles, stehen auf diesem Felde



Der Triumph der Religion in den Künsten

Fr. Overbeck



auch heute noch unübertroffen da. Hier kommt nun das, was Hartmann den ethischen Blick oder das ethische Auge nennt, zu schönster Entfaltung. Gleichgültig, ob es so etwas gibt oder nicht, wir können nicht umhin, zuzugeben, daß hier tiefe Einsichten in die inhaltlich erfüllte Breite und Mannigfaltigkeit des Wertereichs gewonnen sind, die den Verfasser in der Tat in die Reihe der großen Deuter und Ränder ethischen Seins und sittlichen Tuns stellen. Vielleicht läßt sich von den Neueren noch Niemand in diese Reihe stellen und in größerem Abstand auch Scheler. Davon einen Begriff zu geben, vermag ein solch kurzes Referat schlechterdings nicht, und wir können den Leser nur auffordern, sich in diesen Teil des Wertes, der eine wahre Fundgrube tiefer Lebensweisheit ist und auch nicht philosophisch Vorgebildeten außerordentlich viel zu sagen hat, zu vertiefen und nachzulesen, was da in schöner, von keinen Schulausdrücken beschwerter Sprache über das Gute, das Edle, die Güte, die Reinheit, die Nächsten- und Fernstenliebe, die spendende Tugend, die Persönlichkeit, die persönliche Liebe und eine Reihe anderer ethischer Werte gesagt wird.

Prof. Dr. Rudolf Mey

## Magazinitis

Das alte Europa amerikanisiert sich unaufhaltsam und wirkt leichtsinnig und gedankenlos seine eigene um so viel ältere, edlere und solidere Kultur als lästigen Ballast über Bord, um mit den amerikanischen „Errungenschaften“ Staat zu machen; die Deutschen dabei natürlich „allzeit voran“! Der echte, rechte Deutsche von heute ist offenbar hochbeglückt, wenn man ihn für einen Yankee hält, und das deutsche Mädchen kennt kein höheres Ziel, als ein smartes Girl zu sein. Und man wird nicht ruhen, bis Berlin Europas Neuyork geworden, wozu es auf dem besten Weg ist. Die nationale Entindividualisierung der Deutschen schreitet mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts. Auch die Filmseuche hilft dabei mit, denn sie trägt den amerikanischen Stempel. Sie erniedrigt die darstellende Kunst unter Ausschaltung jeglicher Wahrheit und Psychologie auf das Niveau von Räuber- und Indianergeschichten. Der Film ist, soweit er sich literarisch gibt, nichts anderes als der bildgewordene Kolportageroman, und die Verfilmung literarisch wertvoller Romane bedeutet deren künstlerische Kastrierung.

Wie tief die Amerikanisierung schon in das deutsche Geistesleben gedrungen ist, wird aber durch nichts so veranschaulicht wie durch die ungeheure Wandlung, die Aussehen und Inhalt der deutschen Zeitschriften erfahren haben. Sie sind fast ausnahmslos von der Magazinitis befallen worden, dieser aus dem Dollartlande eingeschleppten Epidemie, die sich schon binnen kurzem in Deutschland häuslich niedergelassen hat. Die angesehensten, vornehmsten und ältesten Zeitschriften des literarischen Deutschland sind dieser Seuche zum Opfer gefallen. „Deutsche Rundschau“, „Deutsche Revue“, „Österreichische Rundschau“, „Nord und Süd“, „Grenzboten“, „Vom Fels zum Meer“, „Über Land und Meer“: sie sind entweder ganz verschwunden, oder fristen nur mehr ein verborgenes Dasein. Die noch bestehenden Zeitschriften aber bemähen sich meist, sich vor dem amerikanischen Magazin zu verbeugen, ihre frühere Individualität abzustreifen und Magazin-Allüren anzunehmen, um nur ja nicht für „rückständig“ und „unmodern“ zu gelten. (Wir bestreiten das für unsren Lürmer. S. S.) So ist es gekommen, daß man, was immer für eine Zeitschrift man auch zur Hand nehmen mag, immer wieder auf die Symptome dieser Seuche stößt, in Form und Inhalt. Ein willkürlich durch Anzeigen zer-rissener Sachspiegel, fragenhafte Bilder, ein wüstes Durcheinander von Karikaturen, Reklamebildern, Massenaufnahmen, nackten Weibern in den unglaublichsten Posen, speerschwingenden, über Hüden hopfenden, durch hohle Fässer kriechenden Frauenzimmern und ein entsprechender Text, d. h. Geschichten — „short stories“! — im Film- und Grotestil. Natürlich soll auch der Roman, wenn ein solcher gebracht wird, diesem Stil angepaßt sein, also möglichst abenteuerlich, erotisch, „modern“ sein und in China, Japan, Wildwest, Ägypten oder dergleichen spielen.

Verzeit, im Zeichen Lindberghs und Chamberlains, würde natürlich von den Verlegern nicht sehnlicher erwünscht und nichts glänzender honoriert werden als ein Roman, der sich bei einem Ozeanfluge, hoch in den Lüften, abspielte. Nur aktuell, um Gotteswillen nicht rückständig! Je toller, desto besser! Literarische Jazzbandmusik, belletristischer Forttrott. So will es der moderne Verleger und Redakteur. Wenn ihm jetzt ein Autor, der ein zweiter Theodor Storm, Wilhelm Jensen, Gottfried Keller wäre, eine Novelle oder einen Roman anbötte, würde er nur Hohn gelächter ernten. Poesie, Lebenswahrheit, Beschaulichkeit, Innigkeit, Psychologie — altes Eisen, fort damit!

Es mag ja sein, daß es hier und da noch einen Verleger und ein paar Redakteure gibt, die diese Seuche selber beklagen und heute lieber zu früherem Literaturbrauche zurückkehren möchten als morgen. Aber sie wagen es nicht und würden, nach dem Grunde ihrer Passivität befragt, achselzuckend sagen, daß man sich eben ins Unabänderliche fügen und mit den Wölfen heulen müsse. Ist der betreffende Redakteur aber ein Österreicher, so wird er die Antwort geben, die den Österreichern in solchen Fällen stets auf den Lippen schwebt: „Ja da kann ma' halt nix machen.“ Diese sonst typisch österreichische Resignation ist in diesem Fall aber zum Gemeingut fast aller deutschen Redakteure und Zeitschriften-Herausgeber geworden. Die Redakteure werden sich dabei auf die Verleger, diese aber auf das Publikum ausreden, das ja nur nach solcher Kost verlange, und daß ein Verleger, zumal in einer wirtschaftlich so schweren Zeit, es nicht wagen dürfe, gegen den Strom schwimmen zu wollen; wer da nicht mittue, gerate ins Hintertreffen und sei verloren.

Diese Begründung mag ja auf den ersten Augenblick bestechend aussehen; zu überzeugen aber vermag sie niemand, der sich die Mühe nimmt, der Sache auf den Grund zu gehen. Und wenn die Verleger nicht alle so gründlich von dem Gedanken an die „Aktualität“ hypnotisiert wären und sich noch ein Fünkchen Psychologie und Logik bewahrt hätten, so würden, so müßten sie erkennen, daß ihr Argument auf tönernen Füßen steht und daß sie ganz und gar nicht zugrunde gehen würden, wenn sie es wagten, nicht mitzutun, sondern ihren eigenen Weg zu gehen.

Eben dadurch, daß alle Zeitschriften von der Magazinitis ergriffen worden sind, zeigen sie alle die Symptome dieser Seuche, sind also alle einander so ähnlich wie ein Ei dem andern. Alle zeigen das amerikanisch austaffierte Kostüm, alle daselbe clownhaft geschminkte Gesicht. Keine zeigt mehr eine persönliche Physiognomie, keine hebt sich aus der Legion der vielzweien ab; keine wird daher mehr um ihrer selbst willen verlangt. Ob es nun „Der Arta“ heißt, oder „Das Weltmagazin“: es ist ganz gleich; der Inhalt ist ja im Grunde doch immer derselbe.

Was aber ist die selbstverständliche Folge dieser Uniformität? Daß sich keines dieser Magazine einen großen, sichern Leserkreis zu erobern vermag, daß sie alle miteinander einen wilden Konkurrenzkampf führen, der immer schärfer und gefährlicher wird, weil die Zahl der Konkurrenten stetig zunimmt. Denn im krassen Widerspruche zu dem stehenden Gejammer der Verleger ob des schlechten Geschäftsganges, treten immer wieder neue Zeitschriften in die Arena. Der Reihe nach haben die Verleger der größten Tageszeitungen Deutschlands illustrierte Blätter ins Leben gerufen, die den eigentlichen illustrierten Zeitschriften zwar schwere Konkurrenz machen, aber dabei selber gewaltige Herstellungskosten verursachen und das Verlagsbudget fraglos mehr belasten als bereichern. Daß der eine oder andere Verleger dabei ein gutes Geschäft gemacht hat, mag ja sein; die Mehrzahl gewiß nicht, denn eine derartige Überproduktion auf demselben Gebiete, kann auf den Betrieb nicht günstig wirken, und der Verlag, der nicht über sehr namhafte Mittel verfügt, muß dabei früher oder später zu Schaden kommen oder ganz zugrunde gehen. Der Verleger dagegen, der den Mut fände, sich dem schablonisierenden Einflusse der literarischen Mode zu widersetzen, würde eben dadurch, daß seine Zeitschrift anders aussähe als die andern, auffallen und die Aufmerksamkeit auf sie lenken. Und alle Leser — und ihre Zahl ist fraglos größer als man glaubt — denen die Magazine widerwärtig, ja ein Greuel



sind, würden sich um diesen weißen Raben scharen; er aber würde eben dadurch, daß er seinen eigenen Weg ginge, ein viel besseres Geschäft machen als seine Kollegen, die einander in heißem Bemühen zu überamerikanisieren suchen und, just deshalb, immer das selbe bringen. Denn gerade darin, daß sie alle wie toll hinter „hochaktuellen“ Stoffen her sind, vermag keiner etwas Originelles mehr zu bieten.

Das Publikum will es nun aber einmal so! Das ist der Schild, den die Herren einem abwehrend vorhalten; aber dieser Schild ist nicht von Erz, sondern von Pappe.

Erstens gibt es noch genug Leute, die von solcher geistigen Kost nichts wissen wollen; zweitens strafen die Verleger ihre großtönenden Phrasen von der Erziehung des Publikums und dergleichen damit selber aufs kräftigste Lügen; denn wenn es ihnen wirklich um die Erziehung des Publikums und nicht um den eigenen Säckel zu tun wäre, so würden sie doch alles aufbieten müssen, der Magazinsuche zu begegnen; aber just das krasse Segenteil ist der Fall, und wenn das deutsche Publikum an solcher geistiger Nahrung Geschmack gefunden hat, so trifft die Schuld daran keineswegs das Publikum allein, ja nur in der Hauptsache, sondern vielmehr die Verleger, die mit der Verderbnis des literarischen Geschmacks ihren Säckel zu füllen hoffen, und die Redakteure, die „auf der Höhe der Zeit“ zu stehen glauben, wenn sie die von ihnen geleiteten Zeitschriften panteesieren und zu literarischen Jazzband- und Forttrott-Stätten degradieren, in denen schriftstellende Clowns ihre Fragen schneiden und ihre Glieder verrenten.

Cassander

## Bücher zur religiösen Frage

Deutlicher als jemals tritt die religiöse Frage in den Mittelpunkt unserer ratlosen, enterbten Zeit. Man sucht nach bleibenden Werten im Zusammenbruch, nach Ideen, nach Aufblick. Aber es ist zugleich ein Zeichen der irrenden Gegenwart, daß man schon genug getan zu haben vermeint, wenn man Probleme aufweist, sie mehr oder minder geistreich erörtert — und dann zufrieden seines Weges weiterzieht. Was wir aber mehr denn früher brauchen, ist Gewißheit, Innentum, Überzeugung. Da könnte nun das ausgezeichnete Buch von Dr. H. Schwarz, „Der Gottesgedanke in der Geschichte der Philosophie“ (Karl Winter, Heidelberg) ein günstiger Führer sein. Leider liegt bis heute lediglich der erste Teil vor, der bis zu Jakob Böhme führt. Das Werk beginnt bei den Griechen (warum wohl die Indier und Chinesen, die Perser und Araber beständig übersehen werden?), und leitet zum Gipfel bei Plato und Plotin. Am reinsten und erquickendsten sind aber diejenigen Teile, die den beiden deutschen Mystikern Eckhart und Böhme gewidmet sind; hier erblühen überall Anregungen und neue Aufschlüsse. Wie denn der Verfasser mit sichtbarer Teilnahme und Wärme geschafften hat und seine sichere Kenntnis seines Stoffes verrät. Wir wünschen dem Werke bald die ebenso lichtvolle Fortsetzung. Minder einwandfrei ist die Sammlung „Das Göttliche“ von P. Th. Hoffmann (Georg Callwey, München); statt allzu bekannter Gesangbuchlieder hätte minder Verbreitetes gewählt werden sollen; daß von Modernen ausgerechnet nur Werfel und Däubler so reichlich bedacht sind, verstümmt einigermaßen; von den Chinesen ist leider Dschang-Dsi vergessen; die indischen Upanishaden fehlen; Dschelaleddin Rumi findet sich nur mit vier kargen Zeilen. Daß aber das im übrigen vorzüglich ausgestattete Buch auch sehr Wertvolles und Reifes birgt, soll ausdrücklich anerkannt werden.

Der Osten ist durch eine Reihe sehr wichtiger Veröffentlichungen über Indien vertreten. Auf knappem Rahmen bietet Otto Strauß einen Abriss der „Indischen Philosophie“ (Ernst Reinhardt, München); der Reichtum der hohen Theosophie dieses inbrünstigen Gottsuchertums ist trotz des beschränkten Raumes so klar und übersichtlich dargestellt, daß man immer wieder Gewinn und Freude aufsteigen fühlt. Das gleiche gilt von dem streng wissenschaftlichen



und doch verhältnismäßig leicht lesbaren Buche „Die Lehre der Upanishaden und die Anfänge des Buddhismus“ von Hermann Oldenberg (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen); es bleibt immer beglückend, zu gewahren, wie der gelehrte Verfasser mit freier Blicke die Grundbegriffe indischer Religiosität untersucht, ihr Werden und Umgestalten durchprüft, niemals einseitig begeistert und doch voll herzhafter Teilnahme. Gewiß hat man in Deutschland heute viel zu aufdringliche Bevorzugung fremder Formen entwickelt, zumeist höchst kritlos; hier aber findet man festen Grund und redliche Gewähr. Dieses ernste Buch verdient den Ehrennamen: Klassisch. — Karl Ernst Neumann, der unermüdlige, strenge Übersetzer des buddhistischen Kanons hat heute endlich Beachtung und verdientes Lob gefunden; zwei seiner Bücher sind soeben wieder neu aufgelegt worden. Das ist zunächst die berühmte Spruchsammlung „Der Weisheitspfad“ (Piper & Co., München, der alle Werte Neumanns jetzt in schönen Bänden vereinigt hat), jene unter dem ursprünglichen Namen „Dhammapadam“ weit verbreitete Schrift tief weisheitsvoller Lehren. Ein Frühwerk des Übersetzers; hier und da noch allzu hat im Sprachlichen, weil die Bemühung, sich dem Original möglichst getreulich anzuschließen, noch nicht vollkommen mit der Biegsamkeit der deutschen Sprache vereinigt war. Dagegen ist die „Sammlung der Bruchstücke aus den Reden Buddhas“ (derselbe Verlag) eine kostbare und segensvolle Gabe. Freilich: wer fremd in diese seltsame Gipfelloandschaft der Seele hineintritt, ohne Kenntnis der eigentlichen Predigten, wird mitunter ratlos stehen; aber sachkundige Anmerkungen erleichtern das Verständnis sehr wesentlich. Hier ist auch die Versform trefflich geglättet, klar und gewandt. — „Udana“, das Buch der feierlichen Worte des Erhabenen, übersetzt von Karl Seidenstücker (Ostler Schloß, München-Neubiberg) enthält allerlei kurze Erzählungen oder Situationen, welchen sich ein Weisheitswort Buddhas anschließt. Es bedeutet neben den Predigten des Erleuchteten nicht eben viel, ist aber für einen jeden, der sich nicht nur äußerlich mit dem Buddhismus auseinandersetzen will — und das ist gerade heute unausweichliche Pflicht —, unentbehrlich und ergänzend. Die Übertragung ist fleißig und lieft sich ohne Störung. — Die Broschüre „Christentum und Buddhismus“ von Willy Lüttge (Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen) vermag minder zu befriedigen; sie vermittelt zwar allerlei Nützliches, hat aber doch die letzte Tiefe der Probleme nicht völlig erschöpft. — Eine besonders dankenswerte Aufgabe löste Schälj Ohajama, als er ausgewählte Stücke des Zen-Textes, des lebendigen Buddhismus in Japan, übersetzte und erläuterte (Leopold Klotz, Gotha). Das Buch ist nicht nur religionsgeschichtlich bedeutsam, es birgt auch noch tragende Segenwörter und vermag durch seine gründlichen Erläuterungen uns besonders nahe zu rücken. Daß außer dem Verfasser sowohl der Herausgeber August Faust, wie auch Rudolf Otto noch besondere Vorreden gaben, erscheint etwas reichlich. Im übrigen gehört das Buch zu den entscheidenden Veröffentlichungen der letzten Jahre. — Hier möge auch der heute vielgenannte Sadhu Sundar Singh erwähnt sein, der ein Büchlein „Das Suchen nach Gott“ veröffentlicht hat (Ernst Reinhardt, München); doch kann ich dem redlichen Übersetzer Friedrich Heller: n seiner Begeisterung nicht beipflichten; der dogmatische Standpunkt erscheint mir schon unliebsam deutlich, abgesehen von allerlei bösen Mißverständnissen, besonders in der Beurteilung des Buddhismus. — Denjenigen, die sich in die zweifellos hohe arische Religion des Avesta vertiefen möchten, bietet sich jetzt durch R. F. Geldners aufschlußreiche Schrift „Die Zoroastriische Religion“ (J. C. B. Mohr, Tübingen) erwünschte und empfehlenswerte Gelegenheit. — Angeschlossen sei hier gleich noch „Die Philosophie des Islams“ von Max Horten (Ernst Reinhardt, München), ein Buch, dem zweifellos das schönste Verdienst gehört, den bisher nur bruchstückweise behandelten Stoff möglichst übersichtlich und vollständig zu formen. Man braucht nur Namen wie Averroes oder Avicenna zu nennen, um sogleich wenigstens einen lockenden Vorgegeschmack zu empfinden; in der Tat befriedigt das Buch aufs beste und füllt eine Lücke dankenswert aus. — „Persisch-türkische Mystik“ hat Max Meyerhof in einem kleinen Heft gesammelt und geschickt übertragen (Orientbuchhandlung Heinz Lafaire, Han-

novet), und Georg Jacob hassische Lieder unter dem Titel „Unio mystica“ (ebendort). Beide kurzen Sammlungen sind auch erläutert und bergen ein zwar nur knappes, aber lesenswertes Kapitel orientalischer Religiosität, die noch viel zu wenig bekannt ist, da es leider an guten Nachdichtungen keinen Überfluß gibt. — Eine Auswahl aus den Dichtungen Saadis besorgt Friedrich Rosen (Georg Stille, Berlin) unter dem Titel „Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen“; sehr feine Sprüche voll Erlebnis, schlicht in der Form und dennoch dauernd, weil eben hier Allgemeines, Überpersönliches ausgesprochen ist. Im allgemeinen kann man sich mit der Übersetzung einverstanden erklären; sie birgt wenigstens noch einen Hauch von dem schweren Rosendufte des Originals und vermittelt eine Schönheit, die auch heute unverbläßt und lodend ist.

Nun zu deutscher und christlicher Frömmigkeit. Da ist zunächst die wundervolle Sammlung „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten“ von Friedrich Schulze-Maizier (Insel-Verlag, Leipzig), die bis hinauf zu Novalis führt und eine kostbare Fülle edelster Blüten erschließt. Neben unbekannteren Dichtern findet man Namen wie Mechtild von Magdeburg, Seuse, Heinrich von Laufenberg, Friedrich Spee, Angelus Silesius, Gottfried Arnold, Quirinus Ruhlmann, Terstegen, Binzendorf, Herder, Baader u. a. Der Herausgeber hat eifrig gesammelt und treulich gewählt, auch dankenswerte Anmerkungen und Erläuterungen beigezeichnet. Ein prächtiges Buch! — In gefälliger, besonderer Ausstattung ist die kleine „Legende vom zwölfjährigen Mönchlein“ erschienen, ein besinnliches Heftchen (Greifen-Verlag, Rudolstadt in Thür.). — Obgleich nur schmählich, ist doch die Broschüre „Meister Eckhart im Quellpunkt, sein er Lehr“ von Ferdinand Weinhandl (Rurt Stenger, Erfurt) überaus beachtenswert, da sie den größten deutschen Mystiker in seiner steilen Lehre „sunder warumb“ klar und glücklich aufleuchten läßt. — Das Ergebnis fleißigen Forschens und Abwägens ist das sehr schön ausgestattete Buch über „Meister Eckhart“ von Otto Karrer (Joseph Müller, München 23). Der Herausgeber versucht es erfolgreich, ein „System der religiösen Lehre und Lebensweisheit“ des größten deutschen Mystikers zu bieten, indem er vor allem auch bisher unbeachtete Handschriften aus Erfurt, Cues und Trier zu Rate zieht und in sorgfältiger Zusammenstellung besonders aufschlußreiche Sprüche nebeneinanderreihet. Das Buch ist getragen von katholischem Geiste, aber zugleich von dem ehrlichen Bemühen um Redlichkeit und geschichtliche Treue, und so darf man diese treffliche Veröffentlichung, trotz mancher Ausstellung, die etwa die angehängten Aufsätze Karrers hervorlocken, als eine gute und würdige Tat empfangen. Sobald man Eckharts Eigenart von seinen scholastischen Überlieferungen zu trennen versteht, wird man erst die hohe, einsame Bedeutung dieses Predigers zu schätzen wissen. Daß aber der Versuch, ihn einzufügen in seine historische Umgebung, gerade heute, wo von nicht immer sachkundiger Seite ein peinlicher, weil unverständiger Kultus mit Eckhart getrieben wird, zu begrüßen ist, vermag uns dieses Buch zu lehren, wenn auch der Parallelen mitunter allzu viele und nebensächliche zusammengelassen sind. Derselbe Herausgeber hat übrigens einige Texte unter dem Titel „Meister Eckhart spricht“ gut übertragen und in einem hübschen kleinen Bändchen veröffentlicht (derselbe Verlag). — Ein Roman „Meister Eckhart“ von Paul Gurl (Friedr. Lins, Trier) bleibt etwas zu redselig in den Selbstgesprächen, faßt den hohen Stoff auch nicht vollkommen, ist jedoch von so erfreulichem Ernst durchglänzt, daß man diese Leistung gern entgegennimmt als ein zugleich ernstes und rein gewilltes Buch. — „Luther“ als den deutschen Helden feiert Gerhard Ritter in einem begeistertsten Buche (F. Bruckmann, München), das aus mancherlei Gründen und Beziehungen wichtig zu lesen ist. Zunächst erfreut man sich an der Helle der Darstellung, dem Fehlen alles unnötigen „gelehrten“ Beiwertes, an der Herausarbeitung der hauptsächlichsten, auch heute noch fortdauernden Ziele und Tatsachen der Reformation. Der Streiter, der unerschrockene Gottesmann, tritt in überaus lebendige Beleuchtung. Und dies scheint mir der beste Erfolg der Monographie zu sein. Daß die Mystik bedauerlich mißverstanden ist, sei nur nebenbei ausgesprochen. Die tiefe Tragik der Reformation

und des eigentlichen Luthertums, die nicht hinweggeleugnet werden kann, zumal wenn man etwa Lagardes Einwände in Rechnung zieht, hätte freilich eine stärkere Betonung vertragen; gerade heute sollte man sie zu Ruh und Frommen der Gegenwart und einer ratlosen Kirche sehr klar umzeichnen. Daß der junge Luther in seinen Erfurter Kämpfen um die Gnade des rächenden, zürnenden Gottes eigentlich den Jahwe, nicht aber den liebenden Vater Jesu meinte, gehört zu den schmerzlichsten Irrungen, welche durch die unselige Verflechtung neutestamentarischer Verkündigung mit jüdischem Fremdgute bedingt und die gerade hier nicht vollkommen erläutert wurden; wie denn Luther bis zu seiner Kampfschrift „Wider die Jäden und ihrer Lügen“ sich gerade mit jüdischer Dogmatik viel zu einseitig herumgestritten hat. Jedenfalls bedeutet Ritters Buch eine erfreuliche und lesenswürdige Gabe, zumal in einer Zeit fehlender Helden und Führer, wie der unseren. — „Die Lehre Jakob Böhmes“ stellt Lothar Schreyer dar (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), volkstümlich und mit einer Menge wertvoller Zitate, wenn auch keineswegs erschöpfend. — Noch heute vermag uns Herders in manchen Teilen unverwelkte Abhandlung „Vom Erlöser der Menschen“ einige nachhallende Stunden zu schaffen, weshalb die Neuauflage, die mit ergänzenden Anmerkungen von Th. Schneider besorgt wurde, hier eine besondere Erwähnung verdient (Herm. Hilger, Berlin). — In die bunte, ringende Zeit der Romantik führt uns die lehrreiche Studie über „Die Psychologie von Carl Gustav Carus“ (Eugen Diederichs, Jena). Dieser Arzt, Maler, Schriftsteller, religiöse Denker gehört unter die schmachvoll Vergessenen, und Christoph Bernoulli darf für sich das Recht beanspruchen, als erster wieder nachdrücklich auf wenigstens eine bedeutsame Seite dieses umfassenden Mannes verwiesen zu haben. Wir freuen uns der Ankündigung, daß noch weitere Werke von Carus in Vorbereitung sind. — Schleiermachers Hauptwerk „Der christliche Glaube“, das Bekenntnis des im besten Sinne liberalen Protestantismus, ist in einem begriffswerten, leider die sitzende alte Rechtschreibung wahrenenden, billigen Neudrucke veröffentlicht (Herm. Hilger, Berlin), der namentlich den studierenden Theologen willkommen sein dürfte und darum auch empfohlen sei. Ebenda ist auch eine schätzenswerte Auswahl aus Schleiermachers Briefen „Über Freundschaft, Liebe und Ehe“ erschienen, welche den edlen, frommen und hochgemuten Geist dieses berühmten Gottesmannes hervorleuchten läßt. — Wer ernstes Nachdenken nicht scheut, der greife zu dem Bande „Franz Baader und sein Kreis“, ein Briefwechsel (Wollenwanderer-Verlag, Leipzig). Baader, der emsige Nachfolger Jakob Böhmes, gehört auch zu denen, die heute erneute Bewunderung ernten, denn er war ein überaus ehrlich ringender, vielseitiger Philosoph und Gottsucher zugleich. Die hier gebotene Auswahl vermag recht wohl in das Denken und Wollen Baaders einzuführen; immerhin wären sachkundige Erklärungen erwünscht, wenn das an sich treffliche Buch weitere Kreise ziehen soll. Daß ein Verleger heute dergleichen gewagt hat, ist besonders lebhaft zu begrüßen. — Dann ist Karl Justus Obenauer mit seinen Betrachtungen über Hölderlin und Novalis (Diederichs, Jena). Er untersucht aufmerksam das religiöse Verhalten der beiden großen Romantiker; was er über die Tragik in Hölderlins Pantheismus sagt, wirkt überzeugend, ebenso wertvoll ist die Deutung des Märchens aus dem „Heinrich von Ofterdingen“. Gerade unserer Gegenwart können diese beiden innigen Dichter neue Ausblicke schenken; das hat Obenauer erkannt und mit warmer Überredung dargetan. — Man kann auch den waderen, aufrechten Ernst Moritz Arndt unter die Gottsucher zählen, denn immerdar hat er auf die höheren, ewigen Mächte verwiesen, um Deutschland zu stärken und innerlich aufzubauen. Es ist noch heute lebendig und nahe; das empfindet man besonders, wenn man die sorgsame Auswahl seiner Schriften betrachtet, die Dr. Heinr. Gerstenberg als köstliches Vermächtnis zusammengestellt hat (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg). Der mit Bildern und Facsimiles gezeigte, stattliche Band gehört in jedes deutsche Haus, heute besonders, und in Schulen nicht minder. Wir danken dem Verlag und Herausgeber für diese kernhafte, sommerlich reife Gabe. — „Die Wiedergeburt aus Lagarde“, die Mario Kramer verkündet (Leopold Klotz, Gotha), ist natürlich er-

wünscht und dringend nötig. Aber man tut immer gut, die „Deutschen Schriften“ vollständig zu lesen, um ein umfassendes Bild dieses trotzigen und glutvollen Denkers zu gewinnen. Die hier gebotene Auswahl, für die Gegenwart zugeschnitten, sowie auch die Einleitung ist merkwürdig; aber über die Judenfrage bietet sie ein Mißverständnis: Lagarde fragt weniger nach den allgemeinen Eigenschaften oder Werten des Judentums; er betont vielmehr, daß semitischer Einfluß auf unser Volkstum immer schädlich und abzuwehren sei; er betrachtet eben vom — im höchsten Sinne — völkischen Standpunkte. — Das bewährte Kalendarium „Das Gottesjahr“ (Greifenverlag, Rudolstadt), herausgegeben von Stählin, ist wiederum erspüren; durch die beschränkte Zahl der Mitarbeiter nicht allzu abwechslungsreich, aber warmerherzig; recht ein stilles, nachdenkliches Hausbüchlein. — Weniger mitreißend als ehrlich im Vortrage gibt sich das „Neue Lob der Torheit“ von F. M. Hübner (derselbe Verlag), ein Protest gegen Berechnung und Kalkfönnigkeit, der wohl gehört und befolgt zu werden verdient. Das Büchlein ist übrigens entzöndend ausgestattet.

In den „Herrlichkeiten der Seele“ hat Dr. Alfons Heilmann Proben aus der christlichen Mystik des Auslandes gesammelt (Herder & Co., Freiburg im Br.); man begegnet Namen wie Angela von Foligno, Katharina von Siena, die heilige Theresia, Jan van Ruysbroeck, Johannes vom Kreuz u. a. Manches Ewigkeitswort hallt werdend herüber und darf auch heute noch auf Sehnsucht und willige Aufnahme hoffen; denn alles Wahre und Große ist ja über Zeit und Enge erhaben und beharrend. — Indem noch das anregende, nützliche Büchlein „Ostkirche und Mystik“ von R. von Arseniew (Ernst Reinhardt, München) erwähnt sei, das dem Westen manche gute Aufklärung schenken kann, mögen schließlich noch diejenigen Bücher angezeigt sein, die allgemeine Fragen behandeln. „Ultramontanes Schuldbuch“ heißt eine Schrift von Alfred Miller (Paul Steinko, Breslau 1), welche an sehr sorgsam gewählten und zahlreichen Beispielen dartut, wie verhängnisvoll die Verquickung von Religion und Politik sich auswirken muß; man schaudert vor den Irregängen, die hier durchleuchtet werden, und erkennt eine schwere, nachhaltige Gefahr für das deutsche Vaterland und den Protestantismus, der man rnutig und abwehrend ins Auge blicken muß. — Das Heft „Kirche und Schule“ von Erich Förster (Leopold Holz, Gotha) untersucht auf Grund der sogenannten Weimarer Verfassung die Fragen der religiösen Pädagogik mit deutlichem Gesichts. — Nachdrücklich aber sei auf die Broschüre mit den drei Vorträgen „Marx, Kant, Kirche“ verwiesen (derselbe Verlag), und zwar wegen der Ausführungen „Die Krise im volkstümlichen Marxismus. Und die christliche Aufgabe?“ von Heinz Marr (die anderen Vorträge sind minder wichtig und erschöpfend). Das hier Gesagte gehört zum Besten und Erfreulichsten, was das viel, allzu viel erörterte Thema hervorgebracht hat. Marr zeichnet mit erfrischender Unbeirrtheit den Weg, den die Kirche zu beschreiten hat. Von töstlicher Offenheit sind besonders die Schlusssätze gegen die Lausheit und Feigheit des sogenannten Liberalismus, der sich in Zugeständnissen und vorsichtigen Umschreibungen zu gefallen liebt. Die Endbetrachtungen mahnen mit den sehr beherzigenswerten Sätzen: „Alle diese Menschen rufen in ihrer Seele nach der Kirche! Aber nicht nach der Pastorenkirche mit liberalen und orthodoxen, immer jedenfalls privaten Gottesinterpretationen, ebenso wenig nach den ‚Volkskirchen‘, in denen die Majoritäten des souveränen Christenvolks nach dem geistreichen System der Abstimmung ermitteln, was Gott ist und will; sondern sie wollen wirklich eine ‚heilige Kirche‘!“ Wahrhaft einsichtige Worte, die hoffentlich nicht schon zu spät aufgeklingen sind! — „Das Wesen des evangelischen Christentums“ hat Karl Heim darzulegen unternommen, und dem Büchlein (Quelle & Meyer, Leipzig) läßt sich rühmend nachsagen, daß es ohne konfessionelle Gefäffigkeit sein Thema ausbreitet. Die Problemstellung ist richtig gefaßt und führt auch zu den Gründen; freilich: am Schlusse weiß auch Heim nicht zu sagen, wie denn der nicht zu leugnende kirchliche Verfall aufzuhalten sei; hier geht es eben nicht um dogmatische Fragen allein, sondern um lebendige Gestaltung, um seelische Wärme, um die tiefen Schauer der Andacht. — „Kultus und Kunst“, Beiträge zur Klärung

des evangelischen Kultusproblems, hat Pfarrer Curt Horn zusammengestellt (Furche-Verlag, Berlin). Alle Ausführungen gipfeln in der Erkenntnis, daß hier ein — Problem vorliege. Man unternimmt Vorschläge, gibt mannigfache Richtlinien; alles recht brav und eifrig; indessen: der Worte sind genug gewechselt, laßt uns nun endlich, endlich, endlich Laten sehen! Sonst behält Lagarde recht mit seiner schon vor fünfzig Jahren erhobenen Prophezeiung, daß der Protestantismus am Ende sei. — Vielleicht könnte hier das Heft „Auf Wegen der Mystik“ von dem schon genannten Hermann Schwarz rechtzeitige Hilfe spenden (Kurt Stenger, Erfurt). Der Verfasser knüpft bewußt wieder an Eckhart und Böhme an, er sucht unmittelbares Gottesbewußtsein, ihm ist es wirklich ernst um seine Verkündigung. So gering im Umfange, so weit und hell ist das Büchlein im geistigen Ausblicke. Hier ist die Lichtung, die aus dem Gestrüpp der Dogmen und Vorträge in hohe, freie Gotteslust zu leiten vermag. — Mehr auf das Historische gerichtet, hat Rudolf Otto sich über „West-östliche Mystik“ verbreitet (Leopold Klotz, Gotha). In sauberer Paragraphierung und etwas trockenem Stile begibt er sich an die überaus schwierige Arbeit, vornehmlich eine Parallele zwischen Meister Eckhart und Samtara, dem großen Indier, zu ziehen, wobei manche überraschende Lichter ausblitzen, mancher tiefe Blick zu den Gründen geleitet. Der Verfasser hat die Wesenseigenheiten der beiden großen Mystiker sicher durchschaut, und wenn ihm selber auch die letzte religiöse Hingenommenheit zu fehlen scheint, so beweist er doch für die mystischen Tatsachen eine erfreuliche Zustimmung und Anerkennung. So ist denn ein Werk entstanden, das auf diesem Gebiete wohl führend zu wirken imstande ist, und durch die zahlreichen Zitate besonders lebendig wurde. Am Schlusse sind auch zu Fichte und Schleiermacher helle Fäden hinübergesponnen. Einige Aussetzungen können den Wert der gründlichen, fleißigen Arbeit nicht verdüstern. So ist es einfach falsch, daß der Buddhismus „Gott leugne“; Buddha vermeidet es nur, in folgerichtiger Ehrfurcht, das Unendliche bei Namen zu nennen, betont aber immer wieder, daß es ein Ungewordenes, Unendliches geben müsse, das man jedoch durch menschliche Rede nicht entweihen dürfe. Auch hätte man sehr gern zu den chinesischen Weisen Laotse und Tschuang-Tsi einige ausführlichere Beziehungen gewünscht. Zweifellos bedeutet dieses stattliche Buch eine wissenschaftliche Leistung hohen Grades, die man freudig willkommen heißen darf.

Und nun noch zum Abschlusse die Bemühung der Deutschkirche. Sie will ein Christentum auf germanischer Grundlage, ohne verderblichen semitischen Einschlag. So hat es der rührige Dr. Kurt Niedlich in einer Reihe emsig werbender Bücher dargestellt (alle im Verlag Dürr, Leipzig), besonders in „Jahwe oder Jesus?“, wo der Abstand zwischen jüdischer und wahrhaft christlicher Lehre an überzeugenden Beispielen erläutert wird. Wer möchte es verkennen, daß hier eine Aufgabe wartet, die dringend der reinlichen Lösung bedarf; daß endlich eingewurzelte Vorurteile beseitigt werden müssen? „Deutsche Religion als Voraussetzung deutscher Wiedergeburt“, eine andere Broschüre, zeigt in Form eines Vortrages die nötigen Richtlinien auf. Und dann liegen verschiedene Teile des Wertes „Wegweiser zum deutschen Religionsunterricht“ vor, die alle dasselbe Ziel verfolgen. Niedlich bietet da den Lehrstoff zum „Deutschen Religionsunterricht“ in drei Heften, die namentlich unseren Lehrern warm ans Herz gelegt sein mögen zu Belebtheit, Segenwartsfreude, Innerlichkeit, die heute so dringlich ersehnt werden und mit Recht. „Die Erzväter sagen“, „Die Jugendgeschichten vom Heiland“, „Luther“ geben wertvolle Ergänzungen und beweisen, daß man auch den Kleinsten schon ein Ahnen von dem erwecken kann, was sich späterhin als lebendige Religion auslösen soll. Diesen erquidend ehrlichen Schriften ist weiteste Verbreitung zu wünschen; hier öffnet sich wirklich Neuland, das ja die Pädagogen heute so eifrig suchen, freilich mehr durch Reden als durch Taten. Auch „Das Mythenbuch“ gehört hierher; eine prächtige Untersuchung über die Edda, zugleich über den Glauben unserer Urväter; Niedlich deutet und dichtet so rein, so ergriffen, daß man unwillkürlich gepackt und mitgerissen wird. Wann endlich wird man nicht nur Odysseus und Troja, Apollo und Hermes, sondern auch Odin und Tor, Loki und Balder

in unseren Schulen mit ehrfürchtiger Scheu behandeln und den gewaltigen Mythos der Götterdämmerung auswerten? Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen! Wie Märchen wieder zum reg-samen Erleben werden können, zeigt Nüchlich noch in dem Büchlein „Sternaler, Rottäppchen, Dornröschen“, und auch hier wiederum ohne Moralkrederei oder lehrhafte Enge. Möge diese Anregung auf günstigen Boden fallen und Früchte tragen!

Ernst Ludwig Schellenberg

## Friedrich Overbeck

Nicht das Werk des Künstlers allein ist es, durch das er fortlebt. Wir haben sein Werk nie verstanden, wenn wir nicht sein Leben kennenlernten, die Freuden, die ihm beschieden waren und die er sich selbst zu bereiten verstand, sein Leiden, wie er es litt, und Kampf und Not des Schaffens.

Wir wissen um viele der Großen und Größten, und durch unser Wissen um sie sind sie unsere Brüder geworden. Wir leben durch sie und mit ihnen, und auf geheimnisvolle und wunderbare Weise stärken uns ihre Worte und Taten. Indem wir sie lieben und verstehen lernten, haben wir Welt und Menschen tiefer erfasst und viel gelitten und viel verziehen — und sind viel getröstet worden in unserem eigenen kleinen Leben.

Das Werk des Künstlers mag verblasen — wir stehen vor mancher Schöpfung mit Fremdheit, die zu ihrer Zeit große Bewegung hervorrief. Wenn wir aber über das Werk hinaus zu seinem Schöpfer zu gelangen suchen, wenn wir nicht müde werden zu fragen: wer warst du und was wolltest du? — so werden wir bald die Antwort hören, die er selbst uns gibt. Vergangene Zeiten werden in uns lebendig und wir werden spüren, wie sehr wir selbst ein Teil dieser Vergangenheit sind, und wie nötig wir es haben, sie zu verstehen.

Von einem Menschen soll hier erzählt werden, der, obwohl in seinen Werten fortlebend für alle Zeiten, doch uns ferne gerückt ist. Der Geist tiefer Frömmigkeit, der die Werke Friedrich Overbecks besetzt, findet keinen Widerhall mehr. Die Mängel seiner Farbgebung, seine Anlehnung an die Zeit vor Raffael und an Raffael selbst, die er niemals erreicht hat, lassen uns heute an ihm vorübergehen.

Aber das hat er nicht verdient! Denn er war einer, auf den die deutsche Kunst allezeit stolz sein kann. Er war der Führer all derer, die sich um die Wende des vorigen Jahrhunderts von dem trockenen akademischen Manierismus befreiten, denen die Kunst Herzenssache war, der sie sich hingeben wollten, in innigstem Zusammenhange mit der Religion.

Sie lebten in Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt miteinander in Rom, fern der Heimat. Sie verbanden sich in einem ununterbrochenen Herzengesebet um reinen und unsträflichen Lebenswandel, um Ruhe des Geistes und Gemütes, die ihnen unumgänglich nötig schienen, um wahrhaft reine Werke hervorzubringen. Und Overbeck ist derjenige unter ihnen, der durch die Milde seiner Seele und durch die Kraft eines edlen Geistes die anderen alle um sich sammelt und für alles Herrliche entflammt hat. Pfört, der früh Vollendete, Cornelius, der zu hohen Ehren aufstieg, Philipp Veit, der in Frankfurt, Schadow, der in Düsseldorf, Schnorr von Carolsfeld, der in Dresden gewirkt hat, Führich, Vogel und viele andere waren die Glieder der „Lukasbruderschaft“, die in dem Kloster San Siboro in Rom ihr stilles Leben führten.

Der Geist der Abgeschlossenheit und Askese trug den Klosterbrüdern manchen Spott und Unglimpf ein. So entstand aus Neid und Eifersucht der Spottname „Nazarener“. Man tabelte sie wegen Einseitigkeit, man verdachte es ihnen, daß sie an den fröhlichen Gelagen der römischen Künstlerwelt nicht teilnahmen, sondern sich ruhig in ihren Klosterzellen hielten. Aber allmählich brachte der Einfluß der Lukasbruderschaft eine große Wendung in Roms Künstlerleben, die bald weit über die Grenze Roms hinauswuchs und sich in Deutschland ausbreitete. An den Urteilen

eines Goethe, Passavant, Schlegel, Brentano, an den Berufungen der Brüder zu großen Aufgaben im Reich, und an der Nachfolge, die sie fanden, läßt sich ermessen, wie unumstößlich der Einfluß dieser Menschen gewesen ist.

Mit ihnen erlebte die Frescomalerei eine Neugeburt. Durch die Ausmalung der Casa Bartholdy mit Fresken aus dem Leben Josephs, eine Arbeit, in die sich die Brüder teilten, hatte die Lutharbruderschaft aufgehört, eine Genossenschaft überspannter und mißachteter Künstler zu sein. Zumal Overbeck stand wegen der in jungen Jahren schon gewonnenen Klarheit und Sicherheit unwillkürlich wie ein Markstein der Bewegung da. Er hatte eine reife Selbstkritik, und die Erkenntnis, daß seinem Können gewisse Grenzen gezogen seien, hat ihn nie verlassen. Auch später, als sein Ruhm weit verbreitet war, hat er sich offen darüber ausgesprochen, daß an seiner und der Brüder Maltechnik mancherlei „Mangelndes und Versäumtes sei“. Er rechtfertigte es aber damit, daß keine brauchbare Schule dagewesen war, die sie hätte besser fördern und belehren können. „Laß uns die göttliche Güte preisen,“ so schreibt er an einen der Brüder, „die sich unser hat bedienen wollen, um die Kunst geistig neu zu beleben. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß alles, was auf Erden wird, nicht auf einmal vollendet dasteht, sondern sich nach und nach entwickelt.“

Wenn nun Overbeck auch nie ein Meister des satten, leuchtenden Kolorits geworden ist und niemals auf malerischen Effekt bedacht war, so war er doch ein vollendeter Zeichner mit unvergleichlich sicherem Formensinn. Er besaß ein glückliches Auge und eine wunderbare Leichtigkeit, mit wenigen Strichen seine Ideen zu gestalten. Schadow spricht noch in späten Tagen von der „Schönheit Overbeck'scher Zeichnungen“ und von der „Innigkeit und Feinheit“, womit er die Natur aufzufassen vermochte.

So wird ihm das Lob unzähliger Zeitgenossen und die neidlose, grenzenlose Verehrung seiner Freunde und Brüder zuteil. Er schuf große monumentale Werke. Außer den Sieben mageren Jahren und dem Verkauf Josephs in der Casa Bartholdy, dem Tasso-Zimmer in der Villa Massimo, schmückte er die Kapelle degli Angioli in Assisi mit einem wunderbar geglückten, wohl seinem besten Freskobilde, dem Rosenwunder des Heiligen Franz. Von großen Gemälden besitzt seine Vaterstadt Lübeck den Einzug in Jerusalem und die Pietà, das Städtische Kunstinstitut in Frankfurt den Triumph der Religion in den Künsten, Christus am Ölberg erwarb das Städtische Krankenhaus in Hamburg und der Kaiser Maximilian in Mexiko eine Ordnung Marias. Eine Folge seiner besten Arbeiten, die Vierzig Evangelischen Darstellungen aus dem Neuen Testament, sind bei einem Brande des Schlosses Holzendorf bei München völlig vernichtet worden. Bekannt und beliebt ist sein Familienbild; er porträtierte sich mit seiner Frau und seinem Söhnchen, das vor seinen Eltern auf einem Tische sitzt, mit einem kleinen Waldhorn in der Hand.

Außer diesem kleinen Ölbild wählte er seine Stoffe fast ausschließlich aus religiösem Gebiete, und so nannte man ihn überall und kannte ihn weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, besonders in Frankreich und England, als den „größten christlichen Maler“. Sein Atelier war besucht von allen denen, die der Kunst ihrer Zeit nahe standen, und aus ihren Schilderungen ist uns ein klares Bild seiner Persönlichkeit überliefert worden (Margaret Howitt: Friedrich Overbeck).

Er war eine große hagere Gestalt, mit glattem, in der Mitte gescheiteltem Haar, das ein Samtkäppchen zur Hälfte bedeckte. Die ruhige, nachdenkliche Stirn, die großen, leuchtenden Augen, die regelmäßigen wohlgebildeten Züge, das blasse Gesicht mit seinem nach innen getehrten Ausdruck, ergriffen die meisten seiner Besucher. Sie gingen von ihm erhoben hinweg und nahmen einen Hauch des Friedens mit aus jener Glaubensatmosphäre, in der er atmete und schuf. Wer mit ihm in Berührung kam, gewann die Überzeugung, daß alles Niedrige und Unehle seinem Wesen nicht nahen, es nicht trüben konnte. Liebenswert im Umgang, voll geistreicher Tiefe und jener Überlegenheit, die ein vollkommen in sich abgeschlossener Charakter immer gibt, machte er den stärksten Eindruck auf jeden, dem er begegnete. So heißt es in einem Briefe an ihn: „... denn Du bist ein tröstender Engel, hingetreten zwischen mich und meine Leidenschaft, in

Deiner Nähe bin ich ruhig und besser geworden, und solange ich bei Dir war, hat die Gemeinheit, die uns alle händigt, keine Gewalt über mich gehabt.“

Eine wunderbare Fügung ist es, daß der Boden, auf dem Overbed aufgewachsen war, eine gute Vorbereitung für sein Leben gewesen ist. In seinem Vaterhause atmete er schon den Geist, mit dem er später seine Werte beseele. Er wurde zwar Anhänger der katholischen Kirche, doch ist es sein protestantischer Vater gewesen, der die hohen Ziele in sein Herz gelegt hat, nach denen er strebte. Christian Adolf Overbed, Bürgermeister von Lübeck und der Dichter jener feinen und zarten Kinderlieder, „Frischens Liederbuch“ genannt, die außer einigen Liedern wie „Komm, lieber Mai und mache“, „Das waren mir selige Tage“ und „Blühe, liebes Veilchen“, heut vergessen sind, war ein echt deutscher Mann, der in Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung seinen Zeitgenossen ein Beispiel festen Gottvertrauens gab. Als sein Sohn Friz Künstler werden wollte, gab er schwer seine Einwilligung. Er verlangte von ihm dauerndes Studium, unermüdliches Arbeiten an sich und Vertiefen seines Wesens. „Den Homer in der rechten Hand und die Bibel in der linken, so dünkt mich, kann kein Künstler verderben“, ruft er ihm zu. Und er warnt ihn vor „flacher Mittelmäßigkeit, des Künstlers Sodsünde“. So schreibt auch Friedrich Overbed in Erinnerung an sein Elternhaus: „Unter Schirm und Schatten“ der elterlichen Fürsorge wuchs ich sorglos und von allen begünstigt auf. Du gabst, o Herr, daß ich Dein Gebot lieben lernte und Dich fürchten für die höchste Weisheit und für das höchste Gut erkannte.“

Dieses Leben ist wohl ein begnadetes und seltenes zu nennen. In seiner großen Demut und Gottfeligkeit kommt es den Lehren der alten Mystiker nahe. Was immer die Beschäftigung dieses Menschen sein mochte, sein Blick war nach oben gerichtet. Auch als das Schicksal ihn heimsuchte und ihm zuerst seine drei Kinder und dann seine geliebte Frau raubte, konnte er nicht hadern. Als einziger unter seinen Brüdern entsagte er allen äußeren Würden, lehnte alle Berufungen ab und lebte bis zu seinem Tode der Abgeschlossenheit seiner Kunst. Das Ziel seines Schaffens und seines Lebens ist über sein Können hinaus lebendig und wirkt fort in seinen Worten für alle, die ihn hören wollen:

„Nur was aus einer entflammten Seele hervorgegangen, wird auch andere zu heiliger Liebe entflammen und die Herzen himmelwärts führen. Das ist der Zweck der christlichen Kunst.“

Luise Repich-Overbed

## Julius Stockhausen

(Der deutsche Meistersänger und Sängerrmeister)

„Der Mensch macht den Stand, nicht der Stand den Menschen.“

Zu den Erweckern und Bewahrern unvergänglicher Werte unserer Musikkultur zählt unbestritten Julius Stockhausen. In ihm hat sich vor allem die rätselhafte urdeutsche Eigenschaft behudelt, alles Auf- und Angenommene eindeutschen und daraus etwas Neues schaffen zu können. Als Diener und Verkünder unserer größten Komponisten hat sich Stockhausen stets gefühlt. Gerade dadurch erwarb er sich das Recht, in die Schar unvergessener, auf ihre Weise auch schöpferischer Menschheitsbeglückter eingereiht zu werden. Mag eine Stimme verhallen; Wesen, das in ihr Klang, wirkt nach. Dies unserer schnelllebigen, oft erschreckend traditionslosen jüngeren Generation begreiflich zu machen, ist das kürzlich erschienene Buch: Julius Stockhausen, der Sängerr des deutschen Liedes nach Dokumenten seiner Zeit, dargestellt von Julia Wirth in der Sammlung „Frankfurter Lebensbilder“ (herausgegeben von der Historischen Kommission der Stadt Frankfurt a. M., Verlag Englert & Schloffer) vorzüglich geeignet. Allen, die sich Stockhausens noch verehrend erinnern, oder die ihn nur vom Hörensagen kennen, wird es willkommenen Aufschluß über sein Werden und Wirken geben.



Ein Beispiel unbeugbaren, verzicht- wie tatfähigen, warmherzigen Edelmenschentums ist der einst vielbewunderte, jetzt manchem kaum noch dem Namen nach bekannte Julius Stockhausen. Wie dieser durch Vererbung, Begabung, Erziehung, Ausbildung, menschliche Beziehungen und höhere Fügungen zum Musikerberuf vom Schicksal geradezu Begünstigte dennoch keine Mühe, Selbstsucht und Belehrung scheut, um als Künstler „zu lernen bis ans Ende seiner Tage“, wie er den dornenvollen Weg des fahrenden Sängers geht, später bis ins hohe Alter als an Ort und Zeit gebundener Konzertleiter und Pädagoge gewissenhaft ausarrt, zeigt uns, daß selbst bei größtem Talent und Heimischsein in der Musikwelt Höchstes nicht erreicht würde ohne Charakterstärke und Verantwortungsgefühl. — „Das liebe Deutschland hängt mir sehr am Herzen, und ich will für mein eigentliches Vaterland später etwas tun“ schreibt der damals Dreißigjährige 1856 an seinen Vater Franz Adam Stockhausen. Dieser aus Köln a. Rh. stammende Pariser Harfenist, der den größten Teil seines Lebens in Frankreich, dem Elsaß und der Schweiz verbrachte, pflegte sich um die Jahrhundertwende unter begeisterungsfähigen Berufs- und Gesinnungsgenossen „Bruder in Beethoven“ zu nennen. Die Strahlen des Schöpfers einer neuen Geist-Sprache drangen also schon ins Dasein jenes sich für Beethoven-Musik im Pariser Konzertleben unerfroden einsehenden zugewanderten Deutschen. Es mutet vielsagend an, daß ein Briefwechsel zwischen dem schlichten Orchestermitglied Stockhausen und dem fernen „Dieu de la Musique en Allemagne“ (Gott der Musik in Deutschland, wie er im „Journal des Débats“ 1822 betitelt wird) die Erdenpilgerschaft des 1826 in Paris geborenen Julius gewissermaßen einleitet.

„Ich empfehle mich bestens ihrer Sängerin der Abelaide“, schließt Beethoven einen Brief vom 12. Dezember 1823. Auch er hatte offenbar von der engelgleich singenden jungen Mutter Margarete Stockhausen vernommen, die — elsässisch-schweizerischer Herkunft — in England neben italienischen Primadonnen den Ruhm erntete, „ebenso begehrt wie die Pasta, ja noch begehrt als die berühmte Sontag“ zu sein. Sie war es, die früh des Knaben Julius ausnahmefähig Ohr, seine Stimme heranbildete für den künftigen Beruf.

„Wer von der Mutter den schönen Ton gelernt hat, der verzicht ihn nie! Wir teilen beide dieses Los“, schrieb der greise Stockhausen einer Schülerin als Widmung unter sein Bild. Und für jene „vergessene Perle des Elsaß“ legt er im Vorwort seiner 1884 erschienenen Gesangsmethode als dankbarer Sohn berebtes Zeugnis ab. Diese „alte neue Widmung“ leitet das zum Gedächtnis an Stockhausens 100. Geburtstag jetzt erschienene Buch stimmungsvoll ein. Wer es gründlichen Lesens würdigt, wird staunend inne, daß es geradezu eine Art Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts bringt. Weit über die Gebiete musikalischen Treibens hinaus reichen die Erfahrungen, Leistungen, Reisen und Bekanntschaften dieses außergewöhnlichen Mannes. Man spürt, hier geht es um mehr als bloße „Laufbahn“ und private Daseinsangelegenheiten. Es ist ein allgemein-deutsches Schicksal, das diese Blätter enthüllen, das in seinen Krisen, Wendepunkten und Ergebnissen der beziehungsreichen Symbolik nicht entbehrt. Der ursprünglich beabsichtigte Untertitel: Ein deutscher Sänger im 19. Jahrhundert — hätte das sicher deutlicher umschrieben. Denn wenn Stockhausen auch als der unergleichen typische Vertreter deutschen Liedersanges in den Herzen zahlloser Hörer und den Annalen der Konzertgeschichte fortlebt, nicht minder bedeutungsvoll war sein Wirken im Oratorium. Kannte man ihn doch, Jahrzehnte hindurch u. a. Schumanns Goethe-Faust, Bachs Christus im tiefsten Sinn des Wortes verkörpernd, auf Podien und Kirchenemporen aller Länder. Der bezwingenden Macht seiner durch Lebenskämpfe geläuterten Persönlichkeit muß in solchen Augenblicken sich keiner ungerührten Herzens zu entziehen vermocht haben. So lauten einstimmig die Urteile glaubwürdiger Ohrenzeugen jener Zeiten.

Die Hüterin der Tagebuch- und Briefschätze, des Meisters jüngste Tochter, hat es verstanden, aus der Überfülle wertvollen Materials Wesentlichstes herauszugreifen, mit Geschick und Takt aneinanderzufügen und vornehmlich die Hauptpersonen zu uns sprechen zu lassen. Außer dem Elternpaar: Franz und Margarete Stockhausen, des Sohnes Freunde oder Berufsgenossen

(Brahms, Clara Schumann, Jos. und Amalie Joachim, Jenny Lind, Richard und Cosima Wagner, P. Heye, Th. Fontane, Klaus Groth u. a. m.), meist aber ihn selbst und seine spätere Lebensgefährtin Klara geb. Loberenz. In dieser lernen wir eine aufopfernde Gattin und Mutter von echt deutschem Wesen kennen; wie sie daheim pflichtgetreu waltend ausharrt und doch in verständnisvoll großherziger Kameradschaft ihren geliebten, unsterblich die Welt durchziehenden „Barben“ geistig begleitet, das spiegelt sich überzeugend in den ausgewählten Briefen wider. Dem Werk eignet eine wohlthuende Sachlichkeit insofern, als es nicht eine Verherrlichung und Anpreisung des einst Vielgerühmten, gelegentlich auch Angefeindeten oder Mißverständenen sein will, sondern dank wortgetreuer Wiedergabe des *Lettre*-Materials dem Leser Kritik und Nachdenken über diesen vielseitigen Menschen und „Schule machenden Meister“ überläßt. Angesichts des prächtigen Drucks und der durch reichen Bilderschmuck, Register, Anmerkungen und Repertoireverzeichnis vervollständigten äußerst gebiengen Ausstattung des über 500 Seiten bietenden Bandes, ist der Preis von 14 Mark (schön gebunden) ein wohlfeiler zu nennen.

Die Übersetzung vieler französischer Briefe ins Deutsche sei als sprachliche Eigenleistung der beauftragten Herausgeberin gebührend hervorgehoben. Den Seelenton und die geistige Struktur eines jeden dieser, oft heikelste Themen behandelnden Dokumente in eine andere Sprache zu übertragen, ohne den Gehalt seiner Ursprünglichkeit zu berauben, ist ihr, gewiß jeden Kenner überzeugend, geglückt. Auch die in einsichtsvoller Selbstbeschränkung knapp gehaltenen ein- und überleitenden Textstellen, welche Julia Wirth beistellte, halten sich auf der Höhe der verarbeiteten Brief- und Tagebuch-Fragmente. Sie bieten bald aufhellende, bald vertiefende Betrachtungen und Ergänzungen zu den geschichtlichen Ereignissen, kulturellen und sozialen Problemen, die Stockhausens Leben und Denken bewegten und erregten.

Was wäre da nicht alles, wenigstens andeutend, zu nennen: Berufswahl! Religionstrennung (er war als strenggläubiger Katholik erzogen und rang sich nach bitteren Seelenkämpfen zu weitgehendster gottesfürchtiger Freiheit und Toleranz hindurch). Revolution in Paris 1848 (Stockhausen als französischer Nationalgardeist). Kirchenstreit in London 1850. Erste Einführung zusammenhängender Liederzyklen in Konzertprogramme (Schuberts Müllerlieder, Beethovens Liederkreis, später Schumann und Brahms). Veranstaltung erster Volkskonzerte zu billigen Preisen. Musikpflege im Elsaß (erste Kammermusiken daselbst, Chor- und Orchesterbegründung in Gebweiler). Bekenntnis zu Deutschland 1870. (Komposition der Händelschmidt-Verse „Mein Elsaß deutsch“; offener Schmähbrief seiner einstigen Lehrer und Freunde im „Figaro“ 1872, Stockhausens Antwortschreiben). Direktionstätigkeit in Hamburg, Berlin, Frankfurt, wo durch Stockhausen die populären Sonntags-Museums-Konzerte begründet wurden. Veröffentlichungen seiner Theorien und Lehrsätze! Reisen in alle Zentren europäischer Konzertlebens. Unterrichtstätigkeit. Freundschaftsverkehr und Familienglück.

Berührt es nicht wie ein Grinsen von Gipfel zu Gipfel, wenn wir die Stimmen einiger seiner ebenbürtigen Zeitgenossen vernehmen, die noch heute Gültiges aussagen, was Lob und Umschreibung von Stockhausens zauberhaftem Singen und ernstem Arbeiten als Lehrer anbelangt! Den „König der Bässe“ nannte ihn einst Nießke, nachdem er Stockhausen in einer Aufführung von Händels „Israel in Ägypten“ gehört. Wagner, bemüht, Stockhausen an seine in München geplante Ausbildungsstätte für Bühnenkünstler zu berufen, schreibt ihm September 1864 u. a.: „Ich betrachte die Möglichkeit, gerade Sie hierfür zu gewinnen, als die Grundlage für alles, was ich je zu hoffen wage und zu verwirklichen beabsichtige.“ Und zu des Meisters Gattin äußerte Adriette einmal: durch Stockhausen habe er zum erstenmal singen gehört! Man kann sich denken, was der feinnervige Dichter damit gemeint und zu welcher Offenbarung ihm Stockhausens Gesangston geworden sein muß, jener geisterfüllte Klang, von dem schon in jungen Jahren der Sänger selbst glaubt, „er entspinne sich unmittelbar dem Herzen“. Ihn zu fördern und zu lehren ward er bis zum Tod nicht müde, und er wäre undenkbar ohne die große Ehrfurcht und Sorgfalt, mit der Stockhausen die deutsche Sprache behandelte. Zum Schönsten und Erschöpfendsten

aber, was über Stockhausen gesagt werden konnte, zählen seines Dichterfreundes Klaus Groth Worte.

(Brief an Frau Klara.) „Die Verehrung, welche Ihr Mann von allen Besten genießt, ist ohnegleichen, ist etwas ganz anderes als Beifall, Bewunderung und all dergleichen. Ihn umschwebt etwas von einem Heiligenschein, er ist der Hohepriester der wunderbaren Kunst des Gesanges und anerkannt als der Meister von allen, die singen oder hören gelernt haben. Der deutsche Gesang ist durch ihn, durch ihn allein begründet. Wenn etwas vom Höchsten den Sängern gelingt, so mißt jeder von uns seine Höhe daran, wie weit er dem Meister nahegekommen.“

Intuitiv den Wesenskern schöpferischen Künstlerturns erfassend, wie Stockhausen es vertrat, sandte Groth ihm zum 25jährigen Sängerbiläum folgende Verse:

„Wo einmal sang die Nachtigall,  
Da merkt die Drossel sich den Schlag,  
Da horcht die Lerche auf den Schall  
Und alle Vögel singen's nach.

Und wenn der Frühling wieder blüht,  
Und Herz bewegt den Vogelsang,  
So horcht die Welt dem neuen Lied:  
Wie klingt der Wald von neuem Klang?

War so denn sonst der Fintenschlag,  
Der Lerchenton, der Amfelschall?  
Wird's schön und schöner allgemach?  
O Welt! das macht die Nachtigall!

Und ob sie nie dir wieder sang  
Und dir nichtehrt in Wald und Feld:  
Ihr Ton ist all der Liederklang,  
Ihr Herz ergoß sich in die Welt.“

Luise Lobstein-Witz



# Türners Tagebuch

Der heimliche Kaiser · Unsere Gläubiger und der Dawes-Plan  
Nationale Würde, die nicht da ist · Das Reichsschulgesetz · Das  
heiße Eisen des Einheitsstaates · Hü und Hott · Lagarde

Wir sind eine Republik, aber einen Souverän haben wir dennoch. Dieser heimliche Kaiser heißt Parker Gilbert und regiert nach einer besonderen Magna Charta, dem Dawes-Plan.

Vor vierthalb Jahren bestieg er seinen auf Selbstlisten erbauten, mit Schecks und Devisen ausgeschlagenen Herrscherthron. Für die erste Zeit war uns allerdings noch eine Schonfrist vergönnt. Aber von Jahr zu Jahr wird seine Hand schwerer. Vom nächsten Sedantage ab ist uns eine Belastung von jährlich 2,5 Milliarden aufgelegt. Höher geht es dann freilich nicht, aber es ist doch auch gerade schon hoch genug. Was den Franzosen 1871 als ein und alles zugemutet wurde, das sollen wir fortan alle zwei Jahre auf unbestimmte, das heißt endlose Zeit hinaus zahlen. Es macht elf Pfennige täglich auf jeden Deutschen, und wenn es nach der guten Absicht unserer Feinde verläuft, dann wird der Säugling von heute dieser Kopfsteuer als hundertjähriger Jubelgreis immer noch frödig sein.

Seht denn dies überhaupt an? Alle Fachleute bestreiten die Möglichkeit. Nicht nur Deutsche, sondern auch der Schwede Cassel, der Engländer Reyne und der Amerikaner Irwin Bush. Parker Gilbert sagt es nicht, aber er denkt offenbar auch nicht anders. Daher baut er jetzt schon vor, damit er, wenn wir einmal erklären: „Wir können nicht mehr“, antworten kann: „Nein, ihr wollt bloß nicht.“ Demgemäß seine Mahnung: „Seht euch vor, ihr seid verschwenderisch. Was braucht ihr denn die Beamten aufzubessern? Was braucht ihr teure Schulreformen? Sparen müßt ihr; Kapital bilden, Kapital, das für uns Gläubiger sofort greifbar ist.“ Als Tribut, so hätte man früher gesagt; da dies jedoch ein kulturloses Wort ist, nennt man's jetzt Transfer.

Gilbert hatte seine Bedenten nur mündlich geäußert. Allein der Reichsfinanzminister Röhlert wollte eine Unterlage, Aide-mémoire, sagt die Diplomatenwelt. Statt sich selber Notizen zu machen, bat der Treuherzige den Reparationsagenten um eine Denkschrift. Das hat Bismarck auch einmal getan, als ihm nämlich Benedetti Vorschläge wegen Belgien machte. Aber damals geschah's, um den Versucher hereinzulegen. Diesmal jedoch legte man uns herein. Wir haben ja so gute Freunde in der Welt, daß man Gilberts Moralpredigt sofort in der „Newyork Times“ las. Das Aide-mémoire wurde damit zu einem Verweis vor versammeltem Kriegsvolk.

Börsensturz bei uns. Wallstreet schlägt erregt sein Schedbuch zu. Die französische Presse bläst Alarm. Deutschland zeige die alte Bödsartigkeit. Es verschleudere seine Selber, um dann vor seinen Gläubigern achselzuckend die leeren Taschen umtrempein zu können. Also Daumen aufs Auge! Rein Rheinland geräumt, nun erst recht nicht; hingegen erneuter Einmarsch in die erste Zone!

John Bull schreibt weniger giftig, allein um kein Haar besser gesinnt. Von den 40 Mark, die der Deutsche jährlich an Reparationen zu zahlen hat, kommt ja eine halbe als Steuernachlaß auf jeden Engländer. Aberdies sind Kohlenbarone, Stahlhüttenleute und Großchemiker der einhelligen Ansicht, daß sie nur dann den deutschen Wettkampf aushalten könnten, wenn unsere Industrie noch viel schärfer besteuert würde. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Artikel 248 des Dictates ein Vorrecht auf sämtliches Eigentum des Reiches zugestehet. Snylod rechnet also bereits mit Pfändungsklage und Zwangsvollstreckung.

Finanzminister Röbler hat seinen Paker durch eine kluge Antwort zu begrabigen gesucht. Er wies nach, daß der Fortbestand des Dawes-Plans nicht abhängt von ein paar abgeknapften Millionen, sondern von dem guten Willen der Siegerländer zur Aufnahme deutscher Ausfuhr. Wenn einer, dessen Kunde ich bin, mein Schuldner ist, so komme ich vielleicht zu meinem Gelde, wenn ich ihm meine Kundschaft erhalte und andere dazu verschaffe, nie aber, indem ich sie kündige. Gerade dies tun jedoch jene durch ihre Sperrzölle.

In welcher Knechtschaft doch unser Volk lebt! Wie die Peitsche des Fronvogts über seinen Rücken klatscht! Sollte man nicht meinen, daß bei solchen Vorfällen dem Deutschen das Blut siedeheiß zu Kopfe stiege?

Nationale Würde! Vollmündig wurde sie von der Linken beim Flaggenstreit gefordert! Hier, wo sie einmal von ihr zu tätigen wäre, wird sie selber gotterbärmlich der gerügten Sünde bloß. Es ist ja ein Rechtskabinett, wogegen der Reparationsagent angeht; daher reibt man sich die Hände vor Schadenfreude. Einer Linksregierung hätte er nie einen solchen Mahnbrief geschrieben, behauptet frischweg der „Vorwärts“. „Die Welt am Montag“ ist von Parter Gilbert entzündet. Ja der, das wäre der rechte Finanzminister für uns! „Sabotage des Dawes-Planes“, „Vergeudete Gelder“ liest man in den Kopfzeilen, durch die heutzutage die Parteisucht ihr Selbstzeugnis verbläßt. Leon Daudets Boulevardblätter könnten nicht aufdringlicher hehen gegen die Männer an der Spitze des Deutschen Reiches. Bis zu verleumderischem Klatsch versteigt man sich. Das Kabinett Marx hat ein schönes Aktivum bei den Beamten, da es die Befoldungsreform einbrachte. Nun wird ihm als erster Wahlschwindel fürs nächste Jahr nachgesagt, es sei ihm Angst geworden vor dem eignen Vorschlag, daher habe es sich hinter Parter Gilbert gestedt, und dessen Einsprüche seien bestellte Arbeit. Diese Leute von der doppelten Moral suchen den Gegner allemal in dem von ihnen selber so gern benutzten Schlupfwinkel. Als es um Hindenburg ging, wie haben sie sich da auf das Ausland berufen, das aufmucken würde gegen diese „imperialistische Wahl“! Aus der Wilhelmstraße heraus erfolgt aber die richtige Antwort: Nun erst recht die Zulagen, und zwar vor Weisnachten noch.

Gefährdeter ist das Reichsschulgesetz. Und abermals dürfte der Hinweis des Reparationsagenten angeregt sein durch das von unsren Linksparteien erhobene Geschrei.

Selten zeigt sich so greifbar, wie blindwütig der Fraktionligeist jeder Sachlichkeit den Kragen umdreht. Alles Urteil ist parteipolitisch mechanisiert. Weil es der Entwurf eines deutschnationalen Ministers ist, darum taugt er nichts. Er zerfchlage

die Einheit der deutschen Volksschule," so heißt es. Aber man lese bloß einmal die Artikel 146 und 149 der Reichsverfassung nach, die doch jedem Schwarz-rot-goldnen als Staatsbibel, als Palladium deutscher Freiheit gilt. Sie ist es ja, die unserm elementaren Unterrichtswesen Teilung in Gemeinschafts-Bekenntnis- und weltliche Schule vorschreibt. Einfach deshalb, weil sie der Tatsache Rechnung trägt, daß unser Volk keine kulturelle Einheit mehr ist. Sie will daher Gelegenheit schaffen, daß jeder nach seiner Fassung selig werden kann. Der deutschnationale Minister macht lediglich Vorschläge, wie dieser Mehrheitswille des souveränen Volkes in die Tat überseht werden könne; die Demokratie hingegen kämpft wieder einmal mit Horn und Tacke wie so oft gegen einen ihrer eignen Grundsätze, bloß weil er vom Gegner übernommen ist.

Ein früherer Entwurf, vom Sozialdemokraten Schulz ausgearbeitet, hatte gesagt: „Alle Schulen werden Gemeinschaftsschulen, sofern die Eltern nicht Bekenntnisschulen verlangen.“ Reudell hält es nun umgekehrt: „Regel bleibt die bisherige Bekenntnisschule, es sei denn, daß die Gemeinschaftsschule gefordert wird.“ In bezug auf Gewissensfreiheit kommt es aufs gleiche heraus; im Kostenpunkt hingegen bedeutet es eine Ersparnis. Denn mit Sicherheit ist anzunehmen, daß von hundert Eltern gut fünfundsiebzig den jetzigen Stand beizubehalten wünschen und es kommt doch teurer, für drei Viertel der Kinder Bekenntnisschulen einzurichten als Gemeinschaftsschulen für ein einziges Viertel.

Eine wilde Heze hat diese Rechenstifts-Wahrheit jedoch ins Gegenteil verdreht. Fünfhundert Millionen werde der Reudellsche Vorschlag kosten, so hieß es. Und dies Geschrei war es, was Parker Gilbert stutzig machte, der ein eignes Urteil über derartige Fragen schwerlich haben kann.

„Fünfhundert Millionen! Ein bißchen viel für die Erwerbung himmlischer Güter“, höhnte ein sozialdemokratisches Blatt. Es verriet damit, was der Lärm will. Auf die Beseitigung der christlichen Schule soll's hinaus. Denn die Gemeinschaftsschule hat man schon eine weltliche, bloß mit angehängtem Religionsunterricht, genannt. Was nützt dieser, wenn in den anderen Fächern sogenannte Freidenker das zerstören, was in ihm aufgebaut wird? Am Ende ist er von einer zielbewußten Linksregierung auch ebenso rasch beseitigt, wie das Tischgebet im Neudöllner Krankenhaus. Soll's ein Ende haben mit der christlichen Schule im christlichen deutschen Volk?

Und noch eine dritte innere Frage hat unser heimlicher Kaiser angeschnitten. Die vom Einheitsstaat. Mit dem leider richtigen Hinweis, daß infolge des behaglichen, bundesstaatlichen Betriebes die Regierungskosten bei uns weit höher sind als anderswo. Verbrauchen doch Sachsen 56, Thüringen 46, Hessen 45 vom Hundert ihrer gesamten Staatseinnahmen für Ämter und Beamte, während sonst in der Welt der Durchschnittssatz 15 selten übersteigt. Preußen gilt unter den deutschen Ländern als eins der billigstverwalteten. Gleichwohl ist es das einzige auf dem Erdenrund, das einen fünfgliedrigen Instanzenzug hat; vom Gemeindevorsteher über den Landrat zum Regierungspräsidenten, von da über den Oberpräsidenten zum Minister. Den anderen genügen drei.

Dazu noch obendrein die Reichsbehörden und die Neigung unser Länder, wenn etwas Reichsache wird, die eignen Fachämter weiter bestehen zu lassen. Man sagt,

ein Drittel der Arbeit unsres Beamtenheeres bestehe darin, anderen Ämtern Waden und Röße in den Weg zu schieben. Warum denn einfach, wenn's auch umständlich geht?

In einer norddeutschen Großstadt wünschen die Anwohner einer Straße deren Umbenennung. Der Magistrat lehnte ab. Das mache zu viel Umstände. Es müßte darüber mit 25 Behörden verhandelt werden. Freilich ging's auch bloß um eine Wilhelm-Raabe-Straße, und der Stadtrat ist bürgerlich. Roten Gemeinwesen hingegen ist für einen Bebelplatz oder eine Liebknechtallee alle Mühe und Arbeit gering.

Unsere Zustände schreien politisch wie wirtschaftlich nach Verkoppelung und Einfachheit. Man muß ihnen Rechnung tragen; genau so weit, wie die Not es fordert.

Es geht unsrer ganzen Geschichte nach, daß Deutschland nicht gleichzeitig mit Frankreich, England und Spanien unter ein einziges Szepter kam. Karl V. hat uns dies angetan, der die mächtigen Antriebe Sickingens und der Bauernschaft nicht zu nutzen verstand.

Nach drei Jahrhunderten auflösender Neigung begann mit dem Reichsdeputationshauptschluß wieder der vereinheitlichende Segendrud. Von mehr als dreihundert Reichsständen erlag ihm nahezu die Hälfte. Die napoleonische Zeit setzte den Rehraus fort. Nur 38 Staaten kamen in den deutschen Bund; nicht mehr als 27 im Jahre 1871 ins neue Reich. Jetzt gar zählt dies bloß noch 15, von denen in Kürze obendrein Waldeck verschwindet. So geht es mit der Vielstaaterei unverkennbar abwärts und auf dem Wege natürlicher Ballung größtmöglicher Einheit zu.

Der gesunde deutsche Föderalismus kommt darüber keineswegs zu kurz. Er ist ein schönes Ideal; mit seinem weitherzigen Selbstverwalten und Kulturfördern der Stämme nach ihrer Eigenart bei straffer Geschlossenheit nach draußen.

Wer möchte es drangeben zugunsten eines Zentralismus, wie ihn die große Revolution den Franzosen bescherte und unsre westlich verbohrtete Demokratie auch uns bescheren möchte?

Aber sind denn unsre Reichsländer wirklich Stammesstaaten? Die meisten von ihnen wurden ohne jede Rücksicht auf völkische Belange dynastisch zusammengewürfelt, zusammenerobert oder von Napoleon zusammengeschickt. Ihre Souveränität zumal ist gar nichts anderes gewesen als ein höchst fragwürdiger Gnadenbrocken des Rheinbundsprotectors.

Nichts ungesunder als dieser Zustand. Besser und gut kann es nur werden auf dem Wege einer allmählichen Vereinigung der deutschen Flur. Darin haben Landbund, Hansabund und die anderen großen Bünde vollkommen recht.

Aber Eile mit behutsamer Weile! Man muß nicht machen wollen, sondern werden lassen. Ungeflüm und Schlagwörterlei können nur verderben, was durch Zeit und Notwendigkeit still heranreift.

Gefühlsmomente sind zu überwinden. Dazu ist Geschick nötig und politischer Takt. Hier erhebt sich wieder so ein Fall, an dem die demokratische Allheilarznei den Schaden nur steigern könnte. Mit Mehrheitsbeschlüssen ist da gar nichts geschafft. Sie würden nur ins Gegenteil führen; zum völligen Zerfall statt zur völligen Einheit.

Man sieht, wie die Süden sich noch gegen den Gedanken sträubt. Der Württemberger Bazille und der Bayer Schmelze haben Bliczlichter aufflammen lassen. Man kann sicher sein, daß überall dort, wo deutsche Zwiste zu glimmen anfangen, der Franzose hinterrücks den Öltrug herbeischiebt. Es ist nicht müßiges Spiel, daß er sofort nach der Revolution eine eigne Gesandtschaft in München errichtete. Sein Streben ist die Mainlinie und ein süddeutsches Segenreich. Wollen wir ihm in die Hand arbeiten?

Der kluge Staatsmann fragt sich stets: „Wie hätte Bismarck gehandelt?“

Wir wissen, daß er in dem Bundesstaat keineswegs sein höchstes Ziel, sondern nur eine Raft erblickte. Aber wir wissen auch, daß er ein Meister der Kur ft des Möglichen war. Daher sein Verhalten in Versailles beim Abschluß der Verträge mit den Süddeutschen.

Es war am 23. November 1870. Soeben hatten die Bayern unterzeichnet. Da sagte der Kanzler zu den Leuten seiner Tafelrunde:

„Wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tabeln. Er kann sagen, der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt, und er kann recht haben — mit dem Müßen. Mir aber lag daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren — was sind Verträge, wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnutzen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Was fehlt, mag die Zukunft beschaffen.“

Wir wollen's uns gesagt sein lassen, dieses Bismarcksche Wort. Lieft man nicht jetzt wieder von katalonischen Putzchen mit dem Ziel der Selbständigkeit? Mehr als 450 Jahre ist's her, seit die Heirat Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Kastilien die iberischen Staaten zusammenfaßte. Und trotzdem noch Trennungsgelüste!

Keine Einheit hat Bestand, die nicht von allen gewollt wird. Und deshalb darf sie nur erstrebt werden unter dem kirchlichen Friedensspruch: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“

Wir haben wahrlich Haber genug. Wo schon Partei gegen Partei steht und Weltanschauung gegen Weltanschauung, soll da auch noch Mißvernehmen werden zwischen Landschaft und Landschaft?

Gibt es denn überhaupt noch etwas, worüber es nicht zu Zwist und Zank kommt?

Man feierte den hundertfünfzigsten Geburtstag Kleists und flugs war ein närrischer Wortwechsel da, ob der Dichter der Hermannsschlacht — jetztzeitlich gesprochen — ein Stahlhelmer gewesen oder Reichsbannermann. Es gab Festredner und -schreiber, die in ihm mit einem Male unverkennbare Züge eines Coudenhoveschen Paneuropäers entdeckten. Aus dieser Sicht heraus empörten sie sich über den Kranz des Kleist-Geschlechtes mit der Aufschrift: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs.“ Beim Frankfurter Festmahl flogen spitze Anzüglichkeiten über den Tisch. „Statt des Schleis und der Damwildleule hätte man sich am liebsten gegenseitig aufgeessen. Es ging hü und hott; zwei Welten stießen dauernd aufeinander.“

Hü und Hott; geht es nicht alle Tage so? Verstehen wir uns denn überhaupt noch im lieben Deutschland?



Wer begreift, daß die Herren Haas, Heile und Ertelenz, zur interparlamentarischen Union nach Paris gereist, es für nötig hielten, einem Poincaré aufzuwarten und dem Mann des Ruhrverbrechens huldigend zu erklären, sie hielten ihn für einen treuen Förderer der Locarno-Politik? Natürlich nicht er eifrig, allein ich glaube nicht, daß er schmeichelhafte Begriffe gewonnen hat von dem Tiefblick deutscher Volksvertreter und daher von der Güte deutschen Wahlrechts.

Und wer begreift, daß in Deutschland die Friedensgesellschaft Mitglieder werden darf, wobei der Neuling einen Schrein unterzeichnet, durch den er sich verpflichtet, im Kriegsfall jeden Heresdienst zu weigern; selbst den zur bloßen Abwehr des Feindes. Es sind Führer des Reichsbanners, die diese Sache betreiben; jenes Reichsbanners, das eigens zum Schutze der Republik gegründet ist. Demgemäß stellt sich die Logik also: Blank die Waffen im Innern zum Bürgerkrieg, allein nieder mit ihnen an der Grenze, wenn es die Verteidigung der Heimat Erde gilt. Was so ein richtiger Reichsbannermann sein will, für den ist offenbar neben Windjacke und Sportsmütze ein Gewissen mit doppeltem Boden der wichtigste Ausrüstungsgegenstand.

Wo soll es eigentlich noch hinaus mit uns? Wann wird der Retter kommen, wo sich das gesunde Empfinden immer noch mehr verirrt?

Am Allerseelentag haben wir das Jahrhundertgedenken Lagardes gefeiert. Der Besinnliche hat dann wohl auch für ein stilles Stündchen zu dessen „Deutschen Schriften“ gegriffen und manch tiefes Wort sich wieder lebendig gemacht.

Der Göttinger Denker wußte es und sprach es aus, daß Freiheit und Demokratie zu einander passen, wie Feuer und Wasser. In der ganzen Weltgeschichte ist's erprobt. Gerade weil der Germane die Freiheit liebt, gerade darum ist er Aristokrat im besten Ethos dieses Wortes.

Den Parteigebundenen trennt vom anderen eine unübersteigbare Schranke. Wer mit Lagardes Augen schaut, der sieht indes, wie gleitend für den Unbefangenen diese Grenzen sind. Wer ist konservativ? Der seinem Volke lebendige Kräfte erhalten will. Und liberal? Wer da sorgt, daß neue Kräfte frei sich auswirken können. Bewähren sie sich, dann wird ihr Bahnbrecher ganz von selber zum Erhalter, der Liberale also zum Konservativen. Ein echter Staatsmann ist daher nie eins von beiden, sondern immer beides. Unsere Größten waren so: Stein, der Reichsfreiherr, und Bismarck, der Reichsgründer. Anders wird auch er nicht sein; der dritte, den wir hoffen: unser Reichserneuerer.

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 18. November)

# Auf der Warte

## Mussolini

Der Faschismus hat ein Jubiläum gefeiert: die fünfte Wiederkehr des Tages, an dem er auf Rom marschierte. Da er nach Lusten rechnet wie die Altvordern im Imperium und so gerne sich selber beweihräuchert, ward es ein geräuschvolles Fest. Die ganze Hauptstadt war am Tage beslaggt, am Abend glühbirnenübersät; man hat nämlich jetzt die Hauswirte stramm an der Strippe. Von der Pincio-Terrasse flammte ein 25 Meter hohes Faschistenbeil hernieder; ein Jubel den Legionären, den Widersachern ein Hüte Dich. Dies Wahrzeichen soll jetzt sogar in die Landesflagge kommen. Vorläufig neben das Kreuz von Savoyen; allein der König ist darauf gefaßt, daß es passenden Tages an dessen Stelle tritt.

Was ist der Faschismus und was wird er sein? Bernard Shaw schrieb einige Festartikel; des Preises voll von Mussolini und seinem Werk. Empört antwortete ihm Friedrich Adler, das sei die Weisheit eines Ins Leere starrenden Buddhās. Adler selber ließ keinen guten Faden an dem Schwarzhemde des Mannes, der da zum Überläufer und Totengräber des Marxismus geworden. Den Matteotti-Mord, von dem der Duce schwerlich wußte, wenn ihn auch seine Leute verübten, kann er ihm nie verzeihen; er, der sich selber den Mord an Stürgkh so leicht verzieht!

Wer den Faschismus verstehen will, der braucht gerechtere Wäger. Am besten greift er zu J. B. Manns *hard ts* gedanken- und aufschlußreichem Buche, das bei Bed in München erschien. (411 Seiten, gebestet 11 M., in Bugramleinen 15 M.) Da steckt Forschung darin, weiter Blick und Unbefangenheit. Diese in einem Grade, daß wir Leute heißeren Blutes des Öfteren rufen möchten: „Sei nicht allzu gerecht!“

Sind wir nicht Deutsche? Wir wissen, daß an dem Treubruch Italiens Mussolini weit mehr Schuld trägt als der König, als Salandra oder Sonnino. Wir fühlen mit den Brüdern

in Südtirol, denen man jetzt die deutsche Sprache sogar auf Kaffeetassen, Stammschildern und Grabkreuzen verbietet! Wir lachen zornig der dreisten Gesichtslüge, als ob es sich nur um eine Zurückverweisung gewaltsam Eingedeutschter handle. Wir bitten uns den Hohn Mussolinis über die deutschen Nichtstuer, die in der Lodenjoppe mit dem Bädeler in der Hand das heilige Italien unsicher machten. Und wir nennen es schlantweg Räuberei, wenn die Villa Henry Thodes in Gardone, statt dem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben zu werden, dem wilden Schaumschläger d' Annunzio als Nationalgeschenk überlassen wurde. Wir verstehen, daß unsere Reichsregierung allem gegenüber in ihren bedrängten Umständen ein diplomatisches Gesicht zu wahren hat. Aber der Duce soll doch nicht glauben, daß Rechtsgefühl ein Südtirol ist, dem man mit Gummitnüppeln und Rizinusöl Stillschweigen aufzwingen kann.

Das alles freilich hindert nicht das Zugeständnis, daß Mussolini der Napoleon, der politische Großgeist unserer Tage ist.

In den fünf Jahren seiner Diktatur hat er Erstaunliches vollbracht. Er fand ein vom Sozialismus unterwühltes, vom welschen Liberalismus verschlammtes Land. Er hat gemacht, daß fortan Volk und Staat sich beden. Dadurch, daß er die Massen gewann und sich durch sie zum Staatslenker aufschwang. Er hat ihnen kein irdisches Paradies versprochen, wie der Sozialismus tut. Im Gegenteil: „Lavoro e disciplina“ war seine Lösung: Arbeit und Manneszucht. Durch sie hat er den Lazzaroni von den Straßen gefegt und die Fradiavolos aus den Abruzzen. Durch sie hat er Ordnung und Sauberkeit geschafft und hält beides aufrecht durch ein strenges Regiment.

Wie bewirkte er diesen Umschwung? Indem er seine Leute für die Italianità, für Volkstum und Volksgröße begeisterte. Das Wohl des Ganzen, eine herrliche Zukunft, sind sie nicht des Schweißes der Edlen wert? Rein

sozialistischer, kein liberaler, kein clerikaler, wohl aber ein völkischer Staat! Die Welt wird euch gehorchen, wofern ihr mir gehorcht! So setzt der Faschismus seinen Stolz in einen Affaschinengehorsam. Cromwells Puritanergeist steckt darin, und die Schwarzhemden sind Mussolinis Eisenketten.

Allein zwei Gefahren drohen dem so begründeten Staat. Die erste, daß er sich nach außen übernimmt. Er sucht allerorten Fuß zu fassen; auf dem Balkan, in der Türkei, in Abyssinien und neuerdings in Marokko. Kein Staat hat jetzt so viele Reibungsflächen wie Italien, und der Gedanke, daß alles italienisch werden müsse, was einst römisch war, führt zu Überspanntheiten, die zum Zusammenbruch verurteilt sind.

Zweitens steht der Staat auf Mussolinis beiden Augen. Wenn sie sich schließen, oder durch ein Attentat geschlossen werden, was dann? Der Duce selber leidet unter dieser qualenden Ungewißheit.

Seine Annäherungsversuche an den Vatikan fallen auf. Sie entspringen keineswegs der nüchternen Rechnung, daß der Feind seines Feindes, des entgotteten Sozialismus und Liberalismus also, sein Freund ist. Er geht vielmehr damit um, die Kirche zu seinem Nachfolger zu machen. Und dies ist ein genialer Gedanke. Vorläufig stoßt die Einigung noch daran, daß sie weltliche Herrschaft verlangt, der Duce aber keinen Seviertschuh hergeben will. Ob der sonst so weitblickende Vatikan sich nicht besinnt? Es ist seine Schicksalsstunde. Wenn er auf Rom verzichtet, kann er Italien gewinnen. Freilich — das ist die weitere Frage — ob er dann nicht die Welt verliert? F. D.

## Die deutsche Jugendbewegung in englischer Betrachtung

Unter dem Titel: „Patriotismus ohne Angriffslust“ gibt der „Manchester Guardian“ folgenden Kommentar zu der Ausstellung: Die deutsche Jugend — die in den schönen Räumen des alten Berliner Schlosses Bellevue zu sehen ist, in der 96 Verbände der Jugendorganisationen aller

politischen Richtungen sich zusammengetan haben (ist das nicht an und für sich eine unerhörte Sache im deutschen Vaterland?), um Rechenschaft zu geben von ihren Zielen und ihrem Wirken:

... Dies ist nicht, wie der Name etwa andeutet, eine Ausstellung von Mustern deutscher Jugend, sondern eine solche von Büchern, Bildern, Erzeugnissen, Diagrammen, Baumodellen und einer Menge anderen Materials, das Licht werfen soll auf das Leben und die Ideale der heranwachsenden Generation. Vielleicht in keinem anderen Land Europas, selbst nicht in Italien, ist soviel nationale Hoffnung auf die heranwachsende Jugend konzentriert, wie heute in Deutschland. Und auf dieser Ausstellung lernen wir die deutsche Jugend durch deutsche Augen betrachten: eine äußerst wertvolle Lektion für den Europäer unserer Zeit.

Das erste, was dem Engländer auffällt, ist der ungeheure Ernst, der die Ausstellung auszeichnet. Sie ähnelt in nichts einer englischen Pfadfinderschau oder einer italienischen Bellilla-Ausstellung. Bei jedem Schritt fühlen wir das angestrebte, bewusste Streben nach einem ästhetischen und philosophischen Ideal, das so charakteristisch ist für den Deutschen. Eine englische Ausstellung würde allerlei lustiges, eine italienische allerlei reizvolles Durcheinander aufweisen; die deutsche ist weder lustig noch reizvoll — sie ist idealistisch. Man betrachte diese Jünglinge und Mädchen in den Fresken (einige davon von hohem künstlerischen Wert) wie sie Berge erklettern, am Lagerfeuer singen, nützliche Handgriffe erlernen und Künste, um den Geist zu schmücken.

Wie intensiv ist der Ausdruck ihrer Willenskraft! Seinem Temperament gemäß ist man belustigt, verstimmt oder beeindruckt durch diese Seite der Schau.

Der Wanderschmuck ist in einem heftig-moderne Stil gehalten. Riesige geometrische Nacktheit springt oder rollt rosensfarbig über weite Strecken bläublauer und gelber Tümpel. Das Starre, Stille, Verzerrte ist in großer Gunst. Aber bei einigen der kleineren Wandmalereien hat man ein sehr hohes Niveau

erreicht; in diesen sieht man Gruppen idealer Jünglinge und Mädchen, die durch körperliche Bewegung in Tanz, Sport und Kunstübung den Geist verwirklichen. Das Ideal ist eine rauchschallige, sonnverbrannte, hagere, kräftige junge Brut, einfach und wenn schon, dann knapp bekleidet. Die katholische Jugendbewegung neigt sehr zur Linken, verursacht ihren konservativen Hirten und Lehrern einige Unruhe und verfolgt das gleiche Ideal. Das Körperliche strebt nach Glorifizierung selbst im Schatten des Kreuzes; ein riesiges Gemälde zeigt den Paradiesesberg, an dessen Hängen die Jugend beider Geschlechter tanzt, schwimmt und singt. Man kann nicht umhin, zu fühlen, daß die ganze deutsche Jugendbewegung im Grunde von einem einzigen und hochgemuten Ideal getragen wird — nicht nur einen gesunden Geist im gesunden Körper zu pflegen, sondern den schönen Geist im schönen Körper, als Pflicht der Heranwachsenden. Und aufrichtige Kameradschaft zwischen den Geschlechtern von fröhlicher Jugend an versteht sich von selbst.

Wer dem Glauben lebt, daß die Mehrzahl der deutschen Jugend auf den großen Tag der Vergeltung für vergangene Niederlage erzogen wird, dürfte es schwer finden, seine These aus dieser Ausstellung heraus zu bekräftigen. Die ganze Schau ist ein Denkmal bewußter, gesunder Vaterlandsliebe. Aber sie zeigt keine Spur von Angriffslust oder Fremdenhaß. Im Gegenteil — eine große Wand zeigt als Frosso die harmonisch verschlungenen Flaggen aller Nationen, darunter besonders die britische, französische, belgische.

Ein Engländer würde finden, daß die Ausstellung ohne jeden Humor ist. (Ob unser geschähter Sinn für Humor nicht zuweilen eine Schwäche, eine Entschuldigung für schwächliche Ideale darstellt? Die Frage hat William Cliffole beschäftigt.) Es zeigt sich jedoch auch ein wenig Humor in einem kleinen Zimmer im ersten Stock. Hier sind einige wildwütende Zeichnungen deutscher Jugend, Erzeugnisse des „Wandervogels“ und verwandter Bewegungen, von einem von ihnen. Sonnengebildete Haut, anmutlose Formen und unantastbare Selbstgerechtigkeit zeichnen diese, hier

an den Pranger gestellten Exemplare aus. Es ist gut, daß auch die lächerlichen Auswüchse der Jugendbewegung hier vermerkt sind. Aber Überschwang ist ein Fehler zu großer Lebenskraft, und die deutsche Jugendbewegung, wie sie hier beschrieben wird, scheint Millionen von Knaben und Mädchen zu lehren, was es heißt zu leben, und in Fälle zu leben.

Übertragen von L. M. Schultheis

## Burschenschaftsfest

Das war an einem schönen Oktober-Sonntag dieses Jahres, der sich blau und sonnig aus dem Nebel duft emporhob: ein wundervolles Wartburgfest. Die Deutsche Burschenschaft feierte den 110. Gedenntag jenes Festes von 1817, als die Urburschen die von Frauen gestiftete Fahne von Jena zum ersten Male auf die Wartburg trugen und dort kernige deutschreligiöse Weibereden hielten, die so frisch und leuchtend anmuten, als wären sie gestern erst gehalten worden. Der Wartburghof war überfüllt von Farben und Fahnen, als die Burschen, die Landstraße herauf, mit Musik eingezogen waren, begrüßt von Bläsern auf dem Turm.

Was uns am meisten entzückt hat: der Geist dieses Festes hatte einen religiösen Unterton, wie man ihn etwa auch von Lagardes Deutschtum kennt. Die Festrede, die ein Domprediger in der Sankt Georgen-Kirche hielt (wir hörten nur diese), war geradezu glänzend. Wenn solcher Geist wieder in der deutschen Studentenschaft (etwa auch im Wingolf, in der Turnerschaft usw.) lebendig wird, dann ist uns um die Zukunft Deutschlands nicht bange.

Gewiß war damals (1817) die „Romantik“ der beherrschende Zeitgeist. Aber Romantik im ebelsten Sinne ist immer die beste Grundstimmung des deutschen Studenten. Möge das heutige Burschentum daran festhalten! Romantische Kräfte sind schöpferisch aufbauende Kräfte. Hier sind die Quellen vaterländischer Erneuerung. Das klang schon damals durch die Reden: es galt eine neue Lebensgemeinschaft zu gründen, die aus

Brüderlichkeit emporwuchs. Man vergesse nie, daß die meisten Burschen damals unter dem Einfluß großzügiger Reden das heilige Abendmahl gemeinsam genommen haben, um ihren durchaus ernststen Willen zur Erneuerung und Heiligung zu bekunden.

Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden. Möchte solch vaterländisch-frommfrohes Wollen überall in der deutschen Studentenschaft wieder lebendig werden!

## Wie sie Kleist ehrten!

So erfrischend die Tatsache wirken könnte, daß sich die Parteien um den Nationaldichter streiten, so berührt die Art und Weise, wie man des Dichters Wesensart zum Pazifismus (!) abzubiegen sucht, recht peinlich. Der Dichter des Preußentums, der in seinem „Prinzen von Homburg“ das straffe soldatische und monarchische Pflichtgefühl verherrlicht, dem die Befreiungskriege das größte Erlebnis wurden, wird von der „Roten Fahne“ zum gesinnungsverwandten „Anarchisten“ gestempelt! Doch nimmt das ja bei der stets „bewährten“ Methode dieser Leute, Geschichte nach eigener „Fassung“ auszulegen, weiter nicht wunder. Bedenklicher erscheint uns, daß Wilhelm von Scholz, der Präsident der Sektion für Dichtkunst der Preussischen Akademie der Künste, bei der Kleist-Feier in Frankfurt a. O. ausführte, daß es großen Volkschichten schwierig sein würde, gerade heute noch den Dichter zu lieben, weil er (leider!) so stark preussisch und monarchistisch gefühlt habe! Doch stünde heute, in einer Zeit, in der Deutschland sich anschaute, in dem großen internationalen Staatenbunde aufzugehen, Kleist (der Dichter der „Hermanns Schlacht“!) dem Pazifismus innerlich nahe! — Wahrscheinlich, eine gewagte Behauptung! Und ein gewagter Versuch, den Dichter der deutschen Volksseele nahe zu bringen. Doch in zwei Punkten, den Kernpunkten, irrt Herr von Scholz: einmal in der Wertung von Kleists Persönlichkeit, der wahrlich nicht zu Kompromissen neigte, zum anderen in der Erfassung der deutschen Volksseele, die immer noch gesund genug ist, einen solch

verwaschenen „Nationaldichter“ abzulehnen, wie ihn Scholz schildert.

Der wahre Kleist war ein anderer: er sieht in Napoleon den Bedrücker des Vaterlandes, „den verabscheuungswürdigen Menschen“, „den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten“. Er schuf im „Prinzen von Homburg“ ein Werk leidenschaftlicher Vaterlandsliebe und reifen Bekenntnisses zu staatsbürgerlichen Pflichten. Freilich ist es heute leichter und dankbarer, von Rechten als von Pflichten zu reden. Es ist aber ein Unfug, wenn man geschichtliche Tatsachen umbiegt. . . Nein, die Vorstellung mutet fast schon lächerlich an: Heinrich von Kleist Arm in Arm mit Herrn von Scholz, Freiherr von Unruh und Thomas Mann als Verfechter des europäischen Völkertonglomerats! Dr. Gerhard Schmidt

## Verniggerung der Kultur

Mit dem üblichen „sensationellen Erfolg“ nach fabelhafter Reklame wird jetzt ein Oper „Jonny spielt auf“ von dem 26-jährigen Ernst Krenek auf über sechzig Bühnen gespielt! Im Grunde eine aus 12 Bildern zusammengesetzte Revue. Kino! Die Handlung? Man kann sie nur vorsichtig andeuten; aber schon das Wenige wird genügen. Aus dem tollen Wirrwarr, den der „Komponist“ sich selbst „gedichtet“ hat, nur dieses: Jazzbandgeiger Jonny, ein wüster Negerbode, sucht die Sängerin Anita im Hotel zu vergewaltigen; der schöne Violinvirtuos Daniello verhindert noch das Äußerste und — drückt dem wadern Schwarzen eine Tausend-Dollar-Note in die Hand! Er kauft die Frau also für sich, bestärkt sie nunmehr mit seiner eigenen Brunst („Sie ist sehr spirituell“, singt er im Anblick der neuen Geliebten höchst poetisch); Anita ihrerseits verschleiert verschiedentlich: „Wieder das Blut! Ich kann nicht, ich darf nicht widerstehen!“ und die beiden verschwinden im Nebengemach, aus welchem man ein aus Halbtönen hinseufzendes „Ah. . .“ vernimmt. — Inzwischen: besagte Anita hat früher angesichts eines Sletschers den Komponisten Max gefunden und sich schleunigst auch ihm ergeben und kehrt aus Daniellos Armen mit dem milden Trost

wort: „Man muß den Augenblick nehmen, als läm' kein anderer“ zu dem ersten Liebhaber zurück. Der wüßte Jonny wiederum stiehlt dem verzweifelten Daniello (offenbar aus Dankbarkeit) seine kostbare Amati-Geige und lenkt, als er sich verfolgt weiß, den Verdacht auf den unschuldigen Max. Um kurz zu sein: Daniello wird vom D-Zuge zermalmt (ein völlig einzigartiges Bühnenbild), Max aber springt aus dem Automobil der Polizisten (das Publikum soll dabei durch Scheinwerfer geblendet werden!) und erreicht gerade noch die nach Amerika abdampfende Anita, die mit ihrem jüdischen Agenten auf Casspiereisen geht. . .

Genügen diese Angaben? Aber da ist noch die Kammerzose Ivonne, die dem Neger völlig ergebene, die sich so vorstellt: „Jonny bin ich losgeworden, und den andern hab' ich nicht gehabt. Schade um die Nacht!“ Besonders aufschlußreich ist auch der Jubel des Negers über die gestohlene Violine: „Jetzt ist die Geige mein, und ich will drauf spielen, wie Old David einst die Harfe schlug, und preisen Jehoda, der die Menschen schwarz erschuf!“ Merkt man, woher der morgenländische Wind weht?! — Fremdwörter wie „perhorreszieren, ramarlabel, horribel, direkt aus Paris importiert“, französisches und englisches Sestammel müssen jeder deutschen Bühne zur Bierde gereichen! Natürlich hört man die lodenden Weisen des Tango und Shimmy oder ein „Neger-Spiritual“; auch ein Grammophon tritt in Tätigkeit, als besonders wirksamer Gegensatz zu dem singenden Sletscher, bei welchem der halbverrückte Max sein Ende suchen will, aber leider noch nicht findet. Ein Bahnhof wird aufgebaut, Automobile saufen — es ist keineswegs gespart mit Requisiten, und das Publikum sitzt herzklopfend, schweratmend, heiß durchschauert. . .

Am Schluß läßt ein Chorus mysticus die Tendenz dieser „einzigartigen“ Revue folgendermaßen ertönen: „Die Stunde schlägt der alten Zeit, die neue Zeit bricht an. Verfümmt den Anschluß nicht! . . . Es kommt die neue Welt übers Meer gefahren mit Glanz und erbt das alte Europa durch den Tanz.“ Bravo! So muß die „neue Zeit“ erscheinen: mit Notzucht, Diebstahl, Tango, Brunst und Detek-

tiven. Endlich ist das Zeichen der Zukunft eindeutig festgelegt; nun braucht man um die Entwicklung Deutschlands nicht mehr zu bangen! Wozu noch seelische Regungen, Warnungsrufe und ethische Werte? Die Lösung der Welträtsel ist gefunden. . .

Und wenn ein Teil der sich eifrig windenden Kritik versichert, daß schon nach einem Jahre dieser „Schmarren“ versunken sein würde, warum dann die Mühe der Einstudierung und der ungemäße Kostenaufwand für eine so verblüffende Ausstattung, während die reine, edle Kunst eines Gluck völlig beiseitegeschoben wird oder höchstens als Kuriosum gilt? — Es gibt heute eine Art von Zeitgenossen, die überemsig „Nieder mit dem Kriege!“ rufen; aber so lange derartig böswillige Aufführungen möglich sind, wird der wahre Friede niemals gefunden werden! Freilich: was gilt dem Materialisten der seelische Tod gegen das körperliche Ende?

Deutschland, das Volk der Dichter und Denker, die Heimat eines Bach und Dürer, eines Beethoven und Grünewald, eines Goethe und Kant, eines Eckhart und Luther — und nun einer Jauchegrube gleich! Jawohl, wir wollen's gradaus nennen: es ist Unrat; schmalzige Weisen im Gemisch mit Frechheit. Die Bühnen predigen den Untergang, und das Publikum erquickt sich gruselig am Bild der eigenen Instinktverwirrung. Das ist die „neue Zeit“, und — der Neger Jonny ist ihr Prophet!  
Ernst Ludwig Schellenberg

Sieht's etwa in Frankreich besser aus?

Darüber erfahren wir allerlei in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Heft 12). Da schreibt z. B. Hubert Graf zu Stolberg:

Einer kleinen Schar von Prassern und Geldausgebern stehe die große Masse der Franzosen fast völlig verarmt gegenüber. Nach der amtlichen Statistik des Finanzministeriums gab es vor dem Kriege 44 000 Millionäre, welchen 82 Milliarden, also mehr als ein Drittel des auf 225 Milliarden bezifferten Nationalvermögens, gehörten, während 7½ Millionen Franzosen überhaupt nichts besaßen. Für die

Nachkriegszeit nimmt der Deputierte Charles Baron das Nationalvermögen — nach dem gegenwärtigen Stande des Francs berechnet — mit 800 Milliarden an, und von diesen befinden sich ungefähr drei Viertel im Besitze von einer halben Million Personen. Mit anderen Worten: einem Achtel der 40 Millionen Bewohner Frankreichs gehört der größte Teil des französischen Kapitals. Die Zahl der Millionäre ist von 44000 auf ungefähr 100000 gestiegen, hat sich also weit mehr als verdoppelt.

Dem aufreizenden Luxus einer kleinen parasitären Oberschicht stehen grenzenlose Not und Verelendung gegenüber. In der Lichtstadt Paris bestehen mehr als 315000 Wohnungen aus einem einzigen Raum. Von diesen zählen 80000 zwei Bewohner, 30000 drei, mehr als 10000 vier, mehr als 3000 fünf, mehr als 10000 sechs Bewohner, in den übrigen haufen bis zu zehn oder noch mehr Menschen in einem einzigen Gelasse.

Die Folgen für Volksgesundheit und Sittlichkeit liegen auf der Hand. Man hat ausgerechnet, daß alle 6 Minuten ein Franzose an der Tuberkulose stirbt. Gegenwärtig sind in Frankreich eine Million Personen, also jeder 40. Einwohner, von ihr befallen. 150000 Personen sterben jährlich an Syphilis; man findet kaum mehr eine Familie, in der diese nicht Fuß gefaßt hat. Die Prostitution hat sich unheimlich verbreitet. Nicht ohne Mitschuld der Regierung, die aus den Freudenhäusern hohe Steuern bezieht und sich während des Krieges die Errichtung öffentlicher Häuser für die Truppen hat angelegen sein lassen. So richtete Clemenceau einen Zirkularerlaß an alle kommandierenden Generale, in welchem er ihnen auftrug, sich nach passenden Lokalitäten für Bordelle umzusehen und die Personen namhaft zu machen, die mit ihrer Leitung betraut werden können. Die Bordellwirtschaft in den besetzten deutschen Gebieten ist zu berüchtigt, als daß noch ein Wort über sie zu sagen wäre.

Nach dem Kriege hat die überhandnehmende Vergnügungssucht der Unsittlichkeit wesentlichen Vorschub geleistet. Die Tanzwut hat alle Kreise ergriffen. Die „Dancings“ schießen wie Pilze aus dem Boden. Man tanzt

im „Grand Hôtel“ zugunsten der Errichtung eines Denkmals für die Kriegsgefallenen, ja man tanzt sogar auf dem Hartmannsweilerkopf, wo mehr als 2000 Franzosen und 3000 Deutsche begraben liegen, so daß sich der Platzkommandant von Mühlhausen, General Tabouis, genötigt sieht, in der Presse flammenden Protest gegen diesen Unfug zu erheben.

Auf den Tanzdielen gedeiht das Laster üppig. Die Homosexualität nimmt überhand, und zwar innerhalb beider Geschlechter. Man veranstaltet öffentliche Päderastienbälle in Algic-City und in der Großen Oper, und Herren und Damen der sogenannten besten Gesellschaft bilden die amüsierte Galerie. Die Franzosen haben kein Recht, vom „vies allemand“ zu sprechen, und Georges-Anquetil muß mit Betrübnis feststellen, daß, was bisher eine Schmach für Berlin war, nunmehr eine Schande für Paris geworden sei. Aber nicht nur für Paris. Denn auch die Fremdenlegion und die französischen Strafkolonien sind Bestätten der widernatürlichen Anzucht, so daß der Deputierte Morinaud auf der Kammertribüne ausrufen konnte: „In diesen Bangos sind die Sitten abscheulich, und ohne mich darüber deutlicher erklären zu wollen, stelle ich einfach fest, daß sich unter 1000 Verurteilten 300 bis 400 ‚Pärchen‘ befinden!“ Über die sadistischen Greuel, welche sich das Aufsichtspersonal in den algerischen Strafkolonien zuschulden kommen läßt, hat der Präsident der Mietervereinigung, Georges Cochon, in der Zeitung „Le Rastat“ im November und Dezember 1920 auf Grund protokolларischer Aussagen von Sträflingen haarsträubende Einzelheiten veröffentlicht.

Ähnlich ist das Sittengemälde, das der Verfasser von den Theatern und von der Literatur entwirft. Schon die Titel der Theaterstücke, die er anführt, sind eine Revue von Schweinereien.

## Maximilian Harden

Maximilian Harden ist gestorben. Die Zeitung vermeldete es. Allein von zehn Lesern haben doch sicher neun gefragt: „Wie, lebte denn der noch?“

Das Erstaunen hatte sein Recht. Denn der Mann, der da am Sonntag vor Allerheiligen einsam dahin ging, war politisch schon lange mausetot.

Ihm selber hätte man freilich diese Wirklichkeit schwerlich beigebracht. Er wog sogar den Gedanken, von Neujahr ab seine „Zukunft“ wieder ausleben zu lassen. Die Parzelschere hat nun auch den Lebensfaden dieses Planes zerschneiden. Das ist gut so, für den Herausgeber sowohl wie für das deutsche Volk. Denn die „Zukunft“ hätte sich als unwiederbringliche Vergangenheit erwiesen, und welch ein Schmerz wäre dies geworden für den Mann, der sich so selbstgefällig überschätzte! Sie hätte aber auch neuen Haß, Zank und Stank gestiftet, wie alles, was dieser Zerscher tat. Und heutzutage können wir dergleichen noch viel weniger verdauen als vor zwanzig Jahren.

Denn Maximilian Harden — von Hause Wittlowski geheizen — war außer wie innerlich der echte Typ jener Asienasi-Rasse, die unser politisches und geistiges Leben auf dem Wege feuilletonistischen Wurmstichs mit so viel Undeutschtum durchtränkt.

Zur Stammesanlage kam die besondere. Harden war ursprünglich Schauspieler, und das Komödiantische wurzelte tief in seiner Art. Er sah gleichsam immer am Schminktisch und probierte vor dem Spiegel Masken aus für das nächste Auftreten.

Sein Schreibstil schlug die prunkenden Pfauenräder der Unnatur. Er war zuletzt so gedächselig verknüpfelt, daß man keinen seiner Zeitaufsätze bis zum Schluß aushielt. Herbeigezerrte Vergleiche sollten weltumfassendes Wissen vortäuschen, vertieten jedoch den Zettellasten. Es lief auch unter, daß sinnreiche Aussprüche berühmter Leute über Vorfälle zitiert wurden, die leider erst nach deren Tode sich ereignet hatten.

Noch drastischer trat der Schauspieler zu Tage, wenn er als Schaudredner durch die Saue zog. Sein Frack war ein Kunstwerk, und nie fehlte die große Orchidee im Knopfloch. Während der ersten Hälfte des Vortrags zupfte er seine ebenso tadellosen weißen Glacés aus, um sie in der zweiten ebenso

sorgsam wieder anzustrupfen. Dabei zergliederte er mit beißender Schärfe die Fehlgriße der deutschen Staatsmänner und verströmte seinen Kummer über das mißregierte Vaterland. Höhepunkt war dann allemal, wenn sein heißer Seelenschmerz in Tränen ausbrach. In jeder Stadt bei demselben Saße und mit derselben Inbrunst.

Man mußte ihn reizen, seine Eitelkeit antasten, wenn man den echten Mann erkennen wollte. Denn erst dann schrieb der geschraubte Stilist plötzlich die Muttersprache seines Empfindens, ein sprudelndes, gaumisches giftiges Sphettodeutsch.

Wie werde ich berühmt? Hardens ganzes Wirken baute sich auf diese Umfrage. Er begann mit wilden Angriffen auf Paul Lindau als Mundwalt einer von diesem verfolgten Schauspielerin. Darauf nahm die „Frankf. Stg.“ seine Apostata-Aufsätze; wohl das Beste, was er schrieb. Es war ja noch, bevor er sich selber kopierte.

Bismarck ging ab und befehdete den neuen Kurs. Nur wenige scharten sich um das Banner des gestürzten Kanzlers. Harden aber witterte Möglichkeiten und wurde daher ein leidenschaftlicher Parteigänger von Friedrichruh. Er erzählte, Bismarck habe mit ihm jene Flasche Steinberger Rabinett ausgetrunken, die ihm der Kaiser als Veröhnungsgabe geschickt. Andre bestreiten's. Aber gefest, es stimmt, dann hat sich der gute Hasser den Partner weniger gewählt, um ihn zu ehren, als um zu zeigen, wie wertlos ihm die Gabe sei. Nicht lange darauf verschloß er Harden sein Haus.

Es hänge vom Rhythmus des Saßes ab, ob er die Monarchie für die beste Staatsform erkläre oder die Republik. Was Börne von Heine schrieb, auch von Harden gilt's. Seine Stellungnahmen, so leidenschaftlich sie immer waren, beruhten meist auf Hintergedanken, die von Gefinnung nicht allzu beeinflusst waren. Seine Politik richtete sich daher nach dem Soll und Haben seiner Eitelkeit und spielte stets nach dem Publikum.

Nur in seinen Angriffen auf den Kaiser blieb er unwandelbar. Warum hatte auch dieser einmal gesagt: „Harden? Zukunft?



Kenne ich nicht.“ Das war das Schlimmste, was man dem Überempfindlichen antun konnte. Wo man ihm jedoch schmeichelte, da war ihm jeder Frontwechsel leicht. Wie hatte er den Herrn v. Hofstein angegriffen! Allein sobald dieser sich ihm näherte, wurde er ein glühender Lobredner der verhängnisvollen grauen Eminenz.

Diese ist es auch, die ihn in den Eulenburg-Standal hineintrieb. Der widerliche Streit wurde mit ungeheurem Aufgebot moralischer Brusttöne geführt. Und doch hatte die „Zukunft“ bisher immer zu denen gehört, die den Gleichgeschlechtlichen das Recht freien Auslebens erstreiten wollten!

Diese Spekulation wurde zum Volltreffer. Sie paßte in die Zeitstimmung hinein wie keine andere. Mit dem Pathos des vaterländischen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“, wurde auch hier gegen den Kaiser angegangen, gleichzeitig jedoch pridelnderweise in gewisse Widernatürlichkeiten hineingeleuchtet, die den allermeisten von den Zeitungslesern bisher gottlob völlig fremd gewesen waren. Harden stand auf der Höhe seines Ruhms; seine „Zukunft“ hatte die größte Auflage von allen Wochenschriften. Aber dem deutschen Volke wurde seelisch wie politisch der furchtbarste Schaden angetan.

Im Weltkrieg war Harden anfangs alldeutsch so gut wie Elaf oder Reventlow. Kein Kriegsziel war weit genug für seine Eroberungslust. Wenigstens, solange im deutschen Volke die Auguststimmung anhielt. In den schwülen Oktobertagen kam ihm sogar die große Geste des Retters. Er bat beim Kaiser um Empfang. Gewissenspflicht erzwingt die Bitte. Er mache den Hofbeamten, der sie tofschweige, verantwortlich. Jede Stunde sei Schicksal. Kühl abgelehnt, schmiß den verunglückten Posa die Wut nach seiner Art sofort auf die Gegenseite. Er wurde Republikaner und Demokrat; ja ein Pazifist, der mit Förster wettsierte, wer das deutsche Volk am schmähslichsten beschimpfen und das Versailler Diktat am feurigsten verteidigen könne.

Bald erlebte die Welt einen neuen Streich seiner Schmincktopfpolitik. Er gab seine Kriegsaußsätze in zwei Bänden gesammelt her-

aus. Erstaunt gewahrte man da, mit welchem fabelhaften Scharfblick der Verfasser vom ersten Tage an das Verhängnis hatte kommen sehen, wie er Kassandrarufe ausgestoßen, wie als der getreue Edart betätigt hatte. Und er erhielt den Strindberg-Preis.

Später ward manchen so, als ob man die Lische anders gelesen habe. Der kritische Historiker Friedrich Schimme verglich die Form der Artikel mit der Buchfassung und stellte fest, daß der erste Wortlaut das Gegenteil gesagt hatte.

Seit damals ist er tot. Seine „Zukunft“ ging ein und seine Hoffnung, von der Revolution als geschätzter Überläufer mit einem ragenden Pöfchen belohnt zu werden, erfüllte sich auch nicht. Damals sicherte die Welt durch die Presse, er sei zum deutschen Gesandten in Washington ausersehen. Aber selbst sie war vergebens ausgesandt wie die eine Noachtaube, die nirgends Fuß fassen konnte und müde in die Arche zurückkehrte. Die neuen Männer trauten ihm ebenjowenig wie die alten über den Weg. „Wer ist“, so schrieb damals die Frankf. Ztg., „so vermessend, behaupten, dies oder das oder irgendetwas sei an Harden echt? Vielleicht weiß er selber nicht, wieviel Theater an ihm, dem einstigen kleinen Schauspieler, zurückgeblieben ist.“

Dies neue Abblitzen trieb ihn natürlich zu neuem „Recht schwenkt — marsch!“ Zum bespritzte er die Schwarz-rot-goldenen, die ihm so bitter enttäuscht, mit dem ähernden Schweißwasser seiner Kritik und stand fortan in einer nichts weniger als glänzenden völligen Vereinsamung. In den letzten sechs Jahren hat die deutsche Presse seinen Namen kaum noch genannt.

Rechtstabakale hieben ihm roh einen Schlag über den Kopf. Da er zum Blutzengen sich nicht geschaffen wußte, schüttelte er eilig den deutschen Staub von seinen Pantoffeln und ging in das ungefährlichere Holland. Er schrieb für die gutzahlende amerikanische Presse; daher das, was man brühen gerne las. Seine Artikel wurden bei allen Diehards sehr geschätzt als angebliche Eingeständnisse unserer Schuld. Die Deutschen jedoch nahmen sie krumm und

schieden, als eine einträgliche Nebereise durch Dollarien geplant war, höchst ungasfliche Briefe. Sogar von Leeren und Federn war darin die Rede, wie auch von sonstigen unbegrenzten Möglichkeiten im Falle einer Begegnung. Harden sagte sofort ab.

Nun ist also auch er dahin. Soll man daher auf einmal Gutes von ihm reden, wie das Sprichwort will? Das wäre ein gar lendenahmer Idealismus. Der triebkräftige hinzugegen nimmt Anlaß, zu betonen, daß jede Faser seines deutschen Fühlens sich aufbäumt gegen Leute dieses Schlages; daß er nur Kampf gegen sie kennt, den scharfen geistigen Kampf zum Besten des Vaterlandes. Denn eider gibt es auch nach dem Tode dieses einen der Harden allzu viele im Bereiche deutscher Zunge und deutscher Herzen. Und solange diese wuchern, bleibt die Reichsseele lech.

F. H.

## Die großdeutsche Theatergemeinschaft

Es ist ein betrübendes Zeichen, daß es eine sachliche Kritik eines Kunstwertes in unserer Zeit der Parteien und Gruppenbildungen kaum mehr gibt. Nicht der künstlerische Maßstab wird an das Kunstwerk gelegt, ja nicht einmal der weltanschauliche großen Stils, sondern der kleine, enge, vom Parteidogma bittierte. Was Wunder also, daß die großdeutsche Theatergemeinschaft in Berlin mit ihrer Erstaufführung auf Dumpsheit und Widerstand traf! Mofse und Allstein wittern deutsche Morgenluft, die sie ja nicht recht vertragen können; der „Vorwärts“ sieht im „Jungbo“ und im „Wehrverein“ die geistigen Urheber der Theatergemeinschaft. Daß man ernstes Sinnes sich endlich einmal losmachen will vom Geschäftstheater, um wirklich deutsche Theaterkunst zu schaffen, dafür hat man auf dieser Seite kein Verständnis. Die Kritik, die man dort an dem Hofser-Drama Franz Kranewitters übt, gilt ja nicht diesem Drama, sondern vielmehr der ganzen „Kritik“, die einem nicht paßt. Berlin ist parteipolitisch vergiftet.

Weil die großdeutsche Theatergemeinde mit

ihren guten, klaren Zielen eine Zeit schweren Ringens vor sich hat, bedarf sie der wohlmeinenden Freunde, die ihr mit Offenheit die Meinung sagen. So schreibt die „Deutsche Allgemeine Zeitung“: „Ein deutsches Theater hat nur dann Daseinsberechtigung, wenn der Begriff deutsch bei ihm zu übersehen ist mit anspruchsvoll und hart in den Forderungen an sich selbst.“ Und die „Deutsche Tageszeitung“: „Man darf der ‚Großdeutschen‘ nur raten, nach diesem problematischen Auftakt viel straffer und unerbittlich selbstkritisch zu arbeiten, dann wird sie ihrem Ziel, deutsche Dichter in guten Aufführungen herauszubringen, schon näherkommen.“

Das Hofser-Drama Kranewitters ist nicht frei von Konvention. Andreas Hofser ist hier nicht der heldische Befreier seines Vaterlandes, sondern ein problematischer Grübler. In einer Zeit, in der wahrhaft Heldisches im deutschen Menschen nur wenig gepflegt wird, sollte die großdeutsche Theatergemeinschaft sich aus dem Problem zur Tat emporringen. Jene Worte, die Wilhelm Raabe den deutschen Dichtern jurust, sollten mit großen Lettern auch über der großdeutschen Bühne stehen: „Sagt nichts, euer Volk zu entmutigen ... Scheltet, spottet, geißelt, aber hütet euch, jene schwächliche Resignation, von welcher der nächste Schritt zur Gleichgültigkeit führt, zu befördern oder gar sie hervorrufen zu wollen.“

Wir bitten unsere Berliner Freunde immer wieder, sich dieser Bewegung anzunehmen. Es ist doch eigentlich eine Schande für die nationalen Berliner, daß sie keine einzige Bühne zu halten vermögen!

Dr. Gerhard Schmidt

## Politische Mordtaten

Als unlängst zwei italienische Anarchisten in den Vereinigten Staaten hingerichtet werden sollten, entfachten ihre Gefinnungsgenossen in der kommunistischen und sozialdemokratischen Presse, mit ihr auch die ganze linksgerichtete demokratische Presse in den verschiedensten Ländern, eine erstaunliche Entzündung und beeinflussten die öffentliche Mei-

nung. Dagegen waren die Hinrichtungen in Rußland durch die leitenden Bolschewiken in Moskau und ihre zahlreichen Helfershelfer von derselben Presse kaum erwähnt und ohne Protest hingenommen worden.

Eine Statistik dieser Hinrichtungen auf Grund von Todesurteilen ist in einer orthodoxen Kirche Neuyorks aufgestellt worden und geht bis August 1927. Außer der kaiserlichen Familie wurden hingerichtet 37 Bischöfe, 1500 Priester, 79000 Beamte, 16000 Professoren und Studenten, 35000 Betriebsleiter, 64000 adlige Grundbesitzer, 56000 Offiziere, 298000 Soldaten und Matrosen, 890000 Bauern und 196000 Arbeiter. Rechnet man dazu die Hunderttausende, die ohne Urteil von den Genossen der Moskauer und durch die Tscheta hingeschlachtet wurden, so lassen sich die Opfer des Bolschewismus auf über 2 Millionen veranschlagen!

Darüber ist, wie gesagt, die ganze linksgerichtete Presse von den Kommunisten bis zu den Demokraten in Deutschland mit kühler Kürze hinweggegangen und hat es nicht gewagt, die öffentliche Meinung gegen diese Massenmörder ohnegleichen aufzubringen.

Und soeben vernehmen wir aus Paris den Freispruch des Mörders Schwarzbard, der den Ukrainer Petljura ermordet hat, weil er Pogrome veranstaltet habe. Manche behaupten, dieser Mörder sei Anarchist im Dienste Moskaus, Petljura habe niemals Pogrome verurteilt, Schwarzbard aber — wegen Einbruchsdiebstählen verurteilt — sei als Jude von der „jüdischen Weltverschöndung“ („Hammer“) freigesprochen worden. Jedenfalls ist der politische Mord unter allen Umständen auf das Schärfste zu verurteilen. D.

## Walter Flex und seine Mutter

Für des jungen Dichters Werden charakteristisch war das frühe und bewußte Ringen nach Vollkommenheit und Selbstverleugnung in tiefem sittlichen Ernst. Es wuchs heraus aus seiner lautereren Frömmigkeit. In solchem Werden liegen immer die Keime zu schweren inneren Kämpfen, zu mancherlei Fallen und

Wiederaufstehen, zu mannigfacher Verlieren und Wieder-von-vorn-anfangen. Stunden bitterer Herzensnot ließen den Ringen klagen:

„Ich fühle tief, daß ich verstoßen bin  
aus allem, was ich war, und ich verzage!“

Aber aus dem Verzagen wurde bei ihm nie ein Verjagen; die Stunden, die ihn in Tiefen führten, die trugen ihn auch zu Höhen, und seine Bitte: „Lebensquell, o tu dich kund!“ fand Erfüllung über Erfüllung. —

Daneben wurden ihm Zeiten geschenkt, in denen er, wie alle schöpferischen Naturen, von heißer, inbrünstiger Freude ganz durchschauert wurde. Im „Klaus von Bismarck“ lobert es empor:

„Rennt du die Lust, in eigner Blut zu glühen?  
Das ist die Stunde höchsten Menschenglücks,  
wenn unser ganzes Ich zur Fadel wird,  
vor der die graue Alltagsumwelt jäh

in dunklem Feuer ausglüht und uns stehend  
ihr tiefstes Leben zeigt, das tiefverborgne. —

— — — — — Wer sich selbst  
je so als Fadel in allmächt'ger Hand,  
in unsichtbarer Götterfaust gefühlt,  
durchscheinend, brennend, aus sich selber  
lobend,  
der kennt das tiefe Glück der reichen Welt!“

Das ist eine der großen Lebenswirklichkeiten; aber unlöslich verbunden bleibt damit eben auch ein tiefes, tiefes Auskostenmüssen von allem wilden Weh der Welt, — und Walter Flex ist nichts davon erspart geblieben. Er war auch nicht der Mensch, der sich etwas ersparen wollte!

In diesen Jahren war die Mutter seine treueste Freundin. Frau Margarete konnte schweigen und abwarten zur rechten Zeit; sie wußte ganz genau, daß ihre Kinder ganz von selbst den Weg zu ihr fanden ohne irgendetwas Drängen und Forschen, und sei es noch so verborgen und leise. Sie konnte aber auch liebe Worte finden, wenn ihr Walter zu ihr kam und wußte manches verworrene Gedankengewebe leicht und lind zu entwirren und zu lösen. Soviel gütiges Aufschauern und Ver-

sehen war in ihr, auch soviel Glauben an das reine Wollen, das sich da vor ihr auftat, oft noch verschüttet unter Drang und Not, oft sich selbst noch unbewußt! Tiefes Miterleben baute wieder und wieder goldene Brücken vom reichen Herzen der Mutter zu der reisenden Seele des Sohnes. Einmal, nach einer ernsten Aussprache, beugte sich der junge Mensch über die Hand seiner Mutter und küßte sie in stiller Ehrfurcht: „Ich danke dir, Mutter!“ „O, Walter!“ sagte Frau Margarete tief bewegt, „wenn die Mütter den Söhnen nicht mehr vertrauten, was wäre die Welt noch wert!“

Sie war eine Mutter voll Herzenstrost und tiefer Weisheit der Liebe; durch Reichtum und durch Wirrsal des Lebens verstand sie mannigfache Wege zu weisen und zu finden. „Do profundis!“ sagte ihr Walter einmal verklämpft, „aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!“ Die Mutter erwiderte ernst: „Mein Sohn, wollen wir es uns nicht auch einmal so übersehen: aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu dir, aus den tiefsten Tiefen meines Herzens, aus Tiefen, die wohl manchmal mir verschüttet scheinen, die aber doch immer wartendes Land sind für dich mein Gott! Aus diesen Tiefen, die von dir gesegnet werden wollen, schreie ich zu dir; du kannst alle Leere füllen und alle Sehnsucht stillen. Sieh, Walter, in unsern dunklen Stunden wird das Ackerland freigelegt, in dem Gottes Saat erstarren kann. Wenn Sein Pflug nicht tief greift, wächst nimmer goldnes Korn!“

Nie wird ein Mensch ganz ermessen können, was sie ihrem Sohne Walter gewesen ist, und wie stark und entscheidend sie das Werden des Dichters beeinflusst hat. Nur das möchte ich anklagen lassen, daß in seiner Kinderheimat, in der innigen Verbindung mit dieser Mutter, die Brunnenstube all seiner Kraft lag, der Mutterboden für alles, was er als Mensch und Dichter war und wollte. Als seine tiefe Liebe und Verehrung in zarten Liedern sang und klang, da dankte er Frau Margarete:

„Doch braucht auch meine Seele zum Seligen des Sonnenflugs, daß sie auf ihren Schwingen den reinen Tau der Mutterliebe fühlt!“

Und in seiner Kanzlertragödie bekennt er ihr

durch den Mund des sterbenden Klaus von Bismarck in heiligem Ernst:

„O, Mutter, — Mutter, — Mutter, — ja, — — — du verstandst mich immer — — —!“

Bernita-Maria Moebis

## Ein Festtag des Buches

Es gibt einen „Weltspartag“, einen „Märtertag“ und ähnliche wirtschaftlich oder geistig wertvoll gewordene öffentliche Einrichtungen: — warum nicht auch einen „Festtag des Buches“ oder „Buchfesttag“? Wir machen durchaus nicht den Anspruch darauf, die ersten zu sein, die diesen Einfall haben; denn er besteht bereits in Spanien und wir unterbreiten ihn hiermit der deutschen Öffentlichkeit zur Nachfolge. Irgendwie muß der Entgeistigung unseres Volkes vorgebeugt werden; will man nicht auch diesen Versuch in den Dienst des Geistes stellen? In der Weihnachtszeit müßte diese Sache allgemein eingerichtet werden. Weihnachten mit seinem geistig-seelischen Hintergrunde der schenken- den Liebe müßte ganz besonders in den Dienst des guten Buches gestellt werden.

Der kürzlich in ganz Spanien wieder veranstaltete „Festtag des Buches“ ergab dank der außerordentlich regen Beteiligung aller öffentlichen und privaten Organisationen und Institute erstaunliche Erfolge. Die Veranstaltungen in den Universitäten, wissenschaftlichen Gesellschaften, staatlichen und kommunalen Körperschaften, wo jeweils den speziellen Interessen entsprechende Vorträge und Vorlesungen gehalten wurden, fanden einen starken Zuspruch. Die Propaganda, die sich nicht etwa nur auf schöne Literatur, sondern in besonderem Maße auch auf die in Spanien erschienene wissenschaftliche und Spezialliteratur gerichtet hatte, konnte die doppelten bis dreifachen Erfolge gegenüber dem vorigen Jahre buchen. So will eine große (katalanische) Buchhandlung in Barcelona an dem „Festtag des Buches“ 2000 katalanische 800 kastilianische (spanische) und 500 ausländische Bücher verkauft haben.

Ermuntert das nicht dazu, auch in Deutschland den Versuch zu wagen?

## Krach in die Welt!

Unter diesem ironischen Titel springt die Berliner Zeitung „Deutscher Vorwärts“ dem „Lärmer“ bei, indem sie schreibt:

„Der feine, nachdenkliche, innerliche, literarisch hochstehende, von Friedrich Lienhard ausgezeichnet geleitete, dabei durchaus unpolitische (d. h. politisch partellose), Lärmer“ hat sich die Ungnade der Vorwärts-Kämpen zugezogen. Wie das? Nun, es ist kein Kunststück: Der Lärmer hat die Stillen im Lande gelobt! Doch lassen wir die Vorwärtsgalizier selber sagen, wie so und warum:

„Die letzte Nummer (des Lärmer, D. V.) beginnt mit einem Aufsatz Die Stillen im Lande vom Herausgeber selbst. Also die Stillen sind eine Edelrasse großer Seelen, wandelnden Flammen vergleichbar, ein Sternhimmel, der durch Strahlung miteinander verbunden ist. Sie sind die echten Christen, gute und große Herzen, die mit ihrer weniger sichtbaren und doch spürbaren Flamme an der Wärmeverbreitung auf diesem Erdball mitwirken. Sie vertreten das Gottesreich im Gegensatz zum Reich des Satans; deren Mitglieder erhalten die entscheidenden Antriebe tiermenschlich von der Schlaubeit (Eigennutz), jene dagegen geistmenschlich von der liebenden Weisheit. Sie haben eine kosmische Aufgabe.“

Haben die Leute aus Kratau und Krachau etwa nicht recht?

Wie? Stillesein? Nachdem sie sich täglich bemühen, die laute Gemeinde der Rowdies zu vergrößern und zu vermehren? Nein, das Stillesein führt zu nichts! Unsere Hoffnung ist der schäumende Schwächer, der seine Rede beginnt: Verehrte Anwesenden!, der von den Ideen des Märzgen faselt, wenn er die

Ideen des Märzgen meint, der da spricht von den Epochen unserer Zeiten, der Grillenberger mit Grillparzer verwechselt und der da bellamiert: Nein, eine Grenze hat Spannenmacht — wie schon Jöthe in den Räubern sagt... der seinen ergriffen lautstehenden Zuhörern erzählt, daß ein politischer Gegner wegen verschiedener Dialekte (Delikte) verbestraft sei, der verlangt, daß man die Entente die Fadel der Zwietracht zwischen die Seine säe und der mit Donnerstimme fordert, daß man in der Wahl dem Gegner ein Kanaan oder ein Kanu bereite (statt eines Cannä)...

Die Stillen im Lande haben meist kein Mitgliedsbuch in der Tasche, hören nicht auf Rosenfeld und Levi — Grund genug, daß kein Lied, kein Helmbuch, ja, nicht einmal eine Zeitschrift von ihnen reden soll! (Deutscher Vorwärts, 1. November 1927.)

— Der Deutsche Vorwärts pflegt den undeutschen, östlich orientierten Vorwärts mutig am Kragen zu packen. Wir danken ihm für seine Hilfsbereitschaft. Der Vorwärts (Sozialisten) und die Rote Fahne (Kommunisten) sollen merken, daß es denn doch noch in Deutschland Menschen der gesammelten Kraft gibt, die im Deutschtum und im Christentum wurzeln und dabei beides im weitesten Sinne verstehen: großdeutsch und Reich-Gottes-Gebanten. In dieser gesammelten Kraft reifen gerade die Mächte der Brüderlichkeit und der helfenden Liebe, die jene beiden Blätter und ihre Parteigänger durch Massenversammlungen suchen und durch — „Krach in die Welt“... Lienharbs Sprache ist freilich dichterisch und symbolisch, nicht aus einer Volksversammlung entnommen. Wie kommen denn jene Brüller im Lande auf dieses gänzlich andere seelische Gebiet? D.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard

Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Walthers. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) an die Schriftleitung des Lärmer, Weimar, Karl-Alexander-allee 4, zu richten.

Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühren beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.





Goethes Gartenhaus im Winter

I. v. Jordan

# Der Türmer



Monatschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard  
Gründer: Doanot Emil Freiherr von Grothuß

30. Jahrg.

Januar 1928

Heft 4

So ist das Ganze des deutschen Idealismus ein kostbarer Besitz unseres Volkes, ein Besitz freilich, der als ein geistiger sich nicht mühelos übertragen läßt, sondern den es immer wieder neu zu erringen gilt. Aber wie er aus deutschem Wesen geboren ist, so kann deutsches Wesen besonders leicht den Weg zu ihm finden, sich an ihm verjüngen und erhöhen.

Rudolf Eucken



# Christentum und Idealismus

Von Friedrich Lienhard

Meinem Vetter und Freund Prof. Dr. Georg Wehrung in Halle.  
F. 2.

Wie es einen umfassenden großdeutschen Gedanken gibt, so können wir auch eine großchristliche Auffassung feststellen, selten genug verbreitet, nicht durch konfessionelle Schranken beeinträchtigt, unmittelbare Jüngerschaft Christi und wohnhaft in dem von dem Herrn gegründeten Reich Gottes.

Der Kampf zwischen Christentum und Idealismus, der neuerdings akademische Gemüter beunruhigt, gedeiht nicht in dieser „Una sancta“, der schon die Kirchenväter um Augustin großzügige Worte gewidmet haben. Una sancta bedeutet die eine heilige Gemeinschaft der Christusjünger oder Gotteskinder. Der Eindeutschungskraft eines starken Weltreiches entspricht die Einchristungskraft eines sieghaften Gottesreiches. Denn in diesen vom Christus-Heliant schöpferisch belebten Seelen ist der erobernde gute Blick geübt, der alles, was er anschaut, in Gold oder Licht verwandelt.

Du weißt, lieber Vetter und Freund, daß ich mich als Christ und Deutscher fühle — aber auch als Idealist, nicht als Illusionist. Du weißt, daß ich auf dem Boden der Wirklichkeit stehe, deren Tragik ich nicht leugne, die ich vielmehr als zu meistern Aufgabe fasse, nicht als fertigen behaglichen Besitz und Genuß. Über meinem Haus und Leben funktelt das Sinnbild des Rosenkreuzes: den ernstesten Stamm des Kreuzes (Religion) mit den Rosen der Heiterkeit oder der verklärenden Kraft der Kunst verbindend.

Schon hier — in Kreuz und Rosen (Karfreitag und Ostern) — ist ein Spannungsverhältnis ausgeprägt. Frömmtheit und Frohsinn, Würde und Anmut sind als Polarität miteinander verbunden und schaffen durch diese Zweieinigkeit ein gesundes Ganzes. Als Spannungsverhältnis überhaupt erfasse ich die Leibgeistigkeit des Lebens. Erst aus Gegensatz und Ausgleich der Kräfte und Strahlungen setzt sich die Lebensbewegung zusammen und schafft jenen Rhythmus oder jene Schwingung, die der geistbelebte wirkende Mensch braucht. „Kampf ist das Weltgesetz“ steht am Schluß meines Erstlingswerkes. Und das ist lebenslang meine Lösung geblieben. Wobei man freilich Kampf — Spannungszustand — nicht mit kleinem Zank und Haber verwechseln darf.

Jeder Idealist steht in einem Spannungsverhältnis zu der materialistischen Umwelt. Denn es verlangt Kraftanstrengung, sich mit Willen und Vernunft von der Triebwelt und Alltagswelt zu lösen und sich Ideale zu setzen. Durch diesen Entschluß der Lostrennung von der Masse wird der Mensch überhaupt erst Persönlichkeit. Man kann auch sagen: er wird Gottsucher. In den Reihen dieser ernstesten und edlen Menschen sind unsere besten Bundesgenossen. Der Idealismus übt diese Menschen in einer ihrer besten Kräfte.

Denn es ist im Menschen eine Grundkraft: eine elastische Fähigkeit, die verschiedenen Kräfte von einem geheimnisvollen Mittelpunkt aus ins Gleichgewicht zu bringen. Einer meiner liebsten Stabreime ist: still und stark (man kann auch

hinzufügen: stolz, nämlich seiner Würde bewußt). Damit ist die gesammelte Kraft gemeint. Das Gegenteil ist Fettansatz und Faulheit nebst „Strohrod“: Tod solcher Faulen, die sich nicht Walhalls würdig gemacht haben. Solcher Mangel ist das Kennzeichen des Spießbürgers; er ist der natürliche Todfeind des Genies, das ganz Spannung ist, weil eingeordnet in den großen Lebensrhythmus. Wie kommt man eigentlich dazu, den wertvollen Spannungszustand des Idealismus derart zu bekämpfen? Ich halte diesen Kampf vor dem gemeinsamen Feind — Front des Materialismus — für ein Verbrechen.

Fortwährend greifen Idealismus (als Lebenszustand betrachtet) und Christentum ineinander über. Manche ermunternden Worte des Paulus könnten geradezu aus einem idealistischen Wörterbuch genommen sein. Unsere gemeinsame Weltanschauung ist dynamisch, nicht mechanisch. Mit der schönen Gespanntheit gegenüber Leid und Widerständen verbindet sich ein ruhiges Vertrauen (Glaube) auf die über uns waltende Gnade, deren geheime Führung wir tief verehren (Demut). Sie ermöglicht uns, bei aller Entfaltung unseres Willens und der Vernunft (Idealismus), ein feines Lauschen auf die Stimmen der Geister und Meister, auf das göttliche Wort (Christentum), ist demnach ein Verbundensein mit dem Göttlichen oder der geistigen Sonne. Von hier erst kommt die letzte Weihe: die Gnade von oben.

Aber nur die letzte, höchste Weihe, nicht die erste. Man muß sich — wie der Idealist Wilhelm von Humboldt sehr richtig an seine Freundin Charlotte Diede schreibt — durch ernstes Streben und Suchen erst des himmlischen Friedens würdig gezeigt haben, dann wird er geschenkt. Natürlich sind die Wege zur Stadt Gottes äußerst mannigfaltig; Paulus ist gleichsam „katastrophal“, d. h. durch plötzliche Erschütterung überwältigt worden; andere Entwicklungen sind langsam, gleichsam „nep- tunisch“ (mit Goethe zu reden), nicht „vulkanisch“.

\* \* \*

Man sollte erwarten, daß nach den Gewittern und Fiebern des Weltkrieges die Menschheit nunmehr reif würde für diesen Seelenzustand, der bereit ist zur göttlichen Gnade, zum Einzug Gottes und damit des hohen Seelenfriedens. Ohne religiösen Einschlag ist dieser Zustand edler Gefastheit und schlichten Gottvertrauens nicht vorstellbar. Dieser Seelenfriede ist das recht eigentliche ewige Heimatgefühl; denn wir sind Kinder des göttlichen Kosmos, und uns durchstrahlen die verschiedensten Kräfteschwingungen, die das Weltall durchziehen. Aber wir haben in unserem eigenen Innern eine Fähigkeit, den uns nicht gemäßen Kräften zu widerstehen und die uns entsprechenden Strahlen mit unserm kleinen Mikrokosmos zu verbinden.

In diesem Sinne empfinden wir die Erscheinung des Christentums als eine reifere Stufe der Menschheit. Das Christentum wendet sich an eine Auslese. Wohl heißt es (Matthäus 28): „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker“ — aber es sind in Wahrheit nur einzelne gemeint, die dem edlen Rufe wahrhaft folgen. Die Schriften und Briefe des Neuen Testaments gelten nicht mehr einem Volke wie noch das Alte Testament, sondern einer Auslese, die im Gegensatz steht zu einer ringsum feindlichen Umwelt.

Gerade in diesem Spannungsgegensatz gegen die Umwelt erblicken wir die Würde des Christentums. Im Unterschied etwa von Nietzsche oder Dühring halten wir diese Auslese für überaus edelstolz und stark. Es gehört Kraft dazu, wie schon gesagt, sich von der Umwelt abzuheben, um sich jener ganz andern Stellung zu Welt und Kosmos einzureihen. Das Christentum des altdeutschen „Heliand“ ist auch das unsere. Aus tiefem Instinkt heraus hat jener Niederfachse ganz richtig das Helidentum und die Mannentreue der Wenigen angerufen, die sich als eine Minderheit in einer Welt von Feinden zu behaupten suchen.

Ich nenne diese Wenigen im Unterschiede von der Masse der Lauten auch hier (wie schon in zwei früheren Aufsätzen) die Stillen im Lande, wobei ich mir bewußt bin, daß ich mit diesem Ausdruck den bisherigen Gebrauch des Wortes erweitere und verändere. Sie sind still, weil sie nicht lärmend und gehetzt sind; still, weil sie ihre Kraft zusammenhalten; still, weil sich erst in der Stille die wahre Stärke entwickelt, wie ja auch die gleichfalls still wachsende Pflanze triebkräftig das Licht sucht, um von ihm begnadet zu werden. So sucht unsre Seele Gott.

Ich nenne demnach meinerseits das Christentum eine Heldenreligion (übrigens im Einklang mit Chamberlain), nachdem es von verschiedenen Seiten als Religion der Schwächlinge oder Weichlinge verleumdet worden ist. Das Christentum ist Kraft. Wir fassen es als kosmischgroße Weltanschauung, nicht winkelhaft dümmlich oder muffig. Unser Erlöser (Loslöser vom bloßen Erdenstandpunkt mit aller Zulänglichkeit nebst Schuld und Schicksal) ist zugleich der Erweiterer unsers Bildes in das geistige Universum. Der Tod ist Sprengung der irdischen Enge, die Auferstehung ins Große des Weltalls. Ohne diese Auferstehung (da hat Paulus durch und durch recht) ist kein Christentum denkbar, sondern nur erdgefangenes Heidentum und Judentum. Es ist uns bis in Fleisch und Blut hinein eine Selbstverständlichkeit, daß wir ewig leben, daß unsere Entwicklung durch Jahrtausende geht. Christentum ist keine ängstliche Sklavenreligion, sondern gerade umgekehrt Befreiung vom allem Sklaventum der Erden-Enge — im vollen Sinne des Wortes also freie Herrenreligion. Wir sind in unseres Vaters unendlichem Reich zu Hause, nicht als bezahlte Hausangestellte, sondern als Kinder Gottes. Dies ist der großchristliche Standpunkt.

Demnach erkenne ich auch keinen Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum an, sondern eine Erweiterung der früheren Religionen. Die Juden ahnten in ihrem Messiasideal eine höhere Stufe; die Heiden aber ahnten in ihren Mysterien die künftige Erweiterung ins Kosmisch-Große. Unter Kosmos verstehen wir, dem modernen Sprachgebrauch entsprechend, nicht jenes griechische Wort des Neuen Testaments (mit „Welt“ übersetzt), sondern das geistige Universum, das wahrhaft Ganze des Lebens, ungefähr was das Neue Testament das „ewige Leben“ nennt, über dem der „Vater“ waltet, wie Christus den Allwaltenden in genialer Schlichtheit bezeichnet hat.

Ebenso lasse ich — wie gesagt — keinen Gegensatz zwischen Idealismus und Christentum gelten. Ich bedaure, daß sich in akademischen Kreisen (Barth, Sogarten, Lütgert usw. und schon Spemann in seiner kleinen Schrift) ein solcher Gegensatz herausgebildet hat. Die emportreibende Kraft des Idealismus wird in jedem ge-

sunden Wachstum, wenn das Problem zu Ende gedacht wird, aufgefangen und vollendet durch das Christentum. Warum macht man sich denn die Welt eng, indem man den Idealismus verleumdet, um sich desto mehr als Christ zu fühlen?

\* \* \*

Du weist, lieber Vetter und Freund, den ich auch zu den Stillen im Lande rechne, daß wir dort im Rißfingener Bergschloßchen über die Theologen Barth und Sogarten usw. mit ihrem Ausspielen des Christentums gegen den Idealismus uns lebhaft miteinander unterhalten haben. Den Ernst und die Entschiedenheit, die sich in beiden Theologen kundgeben, wußten wir durchaus zu würdigen. Du faßtest in deiner maßvollen Sachlichkeit das Wesentliche dieses Kampfes zusammen, gabst mir auch einige Schriften. Ich hatte längst von diesem Feldzug vernommen und sprach dir meine Bedenken aus. Als Dichter benutze ich Symbole, und bin kein Dogmatiker; ich fühlte mich irgendwie persönlich verletzt durch diesen ungerechten Ansturm gegen eine so edle und großzügige Bewegung, wie es der Idealismus ist (den Paul Ernst im „Zusammenbruch des Idealismus“ unbegreiflich anklagt, statt den Materialismus zur Rede zu stellen). Mir liegt näher die weitherzige Einfühlung in die verschiedenen Arten, das mannigfaltige Leben zu betrachten und doch jeden in seiner Art in die Stadt Gottes eingehen zu lassen, wohin viele Wege führen. Jene Stellungnahme Christentum gegen Idealismus schien mir gekünstelt und unnatürlich und eine rein akademische Angelegenheit. Es fielen dabei ablehnende Ausdrücke wie „forciert“ und „konstruiert“. Ich kenne das Christentum von Kind an, komme aus einer streng evangelisch-lutherischen Ecke und habe einige Jahre Theologie studiert. Aber ich kenne auch den Idealismus gründlich und habe mich mit dem klassisch-romantischen Zeitalter wohl tiefer und unbefangener beschäftigt als jene Theologen.

Wißt du noch, ich wandte das Gleichnis eines ins Wasser gefallen Menschen an, der sich mit stärkster Willensentfaltung ans Ufer arbeitet und dort die Hand emporstreckt: das ist der Idealist. „Wer immer strebend sich bemüht“ (Faust). Am Ufer steht hilfsbereit ein Mann. Er ergreift die emporgestreckten Hände und zieht den Todbetrohten ans Ufer: das ist Christus. „Den können wir erlösen“, singen die Engel (Faust). In diesen beiden Zeilen am Schluß des Goethischen Gedichts steckt in wenig Worten der ganze Gegensatz, den ich, wie gesagt, meinerseits nicht als Gegensatz empfinde, sondern als Ergänzung. Im Idealismus lebt und treibt der Vollendungsdrang; im Christentum herrscht das Erlösungsbedürfnis. Jener preist als Grundkraft den strebenden Willen, dieses als feinere Macht die helfende Gnade. „Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen“, heißt es weiter im Faust, „begegnet ihm die sel'ge Schar“ (der Erlösten), „mit herzlichem Willkommen“. Nicht er selbst erlöst sich, sondern die Engel (Christus, die helfende Liebe von oben) erlösen ihn. Denke auch an das andere kleine Goethische Gedicht, worin er den stark entfalteten Willen „allen Schwalten zum Troß sich erhalten“ usw. so schwungvoll preist, und wo es dennoch am Schluß heißt: „Rufet die Arme der Götter herbei“. Also auch hier: nicht wir Irdischen erlösen uns, sondern uns helfen die Vollendeten.

Du erinnerstest mit Recht an meinen „Oberlin“, wie dort der rationalistische

Randibat Hartmann in seiner Predigt im Steintal den Willen und die Vernunft preist — und dann stecken bleibt. Da betritt Oberlin die Kanzel und preist ergänzend die helfende, erlösende Gnade von oben als reiferen Standpunkt. Diese Gegensätze versöhnen sich leicht, sobald der liebende Blick mächtig mitwirkt. Als Christus mit seinen Jüngern an einem verwesenden Hund vorüberging, sagten diese: „Wie häßlich ist das Tier!“ Christus warf nur einen Blick hinüber und sagte: „Welch schöne Zähne hat der Hund!“ Kann man denn nicht mit ebenso gutem Blick auf den Idealismus blicken?

Meine Worte, lieber Freund, wenden sich also ebensosehr an die Idealisten wie an die Christen. Um der Erlösung würdig und teilhaftig zu werden, muß man zuvor gekämpft, gerungen, gestrebt und gelitten haben (wie Parsifal). Dieser Drang ist in uns gelegt als Gottesfunke, der uns mit dem Lebenslichtmeer Gottes verbindet. Wie soll denn die Lücke zwischen Endlichem und Unendlichem anders ausgefüllt werden? Eben diese Ausfüllung vermissen ich bei jenen Schriftgelehrten Barth und Sogarten. Das Göttliche muß doch wohl irgendwie im Menschen Anknüpfung finden? Oder soll der vollständig sündige und nur sündige Mensch wie ein nasser Lappen aus dem Wasser gezogen und als dumpfes Objekt ans Land geworfen werden? Herder hat einmal gesagt: „Wie schwer ist es, daß ein Theologe in das Reich Gottes eingehe.“ Gott sei Dank, daß ich nur Dichter bin! So ist es mir unverwehrt, in meinen Formen und Symbolen (Gral, Rosenkrenz) vom Reich Gottes der Weisheit und der Liebe zu sprechen; besonders aber der Liebe. Denn Pascal hat recht, wenn er in den „Gedanken“ schreibt: „Die Heilige Schrift ist keine Wissenschaft des Geistes, sondern des Herzens. Sie ist nur denen verständlich, welche das rechte Herz haben. Die Liebe ist nicht nur Gegenstand der Heiligen Schrift, sondern auch die Pforte zu ihr.“ Ich vermissen in den Büchern jener Theologen den guten Blick und die große herzliche Liebe, die unbeschadet aller Begriffsklarheit auch Idealisten ohne Paßkontrolle durch ihre Pforte in die Stadt Gottes einläßt. Was war denn übrigens jener helfende Samariter: ein Christ oder ein Idealist? Hat Christus jemals solche Maßstäbe angelegt?

Man fasse das Wort Idealismus ganz einfach nach seinem Wortbegriff: es kommt von Ideal und ist das Gegenteil von Materialismus, darf aber andererseits mit Illusionismus oder Schwarmgeisterei nicht verwechselt werden, was ein Zerrbild des schönen, erdfeften realkräftigen Wortes Idealismus ist.

Aber eins aber wollen wir nicht im unklaren bleiben, lieber Freund, das brauch' ich dir nicht erst zu sagen: das jetzt viel gebrauchte und mißbrauchte Wort „Natur“ hat mit dem gewaltigen Gebiet der Schicksale nichts zu tun. Die Energiemellen der Schicksalswelt gehören einer ganz andern Ordnung der Dinge an, wohin kein Naturalismus heranreicht; hier sind Geist und Seele, diese sind aus Gott; sie schaffen die eigentlich tragischen Verwicklungen des Menschendaseins. Daher kann uns eine naturalistische Lebensanschauung ebensowenig genügen wie der Pantheismus. Vielmehr steht die Schicksalswelt zur Natur in einer Art von Polarität, erhält von dort Impulse und drückt ihrerseits wiederum ihre Energien in die Natur ein, steht also mit ihr in einem fruchtbaren Spannungszustand. In dieser Wechselwirkung steckt das Mysterium des Menschen.

Doch wir wollen uns nicht verlaufen, mein Lieber, sondern die praktischen Auswirkungen jenes Feldzugs gegen den Idealismus noch ein wenig streifen. Wenn ich eben sagte, daß es sich nur um einen akademischen Feldzug handle, so ist das nicht ganz richtig. Vom akademischen Lehrstuhl aus strömten nämlich jene Gasgifte — denn so wirken sie im praktischen Gebrauch — auf manche Kanzeln über; und von da in die halbgeistliche Laienwelt. Ich habe das am eigenen Leibe erfahren. Eine Gemeindegewesener äußerte zu einer unserer Hausangestellten naserrümpfend: „Ihre Herrschaft mag idealistisch und edel sein, aber dem Reich Gottes steht sie fern!“ Die Dame kennt uns weder persönlich noch aus Büchern; aber sie hat etwas davon gehört, daß Idealisten „Kinder der Finsternis“ sind. So nannte neulich ein westdeutscher Pfarrer auf der Kanzel auch den Idealisten Eucken (wobei er, da er gerade in Schwung war, auch den Relativisten Spengler, den Grafen Reysersling, die Anthroposophie usw. als „Kinder der Finsternis“ gleich mit abtat). So wirkt sich jener Bruderkrieg im praktischen Tagesgebrauch aus: er züchtet geistlichen Hochmut, statt daß man mit gutem Blick die gewaltige Vorhofsarbeit des Idealismus dankbar in den Wirkungsbereich des Christentums mit einbezieht, ähnlich wie Augustin („de civitate Dei“) großen Blickes geschaut hat.

Friedrich Niebergall spricht in seinem neuesten Buch („Im Kampf um den Geist“, München, Bruckmann 1927) in schöner Dankbarkeit von den Mächten des Idealismus. Und dann meint er, was ich voll unterschreibe: „So ist es zu verstehen, wenn zwar nicht der Idealismus als die Vollendung des Christentums, aber das Christentum als die Vollendung des Idealismus aufgefaßt wird. Wer es mit dem Idealismus ganz ernst nimmt, dem tut er den Dienst, den überhaupt Gesetz und Philosophie einem Menschen tun können: er treibt ihn über sich hinaus höheren Idealen und Werten zu. So wird der Idealismus zu einem Erzieher auf Christus hin. Immerhin, wo das nicht zur Vollendung kommt, wird man sich über einen jeden freuen, der aus dem Materialismus heraus zu ihm aufgestiegen ist.“

Und Gerhard Fricke in seinem beachtungswerten Buch „Der religiöse Sinn der Klassik Schillers“ (München, Kaisers Verlag 1927) kommt, obwohl dem Barth'schen Kreise nahestehend, zu dem aufhorchenswerten Ergebnis (S. 384): „Eine evangelische Theologie, die ihr Ziel im Kampf gegen den Idealismus erblickt, verkennt nicht nur diesen, sondern auch ihre Aufgabe in der Zeit. Denn der Weg kann allein durch den Idealismus hindurch, niemals mehr an ihm vorbei oder hinter ihn zurückführen.“

Das Christentum ist so groß, daß es alle seit der weltgeschichtlichen Erscheinung Christi aufgetauchten Richtungen des Geistes einchristen, verarbeiten oder nach und nach abstoßen kann. Denn sie haben seit dem Einwirken der Christenreligion in unsere Erdatmosphäre eben durch das Christentum ihr besonderes Gepräge erhalten. Goethes Iphigenie ist nicht mehr die Iphigenie des Euripides. Niemand kann heute mehr — bewußt oder unbewußt — an dem Mysterium von Golgatha vorübergehen, weder der sogenannte Antichrist noch der Idealist.

# Tina Roth

Von Anna Böhm

Jens Peter Krafft liegt lang ausgestreckt am Rande seiner Wiese. Er hat die Arme hinter dem Kopf verschränkt und blinzelt in die heiße Helle des Sommertages. Um ihn herum ist ein unaufhörliches Summen und Brummen, Zirpen und Geigen. Das schwebt und schwirrt vor seinen Augen, marschiert über seinen Leib und wird um so eifriger, je stiller er liegt. Jens Peter lacht vor sich hin, ein breites, behagliches Lachen. Er betrachtet eine Biene, die an einer Kleeblüte hängt. Die rote Blume schwankt, das Tier summt voll Eifer. Tüchtige Dirn! sagt Jens Peter anerkennend, und sein Blick schweift über die Wiese. Das Heu ließ sich gut an; brachte er's trocken ein, so bedeutete das ein Stück Vieh mehr im Stall. Er richtet sich halb auf. Auch das Korn stand, wie sich's gehörte; volle Ähren, langes Stroh. Er greift nach einem Halm, zieht ihn zu sich herüber und zerbeißt ein Korn. Wenn das Wetter hielt, konnten er und Friedebert morgen mit dem Mähen beginnen. Er nickt vor sich hin. Ja, es ging aufwärts. Kam die Sommerung drüben ebenso, so konnte er seine Düngerschulden bei der Genossenschaft bezahlen. Und dann? Ein Blitzen schießt durch die blauen Augen. Dann, Tina Roth, will ich dich auf diesen meinen Armen über die Schwelle des Wendlerhofes tragen. Du und ich. Tina Roth, wir wollen den Fluch brechen, der so lange darüber gelegen hat!

Jens Peter streckt die Arme mit den geballten Fäusten von sich, seine breite Brust hebt und dehnt sich. „Tina Roth!“ sagt er, und noch einmal „Tina Roth!“ Eine scheue Zärtlichkeit schwingt in der Mannesstimme. Jens Peter richtet sich auf, hebt die Hand über die Augen und blickt die Straße entlang. Kam sie noch nicht? Er sieht nach der Sonne. Die Kirchzeit mußte schon vorüber sein. Sie war immer eine der ersten, die heimkam, denn sie schwakte nicht lang vor der Kirchentür. Der Hof des alten Roth lag seitab hinter dem Walde; sie hatte den weitesten Weg ins Kirchdorf hinüber, darum eilte sie stets beim Heimwärtswandern. Aber heut will er sich ihr in den Weg stellen, heut will er sie fragen, ob es ihr nicht zu schlecht dünkt, Herrin im Wendlerhof zu sein.

Jens Peter preßt die Hände ineinander, daß die Knöchel knaden. Ruhig, Peter! sänstigt er sich selbst. Tina Roth ist eine Feine, Klare, Hohe; nach der greift man nicht wie ein junger Bär. Die meisten Burschen im Dorfe haben eine Scheu vor ihr. Sie hat so merkwürdige Augen; es ist, als würde man Glas vor ihnen. Jens Peter glaubt nicht, daß es irgend einen Menschen im Dorfe gibt, der in diese Augen hinein lügen könnte. Aber sie finden auch heraus, wenn einen das Leid würgt und wie ein Alp auf der Brust liegt. Dann werden sie lauter Sonne und Güte. Jens Peters Gesicht verklärt sich.

O, er hat es erfahren in jenen Jahren, als der Fluch auf dem Wendlerhof anhub, als die Mutter ihn forttat in die Stadtschule, damit er nicht Zeuge wurde des häßlichen Zankens, das sich unter dem Wendlerdach eingenistet; damit er nicht sah, wie sein Erbe vertan wurde von müßigen Händen.

Wenn er dann Sonntagabends zur Bahnstation stapfte, verstört und voller Ingrimm im Herzen, weil dieser Ferientag ihm seines Hauses Elend von neuem

gezeigt, dann gesellte sie sich zu ihm. Sie lernte in der Stadt allerlei nützliche Weiberhantierung und wohnte bei einer Pate. Nie sahen sie sich dort. Nur hier auf dem Wege begegneten sie einander in schweigendem Einverständnis.

Aber dieser Weg, diese larme Stunde in Wind und Wetter, sie wurde dem Gemarterten Erlösung. Dieser leichte und doch feste Schritt an seiner Seite dämmte den harschen Jorn, der ihn vorwärtsriß. Wenn er, noch im Banne des Erlebten dahinstapfte und sein Elend hinauschiere, wild, sturzhaft, dann konnte es sein, daß er halb unbewußt heftiger ausritt, gröblicher fluchte, nur um das Glück dieser Sänftigung zu erfahren; nur um auf seinem drohend geredeten Arm den Griff ihrer Hand zu spüren, unter dem das Schäumen seines Blutes verebbte. Sie sprach nicht viel, es war ihr nicht gegeben; es war ihre Seele, die in ihre Augen trat und zu ihm redete. Eine andere Luft wehte plötzlich um ihn; wo eben noch kleinlichster Haber und Schmutz der Seelen sein unverdorbenes Gemüt mit Ekel und Verzweiflung belastet, überglänzte ihn nun die Reinheit und Frische eines lautereren Herzens. Es war wie ein Bad, in das er getaucht wurde; und wenn er in tiefster Seele erfrischt daraus emporstieg, sah er, daß die Schuttmassen, die sein Leben bebrängten, nicht mehr unübersteigbar waren. Es lag wieder Zukunft auf seinem Wege. Und während er in glückhaftem Staunen neben dem Mädchen hertritt, ward jener Willensentscheid in ihn gefestigt, der mit jeder Begegnung tiefer sein Inneres erfüllte und Richtung und Ziel seiner Jünglingsjahre wurde: Du mußt den Fluch deines Hauses lösen! Du mußt entschöhnen. Das will Gott von dir.

Er wußte nicht einmal: was ihr Teil war an diesem Wollen, wieviel davon hatte in ihm selbst geschlummert. Aber sie hatte es gewedt; in ihren Augen stand diese Forderung, die er sich fortan stellte, so ausschließlich stellte, daß sie ihn in den Jahren der Reise mit aller Wucht der Kasteiung belastete. Wohl spürte er, gesund und stark wie er war, die Stimmen und Lockungen seines Blutes; aber das, was leicht und süß schien, war ihm von Haus aus befubelt. Er fühlte instinktmäßig: für ihn gab es kein Spiel der Liebe, kein Naschen vom Baume der Erkenntnis; für ihn gab es nur alles oder nichts. Wer sühnen will, muß rein sein; und so widerstand er den Lockungen seiner Schulgefährten, blieb kalt bei ihrem Hohn oder brachte mit ein paar harten Griffen die Hämischen zum Schweigen. Er war einsam unter ihnen, und es kamen Stunden, wo er darunter litt. Das Heroische seiner Forderung trennte ihn von der Masse, schmiedete ihn zum Manne, während sie, wie Knaben, sich in tausend bunten Dingen verzettelten. Andererseits aber dünkten sie sich mit ihrem Wissen um alles Leben und Lebensgeheimnis, mit den kleinen Künsten der Verführung, die sie bald an dem, bald an jenem Mädchen erprobten, ihm weit überlegen. Jense Peter schwieg zu allen prahlerischen Ergüssen. Er trug gleichsam als Gipfel seines zu ersteigenden Weges, ein einziges Bild in seinem harten Schädel: Eina Roth hebt ihm aus der alten Wendlerwiege seinen Sohn entgegen. Jedesmal, wenn dies Bild vor seinem inneren Auge steht, fühlt er sein Herz wild und heftig schlagen. Sein Wille spannt sich wie ein wundervoller alter Bogen zu ungeahnter Kraft.

Niemals fällt ein Wort darüber zwischen ihm und dem Mädchen, niemals streckt sich seine Hand aus, sie zu berühren. Sie sitzen einander gegenüber in dem alten, kaum erleuchteten Abteil des Lokalbähnchens. Um sie herum lümmeln ein paar



Viehhändler, Geschäftsreisende üben ihre Redekraft; die beiden sprechen kaum, nur Alltägliches. Ihre Blicke begegnen sich frei und offen. Was sie einander zu sagen haben, ist gesagt; es bedarf keiner Worte zwischen ihnen. Am Ziel angekommen, reichen sie einander die Hand, und jedes geht seiner Wege.

So rinnen die Jahre. Das Leben des Mädchens spinnt sich wie ein lichter Faden weiter. Und seines? Jens Peter springt auf und stößt den Atem von sich. Wie die Wolken dort drüben, so sind die Bilder der Vergangenheit an ihm vorübergeglitten, scharf umrissen, schattend und doch sonndurchleuchtet. Sie sind kein Ungewitter mehr, das über seinem Haupte losbricht. Nein, auch das hat die Schärfe verloren, was er erlebte, als er von der landwirtschaftlichen Schule zurückkehrte. Er ist kaum acht Tage daheim, da ist eines Morgens der Vater verschwunden, der Schrank, in dem die Mutter das Bargeld bewahrte, erbrochen.

Jens Peter schließt die Augen. Ein Grauen überkommt ihn nun doch, da die Erinnerung das Geschehen jener Tage zurückeruft. Er hört wieder die kreisende Stimme seiner Mutter, lauscht halb besinnungslos diesem Schwall böser Worte und Beschimpfungen, die die Enttäuschte dem Entflohenen nachschreit. Scham brennt ihm in den Wangen, Ekel sträubt ihm das Haar; eine fremde Frau steht plötzlich vor ihm, tut Kleid um Kleid der Seele von sich und enthüllt vor ihm, dem Sohne, die ganze Verlogenheit, das ganze unwürdige Spiel einer Ehe, die nie eine Ehe war.

Etwas zerspringt in ihm in diesem Augenblick, etwas steht auf in ihm für den Entflohenen, den Dieb — seinen Vater. Labyrinth des Schmerzes in seiner Brust! Jens Peter legt die Hand über die Augen; das Sonnenlicht tut ihm weh. Er sieht die Mutter auf sich zukommen, die Arme um ihn legen, und er sieht, wie er diese Arme von seinem Halse löst und schweigend hinausgeht. Was dann folgt, ist ein stummes Nebeneinanderhinleben. Er arbeitet wie ein Pferd, den verschuldeten Hof zu halten. Der kaum Zweiundzwanzigjährige hat eine Unbeugsamkeit des Willens, die Knecht und Magd in Fucht hält. Sie gehorchen, denn sie sehen, er versteht sein Werk, ist früh der erste, abends der letzte. Scheu umschleicht ihn die werbende Anerkennung der Mutter. Er begegnet ihr mit Achtung; nie verleugnet er den Sohn; aber sein Herz ist verschlossen, der Brunnen zuneigenden Verständnisses verschüttet. Ihr Sinn kennt nur Geld und Geldeswert.

Jens Peter lächelt vor sich hin. Fort mit den Bleigewichten der Vergangenheit! — Drei Jahre nach der Flucht des Vaters erlag die Mutter einem Fieber. Das sterbende Antlitz verschönt sich, der verlöschende Mund findet Worte des Dankes, der Erhabenheit, die ihm das Blut zum Herzen treiben. In seinen Armen schläft sie ein. Ihr Testament macht ihn zum Herrn des Wendlerhofes, der ihr Vatererbe gewesen. Er hat sich dies Recht redlich erworben. Man achtet ihn im Dorf, wenn auch ein leises Mißtrauen nicht schwindet. Er ist kein rechter Bauer wie die andern. Die Stadtbildung ist ihnen verdächtig. Es kümmert ihn nicht. Er geht seinen Weg, diesen Weg, der nun dem Ziele zustrebt.

Jens Peter wendet sich jäh und blickt die Straße hinab. Im hellen Sonnenlicht schleift sich eine Männergestalt den Weg heran, ein Landstreicher oder Bettler, es kamen ihrer viele des Sonntags; aber dort, dort hinten, wo die Straße sich

wendet, dort kam eine weibliche Gestalt. Sie ist es. Sein Auge erkennt sie am Rhythmus ihrer Schritte. Ein Zittern läuft über ihn hin. Sie haben kaum miteinander gesprochen in den letzten Jahren, aber jede Begegnung war Zwiesprache, jeder Blick schweigendes Einverständnis.

Jens Peter tritt auf die Straße hinaus. Die Sonne blendet ihm fast den Blick, aber er muß ihr entgegengehen; es hält ihn nicht. Sein Schritt federt, sein Herz singt wie ein Vogel in seiner Brust. Die Gestalt des Bettlers schiebt sich näher heran, er beachtet es nicht. Plötzlich stößt dicht vor ihm ein Stod hart auf den Boden, aus einem verwilderten Antlitz starren ihn zwei brennende Augen an.

„Jens Peter, bist du es, mein Sohn?“ krächzt eine heifere Stimme in sein Ohr. Jens Peter steht wie vom Blitz getroffen. Er taumelt zwei Schritt zurück, alles Blut weicht aus seinem Gesicht. Er starrt auf die verkommene Gestalt, und plötzlich lobert ein wilder Zorn in dem jungen Gesicht; seine Augen blißen unter den buschigen Brauen hervor. Er tritt dicht an den Alten heran.

„Ihr, Vater?“ sagt er hart, „und so?“ — Der Blick des Alten flattert zu Boden. „Was wollt ihr?“ herrscht der Junge. „Der Hof ist mein; aus dem Schmutz geholt mit diesen meinen Händen.“ Zwei geballte Fäuste sind dicht und drohend vor des Alten Augen. Der weicht erschrocken zurück. Jens Peter gerät vollends außer sich. Seine Seele stürzt aus ihrem Himmel ins Bodenlose.

„Oho,“ schreit er, und seine Stimme klingt wie eine zersprungene Glocke, „Ihr meint wohl, nun ist es an der Zeit, nun können wieder Schränke erbrochen werden?! Aber hütet Euch, es sind scharfe Augen im Wendlerhof, die auf solche Leute passen!“

„Schweig!“ donnert ihm plötzlich eine Stimme entgegen. Vor ihm aufgerichtet steht der Vater, den Stod herrisch erhoben. „Schweig, Bursche! Was weißt du von von mir und meiner Ehe!“ Jens Peter reißt die Augen auf, aber er weicht keinen Schritt weit.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, das steht ja wohl in der Bibel,“ sagt er spöttisch, „so weist mir doch auf dem Wendlerhof die Spur von Eurem Tun!“

In dem Blick des Alten blitzt es auf; ein Zucken wie Freude läuft über sein Gesicht. „Du bist mein Blut“, sagt er leise. Der Junge fährt auf. „Euer Blut! Nie und nimmer! Ihr — Dieb, Ihr!“ —

Wie ein Peitschenhieb fällt das Wort auf den Alten. Der fährt hoch; beide sehen nicht den Schatten, der zwischen sie fällt. Hinrich Krafft schwingt den Stod über den Sohn, aber der Schlag fällt nicht; eine Hand greift nach dem Stod und schiebt ihn zur Seite. Lina Roth steht zwischen Vater und Sohn.

Lina Roth! — Jens Peter taumelt zwei Schritt zurück. Lina's Blick schweift von einem zum andern. Ein leises Erschrecken steht in ihren Augen: wie seltsam verwandt die beiden Gesichter! Da sinkt des Alten Körper in einem wilden Hustenanfall zusammen. Was eben noch trotzig und kühn aufzuckte, in diesem Antlitz, erschlafft verschattet in mutlose Verkommenheit. Aber wie einen Brand spürt Lina Roth Jens Peters Augen auf ihrem Gesicht. Da lobert Wut, Qual und Troß ihr entgegen. Ihr Herz zieht sich schmerzhaft zusammen.

„Jens Peter,“ sagt sie leise, und ihre Hand liegt auf seinem Arm, „dein Vater ist krank.“ —

Er sieht sie an. Wieder dieser Blick, der ihr ins Herz schneidet. Sie spannt all ihre Kraft, um Trost in ihre Augen zu bringen. Die wilden Blicke sagen: Du sagst das, du! Weißt du denn, was dieser Mann für uns bedeutet? — Ein Schimmer von Lächeln fliegt um Tina Roths Mund. Ja, ich weiß es, sagen ihre Augen; ich weiß es — und dennoch —. Das Lächeln vertieft sich und wirbt, und plötzlich streckt Tina Roth dem Alten die Hand hin, der halb lüftern, halb staunend der stummen Zweisprache lauscht.

„Kommt,“ sagt Tina Roth, und ihr Arm greift stützend den seinen, „Kommt, wir bringen Euch heim.“

Wunder, das sich begibt! Gemeinsam schreiten die drei Menschen ihre Straße hin. Rechts der Alte, in der Mitte das Mädchen, zur Linken Jens Peter, stumm, verbissen, halb sinnlos. Die Stimme des Mädchens schwingt in einem seltsam hellen Tone zwischen ihnen hin. Es ist, als spräche das warme Blut des Herzens mit hinein. Sie fragt den Alten allerlei Belangloses, erzählt kleine Begebenheiten des Dorfes, immer mit dieser seltsam schwingenden Stimme. Immer lauscht ihre Seele, ob des Stapfen zu ihrer Linken sich nicht sänftigen will. Und ihr Mund plaudert weiter, Worte, die allerlei Kleider tragen und doch nur das eine sagen: Sei still, Jens Peter, sei still, es ist nichts verloren!

So kommen sie zum Wendlerhof. Tina Roth bleibt stehen. „Nun legt Euch nieder!“ sagt sie zu dem Alten. „Ich will einmal nach Euch sehen.“

Der Alte gurgelt einen Dank, aber sie hört es nicht. Ihr Blick sucht ernst und bittend Jens Peters Augen. Die weichen aus; nur ein müdes Neigen des Kopfes antwortet ihr.

„Leb wohl, Jens Peter!“ sagt sie leise. — „Leb wohl!“ Es klingt wie ein Schrei. Jochen, der Pferdejunge, steht neugierig in der Tür.

„Schaff den Vater in die Kammer!“ herrscht Jens Peter ihn an, und stapft den beiden nach. Sie schreiten schwerfällig die Stiege hinauf; der Junge zieht den Alten. Jens Peter stiert ihnen nach, dann reißt er eine Tür zur Linken auf und läßt sie krachend hinter sich ins Schloß schnappen. Sein Körper fällt schwer auf die Bank nieder, und plötzlich wirft er beide Arme auf den Tisch, sein Kopf bricht vor, und ein wildes Schluchzen schüttelt seinen Leib.

Aber auf dem schmalen Wege, der vom Wendlerhof zum Hause ihres Vaters führt, steht regungslos Tina Roth. Ihr Blick ist rückwärts gewandt; sie preßt die Hände zusammen, und ein angstvolles Fragen ist in ihren Augen.

Wie ein Mensch die Luft, die in einem Hause weht, zu wandeln vermag! Wo ist der Atem von Arbeitskraft und Aufstiegsfreude geblieben, der den Wendlerhof durchzog? Schwer und stückig lastet ein Druck auf allen, die unter seinem Dache wohnen. Noch hat Hinrich Krafft keinen Schritt im Hof getan. Oben in seiner Kammer liegt er, und das Fieber zehrt an seinem ausgemergelten Körper. Mürrisch erscheint ab und an Lena, die alte Magd, schiebt ihm das Rissen zurecht und flößt ihm einen Trank ein.

Und Jens Peter? Seine Seele ist verwandelt. Er, der mit hellem Scherz und festem Blick seine Leute regierte, wechselt zwischen wilden Zornausbrüchen und

stumpfen Gleichmut; Jochen, der Pferdejunge, vertreibt sich, wo er kann. Die roten Flecke auf seinen Wangen, die eine harte Hand plötzlich darauf zeichnet, brennen so unangenehm. Friedebert, der Knecht, schüttelt manches liebe Mal den strubbeligen Kopf, aber er tut seine Arbeit wie sonst. Ja, oft schafft er an, was sein Herr versäumte. Führt dann Jens Peter hiezig auf ihn los, so gucken ihn die grauen Augen seines Knechtes so fest und ruhig an, daß er sich mürrisch davon macht. Friedeberts Augen aber folgen dem Verwandelten mit mitleidiger Achtung, und seine Faust reckt sich zum Fenster des alten Krafft. Liegt der Junge heulend im Stall und will aufbegehren, legt sich ihm die große, schwielige Hand Friedeberts schwer vor den Mund.

„Schweig still, Flausenmacher!“ sagt er, „hast deine guten Tage gehabt und viel zu gute. Steck die bösen in den Sack und warte ab!“ Abends, wenn Friedebert neben der alten Lena auf der Hausbank sitzt und seine Pfeife raucht, starrt er oft schwermütig vor sich hin.

„Man muß ihm Zeit lassen,“ murmelt er zwischen den Zähnen, „es ist eine harte Nuß, die ihm der Alte zu knaden gibt.“ Und die alte Lena nickt, und die Nadeln, die den verben Strumpf stricken, klappern vernehmlich durch die Maschen.

Jens Peter weiß von diesen Gesprächen nichts. Er will nicht fühlen, wieviel gute alte Mannentreue da den Schild vor ihn hält. Er vergräbt sich immer mehr in seine finstern Gedanken. Mit keinem Schritt hat er die Kammer des Vaters betreten. Ruhelos läuft er vom Haus ins Feld, vom Feld ins Haus. Nachts wälzt er sich schlaflos auf der harten Bettstatt. Gespannt liegt er da und stöhnt unter der Wucht eines unsichtbaren Kampfes. Ihm ist es, als kämen aus allen Ecken und Enden seines Hauses die Geister der Vergangenheit, und er muß mit ihnen ringen und weiß, daß alles Ringen umsonst ist. Alles umsonst, was er in mühevollen Jahren geschaffen. Trug das Bild heller Zukunft in seiner Seele! Der alte Fluch steht auf, die Kette klirrt an seinem Fuße, es gibt kein Entrinnen.

Mitten in der Nacht springt er auf, wirft hastig die Kleider über und stürmt hinaus, pfadlos, ziellos. Aber immer findet er sich zuletzt, wie er mit heißen Augen von einem Hügel hinunter auf den Rothof starrt. Dann kommt es vor, daß er sich ins Gras wirft und seine Hände ganze Büschel der unschuldigen Pflanzen aus dem Boden reißen. Im Dorf läßt er sich nicht sehen. Muß er hinunter, so ist sein Gesicht finster und verschlossen. Niemand wagt sich an ihn. Jens Peter fühlt die fragenden Blicke, hört gleichsam, was hinter seinem Rücken gemutmaßt wird. Es macht ihn trotzig und wild. Immer glaubt er eine hämische Freude in den Augen der andern zu sehen. Dann geht er in den Krug. Geschäftig füllt ihm der Wirt immer wieder das Glas, bis er schließlich mit schweren Gliedern ins Freie taumelt. Eine wilde Lust, sich zu zerstören, ist in ihm.

Und heut macht er sich schon am Vormittag auf den Weg. Friedebert kann die Arbeit tun, und wenn sie nicht getan wurde, auch gut. Es ging ja doch bergab. Er steht in der Stube und schiebt nachlässig einen Zwanzigmartlschein in seine Börse; von oben dringt das heisere Husten des Vaters. Jens Peter lacht grimmig vor sich hin. Wie er die Tür öffnen will, prallt er zurück, alle Farbe weicht aus seinem Gesicht. Vor ihm in der Tür steht Lina Roth!

„Guten Tag, Jens Peter“, sagt sie und zieht die Thür hinter sich zu. Jens Peter schweigt und starrt sie an wie einen Spul. Ihr steigt es heiß in die Augen, wie sie sein abgemagertes Gesicht sieht. Aber er hat sich gefaßt.

„Was willst du?“ herrscht er sie an, „eine wie du gehört nicht in ein Räuberneft.“ —

„Jens Peter!“ ruft sie erschrocken.

Der Ton ihrer Stimme greift an sein Herz. Er wendet sich ab.

„Geh!“ sagt er dumpf, „ich bitte dich, geh!“

Sie tritt ganz dicht zu ihm heran und legt die Hand auf seinen Arm. „Die alte Lene erzählt, daß es schlimm mit deinem Vater steht. Du mußt den Doktor holen lassen, Jens Peter.“ Er juckt nur mit der Schulter. Sie spricht weiter: „Ich will hinaufgehen und nach ihm sehen. Du weißt, ich verstehe mich darauf!“ —

Mit zwei Schritten ist er an ihr vorbei und versperrt ihr die Thür.

„Du sollst nicht zu ihm gehen! Du nicht!“ schreit er. — Sie sieht ihn an, fragend, erbarmend. Da weicht er zur Seite und sinkt auf die Bank.

„Geh!“ stöhnt er und verbirgt das Gesicht in den Händen.

Aber sie geht noch nicht. Tränen laufen ihr übers Gesicht. Einen Augenblick kämpft sie mit sich; aber dann geht sie zu ihm.

„Jens Peter,“ sagt sie ein wenig mühsam, „du handelst schlecht an mir. Ich habe immer gedacht, du würdest kommen und mich fragen, ob ich deine Frau werden wollte, und ich habe gewartet viele Tage lang, aber du kommst nicht.“ —

Er fährt auf und starrt sie an. Jäh steigt ihr das Blut bis unter die braunen Haare. Sie muß sich auf den Stuhl setzen, der am Tische steht.

Jens Peter springt auf und pflanzt sich vor sie hin. Der ganze Mensch zittert.

„Soll ich zum Schuft werden an dir?“ schreit er. Die Stimme schwankt. „Weißt du, was du für mich gewesen bist, Tina, all die Jahre? Wofür hab' ich denn gearbeitet! Mein ganzes Leben lang hab' ich davon geträumt, daß du da sitzt am Tisch als Herrin vom Wendlerhof.“ — Ein Zucken läuft über sein Gesicht. —

„Und wenn ich mich nicht fürchte, Jens Peter! Wenn ich dir nun helfen will? Was kann uns denn geschehen?“ — „Es geht ja nicht“, stöhnt er.

„So,“ sagt sie, „da willst du also, daß ich im Rothof sitze, bis ich alt bin und Runzeln bekomme und meines Bruders Magd bin mein Leben lang. Da werden sie in der Kirche mit Fingern auf mich zeigen und sagen: Ja, Tina Roth, so geht's einer, die denkt, der beste wäre gerade gut genug für sie. Den Jens Peter hat sie heiraten wollen, aber er hat sie sitzen lassen; Gott weiß, warum!“

„Tina!“ schreit Jens Peter, und plötzlich liegt sein Kopf in ihrem Schoß, ein Schluchzen schüttelt ihn. Leise fährt ihre Hand über sein Haar. Aber schon springt er empor, reißt die Thür auf und seine Stimme schmettert wie eine Fanfare über den Hof: „Jochen, spann den Fuchs ein, ich fahre zum Doktor!“

Als er sich umwendet, ist Tina Roth aufgestanden. Sekundenlang treffen sich ihre Blicke wie zwei helle Blitze. Ein fragendes Lächeln fliegt um Tinas Mund. Da stürzt Jens Peter vor, packt sie mit beiden Armen und schwingt sie hoch in die Luft. Sie lacht über das ganze Gesicht und fährt ihm mit beiden Händen in das blonde Haar, bis Mund an Mund sich findet und in heißem Kusse den Bund besiegelt. — — —

(Schluß folgt)

# Unveröffentlichte Briefe Ernst Moritz Arndts

Herausgegeben von Prof. Dr. E. E. Becker

Wir haben schon im Oktober 1926 aus demselben Besitz Briefe des Freiherrn vom Stein veröffentlicht. D. E.

Als Graf Christian Friedrich von Solms-Laubach zu Frankfurt unter Steins Leitung in der Verwaltung der befreiten deutschen Gebiete arbeitete, lernte er auch Steins Begleiter, Ernst Moritz Arndt, kennen. Dieser arbeitete damals „in seiner Weise mit der Feder und durch eine freieste Presse“. In seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein“ spricht er von dem „edlen, vortrefflichen Grafen Solms-Laubach“, mit dem er viel zu verkehren hatte. Er kam auch in das Haus des Grafen und trat dessen Gemahlin und den Kindern nahe. Als dann der Graf zur Leitung der Rheinprovinz berufen wurde, traf er wieder auf Arndt, der vom Frühjahr 1815 an ein Jahr in Wien seinen Wohnsitz genommen hatte.

Der Ton, in dem Arndt an den Grafen schrieb, unterscheidet sich zwar von der vertrauten Art, in der Stein mit diesem zu verkehren pflegte; doch schreibt er voll Vertrauen, zugleich aber auch mit Würde und Selbstachtung.

## A. Die gefundene Handschrift

1. Die ersten Briefe, die Arndt an den Grafen schrieb, handeln vor allem von einer Handschrift, die Professor Dumbek gefunden hatte und der deutschen Wissenschaft sichern wollte. Durch die Aufhebung der Klöster waren die zahlreichen wertvollen Handschriften der Klosterbibliotheken aus deren sicherer Hut gekommen. Es war ein glücklicher Zufall, wenn sie einem kundigen Sammler in die Hände fielen. Oft kamen sie aber an Besitzer, die entweder ihren Wert nicht zu schätzen wußten, oder die nur möglichst hohen Gewinn daraus ziehen wollten und die kostbaren Stücke ins zahlungskräftige Ausland verschickerten.

Professor Dumbek hatte bei einem Domänenpächter eine Handschrift des „Wigalois“ des Arnt von Gravenberch gefunden. Es ist die heute als „Wiener Handschrift“ bekannte und von der germanistischen Wissenschaft hochgeschätzte Handschrift. Dumbek erkannte die Bedeutung des Fundes — er überschätzte sie sogar anfangs — und suchte ihn zu sichern. Aber er fand bei dem Domänenpächter wenig Gegenliebe. Er weihte Arndt in seine Sorgen ein, und dieser erkannte als den besten Weg zu dem erstrebten Ziel, den Oberpräsidenten anzugehen und dessen amtliches und persönliches Ansehen für die Sache einzusetzen.

Hochgebohrner Herr Graf,  
 Gnädiger Herr.

Ich wende mich wegen eines sehr wichtigen litterarischen Fundes ohne weitere lange Einleitung an Euer Excellenz, überzeugt, daß Sie eine Sache, die unsre Sprache und Dichtkunst so hoch interessiert, befördern werden. Es kommt auf nichts weniger an, als auf den König Artus, eines der berühmtesten altdeutschen Heldengedichte, welches ganz verschollen war. Professor Dumbek allhier, ein in der alten Litteratur sehr waderer Mann, hat es aufgefunden und wünscht es abzuschreiben und herauszugeben, was ganz Teutschland erfreuen würde. Er kann aber dazu nicht kommen, weil der Besitzer, Domäneninnehmer Lieblein in Bergheim, auf das Manuscript sehr eifersüchtig ist. Wir wenden uns also wegen einer so wichtigen Sache an Euer Excellenz. Wenn Sie dem Manne nur ein Wort schreiben lassen in Ihrem Namen, so wird er es Ihnen gewiß nicht weigern, und so könnte dieser verschollene Schatz durch den Druck der ganzen teutschen Nation zu Ehren publici Juris gemacht

werden, und das Manuscript gegen eine gebührliche Vergütung, die man dem Manne bewilligte, einer öffentlichen Bibliothek einverleibt werden. Die Speciem facti lege ich bei, so wie die Abschrift eines Briefes, wie Dumbek meint, daß er nach Liebleins Charakter an ihn geschrieben werden müßte. Ich weiß, daß diese langen Worte Euer Excellenz nicht ermüden, da ich ja auch weiß, wie hoch Sie unsere Kunst und Geschichte ehren. Sollten Euer Excellenz auf diesem Wege in den Besitz der Handschrift kommen, so würden Sie dieselbe wohl einige Wochen dem Professor Dumbek mittheilen, damit er daraus für den Druck seine Abschrift nehmen könnte.

Noch nehme ich mir die Erlaubnis, Euer Excellenz vor einem sehr bösen Menschen zu warnen, über welchen ich höre, daß er hierlandes wieder Anstellung sucht. Dies ist der ehemalige Buchhändler und General-Procurator Reil, der 1813 mit den Franzosen gegangen und seitdem in Paris gewesen ist, ein energisch böser Mensch, Haupt der geheimen Polizei und Freund Fouchés, ein Schrecken aller Guten. Solche Rattern müßten billig jetzt ihre Köpfe nicht wieder emporheben dürfen.

Ihrer Gemalin und Kindern bitte ich mich unterthänigst zu empfehlen und bin mit tiefster Verehrung

Euer Excellenz  
unterthäniger E M Arndt.

Röln, den 4n. Okt. 1815.

2. Die folgenden beiden Brieflein zeigen Arndt als den zerstreuten Professor, wenn er auf die Schuld an dem Versehen auf seinen Diener ablädt. Der Graf ist auf die Anregung wegen der Handschrift eingegangen und erkundigt sich nach der Summe, die wohl zu ihrer Erwerbung aufgebracht werden müßte. Zugleich zeigt sich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den beiden Männern, indem Arndt dem Grafen zur Erlangung von Karten, die er zu seiner dienstlichen Thätigkeit brauchte, behilflich war.

Erlauchter Herr Graf.

Hiebei kommt ein Päckel, worin 6 Karten vom Mosel- und Saardepartement, von jeglichem drei. Das Wälberdepartement ist nicht aufzutreiben. Wahrscheinlich werden Sie in der Jägerschen Karten-Handlung in Frankfurt oder in der Brönnerschen dafür Aushilfe finden. Das Stück habe ich mit 4 Francs bezahlt und ich werde mit nach Ihrer Anweisung die 24 Francs von Herrn Carow's auszahlen lassen.

Das Manuscript läßt sich schwer schätzen. Der Mann kann aber, meine ich, zufrieden seyn, wenn er 100 Louis d'or erhält; er hätte es wohl für weniger verkauft. Ich empfehle mich Euer Erlaucht Geneigtheit und bin mit tiefer Verehrung

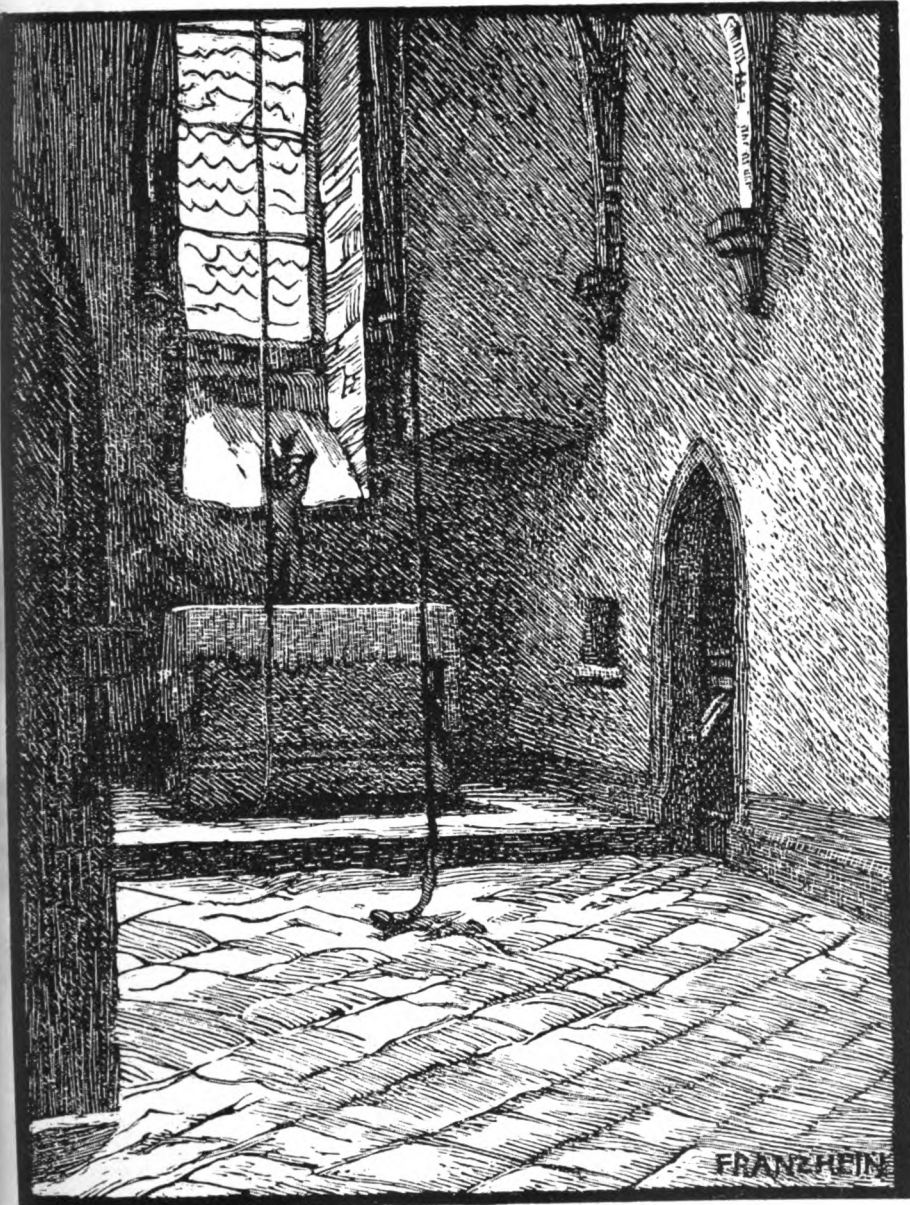
Ihr  
gehorsamster E M Arndt.

Röln, den 21. Nov. 15.

Erlauchter Herr Graf.

Wahrscheinlich haben Sie schon einen Brief erhalten ohne das dabei gehörige Päckel, welches die Dummheit meines Bedienten verkehrt auf die Post gegeben hat.

Hiebei folgen Ihrem Befehl gemäß vom Saar- und Moseldepartement Karten, von jedem 3; vom Wälberdepartement habe ich keine aufzutreiben können. Ich hoffe, in der Jägerschen oder Brönnerschen Kartenhandlung in Frankfurt werden Sie dafür Hilfe finden.



Kapelle

Franz Hein

(Nach einem Holzschnitt)





Ich denke, 100 Louis d'or ist eine angemessene Entschädigung für das Manuskript, da der Besitzer es sonst wohl etwas wohlfeiler gegeben hätte. Es würde allerdings eine öffentliche Bibliothek zieren.

Ich empfehle mich Euer Erlaucht wohlwollender Geneigtheit und bin mit tiefer Verehrung

Röln, den 21. Nov. 15.

Ihr  
gehorsamster E M Arndt.

3. Die Handschrift ist gerettet, zwar, wie aus dem weiteren Briefwechsel hervorgeht, noch nicht erworben. Aber der Oberpräsident hat sie immerhin in Händen. Die Wissenschaft kann sie nutzen.

Zwei andere Fragen beschäftigen außerdem den großen Deutschen: wo soll die Hauptstadt der neuen Provinz sein, wohin kommt die neue Universität? Die Gebiete, die heute die Rheinprovinz bilden, wurden zu Anfang zu zwei Provinzen ausgestaltet. Die sübliche Provinz, an deren Spitze der Graf stand, sollte als Hauptstadt Röln oder Coblenz erhalten. Gerade damals scheint eine Entscheidung für Coblenz gefallen zu sein. Arndt fühlt sich gedrungen, ernstlich davon abzuraten und für Röln einzutreten, was denn auch schließlich gewählt wurde.

Dagegen ist er ein entschiedener Gegner der Universität Röln; die Gründe, die er in dem Briefe an den Grafen anführt, sind ihm sonst nicht die eigentlich entscheidenden. In einer von Sybel veröffentlichten Denkschrift macht er vor allem die Gefahr der Meritalisierung der neuen Hochschule geltend, was den Grafen Solms, der aus äußeren Gründen für Röln stimmte, zu der wichtigen Bemerkung veranlaßte, „der Umstand, daß ein Ort sich dunkel zeige, könne doch keinen Grund geben, dort ein Licht nicht anzuzünden!“

Erlauchter Herr Graf!

Hiebei mit dem gehorsamsten Danke das Manuskript zurück. Professor Dumbek hieselbst, der es eigentlich entdeckt hat, wird zu seiner Zeit etwas über den König Artus schreiben.

Man ist hier untröstlich, und, ich muß es gestehen, auch ich bin es, daß Röln nicht Hauptstich der Regierung wird, und daß Sie, Herr Graf, nicht hieher kommen. Wie wohlthätig hätte sich von hier aus wirken lassen! Es ist ein Misgriff der Regierung, diese Veränderung, und Sie, Herr Graf, würden sich um das ganze Land verdient machen, wenn Sie es wieder zurecht setzen könnten.

Daß aber nach Röln die Universität gelegt wird, dafür kann ich nach meinem Gefühl und meiner Ansicht des deutschen akademischen Lebens nicht stimmen. Gelehrsamkeit kann hier wohl gedeihen, Freude und Freiheit für die Jugend, worauf das meiste ankommt, schwerlich. Röln ist zu theuer, ist eine Festung, wird immer viele reiche Leute und viele Officiere haben; die Natur ist nicht schön, auf 3 Stunden Weite kaum ein Baum — da wird die fröhliche Jugend nicht aufkommen können, sie wird unterdrückt werden; und daß die Geister hier gelüftet werden, thut vor allen Noth. Von der nächsten Generation muß aber die Verjüngung ausgehen. Sonst ist Röln eine der bravsten und treuesten deutschen Städte am Rhein.

Gott erhalte Sie, Herr Graf, und lenke alles besser, als die Menschen, welche jetzt auch das Wichtigste mit unbegreiflichem Leichtsinne verwalten.

Mit tiefer Verehrung

Röln, den 25. Nov. 1815.

Ihr  
gehorsamster E M Arndt.



Ich denke, 100 Louis d'or ist eine angemessene Entschädigung für das Manuskript, da der Besitzer es sonst wohl etwas wohlfeiler gegeben hätte. Es würde allerdings eine öffentliche Bibliothek zieren.

Ich empfehle mich Euer Erlaucht wohlwollender Geneigtheit und bin mit tiefer Verehrung

Röln, den 21. Nov. 15.

Ihr  
gehorsamster E M Arndt.

3. Die Handschrift ist gerettet, zwar, wie aus dem weiteren Briefwechsel hervorgeht, noch nicht erworben. Aber der Oberpräsident hat sie immerhin in Händen. Die Wissenschaft kann sie nutzen.

Zwei andere Fragen beschäftigen außerdem den großen Deutschen: wo soll die Hauptstadt der neuen Provinz sein, wohin kommt die neue Universität? Die Gebiete, die heute die Rheinprovinz bilden, wurden zu Anfang zu zwei Provinzen ausgestaltet. Die südliche Provinz, an deren Spitze der Graf stand, sollte als Hauptstadt Röln oder Coblenz erhalten. Gerade damals scheint eine Entscheidung für Coblenz gefallen zu sein. Arndt fühlt sich gedrungen, ernstlich davon abzuraten und für Röln einzutreten, was denn auch schließlich gewählt wurde.

Dagegen ist er ein entschiedener Gegner der Universität Röln; die Gründe, die er in dem Briefe an den Grafen anführt, sind ihm sonst nicht die eigentlich entscheidenden. In einer von Engel veröffentlichten Denkschrift macht er vor allem die Gefahr der Alerikalisierung der neuen Hochschule geltend, was den Grafen Solms, der aus äußeren Gründen für Röln stimmte, zu der wichtigen Bemerkung veranlaßte, „der Umstand, daß ein Ort sich dunkel zeige, könne doch keinen Grund geben, dort ein Licht nicht anzuzünden!“

#### Erlauchter Herr Graf!

Hiebei mit dem gehorsamsten Danke das Manuskript zurück. Professor Dumbek hieselbst, der es eigentlich entdeckt hat, wird zu seiner Zeit etwas über den König Artus schreiben.

Man ist hier untröstlich, und, ich muß es gestehen, auch ich bin es, daß Röln nicht Hauptsitz der Regierung wird, und daß Sie, Herr Graf, nicht hieher kommen. Wie wohlthätig hätte sich von hier aus wirken lassen! Es ist ein Mißgriff der Regierung, diese Veränderung, und Sie, Herr Graf, würden sich um das ganze Land verdient machen, wenn Sie es wieder zurecht setzen könnten.

Daß aber nach Röln die Universität gelegt wird, dafür kann ich nach meinem Gefühl und meiner Ansicht des deutschen akademischen Lebens nicht stimmen. Gelehrsamkeit kann hier wohl gedeihen, Freude und Freiheit für die Jugend, worauf das meiste ankömmt, schwerlich. Röln ist zu theuer, ist eine Festung, wird immer viele reiche Leute und viele Officiere haben; die Natur ist nicht schön, auf 3 Stunden Weite kaum ein Baum — da wird die fröhliche Jugend nicht aufkommen können, sie wird unterdrückt werden; und daß die Geister hier gelüftet werden, thut vor allen Noth. Von der nächsten Generation muß aber die Verjüngung ausgehen. Sonst ist Röln eine der bravsten und treuesten deutschen Städte am Rhein.

Gott erhalte Sie, Herr Graf, und lenke alles besser, als die Menschen, welche jetzt auch das Wichtigste mit unbegreiflichem Leichtsinne verwalten.

Mit tiefer Verehrung

Röln, den 25. Nov. 1815.

Der Fürmer XXX, 4

Ihr  
gehorsamster E M Arndt.

18

Und nun empfehle ich mich Ihnen und empfehle Sie und Ihre Arbeiten und Ihre Geliebten dem höchsten Schutze Gottes, mit tiefster Verehrung verharrend

Euer Erlaucht  
gehorsamster E M Arndt.

Stralsund, den 15. Dec. 1816.

7. Die Eröffnung der Universität zog sich hinaus. Erst am 18. Oktober unterzeichnete König Friedrich Wilhelm die Gründungsurkunde. Arndt war Professor der neueren Geschichte. Der Graf als erster Rector der Universität hatte von Arndt die Einsendung seines Vorlesungsverzeichnisses gewünscht. Man könnte geneigt sein, in diesem Wunsch bereits einen Vorboten der späteren Ereignisse zu sehen, wenn nicht der weitere Ton des Schreibens zeigte, daß das alte vertrauliche Verhältnis noch bestand. Einen Mann, der als Vorgesetzter peinliche Untersuchungen anstellt, bittet man nicht um eine Stelle für einen Freund. Welchen Erfolg die Schreiben gehabt hat, ist freilich unbekannt.

Erlauchter Herr Reichsgraf,  
Gnädiger Graf und Herr.

Euer Erlaucht Befehl gemäß erfolgt hiebei das Verzeichniß meiner Vorlesungen für den nächsten Winter. Da niemand besser als Sie im Stande ist zu beurtheilen, wie wenig die Überschriften bedeuten und wie viel auf die Methode ankömmt, so hoffe ich, werden Sie meiner Versicherung glauben, daß ich meine Vorlesungen so einrichten werde, daß der Geist des Zusammenhanges aller mit einander in jeder Stunde sichtbar sey und daß die leichte Übersicht und klare Darstellung der merkwürdigsten Epochen und Charaktere immer gleichsam die großen Säulen hinstelle, zwischen welchen der Bau der einzelnen kleineren Theile sich einreihen läßt.

Bei dieser Gelegenheit wird mir nicht allein das Glück, Euer Erlaucht für so viele und wiederholte Beweise Ihrer Gewogenheit recht innig zu danken, sondern Sie um ein neues Zeichen derselben zu bitten. Dieses Zeichen nemlich wünsche ich in Ihrer Theilnahme an dem Schicksal eines Jünglings zu sehen, den ich Ihrer Gnade würdig achte und der, wie er mir gesagt, sich schon selbst an Sie gewandt hat. Es ist dies der hiesige Turnmeister Baumeister, welcher akademischer Fecht-, Turn- und Schwimmmeister zu werden wünscht. Ich halte ihn hinsichtlich seiner Kenntnisse und braven Gesinnung und vorzüglich wegen der Freundlichkeit und Sanftmüthigkeit seines Charakters ganz dazu geeignet; denn bei den Gladiatoren ist am meisten dahin zu sehen, daß sie nicht innerlich auch rohe und frevlische Gladiatorengemüther seyen.

Ich komme eben von unserm würdigen Herrn und Ritter vom Stein, bei welchem ich 5 Tage in Rappenberg gelebt, und den ich sehr frisch und unter seinen Bauern und Bäumen sehr glücklich gefunden habe.

Um die Beförderung der Einlage bitte ich gehorsamst und verharre mit tiefer Verehrung

Euer Erlaucht  
gehorsamster E M Arndt.

Bonn, den 8n. Sept. 1818.

### C. Trübe Zeiten

8. Im Winter 1817/18 hatte Arndt den vierten Teil seines Werks „Geist der Zeit“ geschrieben, im Herbst 1818 kam die Schrift heraus. Sie erregte großes Aufsehen. Arndt hatte seiner tiefen Enttäuschung über die Zustände in Deutschland Ausdruck gegeben. Er sah, wie die einzelnen „souveränen“ Staaten über der ängstlichen Wahrung ihrer Unabhängigkeit vergaßen, daß es ein

Deutschland gab. In bitteren Worten der Empörung blickte er zurück auf die Begeisterung, die zur Befreiung des Vaterlands geführt hatte. Er mahnte Deutschlands Söhne, „die unsichtbare Idee von Volk, Freiheit, Vaterland und Deutschland“ in sich zu nähren und zu erhalten.

Im Herbst 1817 versammelte sich auf der Wartburg die studentische Jugend zu glühendem Gelübde an das Deutsche Vaterland, zu scharfer Absage an alle, die Deutschlands Einigung im Wege standen. Man brachte Arndts „Geist der Zeit“ mit den Ereignissen vom Wartburgfest in Zusammenhang. Vielleicht hat auch Graf Laubach von solcher Verbindung gesprochen, als er eine Unterredung mit Arndt hatte. Arndt schickte ihm daher sein Büchlein zu. Würdevoll lehnt er in seinem Begleit Schreiben die Verdächtigungen seiner Gegner ab.

Schon klingt in seinem Brief ein leises Ahnen von dem Schicksal, das ihm seine Widersacher bereiten würden. Doch er ist sich seines Weges stolz bewußt.

S. T.

Im Gefühl der treuesten und innigsten Dankbarkeit übersende ich Euer Erlaucht hiebei das Büchlein, wovon ich sprach. Daraus mögte vielleicht zu fühlen seyn, wie aus mancher meiner Schriften, welcher Freiheit und welches Gottes Gläubiger und Vertheidiger ich eigentlich bin. Doch die Höchsten lesen gewöhnlich nur, was Freunde oder Feinde ihnen mit rother Tinte unterstrichen vorlegen. Und daß ich manche tüchtige Feinde haben muß, ist wohl das allernatürlichste.

Wie auch mein kleines Schicksal indessen in der Welt sey, ich glaube und hoffe auf Einen Allerhöchsten, der jedem endlich sicher aus dem Gedränge hilft. Im schläfrigen oder auch nur im anmuthigen Frieden zu leben ist aber in diesem unserm Zeitalter wenigen vergönnt.

Mit tiefer Verehrung

Euer Erlaucht

Bonn, den 2n. Nov. 1818.

gehorsamster E M Arndt.

9. Arndt hatte in seinem Schreiben nicht umsonst düstere Ahnungen ausgesprochen. Sein „Geist der Zeit“ war dem Könige vorgelegt worden; wie er vermutete, von böswilliger Hand, die einzelne Stellen besonders vermerkt hatte. So richtete der König am 11. Januar 1819 eine Rabinettsorder an den Kultusminister von Altenstein, in der er recht harte Worte über Arndt gebrauchte und ihn beauftragte, seine Meinung dem Gemahregelten mitzuteilen. Wohl hat er in Erinnerung an Arndts Verdienste um die Volkserhebung von 1813 einige freundliche Bemerkungen für ihn übrig, aber der Ton des ganzen ist hart und verlegend.

König Friedrich Wilhelm an Freih. von Altenstein:

(Abschrift.)

Der Professor Arndt ist unter die Zahl der in Bonn angestellten Professoren aufgenommen worden, weil man seine Talente anerkannte und das Vertrauen zu ihm hegte, er würde dem wichtigen Beruf eines Lehrers der Jugend sowohl im Lehren, als in seinem Betragen und seinen Schriften genügen. Er hat diese, ihm von dem Staats-Ranzler ausdrücklich zu erkennen gegebene Erwartung in dem vierten Theil seines Geistes der Zeit nicht erfüllt. Ich will nicht glauben, daß er tadelhafte Absichten dabei gehabt habe; aber das Buch enthält wenigstens ganz unschickliche und unnütze Dinge, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anstehen und nachtheilig auf diese wirken können. Ich bin nicht gemeint, eine freie Discussion zu beschränken, trage Ihnen aber auf, ihn zu warnen, künftig vorsichtiger

zu sein, da Ich auf den Preussischen Universitäten keine Lehrer dulden kann, die dergleichen Grundsätze aufstellen, als in seinem Buche enthalten sind, und er bei der ersten ähnlichen Veranlassung unfehlbar von seiner Stelle entfernt werden würde. Uebrigens mache Ich Ihnen zur Pflicht sorgfältig darüber zu wachen, daß ähnliche Aeußerungen künftig, abseiten auf Preussischen Universitäten angestellter Lehrer, nicht weiter Statt finden und mir diejenigen sogleich nachhaft zu machen, die sich dergleichen erlauben.

Berlin, den 11ten Januar 1819.

gez.: Friedrich Wilhelm.

An den Staats Minister Freiherrn von Altenstein.

10. Altenstein beehrte sich, die königliche Willensmeinung an Arndt zu bringen. Er wählte dabei den Weg über den Kurator der Universität, den Oberpräsidenten Grafen Laubach. Zugleich trägt er ihm auf, den anderen Professoren eine scharfe Mahnung zu geben, damit ähnliche Verommnisse vermieden werden.

Minister von Altenstein an Graf zu Solms-Laubach:

Urschrift.

Praef. d. 28./1. 19.

Des Königs Majestät haben durch den vom Professor Arndt in Bonn neulich herausgegebenen vierten Band des Geistes der Zeit Allerhöchst Sich bewogen gefunden, unterm 11ten d. M. die abschriftlich anliegende Cabinets-Ordre an mich zu erlassen. Ew. Hochgeboren trage ich auf, den Inhalt derselben dem Professor Arndt vollständig bekannt zu machen und ihn ernstlich zu warnen, nicht ferner Anlaß zu Allerhöchstem Misfallen zu geben, sondern durch würdevolle Erfüllung seines Berufs, durch wahrhaft gelehrte und streng wissenschaftliche Beschäftigung und durch solche, angemessenen mündlichen und schriftlichen Vortrag dem bey seiner Anstellung in ihm gesetzten Vertrauen in jedem Betracht zu entsprechen.

Zugleich fordre ich Ew. Hochgeboren auf, allen in Bonn angestellten Professoren zu eröffnen, daß des Königs Majestät durch eine neulich erschienene politische Schrift eines öffentlichen Lehrers in Ihren Staaten Allerhöchst bewogen worden zu verfügen, daß Sie nicht gemeynst seyn, freye Discussion zu beschränken, aber keinen Lehrer auf den preussischen Universitäten dulden können, der solche Grundsätze aufstellen und solche unschädliche und unnütze Dinge vortragen würde, wie diese Schrift enthalte, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anstehen und auf diese nachtheilig wirken: auch daß Se. Majestät es mir zur Pflicht gemacht haben, sorgfältig darüber zu wachen, daß solche Aeußerungen künftig abseiten auf Preussischen Universitäten angestellter Lehrer nicht weiter Statt finden und Allerhöchst Ihnen diejenigen sogleich nachhaft zu machen, die sich dergleichen erlauben.

Der Absicht Sr. Majestät werden die Professoren, wie ihnen zu eröffnen ist, am sichersten nachkommen, wenn sie die Würde ihres Berufs und des ihnen anvertrauten Lehramts dadurch behaupten, daß sie den nichtigen Schriftstellern des Tages sich nicht gleich stellen, sondern durch streng gelehrte Forschungen und wissenschaftlichen mündlichen und schriftlichen Vortrag tiefe Einsicht und ernste Gesinnung darthun und verbreiten, die Wissenschaft wahrhaft fördern und ihre Zuhörer in gründliches Studium der Philosophie, der Geschichte, des Rechts und aller die Politil

begründenden Wissenschaften führen, dadurch aber durch Lehre und Beispiel zu Männern bilden, die, entfernt von der aus leichtem Wissen entstehenden Annahme, als gereifte Rathgeber an der Verwaltung des Staats Antheil zu erlangen verdienen, die Entwicklungen ihrer Zeit zu erkennen und in die Leitung derselben weise eingzugreifen vermögen. So werden die preussischen Universitäten in der That hohe Schulen und ein Segen für das Vaterland seyn und so auch ihre, nach der Willensmeinung Sr. Majestät des Königs ihnen obliegende Bestimmung mit Auszeichnung erfüllen. Die Persönlichkeit der dortigen Herren Professoren, ihr Werth als Gelehrte und als Lehrer der Jugend und ihre ernst wissenschaftlichen Bestrebungen, in beider Beziehung, verbürgen mir, daß sie diese Ansicht vollkommen theilen und das Aussprechen des königlichen Willens, welches sie gegen Störung und Abwege Einzelner schützt, als einen neuen Beweis des hohen Werths betrachten werden, welcher auf die Universitäten im Staate gesetzt wird, und wie sehr es Ernst ist, die Förderung der Wissenschaft auf solchen in möglichster Reinheit und Höhe zu sichern.

Berlin, den 16ten Januar 1819.

(gez.) Altenstein.

An  
des königlichen Oberpräsidenten  
Herrn Grafen zu Solms Laubach  
Hochgeboren  
in Cöln.

Ministerium der Geistlichen  
Unterrichts- und Medicinal  
Angelegenheiten.

11. Es war keine angenehme Aufgabe, die Graf Laubach erhalten hatte. Er war Arndt von Herzen geneigt; er kannte anderseits dessen empfindliche und leicht gereizte Art. Er sandte an ihn einen Brief, den Arndt selbst 1847 in seiner Schrift „Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben“ veröffentlicht hat. Bei unserem Briefwechsel befindet sich der Entwurf zu diesem Schreiben. Er zeigt, mit welchem Feingefühl der Graf die Worte abwog, um Arndt nicht zu sehr zu verletzen, wie er ihm die „Nase“ — so nannte Arndt seinen Freunden gegenüber die königliche Willensmeinung — freundlich einzuwickeln suchte.

Graf Laubach schrieb den Brief, wie er an den Rand schrieb, eigenhändig ab und ließ ihn am 31. Januar abgehen. Am Tag darauf erließ er an den Rektor und Professor Hullmann zu Bonn ein weiteres Schreiben, in dem er die wesentlichen Stücke der Verfügung Altensteins dem Hochschulkörper mittheilte.

Arndt war durch die königliche Unnade tief getroffen. Er schrieb einen Brief an Altenstein, der vielleicht das reizvollste Stück der Sammlung ist. Er vermutete — wie Altenstein später schreibt, mit Unrecht —, daß hinter seiner Maßregelung sein alter unversöhnlicher Gegner, der Polizeidirektor von Rump, und der Demagogentrieger Professor Schmalz in Berlin ständen. Mit Rump hatte er schon 1806/07 einen heftigen Kampf geführt. Nun schrieb er sich in einem Brief an den Minister seinen Groll von der Seele.

Der Minister kam durch diesen Brief in rechte Verlegenheit. Mit dem starken Angriff gegen einen namentlich genannten Beamten konnte er ihn nicht wohl zu den Alten legen. Anderseits brauchte er eine Antwort des Professors dafür, zumal eine solche, die „Angemessenheiten und Unsicherheiten in einzelnen Worten“ zugab. So ersah er wieder den Grafen als Mittelsmann und bat ihn, mit Arndt zu verhandeln, daß er ihm einen Brief sende, den der Minister zu den Alten legen könne. Der Graf entledigte sich dieses Auftrags mündlich und behielt den als unbrauchbar verworfenen Brief Arndts an den Minister für sich. Arndt aber schrieb den Brief von neuem und schickte ihn durch die Vermittlung des Grafen an Altenstein. Die gereinigte Ausgabe



veröffentlichte er ebenfalls in seinem „Nothgedrungenen Bericht“. Es ist anziehend, beide zu vergleichen. Ubrigens scheint die Erinnerung daran bei Arndt verblaßt gewesen zu sein, als er dieses Buch schrieb. Er wußte nichts mehr von dem zurückgewiesenen Brief, sondern meint, Graf Laubach habe ihn veranlaßt, auf den an ihn gesandten Brief (Nr. 14) diese Antwort an den Minister zu verfassen.

Arndt an Freiherrn von Altenstein:

Hochgeneigter und Hochgebietender Herr Staatsminister!  
Hochwohlgeborner Freiherr und Herr!

Durch unsern hochverehrten Herrn Curator habe ich die mir zugebachte Weisung, Verweisung und Hinweisung empfangen. Ruhig und ergeben habe ich sie hingenommen, weil sie von dem Könige kömmt, und weil ich mir bewußt bin, daß ich sie in dem Grade nicht verdient habe. Ungemessenheiten und Unschicklichkeiten in einzelnen Worten und Ausdrücken will ich gern bekennen; von den Grundsätzen, die das Buch enthält, nur einen abzuleugnen, wäre der erste schlechte Grundsatz, den ich bekennen würde. Diese Grundsätze haben mich nun fünfzehn Jahre durch ein sehr hartes und verhängnißvolles Leben getrost hindurch geführt und werden mich wohl aufrecht halten bis zum Ubergange in ein hoffentlich weiches Leben.

Aber sich selbst sprechen ist ein widerliches Ding, aber die Gelegenheit preßt es mir diesmal ab. Euer Excellenz Geduld muß ich wenigstens zumuthen ein Kurzes anzuhören, was ganz hieher gehört.

Es sind jetzt 16 Jahre, da schrieb ich ein kleines Buch über die Leibeigenschaft in Pommern, Rügen und Mecklenburg. Einige Edelleute auf Rügen verklagten mich bei dem Könige Gustav Adolf, der eben in Stralsund war, wegen sogenannter ungebührlicher Urtheile über verschiedene schwedische Herrscher. Sie trugen an, mich einzukerkern; der gereizte König schien Ähnliches zu befehlen; aber als er das Buch selbst gelesen, wandte sich das Blatt: er wart mir hold, und die Leibeigenschaft ward aufgehoben vermöge Nachfragen und Untersuchungen, die das Buch veranlaßte. Seit jener Zeit nun habe ich meinen Satansengel immer richtig zur Seite gehabt, er ist nie von mir gewichen als ein Aufweder und Ankläger: meinen Satansengel, der mich nicht — ehrlich — mit Fäusten schlägt, sondern mit Luchsklauen von hinten in meinen Nacken fährt, ein Vetter jener, die mich damals um Amt und Ehre zu bringen hofften. Warum soll ich ihn nicht nennen? Er ist aus dem Lande der ärgsten Knechtschaft, aus Mecklenburg-Strelitz und heißt von Kampz. An ihm hat es nicht gelegen und liegt es nicht, daß ich nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Mensch aller Welt schlecht und verworfen erscheinen soll. Er ist auch jetzt der Ausleger und Ausklauber meiner Worte gewesen.

Welchen Weg mein Schicksal nehmen kann, das weiß ich nicht. Nedereien und Pladereien ermüden den Frischesten; wenn aber wirkliches Unglück kömmt, dann hoffe ich zu beweisen, daß ich der Liebe und Achtung vieler waderen und würdigen Männer nicht unwürdig war.

Mit tiefer Ehrerbietung

Euer Excellenz  
gehorsamster E M Arndt.

Bonn, den 5. Februar 1819,

(Schluß folgt)



Schlittenfahrt

Anna de Wall

(Nach einem Scherenschnitte)

24  
 25  
 26  
 27  
 28  
 29  
 30  
 31  
 32  
 33  
 34  
 35  
 36  
 37  
 38  
 39  
 40  
 41  
 42  
 43  
 44  
 45  
 46  
 47  
 48  
 49  
 50  
 51  
 52  
 53  
 54  
 55  
 56  
 57  
 58  
 59  
 60  
 61  
 62  
 63  
 64  
 65  
 66  
 67  
 68  
 69  
 70  
 71  
 72  
 73  
 74  
 75  
 76  
 77  
 78  
 79  
 80  
 81  
 82  
 83  
 84  
 85  
 86  
 87  
 88  
 89  
 90  
 91  
 92  
 93  
 94  
 95  
 96  
 97  
 98  
 99  
 100

# R u n d s c h a u

## Amerikanisierung Europas

Es ist ein geradezu erbärmliches Schauspiel, Europa zwischen Bolschewismus und Amerikanismus taumeln zu sehen. Wann werden wir uns stolz und selbstbewußt auf unsere deutsche Schöpferkraft besinnen und uns diesem drohenden Chaos bewußt entgegenstemmen? Ein neuerer Schriftsteller, Wolf Galsfeld, geht in einem bei Eugen Diederichs, Jena, erschienenen Buche „Amerika und der Amerikanismus“ diesem Blendwerk nach. Einige Auszüge daraus dürften wertvoll sein.

„Es mehrt sich die Zahl der Leute bei uns, die in Presse, Reisebüchern und Bildzeitchriften Amerika als das Vorbild Europas in allem hinzustellen belieben. Aber von Amerikanisierung zu sprechen, ist nicht jeder berufen. Man muß amerikanisches Leben in allen seinen Fasern wirklich kennen, muß Jahre dort verbracht haben, um zu wissen, was die Amerikanisierung eines Europa bedeuten würde, das bislang wenigstens nicht seine Überlieferung zu verleugnen brauchte, um die moderne Welt erschaffen zu können.

Sollte aber dem sichtbaren Erfolge Amerikas jene größere und weniger meßbare Leistung Europas vergessen werden, welches — auf der winzigen westlichen Landzunge des asiatischen Kontinentes zusammengedrängt — durch vier Jahrhunderte dem ganzen Erdball den Stempel seines Wesens aufdrückte und auch heute noch lange nicht seinen universalen geistigen Einfluß verloren hat? — Vieles in dem Gerede von Amerikanisierung ist zweifellos Spiel mit Worten und Modepascherei. Aber wenn man sich schon damit abgibt, dann versäume man nicht, sich diese Frage vorzulegen: Ist das, was heute vor sich geht, etwa Amerikanisierung der Welt? Oder drückt sich darin nicht vielmehr die Europäisierung derjenigen Teile aus, die bislang nur halb oder überhaupt nicht von den europäischen Gedanken und Lebensformen erreicht wurden? — Gerade dies ist es, was uns die geistigen Kämpfe des literarischen Jungamerika zu sagen scheinen.

Der Weltkrieg hat uns seelisch aus dem Gleichgewicht gebracht. Die psychologische Einwirkung der Tatsache, daß Amerika das Jünglein an der Wage war in einem Ringen, das keines der beiden europäischen Lager als das stärkere sah — dieser Umstand, der Amerikas Einfluß zeitweilig ins Ungemessene steigern mußte, ist nicht von heute zu morgen vergessen. Aber besonders deshalb benötigen wir eine Reinigung unserer phantastischen Vorstellungen von Amerika. Wir müssen uns klar werden, welches die geistigen und seelischen Kräfte sind, die den sogenannten Amerikanismus bewegen. Ein bißchen Smart-gelten-wollen, Jazzopern, Feuilletons über amerikanische Kinopaläste und Girllisierung unseres Geschmacks fördern weder Verständnis zwischen den beiden Ländern, noch bedeuten sie mehr als Nachäffung gewisser Kindheitslinden in der Neuen Welt. Es sind Märchen über Amerika im Umlauf, die jeden Amerikaner belustigen würden, der sie sähe. Die Erzeugnisse Hollywoods, deren Masseninvasion man hilflos zuläßt, und vor allem gewisse Teile unseres Schrifttums selber machen für alles Amerikanische im Riesenausmaße unbezahlte Reklame, die so prächtige Pionierarbeit für Außenhandel und Kultur-expansion Amerikas leistet, daß man zu fragen versucht ist, ob die in Betracht kommenden Leute sich allen Ernstes zum Ziele gesetzt haben, die Totengräber ihrer eigenen Welt zu sein.

Es ist nicht schwierig zu erkennen, daß gewisse Amerikanisierungs-Erscheinungen, die man heute überall beobachten kann, weder auf den großen politischen und wirtschaftlichen Einfluß Amerikas, noch auf einen imaginären amerikanischen Zeitgeist zurückzuführen sind. Sie sind in allererster Linie eine Folge des Umstands, daß Amerika mit neunzig Prozent der Weltfilmproduktion das gesamte Filmgeschäft und damit das gewaltigste Propagandamittel, das die Welt gesehen hat, kontrolliert. Der Handel folgt nicht mehr der Flagge, sondern dem Film, so pflegen es

Amerikas leitende Wirtschaftsmänner auszubrüden. Und wir können hinzufügen: Nicht nur der Handel, sondern auch die Sitten und Gewohnheiten. Die Ironie aber ist dabei, daß die Welt für die Kellame, die der Film für Amerika macht, jährlich noch siebzig Millionen Dollar baren Reingewinn aus Filmexporten in die amerikanische Zahlungsbilanz einschleßt.

So haben wir alle Veranlassung, das uns Wesensfremde an Amerika herauszustellen, zu vergleichen und Schlüsse für unsere eigene Zukunft zu ziehen. Und Amerika ist uns, so paradox es auch klingen mag, heute vielleicht fremder als andere Teile der Welt, weil es der wirtschaftlichen Anlehnung so wenig bedarf. Drei Jahre, die der Verfasser in dauernder beruflicher Verbindung mit Politikern, Wirtschaftsmännern, Literaten, Künstlern und Journalisten des Landes zugebracht hat, haben ihn davon überzeugt, daß das Verständnis zwischen der amerikanischen und europäischen Welt gerade unter den Ereignissen der Nachkriegszeit außerordentlich gelitten hat.

Wie der Durchschnittsfranzose urteilt, Amerika hätte das sinkende Schiff verlassen, als der Senat der Vereinigten Staaten den Friedensvertrag ablehnte, so wird der Durchschnittsamerikaner kaum jemals müde, zu betonen, der Weltkrieg sei eine solche Lehre für sein Land gewesen, daß er sich niemals wieder in europäische Hände einlassen werde. Aber noch lebt auch Europa trotz seiner Untergangspropheten. Und keiner weiß es besser als der Deutsche, der das Leben zwischen Atlantik und Pazifik Jahre hindurch beobachten konnte: wieviel gerade Amerika uns noch zu seinem Vorteil absehen kann und auch abzusehen-gewillt ist. Europäisch denken heißt auch stolz und gerecht denken. Das vergessen viele von denen, die in arger Verkennung der amerikanischen Psychologie den Interessen ihrer Heimat zu dienen glauben, wenn sie bei den Amerikanern Mitgefühl für europäisches Mißgeschick weden wollen oder Bewunderung für amerikanische Quantitätsrekorde erheucheln. Der Amerikaner will die Wahrheit hören und ist keinerlei Gefühlen zugänglich, wenn er Geschäft und Politik betrifft.

Sicherlich gibt es heute eine amerikanische Geisteskrise, so wie es deren in früheren Zeiten gegeben hat. Sicherlich steht Europa inmitten des Ringens neuer Zeitgewalten, selbst auf dem besten Wege, seine Kultureinheit politisch und wirtschaftlich zu vertiefen, wertungsbedürftig im Zwiespalt neu sich erschließender Gedankenwelten. Deshalb mag uns der Amerikaner verzeihen, wenn wir nicht so urteilen, als ob wir Amerikaner wären. Wir haben andere Aufgaben.

Der alles umschließende Bau des Mittelalters brach mit seinen letzten Resten zusammen und hinterließ ein Trümmerfeld von Werten, die ihre Geltung verloren hatten. Aus ihm erwuchs jene romantische Geisteshaltung in Europa, die an den eigenen Daseinsformen zu zweifeln gelernt hat, um sie an den als wertvoller erkannten oder verkannten Schöpfungen fremder Zeiten und Völker zu messen. Was man in ganz Amerika vergebens suchen würde — ein Bewußtsein von den Grenzen aller sozialen und politischen Vollkommenheit — das besitzt der skeptische Europäer im Übermaß. Der Amerikaner wird die gesamte übrige Welt, aber niemals sich selber der Kritik unterwerfen, und das ist einer der Gründe, weshalb die amerikanische Geschichte bis auf den heutigen Tag in stetig aufsteigender Linie verlaufen ist, ohne jemals durch Revolutionen unterbrochen zu werden. Denn auch der Bürgerkrieg war lediglich eine Auseinandersetzung im eigenen Lager, die den wirtschaftlichen Dualismus zwischen Norden und Süden zugunsten der Yankees entschied.

Der europäische Mensch hat indessen niemals in dieser Grenzenlosigkeit den Mut aufgebracht, an sich selbst und seine Welt zu glauben, mag ihm diese nun sein Volk oder — wie in unseren Tagen — seinen Kontinent bedeuten. Hieß er Montesquieu, so predigte er Englands demokratische Staatsgrundlagen als das überlegene Endziel französischer Entwicklung. Der Humanismus fand in der Antike sein Ideal. Die große Revolution suchte das alte Rom in einem Zeitpunkt zu erneuern, wo deutscher Sturm und Drang sich an den Idealen der Rousseaubewegung emporwuchs. Immer hat Europas Kulturwelt zwischen Sehnsucht und Revolution geschwankt, immer hat sie sich im Bewußtsein eigener Fortschrittsbedürftigkeit zu außenliegenden Vorbildern geflüchtet...

Man weiß noch immer herzlich wenig von Amerika. So ist auch Amerikanismus zunächst nichts als eine Bezeichnung für die undeutlichen und von naiver Bewunderung zeugenden Vorstellungen, die der Durchschnittseuropäer heute von Amerika besitzt — eine Legende, der, wie gesagt, Film und Zeitung den Weg bereiteten. Begeisterte Nationalökonomten preisen den Fordismus als das Ideal aller wirtschaftlichen Neugestaltung, ohne gleichzeitig hervorzuheben, daß Fordismus auf allen Gebieten der amerikanischen Kultur die gesunden Instinkte einer jungen Rasse zu geistiger Stumpfheit verurteilte und die Lebensäußerungen von Millionen und aber Millionen Menschen in eine Kasernenexistenz hineindrückte.

Aber mehr als alles andere fasziniert Amerikas Gold die Massen des Erdballs. Eine Milliarde Dollar wurde jährlich seit dem Kriege an das Ausland verlehnen — von derselben Nation, die vor 1914 jährlich mehrere hundert Millionen Dollar im Zinsendienst an Europa abführte. Die Verschuldung der Welt an Amerika beträgt heute schätzungsweise an die zwanzig Milliarden Dollar! Darin drückt sich die wirtschaftliche Spannkraft der größten Gläubigergeneration der Geschichte aus, die, im Innern durch eine neuartige Organisation aller sozialen Glieder gefestigt, nunmehr mit der Energie des jungen Usurpators an die Durchdringung der Welt geht. Amerikanisierung als Episode, als Zeitererscheinung mag begreiflich sein in einer Kultur wie der europäischen, wo der Wille zur eigenen Formgestaltung eine wirkliche Reise durchmacht. Man mag sie aus dem momentanen Anpassungsbedürfnis eines in seinen Grundlagen erschütterten Wirtschaftsgebäudes rechtfertigen. Sie wird aber gefährlich, wenn die Erkenntnis feststellen müßte, daß ihr Ueberwuchern das Wertvollste der europäischen Welt zerstören würde.

Gerade für den, der deutsches Schicksal vom Auslande aus mit den Augen des Auslandes beobachtet, beginnt sich immer deutlicher die eine und wichtigste Tatsache herauszuschälen, daß Deutschland als Volksgemeinschaft reifer als jemals vorher ist, daß der Krieg, soweit wir selber in Frage kommen, und je mehr wir uns von ihm entfernen, als eine Episode in die Geschichte eingehen wird, die unsere nationale Einheit auf die Probe stellte. Und diese Probe wurde bestanden. Das Reich Bismarcks steht, und innerlich gefestigter. Mehr als der Deutsche selber glaubt heute das Ausland, und allen voran Amerika, an die kulturelle und wirtschaftliche Zukunft Deutschlands....“

## Kirche und Kultur

Eine Festgabe für Karl Muth ist (im Verlag Kösel & Pustet, München) nachträglich zu seinem sechzigsten Geburtstag erschienen, worin von einer Reihe namhafter Katholiken beachtenswerte Aufsätze gebracht werden. Es lohnt sich schon, durch die fast vierhundert Seiten zu wandern und sich anzuhören, was diese ernststen Männer zu sagen haben.

Gleich in dem Vorwort wird von „geistigen Durchbruchskämpfen“ gesprochen, die unter Muths Führung vor fünfundzwanzig Jahren („Hochland“) stattgefunden haben. Die Herausgeber selber (Max Ettlinger, Friedrich Fuchs, Philipp Funf) empfinden also jenen Geisteskampf um die Emanzipation oder Freiwerdung der Katholiken aus dem „geistigen Ghetto“ als „geistige Durchbruchskämpfe“ gegenüber den früheren Zuständen. Diese Tat wird nach Gebühr beleuchtet und gefeiert. Wir haben die Anfangsjahre dieser Durchbruchschlacht tätig mit beobachtet und stimmen von Herzen bei. Im übrigen aber bleiben die Aufsätze nicht bei diesem Ereignis stehen, sondern wenden sich mannigfaltigsten Fragen sachlich zu.

Zunächst sind wir Karl Muth sehr dankbar, daß er die Verbindung zwischen Kultur und Kirche so bedeutend wieder aufgenommen hat. Alle religiös eingestellten Menschen werden ihm zuhören; den anderen muß es mindestens Achtung erzwingen.

Doch vorerst ist diese Verbindung nur oder doch wesentlich der katholischen Kirche zugute gekommen, nicht der gesamtchristlichen „Una sanota“: nicht dem Reich-Gottes-Gebanten schlecht hin. Das war vielleicht notwendig und ist freilich auch leichter, weil fest umrissen. Viel schwerer aber ist es, dem „Reich Gottes“ über alle Trennungen und Spaltungen hinüber zur Stärkung zu verhelfen, bei Laien oder Selten, bei Evangelischen und bei Katholiken. Wir denken da etwa an die Zeiten eines Diepenbrock, Sailer oder Eichendorff, eines Richter, Schwind, sogar noch Hans Thoma. Damals hatte man, bei der geistigen Einwirkung dieser Männer auf die Gesamtnation, niemals die Empfindung einer abgegrenzten Konfession, sondern nur einer christlichen Grundlage. Ebenjowenig störte es in der klassischen Zeit, daß etwa der Jesuit Denis in den Formen des evangelischen Klopstock dichtete. Und von Dalberg heißt es gleich auf der ersten Seite dieses Buches: „Deutschlands erster Hierarch, der Primas Dalberg, hat Bürgerrecht im geistigen Weimar.“ Ganz richtig! Dieser kurmainzische Katholik, Fürst-Primas von Dalberg, und der evangelische Superintendent Herder — oder andererseits der Kreis um die Fürstin Gallizin, selbst noch der übergetretene Graf Stolberg —, sie hatten gleiches Heimatrecht im Humanitätszeitalter. Dieses Zusammenarbeiten zum Segen der deutschen Menschheit und Christenheit ist später durch das Bismarck-Windthorfsche Zeitalter zerstört worden. Und da sich in denselben späteren Jahrzehnten zugleich der Marxismus (Klassenkampf) immer stärker herausgestaltete, hatte der christliche Idealismus keine Einheitsfront mehr gegen die Mächte der Befugung.

Und diese große Einheitsfront hat Muth nicht wieder hergestellt — hat es auch gar nicht gewollt, da es nähere Aufgaben zu lösen galt. Und da setzen unsere Bedenken ein. Es war in den letzten Jahrzehnten in katholischen Kreisen die Lebensart vom „geistigen Ghetto“ der Katholiken aufgekommen: hat man aber dieses geistige Ghetto wirklich überwunden, wenn man seine intellektuelle Bedeutung hebt?

Um einen praktischen Fall zu nennen: man könnte es — im Sinne der Einheitsfront — begrüßen, wenn Männer wie Eucken oder sonstwie christlich gestimmte evangelische Theologen in Muths Bewegung bewußt mit einbezogen worden wären, statt etwa des recht unsicheren, vom Zudentum übergetretenen Max Scheler oder des höchst fraglichen Pazifisten Förster, die beide im „Hochland“ zeitweilig eine Rolle spielten.

Muth ist ein „institutioneller Mensch“; er versteht — beim besten Willen zu weitherziger Gesinnung — unter Kirche unwillkürlich die katholische Kirche und ihre Belange, erst im zweiten Anlauf die „unsichtbare Kirche“. Ein zum Katholizismus übergetretener jüdischer Verstandesmensch, ein französischer oder sonstwie auswärtiger Katholik sagt ihm unwillkürlich — das ist eine instinkthafte Reflexbewegung — weit mehr als ein evangelischer deutscher Christ. Und hierin, gerade hier, sehen wir die Gefahr des wahren geistigen Ghetto: diese noch nicht überwundene unwillkürliche Regung, die sich nicht vom Aufleuchten unterscheidet, das ein Parteifreund empfindet, wenn er vom Begegneten hört, er gehöre seiner Partei an. Freilich vermehrt solches Zusammenhalten die Stoßkraft; aber so sprengt man das Ghetto nicht.

Einer der feinsten Aufsätze in diesem Buch ist Joseph Nablers „Hochlandkämpfe von gestern und morgen“, worin er einen Vergleich zieht zwischen Muth und dem Wiener Kulturkämpfer Kralik. Es handelt sich „bei Kralik um Kultur, bei Muth um Literatur“; bei Kralik meist Rückschau, bei Muth Gegenwartschau, eigentlich „zwei ganz getrennte Aufgaben“, so daß man sagen kann: „Muths Sieg an sich ist noch nicht Kraliks Niederlage“. Nabler denkt immer in bedeutenden Zusammenhängen, mit großen Hintergründen; in seiner Literaturgeschichte ist er eine gute Fortentwicklung des Heimatgedankens oder der Dezentralisation, die jeden Gau in seiner besonderen Weisensart und Kraftentfaltung gelten läßt.

In einem der umfangreichsten Aufsätze des anregenden Buches behandelt Philipp Funt den „Gang des geistigen Lebens im katholischen Deutschland unserer Generation“. Er wirft am Schluß die Frage auf: „Greifen die Räder unserer Betätigung auch wirklich in die Räder der Zeit?

Bewegen wir etwas dem Ziele zu, oder ist es alles bloß Beschäftigung, die im Kreise geht? Brechen wir der hungrigen Gegenwart, unserer Volksgemeinschaft, geistiges Brot? Sind wir Salz für die Welt? Das sind in der Tat Fragen einer ernststen Gewissensforschung, die sich der Katholizismus stellen muß.

Wir sind der Meinung, daß die Reich-Gottes-Angelegenheit Sache des innersten Herzens ist und daß sie von dort aus alldurchdringend, aber wenig in Gebärden oder Gesten sichtbar wirken muß. „Das Reich Gottes ist in euch.“ Je mehr sie sichtbare Kirche wird, um so größer die Gefahr der Mißverständnisse; und je verwickelter sie organisiert wird — erst recht! Das Reich Gottes oder die unsichtbare Kirche ist ein innerster Besitz, der unser ganzes Dasein von da aus heiligt und durchwärmt. In ihrem Wert und Wesen, wie es sich im Alltag oder in erhöhten Stunden ausstrahlt und umseht, erkennt man die Menschen, in deren Herzen der Gral glüht oder das Rosenkreuz blüht — oder in denen das Reich Gottes der Weisheit und der Liebe eine bestimmende Macht ist. Meinerseits lege ich alle Schwere auf dieses Reich Gottes, nicht auf die geprägten Konfessionen, und ich meine manchmal fast, daß die Katholiken im Zeitalter von Augustinus „*de civitate dei*“ weisichtiger eingestellt waren als in der Gegenwart.



Noch stehe ich, indem ich diese Worte schreibe, unter dem Eindruck des Hinscheidens eines katholischen Stillen im Lande, den ich in Münster kennengelernt und dem ich in meinem Roman „Meisters Vermächtnis“ in einer episcopischen Figur meine Verehrung gezollt habe. Es ist der Domvikar Dr. Rerthe, dem neulich im „Eriker Volksfreund“ (30. September 1927) ein Freund des Verstorbenen eine wehmutsvoll verklärte Erinnerung gewidmet hat („Ein modernes Heiligenleben“). Dieser ehrwürdige Gelehrte hat eine Fülle von wissenschaftlicher Erkenntnis (40 Bände!) niedergeschrieben und — in seiner Schublade verschlossen, weil er die kirchliche Druckerlaubnis nicht bekommen hat. Hier ist das eigentliche Ghetto der katholischen Kirche. Beispiele liegen an den Pilgerstraßen genug — von Schell bis Wittig und bis zu diesem stillen, durch und durch vornehmen und liebevollen Manne, der vollbewußt der Kirchenzensur gehorham war und seine wissenschaftlich brachgelegten Kräfte umstellte auf die „religiöse Mission an lebendigen Seelen“ (als Prediger und Seelsorger). So schafft also die katholische Kirche — eben als Aufsichtsbehörde — selbst ein Ghetto, zwingt dadurch die Kräfte zur Umstellung auf das Keimreligiöse und erzeugt in gewissem Sinne durch diese Steigerung allerdings „Heilige“, die sich im kirchlichen Gehorham bewahren. Aber ist dies Sinn und Zweck des Gottesreiches?



Und dann noch eins: Es ist bemerkenswert, wie sich der katholische Klerus, der jetzt in Sachen der Literaturtrift etwas in den Hintergrund gerückt ist, zu Muth stellt. Der bekannte Pater Muckermann („Gral“) schreibt: „Karl Muth hat einen ungeheuren Glauben an die sieghafte Kraft des Katholizismus, und er hat Tür und Tor der Festung weit geöffnet. Betrachtet man heute aber die Lage, so kann man sich oft des Eindrucks nicht erwehren, als sei am Ende mehr von einem andern Geist zu uns gekommen als von unjerm G. ist zum andern.“ Dies ist sehr bezeichnend. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese seelsorgerlichen Literaturwächter ihrerseits der Muthschen Bewegung dauernd mit Bedenken gegenüberstehen. Wenn uns Muth nicht weit genug geht in den größeren Begriff Gottesreich, so geht er diesen Kreisen zu weit. Es bedarf der Diplomatie, um zwischen Links und Rechts — zwischen Index und Klerus — sicher durchzukommen und führend zu bleiben. Und in dieser stillen — sagen wir einmal: Eifer sucht erblicke ich eine der größten Gefahren für eine einigermassen freie Entwicklung. 2.



# Joseph Wittig

(Sein Werk, sein Kampf und dessen Sinn)

Joseph Wittig war katholischer Theologieprofessor in Breslau. Lange davor aber war er einmal Kind und blieb Gottes Kind. Und er sammelte aus der Kindheit und dem Äußeren und inneren Leben wie eine fromme Biene Gottes Honig in die Waben seiner religiösen Bücher. Er, der Schlesier, war ein frommer Weber, der in den Teppich des Lebens die Goldfäden des Religiösen einschließen ließ. Aber da kamen einige und sagten, daß die Einschlüsse hier und da giftiggrünen Kupfers seien, und daß das Gold nicht daselbe sei, wie es in den Kammern der katholischen Kirche liege. Und es begannen Streit und Leid.

Aber den Streit wird soeben vorgelegt: Rosenstock und Wittig „Alten und Theologisch-Kanonistisches Gutachten über das Schrifttum Joseph Wittigs“ (Sonderausgabe, Anhangsband „Alltag“ zu „Das Alter der Kirche“. — Verlag Lambert Schneider, Berlin. 273 S., im ganzen 5 Bände; Bd. 1, 2 und 5 liegen zu je Ml. 5.35 vor.)

Wittig hat sich mit seinen „köstlichen Elaboraten“ („Alten . . .“ S. 28) in das Allgemeinbewußtsein oder wenigstens in das Bewußtsein weiter, geistig regsamere Schichten hineingelebt, mit Schriften vornehmlich künstlerischer Artung. Diese Werke offenbaren sich nach den Titeln, der Ausstattung und der weiten Verbreitung sofort als vorwiegend schönggeistige Schriften, was in diesem Falle nicht ausschließt, sondern sogar einschließt, daß sie Anstoß sein, Wirkungen hervorbringen wollen: das Reich Gottes sich offenbaren zu machen.

Wittig ist ein fruchtbarer Schriftsteller und kann den, der über ihn abhandeln will, schon in Atem halten. Soeben reißt er seinen „literarisch-belletristischen Meisterleistungen“ („Alten . . .“ S. 37) ein neues Werk an: „Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt“. Es erschien, wie der Neudruck vom „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo“, im Verlage Ritz in Gotha.

Diese kurze Anzeige mag manchem willkommen sein. Es würde zu weit führen, die dichterischen Bücher im einzelnen zu würdigen, wohl möchte auch dieser Aufsatz Schwelle zu ihnen werden, wie auch zu den „Alten . . .“. Mehr als Schwelle kann ein Aufsatz nicht sein. Worauf es hier vor allem ankommt, ist die Aufrollung „des Falles Wittig“.

Nach Titel und Aufmachung kommen die „Alten . . .“ gelehrthafter als die Bücher des „Volkschriftstellers“ („Alten . . .“ S. 189) daher. Und wenn dieser Wagen herangefahren kommt und einem in die geistige Scheune hinein will, dann möchte man im ersten Augenblick das Tor verrammeln und sagen: „Schluß mit dem Segen, fahrt zu den Herren Fachtheologen; deren Scheune mag's schlucken!“ Aber wenn man dann schon ein wenig abzuladen anfängt, offenbart sich einem, daß das Buch durchaus nicht ihnen vornehmlich zutommt, und daß es ein höchst interessantes, menschliches und kulturgeschichtliches Dokument dieser unserer wahrhaftig merkwürdigen Zeit ist, darin wir einen geistigen Kämpfer sehen und Einblick tun in die uns allen unbekannteren Intimitäten der „kirchlichen Bürokratie“ (Verlegerbrief in „Alten . . .“ S. 34), eine Schrift, die geistvoll die Lage der Kirche in diesen Tagen beleuchtet und ihr Wesen feinsinnig abtastet. Die menschlichen Töne, die aufklingen, sind: johannaft, väterliche, besorgte, gutberzige, schroffe, vorschnelle, geschäftsmäßige, was weiß ich! Selbst wenn das Buch sich nicht glatt läse, so würde man doch sowohl Wittig als auch der Kirche schuldig sein, es zu lesen; und sich selbst würde man im Falle des Nichtlesens um Einsichten, Gelegenheiten zu Meditationen bringen, die sehr wertvoll sind. Der Zweck der Veröffentlichung dieser Alten und des Gutachtens wird verschiedentlich dahingehend bezeichnet, daß sie zur erwünschten, ja notwendigen Bildung eines selbständigen Urteils dienen soll, sei doch eine Verwirrung und Unsicherheit entstanden, „die der Kirche und den Seelen am abträglichsten geworden ist“. (Gutachten in „Alten . . .“ S. 146.) Die „Alten . . .“ bieten das geordnete historische Material, an Hand dessen man dies Geschehen, das in unserer Erinnerung lebt, durchgehen, vervollständigen und klären kann.



Simeons Lobgesang im Tempel

Ernst Pfannschmidt



Wittig veröffentlichte im April- (Ostern-) Heft 1922 des „Hochland“ einen dichterischen Aufsatz (oder soll man sagen: eine denkerische Dichtung?) mit dem Titel „Die Erlösten“. Viele Menschen jubelten ihm zu. Es gab auch gleich Leute, die warnten: Es ist Gefahr, die Menschen werden zur Laxheit erzogen, sie legen das letzte bißchen Heroismus ab, das ihnen noch eigen ist, und doch bedarf es in der moralischen Welt eines hohen Aufgebotes daran! Das waren Gutmeinende. Jeder Leser konnte allerdings schwer übersehen, daß Wittig gerade an die Kategorie der Allzujüngstlichen gedacht hatte, und sie von Gewissensnot erlösen wollte. Die Wirkung eines Schriftstellers beruht auf der Atmosphäre, die er schafft. Und hier war sie gottdurchweht, von Liebenswürdigkeit besonnt. Dem Verfasser dieser Zeilen will nach Lesung der „Alten . . .“ mehr noch als vorher scheinen, als wären die „gemütlich spottende Darstellung“ (Prof. Krebs „Alten . . .“ S. 69) die immer stärkere Ironisierung der heute gelübten Lehrverkündigung durch die katholischen Theologen“, (ebenda) dasjenige gewesen, was am schmerzlichsten empfunden wurde und Überhellhörigkeiten schuf, wo sonst vielleicht nicht einmal Hellhörigkeit gewesen wäre. Tatsächlich haben Wittigs zwei Aufsätze über die Kirche (zuerst erschienen in einem katholischen Sonderheft der „Sat“ 1921) „unter den Augen des Episcopats“ gelegen, „ohne eine mir bekannt gewordene amtliche Mißbilligung“ „Alten . . .“ S. 20) zu erfahren.

Um seine „Erlösten“: um das Erlöstsein oder Nichterlöstsein ging es! „Die Erlösten“ sind Ausgangs- und Hauptstreitpunkt. (Sie sind als Büchlein für 1 M. im Verlag Franke, Habelschwerdt, zu kaufen.) Wittig brachte die frohe Botschaft: Ihr seid Erlöste! Klammert euch daran in Gläubigkeit! — Der Katholizismus der Calderon-Epoche tat es überradikal. Graf Adolf Friedrich von Schad macht in der Einleitung zu Calderons ausgewählten Werken (Cotta, ohne Jahreszahl, etwa 1875) auf diese Tatsache aufmerksam und verweist auf Tirso de Molinas „Der wegen seines Kleinmuts Verdammte“ und auf Calderons „Andacht zum Kreuz“. Das Calderonsche Stück ist jedermann bei Reclam zugänglich und wurde in den Nachkriegsjahren mehrfach gespielt. Man hat nichts von einer Aktion gegen Calderon gehört! Er gilt als „Der katholische Dichter“. Schad bemerkt, die da vertretene Lehre sei in der Gegenwart so zurückgetreten, daß man keine Sorge um die Moral des Lesers bzw. Zuschauers zu haben brauche, jene Lehre, die genau formuliert so aussieht: „Daß der Mensch mit vollem Bewußtsein in ungeheuern Freveln beharren und doch durch das bloße Vertrauen auf die göttliche Gnade des endlichen Heils versichert sein könne.“ (Bouterwel, bei Schad zitiert.) Noch steht bei Schad: „An der allgemeinen Verbreitung dieses Glaubens im damaligen Spanien kann derjenige, der dessen Literatur kennt, nicht zweifeln.“ Die Sachlage bei Calderon ist so: Der Held, der Günstling des Kreuzes, stirbt. Da geschieht das Wunder, daß seine Seele beim Leibe bleibt, bis er beichten kann. Wittig hat — er verweist immer wieder darauf — keineswegs die Beichte ignoriert. — Ich möchte noch anmerken, daß das Stück kaum um religiöser Probleme willen gespielt worden sein dürfte (sie verfangen in dieser Art bei heutigen Menschen nicht), sondern wegen seiner kolportagehaften Handlung, die den Spielleitern und Spielern in vielen bunten, wechselnden Bildern dankbare Aufgaben stellt. —

Im Erlebnis der damaligen Menschen — mindestens aber in den, viel mehr als heute gepflogenen dogmatischen Erörterungen — hatte das Erlösungswort Christi, die stellvertretende, überreichliche Genugtuung, zentralen Platz. Wie aber ist es beim heutigen Menschen? Ich glaube kaum, daß ein Leser dieser Zeilen, der ernstlich sondiert, mein Gefühl, meine Fingerspitzen für irrig hält, wenn ich mich veranlaßt fühle zu sagen, daß der Gedanke an die Erlösungslehre zu verblaffen droht. (Es handelt sich um Dinge, bei denen wir auf die Feintastung angewiesen sind!) Ich entsinne mich noch deutlich einer gewissen Bestürzung, als ich einmal etwas las, was mir eine Vermessenheit schien, eine gewaltsame Geste gegen etwas, das mit dem Nimbus des Unantastbaren umkleidet war. Es hieß da: die stellvertretende Erlösung hat für uns keinen Sinn. Wir müssen es selber tun. (Vielleicht so gedacht: nach dem dunklen Drange zum Hinan, der in uns gelegt wurde, uns strebend zu bemühen, und im „Anschau-

der moralischen Schönheit“ (Reiß) Glück und Ansporn zu empfinden.) Leider weiß ich den betreffenden Verfasser nicht mehr. Nun könnte man sagen: es war ein einzelner! Aber Angelus Silesius ist auch nicht weit:

Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren,  
Und nicht in dir; du bleibst doch ewiglich verloren.

Und vom Kreuze Christi geht sein Spruch dem Sinne nach genau so. Er streicht zwar nicht die stellvertretende Genugtuung aus der Rechnung — man verzeihe die profane Ausdrucksweise —, aber er legt doch sehr viel Schwergewicht auf die Teilhaftigmachung an derselben durch den Menschen selbst, der sich verchristlichen oder gar verchristuslichen soll. Die Ansichten des heutigen Menschen — oder sagen wir besser: sein gefühlhaftes Denken — über Sünde, Verantwortung, Rechtfertigung, enthalten in bezug auf die Dogmatik (übrigens beider Erkenntnisse) beinahe nur Unrichtigkeiten. Aber diese Ansichten sind durchaus gegenteilig denen, die das damalige Spanien und Luther bewegten! Ein erhabener Sturm riß jene hin. Sie gaben sich in einem Riesenvertrauen: was sind wir, und was sind unsere Handlungen vor diesem Meer der Gnade, in das wir, uns auslöschend, uns stürzen? Wenn wir Heutigen dies Meer empfinden, dann nennen wir es „Gott“ und denken kaum an das Erlösungswerk oder an einen Gnadenschatz oder dergleichen.

Es kommt mir vor, als müßten viele Menschen sich erst einmal besinnen — auch die, die keineswegs unkirchlich sind, die vielmehr durchaus den Wunsch und Willen haben, ihr Denken mit den Dogmen in Übereinstimmung zu halten. „Ach so: Adam und Eva sündigten. Die Menschheit fiel in Ungnade. Als die ‚Fälle der Zeiten‘ gekommen war, wurde der Mittler geboren. Er verführte die Menschheit wieder mit Gott, und nun ist sie erlöst, im Zustand der Kindshaft.“ So der dogmatische Bau mit seinem alttestamentlichen Fundament. In wessen religiösem Erleben spielen Adam und Eva eine Rolle? Der alttestamentliche Unterbau ist nicht sonderlich fest im Bewußtsein gegründet. Und mit dem dogmatischen Oberbau ist es vielleicht auch nicht besonders gut bestellt. Aber dies alles beeinträchtigt kaum die Lebenskraft einer Religion! Wenn das Dogmengebäude einer Generation wenig im Bewußtsein, im lebendigen Fühlen steht, so verschlägt es nicht viel, denn die Religionen sind mehr als ihre Dogmen. Jenes — profan gesprochen — Juristische liegt dem heutigen Menschen nicht besonders. Sei Wittig hat die Erlösung oder besser das Erlösstsein zentralen Platz. Er ist ungemein gläubig an diese Heilstatsoade.

Das Lieblingsgebiet der theologischen Veranlagung Wittigs ist, nach seinen eigenen Worten und nach Offenständigkeit für den Leser: die Vorsehung Gottes und „das Geheimnis von der unmittelbaren Mitwirkung Gottes bei allem, was geschieht“. Was geschieht: jetzt, heute, nachdem der Zustand der Veröhnung mit Gott da ist, das Reich der zweiten Person, des Erlösers und der Erlösten. Es sind ungemein aktuelle, jede Sekunde eines jeden Menschenlebens berührende Fragen! Wenn ein Mensch, ein doch erlöster Mensch (nach Wittig), eine Handlung tut, so ist sie das Werk Gottes und des Menschen, vornehmlich aber ist sie Gottes Werk. Wenn es aber eine sündhafte Tat ist? Man hat daran zu denken, daß das Sündhafte an einer Handlung offenbar die Gesinnung ist. Das weiß jedes Kind! Wenn die Mutter ihren Jungen ausschimpft: „Warum hast du das Schwesterchen vor den Kopf gestoßen?“ dann sagt er (der Wahrheit gemäß oder auch notlügend): „Ich konnte nichts dafür.“ Er weiß, daß er dann *ja* einen physischen Stoß, aber keinen sündhaften Verstoß begangen hat. Nun gibt es allerdings Handlungen, die uns objektiv böse vorkommen. (Ob es objektiv böse Handlungen gibt, weiß ich nicht.) Das liegt daran, daß alle oder wenigstens außerordentlich viel Subjektive in dem Gefühl übereinstimmen, davon überzeugt sind, daß die und die Handlungen andere schädigen, daß sie Verwirrungen in der Welt anrichten, daß es Mißtöne in den Harmonien sind, die wir ahnen, und die zu realisieren wir die Verpflichtung in unsere Brust gelegt fühlen. Aber der Kampf des doppelten Gesetzes tobt in uns. Wir Armen sind Kampfplatz und Kämpfer zugleich. Wenn uns der Kampf gelang, sind die Gefühle des Sieges in uns. Die starke und den-



noch freundliche Sonne der Oberwelt bestrahlt unser wie gebadetes Antlitz. Oder aber, wenn der Kampf nicht gelang, sind wir bedrückt, die Welt ist wie mit Nebeln zugezogen. Nun sagt Wittig: „Macht euch keine Sorge um eure Handlungen, sondern denkt daran, daß ihr Erldste und Gerechtfertigte seid, und daß bei euren Handlungen der einfach menschlich gute Wille genügt. Ihr quält euch ab und glaubt, eine Verantwortung zu haben, die ihr gar nicht habt. Ihr seid nicht verantwortlich für das Werk, wohl aber für die Gesinnung. Ihr seid schwach, aber euer Wille ist beinahe immer gut.“ Tatsächlich wollen wir ja nicht, daß das Böse in der Welt zur Herrschaft gelangt! Es gibt ein Buch eines bedeutsamen, in der ganzen Kulturwelt anerkannten Dichters, das ich aber nicht zu nennen wünsche, weil es voller Verruchtheiten und damit voller Gefahren für einen Leser ist. Es enthält eine Geschichte der satanistischen „Religion“ vom Mittelalter bis in unsere Tage. Wir sind um ein Wort verlegen: aber es ist durchaus eine Religion, eine Gegenreligion, mit ausgebautem Kult. Ihr Inhalt ist eine Verehrung der schwarzen, dämonischen Mächte. Je mehr ich dieser schwarzen Tendierung nachsinne, desto mehr glaube ich allerdings, daß das satanische Leuchten, wenn auch fast unbewußt, doch in den Menschen aufblitzen kann, z. B. in der Schadenfreude. Im allgemeinen aber sind wir nur arme Sünder, deren Triebrichtung der weißen Macht zugeht, die wir Gott und Christus nennen. „Zu dir hin, o Gott, hast du uns erschaffen.“ Man denke auch an den Satz „der von Natur aus christlichen Seele“! Und der ist gewißlich wahr! Ich glaube, es bedarf heftigen und dauernden Sichwehrens gegen das Weiße, um deutlich schwarz zu sein. Noch auch denke man an Paulus, der, wie wir alle, das doppelte Gesetz in sich spürt. Aber das eine ist das „Gesetz des Geistes“ und das andere „das der Glieder“. Und noch denke man an Strindberg, der meint, daß wir besser seien als unsere Taten, denn wir verurteilen sie ja, sofern sie böse sind. Wohl wissen wir mit (dem ja noch unerlösten!) Moses: „der Sinn und die Gedanken des Menschen sind zum Bösen geneigt von Jugend auf“, aber wir könnten das sündige Bewußtsein nicht in uns empfinden, wenn wir nicht die Berufung zum Guten hätten. Jedenfalls sind die weißen Mächte die endgültigen und zuletzt siegenden. Dies unser aller tröstliches Bewußtsein! Wittigs Sendung scheint die gewesen zu sein, es zu beleben.

Wittig versichert, daß es katholisch-dogmatisch richtig sei, was er vorträgt, und von den grundlegenden Autoren, z. B. Augustinus, schriftlich niedergelegt worden sei. Er habe Eröstendes wieder herausgeschürft. Seine Ansichten seien das Resultat seiner Väterstudien. Die Lehre sei keine Geheimlehre. „Und wehe dem, der dem Volke den tiefsten Trost des Glaubens aus pädagogischen Rücksichten verhehlt!“ Der Christ komme nicht zum Bewußtsein, daß er ein Eröster ist, wenn er sich auch noch für die (um meine Worte zu gebrauchen) Handlungen und die tausendmal tausend ineinander greifenden Zahnradchen der Folgen verantwortlich fühlt. Wenn die Gesinnung gut war, haben wir ja auch wohl ein ruhiges Gewissen. Abtrens will mir scheinen, als würde ein Mensch, der seine Gesinnung kultiviert, immer weniger Instrument zu böse sich auswirkenden Handlungen sein können.

In diese Spekulationen über Anteil des Menschen und Gottes an einer Handlung schlagen auch solche über Freiheit oder Unfreiheit des Willens hinein. Wer hätte nicht schon über Freiheit oder Unfreiheit des Willens reflektiert oder Erörterungen gepflogen! Und wer hätte nicht schon festgestellt, daß das Zünglein bei seinem Wägen einmal mehr nach der einen oder ein andermal mehr nach der anderen Ansicht hin ausgeschlagen hätte? Es wäre nicht das erstemal, daß ein Mensch darauf käme, Gott auch für seine (des Menschen) Gesinnung und alles mögliche verantwortlich zu machen. Nach Augustinus ist es verboten, Gott für die Sünde verantwortlich zu machen. Es wäre auch nicht das erstemal, wenn jemand zwei Prinzipien als bei der Welt-schöpfung wirksam annähme: ein gutes und ein böses. Das ist eine nicht unbekannte Idee in der Geistesgeschichte.

Der Fürstbischof von Breslau ließ durch den Dogmatikprofessor Krebs in Freiburg ein Gutachten ausarbeiten, das unterm 3. Dezember 1924 erfolgte. Es stellt fest, daß die Kirche die

Freiheit im Vollsinne lehre; sie habe verworfen, „daß man noch von sittlicher Freiheit reden könne, wenn alle Werke mit Notwendigkeit geschehen. . . . Diese verworfene Lehre ist aber genau die Lehre, die in vielen Sätzen Wittigs ausgesprochen wird.“ („Alten . . .“ S. 56.) Wittig sagt, ein Religionslehrer, der gegen ihn polemisieren wollte, habe seinen Schülern „einen rein negativen und heißlichen Begriff von dem wunderbaren Geheimnis der Mitwirkung Gottes bei allen geschöpflichen Handlungen beizubringen“ versucht. (Wittig an seinen Bischof, „Alten . . .“ S. 79.) In diesem Religionslehrer trifft er viele seiner Gegner. Die heutigen Menschen sind großenteils gefühlsmäßige Deisten. (Der Deismus ist bekanntlich die Lehre, daß Gott nach der Schöpfung sein Werk sich selbst überlassen habe.) Wittig spricht vom „wunderbaren Geheimnis“. Das ist es in der Tat. Denken wir uns Menschen, die einigermaßen tief veranlagt sind! Wenn ihnen ein Kind geboren wird, bringen sie die Frömmtheit auf, zu spüren, daß sie wenig an seinem Dasein beteiligt, vielmehr so etwas wie das Mittel gewesen sind. Sie verehren ein Wunder und sagen: „Es wurde uns geschenkt“ oder so etwas. Bei großen Anlässen sagen die Menschen ja auch: es hat Gott gefallen, so und so zu tun, oder auch im gewöhnlichen Leben sagen einfache, sich getragen führende Leute: „So Gott will!“ Es gibt über diese Lehren zwei Richtungen innerhalb des Katholizismus. Wittig ist Thomist. (Siehe theol.-kanonistisches Gutachten S. 192.) Dann findet Krebs eine Häresie (die zweite) in der Darstellung der Glaubensfunktion bei der Rechtfertigung. Wittig lehre die Rechtfertigung durch den Glauben allein, der wahrhaft Gläubende könne nicht sündigen; mit der wirklichen Sünde gehe auch der Glaube verloren. (Siehe „Die Erlösten“ dazu!) Nun ist immer (im Neuen Testament, bei Luther, bei Wittig und im gewöhnlichen Leben) schwer, herauszufinden, was mit „Glauben“ gemeint ist. Ist es Fürwahrhalten, ist es vertrauendes Verbundensein, ist es beides zugleich, könnte man es nicht manchmal besser die „Gläubigkeit“ nennen? Durch die Güte des Herrn Professors Wittig selbst erhalte ich die Mitteilung: „Ich fasse Glauben weder als bloßes Fürwahrhalten noch als ‚Gläubigkeit‘, sondern als ein wirkliches neues Leben aus dem Lebensborn Gottes.“

Drittens moniert Krebs den Wittigischen Kirchenbegriff. Nach Wittig (in E. Michels Sammelbuch „Kirche und Wirklichkeit“) wurde sie nicht gegründet nach Juristenart, sondern sie wurde aus den vollebendigen Seelen hervor. Entgegen dieser Lehre einer indirekten Kirchen-Gründung lehre die Kirche eine direkte Gründung („Alten . . .“ S. 67).

Endlich ist Wittig vielfach vorgeworfen worden, daß er die theologischen Ausdrücke, „durch welche biblische Worte und Sätze gegenüber den Häretikern geschützt werden“, nicht genügend beachtet habe. (Krebs „Alten . . .“ S. 78.)

Das ausführliche theologische Gutachten (geistlicher, ungenannter Verfasser, „Alten . . .“ S. 143 bis 256) meint: eine mechanische Gegenüberstellung von Satz und Gegensatz sei nie sehr geistvoll, und es sei auch nicht viel damit getan. „Bei Leuten, wie Wittig aber, der eben nicht Irrlehrer, das heißt Verteidiger eigener Sätze und theoretischer Auffassungen gegenüber den Formulierungen der Kirche sein will . . . , dem alle Theorien gleichgültig sind, der vielmehr direkt auf das Religiöse selbst losgeht . . . einem solchen Objekte gegenüber ist die Methode einfach sinnlos.“ (S. 190.) Einen kleinen Widerspruch kann man da nicht unterdrücken: Wittig, Priester in „Die Erlösten“, der auf der Kanzel steht, verkündigt doch, und manche Gespräche sind vollstümliche Einkleidungen von Lehrgesprächen. „Was er sagt, kann man katholisch und jansenistisch und modernistisch und lutherisch deuten . . .“, aber man muß es eingedenk der Wittigischen Grundrichtung katholisch deuten. „Wir sehen heute immer viel zu sehr das Trennende; stiegen wir aber entschlossen auf den religiösen Untergrund der Konfessionen und Richtungen, das heißt würde jeder ganz religiös auf seinem Boden, das Einende und Eine würde von selbst in die Augen springen.“ (S. 190/191.) Wittig aber habe seinen Gedanken gerade die Form gegeben, die den Theologen sofort jene Irrlehren ins Gedächtnis rufen. (S. 191.) „Auch hier ist wieder zu sagen, daß Wittig den Vorwurf geradezu provoziert hat.“ (S. 193.) Nicht zu verkennen ist allerdings nach meiner Meinung auch das Bemühen

Wittigs, von vornherein Spitzen abzubrechen. (Man lese daraufhin „Die Erlösten“) Man muß die einzelnen Sätze „aus der Struktur seines Denkens und Wollens heraus“ verstehen. (S. 195.) Die beiden Gutachter können pädagogische Bedenken, die auch mir aufstiegen, nicht unterdrücken.

Wittigs Worte bedeuten nicht: lebt drauf los! Es bedeutet auch nicht: es ist genug, wenn ihr nicht offenbar böse seid. Es lag ihm keineswegs daran, das Streben zu unterbinden. Er verlangt immerhin den einfach-menschlich-guten Willen. Nicht zuletzt will er dem Christen das ganz und gar verlorene Gefühl wiedergeben, in Ihm zu leben, sich zu bewegen und zu sein. Die Menschheit ist, nachdem deutlich die Individualität geboren ist, sozusagen außer Gott gegangen. Dann wollte er eine Entlastung der allzu Verantwortlichen. Wittig schreibt in „Die Erlösten“ so: „Ach, ich möchte einmal zählen können die Sünden eines Jahres der vorchristlichen Welt und die Sünden eines Jahres der heutigen christlichen Welt! Wie ein Messer schnitt mir's ins Herz, als mir wieder die Worte einkamen: Wir beten Dich an, Herr Jesus Christ, denn durch Dein heiliges Kreuz hast Du die ganze Welt erlöst.“ Ein erhöhtes Sündenbewußtsein scheint mir aber entwicklungsrichtig zu sein. (Es darf bloß nicht die Müden seien und die Kamele fressen.) Diese Bürde ist zugleich Würde! Otto zur Lindes Satz kann man vielleicht in diesem Zusammenhang verstehen: „Sünde, der Menschheit heiligstes Wort.“

Wenn ich Wittigs Worte lese, so wird mein Inneres überflutet mit einer Liebe zu diesem Manne. Er hat ein goldenes Herz. Er liebt gleich Christus die Mühseligen und Beladenen.

Nach dem „Einbruch des Argwohns“ bei dem Erscheinen der Erlösten begannen für Wittig die Schwierigkeiten der kirchlichen Druckerlaubnisse. Wittig, der „Volkschriftsteller“, hätte sie, entsprechend der heute bestehenden Gepflogenheit, nicht nachzusehen brauchen, aber er wollte es durchaus. „Ich will aber kein vorwiegend schöngestlicher Schriftsteller, sondern ein kirchlicher Verkünder der Frohbotschaft sein und brauche das kirchliche Imprimatur und habe auch ein Recht darauf.“ (Wittig an das Fürstbischöfliche Ordinariat, S. 35.) Er focht mit Fähigkeit. Er fühlte sich in die Mission hineinwachsen: die große Volkskirche gegen die enge Kleruskirche oder Verwaltungskirche zu verteidigen. Dies der tiefere Sinn des Kampfes! Und wenn man diesen Sinn weiß, merkt man, daß Wittig keine Mühe gescheut hat, dokumentarisch festzunageln! „Die Unscheinbarkeit des Falles mag einen römischen Diplomaten zum Lächeln bringen; einen Christen müssen immer die leisen, lautlosen, unscheinbaren Vorgänge durchschauern.“ Der entscheidende Schritt zur „Religio Depopulata“, zur entvölkerten Kirche, sei getan. (Rosenstock, „Alten“ S. 164.)

Beim Falle Wittig lag auf beiden Seiten zwar nicht sachnotwendige, wohl aber zeitnotwendige Zwangsläufigkeit. (Gutachten S. 143.) Diese Zwangsläufigkeit wird umfassend dargelegt. Sie besteht darin, daß die Kirche (oder vielmehr ihr Apparat) nach dem Vatikanum, das bekanntlich die päpstliche Unfehlbarkeit dogmatisierte, die Richtung genommen habe, daß alle möglichen Maßnahmen wie unfehlbare genommen sein wollen.

So verringert sich die persönliche Schuld an dem bitteren Unrecht gegen Wittig, wie sich auch seine persönliche Schuld an dem schmerzlichen Bruch verringert. Der Institution wird nachgewiesen, daß sie, entgegen den ausdrücklichen milden und vorsorglichen päpstlichen Anordnungen, die stärksten Mittel angewandt, daß sie antik-römisch statt christlich-katholisch sei, daß sie nicht einmal die juristischen Pflichten erfüllte, wo sie mütterliche zu erfüllen hatte, daß die Denunzianten nicht die Liebesgebote Christi beachtet haben. Nun sind die Trümmer da! Von Wittig wird gesagt, und es ist aktenmäßig belegt, daß er an Entgegenkommen weit über das Maß dessen gegangen ist, wozu er verpflichtet war. Aber es wird Wittig zum Vorwurf gemacht, daß er seine Sohnespflicht reiflos hätte erfüllen müssen, auch wenn die Mutter versagt habe! Er habe sich Christus ähnlich zeigen und sich demütigen sollen. Da überleben die Gutachter nach meinem Empfinden, daß er sich ja nicht als Person, sondern als Fall



fühlte, durch den der „römische Übermut“ mit samt dem System in Deutschland gebrochen werden sollte. Es heißt ja bei den Gutachtern selbst „der Fall Wittig interessiere die breite Öffentlichkeit als ein Teilproblem der Kirche überhaupt“. (S. 146.) Die enorme Kirchentreue Wittigs ist unverkennbar: wer würde sonst ein paar Jahre lang Aufregungen auf sich nehmen? Ein nicht-kirchlicher Mensch ließe die Herren unter sich und ginge seiner Wege.

Die Stationen des Wittigischen Weges sind: Einbruch des Mißtrauens, Indizierung eines Teiles seiner Schriften, Exkommunikation seiner Person. Wittig und die Gutachter bestreiten Berechtigung und Wirkung der letzteren; und das Bücherverbot ist nach Ansicht der Gutachter so bequem und gescheit, wie wenn sich einer um einer Wunde willen Arm oder Bein abschläge und vielleicht noch den Kopf dazu. (S. 211.)

Für den Katholiken ergibt sich, wenn er die indizierten Schriften lesen will, daß er um eine Erlaubnis einkommen muß. Ich hatte geglaubt, wenn der Autorität so die Reverenz erwiesen sei, läme es laum vor, daß die Erlaubnis verweigert würde. Durch die Zeilen des Herrn Prof. Wittig erfahre ich aber, daß es oft geschehen sei. Aber diese Entscheide gehören wohl der Vergangenheit an.

Die Alten wollen ein sozusagen geburts helferisches Werk zu einer besseren Zukunft sein, ähnliche Dinge verstehen, dem Volke aus seiner kirchlichen Not und der Kirche aus ihrer Entvölkerung helfen. Die beiden Gutachter, Eingeweihte, die jahrelang in einer bischöflichen Registratur gearbeitet haben, verfolgen die gleichen Ziele. Sie schrieben ihre Arbeit weder der Kirche noch Wittig zuliebe oder leide. Sie kennen Wittig persönlich nicht. Wittig-Rosenstock hatten Weite genug, diese Gutachter zu ertragen, die nicht platt genug sind, nach dieser oder jener Seite die Senjuren „recht“ oder „unrecht“ zu verteilen. Der Verfasser dieser Zeilen möchte Wittig, den Mann und sein Werk (besonders den Katholiken), wieder nahe bringen. Es grenzt an Liebslosigkeit, ihn erst sensationell emporzutragen, und ihn dann zu vergessen, diesen Mann, der seine Wurzeln bewußt im religiösen Volkstum belassen hat und von da Kraft nimmt und ausströmt.

\* \* \*

Ich empfinde es als sehr dankenswert, daß „Der Türmer“ in ziemlich schneller Folge dreimal seine Spalten zur Erörterung des Falles Wittig geöffnet hat: im Januar- und Juliheft 1927 und in der vorliegenden Nummer. So bleibt diese Sache in Fluß, womit nach den Alten: der Kirche, Wittig und ähnlichen Männern, dem katholischen Volke und allen Anteilnehmenden gebient ist.

Im Juliheft 1927 (Nr. 10 des 29. Jahrganges) findet sich in der „Offenen Halle“: „Katholisches zum Fall Wittig“. Zwei Stimmen werden zu dieser Sache laut: Fräulein Dr. Anna Sophie Herde bemüht sich, die Stellungnahme der kirchlichen Autorität zu rechtfertigen, Herr Wilhelm Hellwig spricht mit Wärme für den Ausgestoßenen.

Bis zum Erscheinen der „Alten“ waren wir alle auf verstreute Veröffentlichungen angewiesen. Nun klärt sich uns allen der Fall.

Es tritt in der ersten der beiden Juliheft-Zuschriften die Spaltung auf: objektiv vorhandene religiöse Güter und subjektive Erfassung. Das Objektiv-Richtige und das Subjektiv-Richtige möchten wir gerne im Einklang haben. Wir möchten so erfassen, wie es wirklich ist. Abriegen ist in sittlichen Dingen, sofern man die Motive aufdecken kann, kaum je viel Subjektivismus zu befürchten. Man soll mir überhaupt das Subjekt nicht zu sehr schmähcn: wir können jeden Augenblick Himmel und Hölle an uns reißen, wenn wir tauglich sind zum einen oder zum anderen.

Fräulein Dr. Herde zieht in ihrer Äußerung Franz von Assisi und unseren Zeitgenossen Romano Guardini heran. Alle drei: Wittig, der heilige Franz und Guardini sind durchaus künstlerische Naturen. Ich glaube, daß sie den Religionen mindestens so wichtig sind, als die Dogmatiker. Und es ist wohl keine Frage, daß der Herr selbst mehr dem Typus eines Künstlers als dem eines Dogmatikers zuzuzählen ist.

Pater Hugo Lang aus dem Benediktinerorden („einem künstlerischen und milden“ nach Huzsmans — „jenem alten Kulturorden“, nach Peter Hille) soll mit einem Zitate aus seinem Aufsatz „Zur Theologie der Erlösten“ Anno 1925, die Schlußworte sprechen: „Der sensible, leicht passive Schlesier muß sich wohler fühlen in der Welt des Organismus als in der Welt der Organisation. Der heutige ‚aktivistische‘ Katholizismus, besonders preussischer Prägung, kann seiner Seele nicht so beseligende Heimat sein, daß er das Heimweh verlieren könnte nach jener Zeit, in der die Kirche in wenigen großen Glaubensgedanken ruhte und aufnahmefreudig war gegenüber allen Elementen der Weltbildung, die ihr assimilierbar schienen.“

Maximilian Maria Ströter

## Das Jahrhundert der Kirche

Da hat in verhältnismäßig jungen Jahren einmal einer ein hohes Kirchenamt anvertraut erhalten. Man spürt es am jugendlichen Schwung der Sprache und am neuzeitlichen Blick des Geistes, mit dem der Generalsuperintendent der Kurmark, D. Otto Dibelius, sein prächtiges Buch: „Das Jahrhundert der Kirche“ geschrieben. (Furche-Verlag, 1927. Berlin.) Kein Wunder, es wird viel gelesen und viel besprochen. Lebendiges Leben liegt darin und viel Glaube an die Zukunft der Kirche. Man mag zur Kirche stehen, wie man will, heißt es da, die Tatsache, daß wir einem Jahrhundert der Kirche entgegengehen, ist außer Zweifel.

Man darf nicht nur wissenschaftlich an das Buch herangehen. Es ist mehr ein Gedicht als eine in trockener Gelehrsamkeit abgefaßte Abhandlung. Nicht schwere Theologie führt die Feder, sondern begeisterte Liebe zur Sache. Wer mit solch seelischer Hingabe sein hohes Kirchenamt durchgeistet, wie der Verfasser tut, dem mag man wohl gerne zuhören in seinen Ausführungen über die gegenwärtige Lage der Kirche, wie sie augenblicklich seit der Trennung von Kirche und Staat gesehen sein will. Gerade dieser geschichtliche Wendepunkt ist dem Verfasser eine Art Erlebnis geworden, aus dem er in schöpferisch geschichtlicher Schau Rückblick und Einblick hält, wie Umblick und Ausblick in vier Büchern: Das Buch der Geschichte, Das Buch der Betrachtung, Das Buch der Umschau, Das Buch der Ziele.

Der Bischofsgedanke vor allem beherrscht das Buch. Das lebendige Wissen um Kirche als organische Einheit die aus eigener Initiative zu handeln bestimmt ist und frei sein muß von weltlicher Obrigkeit, um selbständig in eigener kirchlicher Verantwortung zu leben innerhalb der kirchlichen Gemeinden. Wo nicht das Bischofsamt, auch keine Kirche. Schon Luthers Kirchenbewußtsein war ohne daselbe nicht denkbar. Nur in Ostpreußen ist es aber nach seinem Wunsch gegangen. Da hat Herzog Albrecht den Ordensstaat säkularisiert und die beiden Bischöfe seines Landes sind evangelische Bischöfe geworden. Sonst aber war es das Landesfürstentum, das die Kirche in seine Gewalt bekam. Nach kurfürstlicher Kirchenordnung führte immer ein Jurist die Präsidialgeschäfte, die Kirche wurde ein Zweig der Staatsverwaltung. Voller Sorgen schrieb Luther schon 1543 ahnungsvoll: Der Satan hört nicht auf, Satan zu sein. Unter dem Papst hatte er die Kirche mit der Politik vermischt. In unserer Zeit will er die Politik mit den kirchlichen Dingen vermischen. Aber wenn Gott Gnade gibt, werden wir uns zur Wehr setzen und werden allen Fleiß daran setzen, die verschiedenen Aufgaben von Kirche und Politik auseinander zu halten.

Je mehr im Laufe der Zeit das landesherrliche Kirchenregiment von den Geistesströmungen jeweilig ergriffen wurde, im ganzen blieb es im juristisch verwaltungsmäßigen Kirchenbetrieb. Der Landesherr führte das absolute Wort. Eine innere Begeisterung für die Kirche konnte darum kaum aufkommen. Adolf Harnack stellte fest, alles Kirchliche ist im Leben des deutschen Laienprotestantismus so sehr zurückgedrängt, daß man es bereits als eine Annäherung empfindet, wenn sich die Kirche überhaupt nur selbständig regt, und daß es wider den guten Ton verstößt,

von ihr in der Gesellschaft zu sprechen. So wird die Kirche zu einem Bestandteil der bürgerlichen Kultur. Das Gepräge der Kleinbürgerlichkeit hat sie noch heute.

Durch die Französische Revolution erwachte das liberale Bürgertum, und durch den Wandel der Gedankenwelt regte sich auch in der Kirche der Drang zur Selbständigkeit. 1846 erlebte das vergangene Jahrhundert die einzige Generalsynode. Wohl bildete sich eine selbständige Kirchenverwaltung im preußischen Oberkirchenrat, doch erst die Trennung von Kirche und Staat brachte Kirche mit eigener Verantwortung. Noch sind nicht in allen deutschen Landeskirchen Bischöfe. Doch der Bischofsgedanke lebt. Die Entwicklung zur organischen Spitze ist auf dem Marsche.

So sehr ist D. Dibelius vom Bischofsgedanken erfüllt, daß die organische Einbettung der persönlichen Führung im Volksganzen bisweilen kaum deutlich wird. Und zwischen Volk und Kirche kommt die geheime Spannung gegeneinander und die geheime Sehnsucht zueinander nicht so recht zum Ausdruck. Das Wort Volkskirche ist mir im ganzen Buche kaum begegnet. Wohl wird lebendig erklart: „Das Volk ist die Aufgabe“, auch wird die Durchdringung des Volkslebens lebhaft betont.

Sehr bedeutsam ist der Begriff der Schicksalsgemeinschaft, wie er durch das Ereignis von 1914 lebendig geworden. Kraftvoll wird dem Individualismus der Heraus gemacht. Wir sind doch zu stark miteinander verlettet und verstrickt, als daß wir auf die Dauer in Vereinzelung und Absonderung leben könnten, auch nicht in christlicher Absonderung. Alle Mechanisierung und Spezialisierung mit jener grenzenlosen Entseelung des Lebens ist durch die Schicksalsgemeinschaft als erlebte Volksgemeinschaft erschüttert. Die Kirche wird als organische Lebensform Heimat für den ganzen Menschen und sein gesamtes Leben. Sie hat es im Gegensatz zur Sekte mit der Gesamtheit zu tun und rechnet jeden in ihr Bereich, der nicht in besonderer Weise seinen Austritt erklärt.

Der umspannende Begriff zu Volk und Kirche heißt Kultur. Nicht ist die Kirche Selbstzweck. Reineswegs soll kirchliches Selbstbewußtsein erzogen werden, sondern der Wille zum Dienst mit dem Mittel der kirchlichen Organisation. Nicht Verkirchlichung der Kultur gilt es, sondern Durchdringung.

Die große Not nur ist der unglückselige konfessionelle Spalt im deutschen Volkskörper. Kirche und Kultur werden im deutschen Volk erst ihre letzte innere Einheit und Vertiefung im Christlichen des Christentums erhalten. Das Jahrhundert der Kirche — groß und weit gefaßt aus der Notzeit der Tage heraus, muß sich erst noch als angemäße volkbildende göttliche Aufgabe und göttliche Kraft auswirken unter den Völkern insgesamt.

Karl Bartede

## Das religiöse Amerika

Es gibt viele Amerikabücher in Deutschland, aber die wenigsten berichten vom dortigen religiösen Leben. Das ist ein grober Mangel. Denn, so lesen wir in dem neu erschienenen Werk „Das religiöse Angesicht Amerikas“ von Herm. Werdermann (Verlag Bertelsmann, Gütersloh): „wer Amerika besucht hat, weiß, welche ungleich größere Rolle der Sonntag, der Gottesdienst, das kirchliche Leben, die religiösen Vereine drüben spielen.“ „Schlecht erfüllen die Bücher ihren Zweck, die das religiös-kirchliche Leben zwar streifen und erwähnen, aber nur in abfälligen, karikierenden Bemerkungen über Heuchelei, über Bigotterie und allerlei lächerliche Einzelheiten.“ „Vieln Millionen, viel mehr Menschen als in Deutschland, ist drüben Frömmigkeitsübung und kirchliche Betätigung etwas Wesentliches, ein Hauptcharakterzug ihres Lebens.“ Unser Buch verfällt aber nicht der umgekehrten Einseitigkeit. Es löst das religiöse Leben Amerikas nicht vom kulturellen Hintergrund seines Landes los, sondern sieht es in der ganzen Verflochtenheit mit dem Alltagsleben.

Das Buch ist die Frucht eines Dozenten- und Studienaufenthaltes an einem theologischen Seminar in St. Louis. Es ist erstaunlich, wieviel Zeit und Kraft der Verfasser, ein bekannter praktischer Theologe in Berlin, neben seiner achttündigen Vorlesungstätigkeit aufgebracht hat, um möglichst viele Eindrücke und Betrachtungen zu sammeln und zu verarbeiten. Die Sonntage werden reiflos ausgenutzt; an den verschiedenartigsten Gottesdiensten nimmt Werdermann teil; abends weilt er in Familien und unterhält sich über wichtige Fragen. Er lauscht, läßt auf sich wirken, läßt sich von Studenten und Pfarrern ihre Lebensgeschichte erzählen, von Professoren über fremdartige Verhältnisse aufklären. Er, der Theologe, interessiert sich ebenso lebhaft für alle sozialen und politischen Angelegenheiten wie für die religiösen Zustände. Groß ist die Objektivität des Buches; das ist bei einem deutschen Gelehrten an sich zwar normal, aber für uns Amerika gegenüber nicht leicht. Der Wille zu verstehen drängt überlieferte Vorurteile zurück. Bemerkenswerte Streiflichter fallen auf Deutschland. Wir haben gewiß die alte Kultur, aber Amerika ist in vielem unvoreingenommener, freier, zukunftsfreudiger. Licht und Schatten werden gerecht verteilt. Man ist dort weniger von Reflexionen bedrückt, weniger methodisch geschult oder wissenschaftlich gebildet, aber dafür wirklichkeitsnah, voll starken Verantwortungsgefühls gegenüber den Forderungen der Gegenwart.

In zwei Hauptteile gliedert sich das Werk. Der erste umfaßt ein Tagebuch, das Gesehenes und Gehörtes ganz unmittelbar festhält; der zweite bringt die zusammenfassende Erörterung. Wertvoll sind dabei auch die gelegentlichen Urteile über andere Amerikabücher, die Hinweise auf gute Beobachtungen, aber auch auf Enge, Einseitigkeit, Ungerechtigkeit des Urteils oder Beschönigungen.

Was nun Werdermann über die mannigfachen Seiten des amerikanischen Lebens bietet, kann natürlich nur angedeutet werden. Die verschiedensten Interessen kommen auf ihre Rechnung. Geredet wird etwa vom Judenproblem, von den Logen, von der sozialistischen Bewegung, vom Verhältnis von Arbeiterschaft und Kirche, die nicht durch tiefe grundsätzliche und praktische Gegensätze getrennt sind, von Klassenunterschieden (im Vergleich mit unseren Verhältnissen), vom Arbeitssystem in den Fordfabriken, von der Damenwelt in Newyork, von Zeitungswesen und Buchhandel, von Schulwesen und Koedulation, vom Propagandacharakter des französischen Unterichts, überhaupt von der Ententepropaganda, vom Begräbniswesen. Geredet wird vom amerikanischen Volkscharakter, von Wilson, von den Deutschamerikanern und ihren Geschicken, von amerikanisch-deutschen Zeitungen, von der Stellung der amerikanischen Kirchen zur Kriegsschuldfrage usw.

Natürlich erwarten wir ein Wort über die Prohibitionsfrage. Mindestens ein halbduzend Mal kommt Werdermann auf sie zu sprechen. Oder vielmehr, er läßt uns die verschiedensten bedeutungsvollen Stimmen darüber vernehmen; noch auf der Rückfahrt versteht er es, wichtige Äußerungen hochstehender Mitreisender darüber sich zunutze zu machen. Wie vorteilhaft sticht diese vorsichtige Sachlichkeit gegenüber dem oft häßlichen und törichtsten Urteil von Deutschen ab, die über ihren eigenen Gesichtskreis nicht hinaussehen vermögen. Hier kommt alles zum Wort, die gegnerischen Bedenken wie die sehr ernstesten Zustimmungen, auch die Hinweise auf die für das amerikanische Leben so wertvollen Auswirkungen des Gesetzes. Beschämend für uns, daß die Chicagoer Westliche Post wegen ihrer gut deutschen Verständnislosigkeit für den Ernst der Frage bei den amerikanischen Christen die Westliche Pest heißt! Und was bedeutet es für den sozialen Fortschritt, daß als Folge dieses Gesetzes zu verzeichnen sind: bessere Gesundheit der Kinder, die besser ernährt werden; weniger Kinderarbeit, da sie nicht so früh gezwungen sind, mitzuhelfen und mitzuerdienen! Bessere Bildung für die Kinder, stark gesteigerter Andrang zu den höheren Schulen! Werdermann führt das Urteil eines jungen deutschamerikanischen Pfarrers an, der den Winter zuvor in Berlin gewesen war: „Er sei auch in Amerika bedenklich gewesen, ob wohl die Prohibition das Richtige wäre. Aber seitdem er die schlimmen Zustände in Deutschland kennengelernt habe, habe er erst eingesehen, welcher Segen trotz aller Unvollkommenheiten von der Trockenlegung

ausginge, so daß er sich entschieden nicht für Aufhebung, sondern für Weiterführung und besserer Durchführung einsetzen werde, wenn er zurückgelehrt sei.“

Von der Fülle der Bemerkungen zum kirchlichen Leben kann erst recht kein genaues Bild gegeben werden. Natürlich liegt hier das Schwergewicht des Buches. Wir werden ganz hingeführt in das Leben der Gemeinden, in die Gottesdienstformen, in die Stellung der Rassen innerhalb der Kirche (besondere Negerkirche! 100 Negerkirchen in St. Louis!), Leben und Stellung der Pfarrer, Wert der Predigt, Art der Gemeindegemeinschaft, Mitarbeit der Laien, Art und Gehalt der (oft naive nationalistisch gefärbten) Frömmigkeit, theologische Ausbildung, christliche Jugendbewegung mit ihrem Drängen auf stärkere kirchliche Einheit über die hemmende Zersplitterung hinaus, — alles wird lebendig geschildert und grundsätzlich gewürdigt. Die katholische Kirche ist nicht vergessen; auch der kleineren Gemeinschaften, wie der Schwentkseldianer oder der Mormonen wird gedacht, — kurz, ein reiches Leben entfaltet sich vor unseren Augen.

Werdermann ist sich der ungelösten Probleme (z. B. der Landgemeinden) und Schwierigkeiten des amerikanischen Kirchenwesens voll bewußt, aber er weiß auch die Frische und optimistische Arbeitsfreudigkeit, überhaupt die wertvollen Seiten der amerikanischen kirchlichen Verhältnisse ins Licht zu rücken.

Hier noch ein paar Äußerungen, die für die Aufgeschlossenheit des Buches ein Beleg sein mögen. „Schon oft ist mir eine große Einfachheit im Denken, Unreflektiertheit, auch Selbstzufriedenheit in diesem Lande aufgefallen ... Oft bemängeln die Amerikaner, daß in Deutschland die Klassenunterschiede und Klassengegensätze so scharf sind. Und wirklich lebt man in diesem Punkt in Amerika in einer andern Atmosphäre ... In sozialer Einstellung und sozialer Gesinnung gegenüber allen Mitmenschen können wir von Amerika lernen ... Der stärkste Wert und Reiz der Gemeinde im amerikanischen Leben scheint mir darin zu liegen, daß die Gemeinde als solche zugleich ‚Gemeinschaft‘ ist ... Es gibt kaum viel gesellschaftliches Leben außerhalb der Kirchengemeinde. Es trifft man sich hier (in den Nebenräumen der Kirche) untereinander und ist miteinander. Dabei geht es einfach zu ... Man ist streng in der Beurteilung des Pastors. Ein geschiedener Pastor ist im allgemeinen unmöglich in Amerika. Er muß sein Amt niederlegen. Man erwartet von dem Pastor Führerschaft in den brennendsten Fragen, vor allem in den sozialen Verwicklungen.“ Endlich: „Eine Auseinandersetzung und gegenseitige Befruchtung muß zwischen Deutschland und Amerika, Amerika und Deutschland viel stärker vorgenommen werden, als es bisher geschehen ist, — bei aller Achtung vor der Eigenart jeden Landes.“

Alles in allem ein Buch für die Gebildeten, die sich von einem guten Beobachter in dieses oft im Werden befindliche Land einführen lassen wollen.

G. W.

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einserlungen sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Das Wunder von Konnersreuth

Ehe ich im „Fürner“ zum „Wunder von Konnersreuth“ theoretisch Stellung nehme, möchte ich von vornherein der Überzeugung Ausdruck geben, daß es sich bei den außergewöhnlichen Vorgängen in der Umwelt der Theresie Neumann um wissenschaftlich völlig außer Zweifel gestellte Tatsachen handelt, und nicht um einen „raffiniert erfundenen Volksbetrug“ der katholischen Kirche. Gewiß, das „Wunder von Konnersreuth“ mag in materialistischen Freidenkertreihen unliebsames Aufsehen erregen, aber es ist eine niedrige Unterstellung, zu behaupten, unsere katholischen Brüder, die doch auch die Wahrheit suchen und vom Wahrheitswillen Christi beseelt sind, trieben mit der Welt ein nichtswürdiges Gaukelspiel.

Welche Erklärung man nun diesen Tatsachen gibt, das ist natürlich Sache des einzelnen, Sache des Geschmacks und wird bestimmt durch das Maß der Einsicht und der Erkenntnis, die der einzelne zu dem Fall herzubringt. Wenn ich mehr geneigt bin, die psychologische Deutungslinie bezüglich der Stigmata zu wählen, auf der sich Herr v. B. in Heft 2 des Fürners bewegt, so will ich damit keineswegs behaupten, daß der Erklärungsversuch des Herrn Weltisch, der sich auf geistig Geschautes gründet, unrichtig sei. Die Fähigkeit der geistigen Schau besitze ich aber nicht und lasse mich deshalb von andern Gesichtspunkten leiten wie er. Die logische Überlegung zwingt uns m. E. noch nicht, die zweifellos erstaunlichen Tatsachen in Konnersreuth als Wunder anzusehen, oder sie im Sinne der katholischen Kirche zu deuten. Diese sieht in den Stigmatisierten „Gefäße der göttlichen Gnade“, und in den Stigmata die sichtbaren Zeichen und äußeren Siegelabdrücke dieser Gnade.

Dem kann nun aber der Kritiker entgegenhalten, daß auch die Konvulsionäre auf dem Grabe des Abbé Paris — die Janensisten — durch seelische Vertiefung in das Leiden Christi rote Flecken an Händen und Füßen bekamen. Was hindert uns, mit Tholoz und andern theologischen Kritikern anzunehmen, daß wir es hier mit Ansätzen der Stigmatisation zu tun haben? Auch die katholische Kirche kennt ja nicht wenige Fälle innerer Stigmatisierung. So bei Margarete Ebnerin von Nürnberg (gest. 1351), die nur die Schmerzen der Kreuzigung fühlte, ohne daß die Male deutlich hervortraten.

Daß es in der evangelischen Kirche seit ihrem vierhundertjährigen Bestehen keinen einzigen Fall von Stigmatisation gegeben hat, ist nicht weiter verwunderlich, weil eben das Glaubensleben in ihr keinerlei Vorbedingungen für das Auftreten solcher anormalen Erscheinungen bot und bietet. Es ist in ihr auch gar kein Wille vorhanden, solche Vorbedingungen zu schaffen.

Nur da, wo es ein Klosterleben mit einem weltflüchtig-mönchischen Ideal gibt, wo einmal abgelegte Gelübde den Menschen lebenslänglich und unwiderruflich an ein stilles, betrachtames Dasein zwanghaft binden, wo einsame Bußübungen, Geißelungen, Selbstkasteiungen und asketische Enthaltensamkeit dem religiösen Willens- und Gefühlsleben einen besonderen Charakter geben, ist der Boden für Erscheinungen bereitet, die auf der Linie der Stigmatisation liegen. Die *exercitia spiritualia*, die geistigen Übungen des Ordenslebens, schaffen bestimmte, immer wiederkehrende, immer in gleicher Richtung sich bewegende seelische Abläufe und Willensketten, die einen suggestiven Einfluß von ganz gewaltiger Kraft und Tragweite besitzen. Es werden dadurch in der unterschwelligen Zone des Bewußtseins Vorstellungen versenkt und verlagert, die unter gegebenen Umständen bildhaft-deutlich und visionenhaft-klar aus der Versenkung emporsteigen, um dann im Bereich des Vegetativ-Körperlichen bildhaft-plastische Wirkungen seltener

Art und von großer Eindrucksfähigkeit hervorzurufen. Das sind dann die Stigmata, sofern eben der Wille zum Mitleiden des Leidens Christi als geistige Vorbedingung gegeben ist.

Die im Jahre 1821 verstorbene Augustinernonne Katharina Emmerich hatte, wie ihr Biograph, der Dichter Clemens Brentano, schreibt, schon in der Jugend Visionen, in denen das Bild des Gekreuzigten eine große Rolle spielte. Bei einem Gottesdienst flehte sie, einen Teil der Schmerzen des Erlösers fühlen zu dürfen und bat inbrünstig, „der Herr möge ihr sein Kreuz fest in die Brust eindrücken“. Bald darauf zeigte sich das Bild eines drei Zoll hohen Gabelkreuzes auf ihrem Brustbein. Dieses Gabelkreuz Y spielt — nebenbei bemerkt — auch in der visionären Rückschau der Theresie Neumann eine große Rolle. Sie behauptet, Christus habe an einem solchen Kreuz gehangen und nicht an einem, wie wir es uns vorstellen, und wie es die Kreuzigungsbilder unserer Künstler zeigen. Darauf kommen wir indessen noch kurz zurück.

Der starke, man möchte sagen, magische Wunsch der Stigmatisierten, an den Schmerzen des Erlösers körperlichen Anteil zu haben, mit dem Ergebnis, daß sich dann wirklich ein solches Miterleben und Mitleiden in plastischer Beglaubigung einstellt, erinnert uns an ein Wort Jabb Böhmes: „Durch meine Begierde werde ich zu dem, worauf und wonach sich meine Begierde richtet.“ Es ist in der Tat ein magisches Gesetz, daß das kommt, wonach der Mensch ruft und was er in glutvollem Begehren wünscht.

Es ist ja auch bei den mediurnistischen Erscheinungen so, daß sie auftreten, wenn sie gewünscht werden, daß sie aber ausbleiben, wenn skeptische Willenseinflüsse die Wünsche der Hoffenden und Hartenden durchkreuzen. Wir stehen bei all diesen Dingen also einem Tatsachenkomplex gegenüber, der von einem einheitlichen Gesetz beherrscht wird.

Vor einiger Zeit forderten die Freien Gewerkschaften, man solle Theresie Neumann in eine Klinik bringen und sie dort heilen, damit den „skandalösen Vorgängen in Ronnersreuth ein Ende gemacht werde“. Der schnellfertige und viel gerühmte gesunde Menschenverstand, der diese Forderung stellt, überfieht hier leider, daß sich die Heilung solcher Kranken nicht mit Gewalt erzwingen läßt. So wenig man vor sechzig Jahren die plastischen Malzeichen der Luise Latéau in Bois-d'Haine (Belgien) durch Salben, Umschläge und andere Mittel heilen konnte, so wenig wird es heute gelingen, die Stigmata am Körper der Theresie Neumann medizinisch wegzuzaubern. Was auf psychogenem Wege, also durch seelischen Einfluß, entstanden ist, kann auch nur durch seelische Einflüsse wieder verschwinden. Allerdings könnte hier dem gesunden Menschenverstand für seinen Vorschlag von einer Seite Hilfe zuteil werden, von der er sie gar nicht erwartet. Es wäre nämlich möglich, daß die ganz anders geartete Umwelt, die das Krankenhaus und die Klinik gegenüber der jetzigen Umgebung der Neumann darstellen, eine Umstellung ihrer Willensdisposition und damit eine Heilung hervorrufen könnte. Jod, Karbol und andere Sublimata riechen bekanntlich anders als Weihwasser und Rauchsaßdämpfe. Mit der Umstellung des Willens, wenn sie nicht gleichbedeutend wäre mit einem rohen Zerbrechen der Persönlichkeit der Stigmatisierten, wäre dann das ganze Phänomen der Stigmatisierung der Beobachtung entzogen. Im übrigen hat man den an sich berechtigten Forderungen derer Rechnung getragen, die die Schaustellung der Kranken in Ronnersreuth verurteilen; den Neugierigen aus aller Herren Ländern, die aus Amerika, Asien und andern Erdzonen kamen, ist der Zutritt zu der Ekstatischen nicht mehr gestattet.

Der Weg nach Ronnersreuth führt indessen nicht nur über die psychologisch-religiöse, sondern auch über die naturphilosophisch-biologische Fährte. Die Biologie ist die Wissenschaft vom Leben und seinen Werde- und Wachstumsgesetzen. Man braucht kein Fachmann und naturwissenschaftlicher Spezialforscher zu sein, um zu erkennen, daß die Wissenschaft vom Leben, die Biologie, von den plastischen Malzeichen am Körper der Ronnersreutherin außerordentlich viel lernen kann. Diese Malzeichen machen jedenfalls die materialistische Auffassung jener Vertreter der Lebenslehre zuschanden, die die Ursachen aller Lebensvorgänge in stofflichen Bewegungsvorgängen suchen. Die Stigmata zeigen uns mit zwingender Beweisraft, wie viel weiser die Alten waren, wenn sie behaupteten, der Geist sei das stoffbeherrschende Prinzip.

Diese Stigmata zeigen uns, vom Standpunkt der Biologie gesehen, ferner, wieviel mehr Wahrheit in dem Entwicklungsgedanken des Lamarck liegt, der die Entwicklungsursache in einem trieb- und willenshaften Begehren der seelischen Kraft suchte, gegenüber der Darwinschen Hypothese, die diese Ursache in die äußere Welt, d. h. in die Dinge verlegt, mit denen ein Lebewesen in Berührung kommt. Wir erinnern hier noch einmal an das soeben erwähnte Wort Böhmcs. Und wenn wir es hier als Schlüssel gebrauchen, so bedeutet es: Alle Entwicklung stammt aus dem Begehren, und geht von innen nach außen, nicht umgekehrt. Das ist göttliches Gesetz, und dieses göttliche Gesetz bewahrheitet sich auch an den Erscheinungen in Konnerstreu.

Die Stigmatisation gibt dem göttlichen Plato, dem Schöpfer der Ideenlehre, recht, der die Idee, den Willen, den Gedanken vor die Wirklichkeit, vor das Ding stellt. „Im Anfang war das Wort“, sagt der Seher Johannes. Das Wort war früher da als die Erscheinung. Der göttliche Wille und Gedanke steht vor dem Schöpfungsakt. Alles was ist, alles Räumlich-Dingliche, ist erst erdacht worden. Die Erscheinung ist nur der räumliche Ausdruck der Idee, ihr Reflex und Gleichnis. Das Sichtbar-Zeitliche ist der äußere Stempelabdruck eines Unsichtbar-Ewigen. Insofern ist alles Vergängliche, wie der Dichter sagt, „nur ein Gleichnis“. Auf diesem Felde offenbart sich der tiefe Zusammenhang zwischen Biologie und Religion. Die Wurzelkräfte der Religion, Glaube und Liebe, stellen auch die stärksten Gestaltungspotenzen im Bereich der lebendigen Naturwelt dar. Das lernen wir von dem Mädchen in Konnerstreu, das, wie Herr Welkisch richtig sagt, ein von tiefem Empfinden und inniger Frömmigkeit beseelter Mensch ist. Glaube und Liebe sind die aufbauenden Mächte und lebendig machenden Kräfte des Lebens.

Aus diesem Gesichtswinkel gesehen, bedeutet die mitleidende Betrachtung der Passion Christi bei Theresie Neumann mit jenen merkwürdigen plastischen Stempelabdrücken an Händen und Füßen, mit all den übernormalen seelischen Vorgängen, die an die Stigmatisation sich knüpfen, keinen Sieg der katholischen Kirche über ihre Schwesternkonfessionen. Aber einen Sieg bedeutet sie dennoch: nämlich einen Sieg über den Materialismus, diesen größten intellektuellen Falschmünzer aller Zeiten, der, im Gegensatz zu Plato, den Stoff vor den Gedanken stellt und die Idee hinter die Materie rückt.

Dieser Sieg über den Irrwahn des Stoffglaubens offenbart sich aber nicht nur in der stoffbezwingenden, materielüberwältigenden Kraft der Seele, die uns am Stigma mit zwingender Beweiskraft entgegentritt; er offenbart sich in noch viel stärkerem Maße in der raum- und zeitüberwindenden Kraft der Seele, die uns die ekstatisch-visionären Zustände der geistigen Innenwelt zeigen. Theresie Neumann ist nach meiner Ansicht „zeitlich“. Wie es ein Vermögen zeitlicher Vorschau gibt — vergleiche meinen diesbezüglichen Aufsatz im Aprilheft des „Türmers“ (29. Jahrg.) —, so gibt es auch ein Vermögen zeitlicher Rückschau. Bei dieser Rückschau ist es umgekehrt, wie bei dem zeitlichen Fernsehen: die Gegenwart versinkt, die Vergangenheit dagegen wird mit plastischer Kraft und Deutlichkeit lebendig. Und so wird die Zeit vor zweitausend Jahren, als sich das Welt drama auf dem Kalvarienberge abspielte, der Theresie Neumann zur greisbar-lebendigen Gegenwart. Sie sieht mit ihrem geistigen Auge den Zug nach dem Kalvarienberge und erlebt den Kreuzigungsvorgang in allen Einzelheiten noch einmal mit. Und das merkwürdigste ist, daß die Bilder, die das geistige Auge — das Auge hinter dem natürlichen Auge — sieht, den optischen Bildern gleichen, die das natürliche Auge in der Gegenwart schaut. Dasselbe gilt auch von dem geistigen Ohr der Ekstatischen, das da hört, als geschähe es mit dem natürlichen.

So sieht die Neumann den Kreuzigungszug, als sei er Gegenwartsercheinung. Sie hört das Geschrei der tobenden Menge. Sie hört das „Geschrepper“ der Ketten, das auf dem Steinpflaster so fürchtbar klingt. Sie hört, wie die römischen Legionäre auf ihren Trompeten so entsetzlich falsch blasen und hält sich in der Ekstase die Ohren zu. Sie sagt, das Kreuz, das Jesus getragen habe, sei, wie bereits erwähnt, nicht ein Kreuz in bisheriger Vorstellung, sondern ein Gabelkreuz gewesen. — Hier muß ich etwas einschalten. In einem Vortrage, den ich dieser Tage in der Lavater-Gesell-



schaft zu Berlin hörte, wies der Vortragende darauf hin, daß sich in der Kirche zu Dülmen dieses Sabelkreuz befinde, und er meinte, die Katharina Emmerich, die, wie schon gesagt, in Dülmen lebte, sei in ihren Visionen durch diese Kreuzform beeinflusst worden. Dieser Einfluß sei dann wieder auf die Theresine Neumann übergegangen. Man habe somit allen Grund, anzunehmen, daß der gesamte Inhalt in den Visionen der Stigmatisierten entweder aus eigener Erfahrung oder aus fremder Quelle, d. h. aus dem Bewußtsein anderer Menschen stamme. Eine metaphysische Erklärung sei zu verwerfen. Telepathie, d. h. Gedankenübertragung, reiche aus zur Erklärung dieses Problems. — Ich bin jedoch der Ansicht, daß sie nicht ausreicht, um den Gesamthalt der visionären Offenbarungen der Theresine Neumann zu erklären. Reicht etwa Telepathie aus, um das zeitliche Fernsehen, das Vorausfühlen und Voraussehen zukünftiger Dinge zu erklären? Sollte überhaupt die Neumann von den Visionen der Emmerich etwas gewußt haben? Man muß sich hier ferner fragen: Woher ist die erste Vorstellung von dieser Kreuzform gekommen? Ich bin der Auffassung, daß wir ohne die Hypothese der zeitlichen Rückschau gegenüber diesen außergewöhnlichen Erscheinungen nicht auskommen.

Aber hören wir weiter, wie ein Augenzeuge das Erlebnis des Leidens, des sich bei der Rommelsreutherin vollzieht, schildert. Dr. Rolf Reifmann, den ich auch persönlich über seine Erlebnisse bei Theresine Neumann gehört habe, schildert seine Eindrücke in Nr. 213 des „Tag“ folgendermaßen: „Wie ich sie wiedersehe, am andern Morgen, ist sie ein Bild, das niemand vergessen wird, der es je gesehen hat. Da hebt sich aus den Rissen ein Mädchenleib, den Oberkörper schräg aufgerichtet, die Arme stehend ausgestreckt. Die Wunden auf den Händen brennen. Das Antlitz ist verzerrt von unendlichem Leid. Sie ringt die kleinen, blassen Hände, als zerbräche ihr Herz. Es zerbricht in der Tat: längst hat ihr Herzblut alle Umschläge blutig durchtränkt.

Dieses Mädchen weint Blut! Aus den schmerzvoll geschlossenen Augen dringt das Blut über das entstellte Antlitz: erst sind es nur ein paar leise Tropfen, schließlich aber sind es zwei breite Bäche, die von beiden Augen über die ganze Breite der Wangen hinunterströmen. Tausend Eindrücke huschen über die verzerrten Züge, entsetzliche Geschehnisse graben sich in dies gespannte, laufende Gesicht, ihr Körper zuckt, sie erlebt die Geißelung des Herrn, und plötzlich, wie die Häfcher Christus die Dornenkrone aufs Haupt stoßen — springen die Wunden des Kopfes auf und färben das Kopftuch rot. Gepeinigt greift sie nach dem Kopf, um sich die Dornen herauszuziehen, wieder und immer wieder.

Dann, nach einer Pause, hebt sich der Leib von neuem aus den Rissen: wieder füllt sich das blutüberströmte Antlitz mit dem Erleben des Leidens; wieder ringt sie hilflos die Rinderhände. Dann sieht sie Christus das schwere Kreuz tragen; sieht, wie der Herr fällt; sieht, wie er abermals fällt; ihr Blick gleitet hin und her, stehend, verstört. Ist denn niemand da, der dem Heiland zu Hilfe kommt? Endlich löst sich Simon von Cyrene aus der Menge; aber er hilft nicht genug. Dann plötzlich sucht die Kranke ihre Rissen wegzuschieben: ihr ist unerträglich heiß geworden; denn nun ist der Zug aus den Häusern der Stadt herausgetreten ins sengende Licht des Berges Golgatha.

Endlich, endlich, gegen Mittag, ist die Stunde der Kreuzigung gekommen. Immer wieder suchen die Finger die Dornen aus dem Kopfe zu rupfen. Dann aber, ausgestreckt, zucken sie unter den Hammerschlägen, die die Nägel durch die Hände treiben; und nun bleibt der Körper fast eine Stunde lang steil aufgerichtet, allen Gesetzen der Schwerkraft zum Hohn, als schwebte er, hoch, aufrecht, die Arme qualvoll ausgestreckt: sie selbst eine furchtbar Gekreuzigte. Der Mund ist dürstend geöffnet; immer wieder sucht die Zunge um die Lippen, die Lungen röcheln nach Luft, die armen, angenagelten Finger bewegen sich in hilfloser Qual. Dann werden die Zuküngen müde, die Bewegung des Kopfes irr, noch einmal bäumt sich der ganze Leib — und sinkt, totensahl, wie ein Stein, zurück in die Rissen. Der Heiland ist tot.

Und in den Laten liegt ein armes Mädchen, blutüberströmt, geschunden, genagelt, gemartert — und schläft einen langen, todähnlichen Schlaf.

Wir gehen auf Lebensspitzen aus dem Zimmer. Draußen im Pfarrgarten singen die Vögel. Es ist heller Mittag. Viele Hunderte von Pilgern umlagern das Haus. Vor dem Gasthof wartet der Wagen. Man fährt zurück in eine andere Welt, die man kaum mehr begreift.“

Ein anderer Augenzeuge schreibt in der „Münchener Zeitung“: „Welch fürchterlich erschütternder Anblick! Therese, die gestern wie ein junges rekonvaleszentes Bauernmädchen aussah, liegt nun hier vor uns wie ein altes, sechzigjähriges, mit dem Tode ringendes Mütterchen.“ Dann fährt dieser Zeuge, nachdem er seine Eindrücke geschildert hat, fort: „Ich fühle, als hätte man meine Kehle zugeschnürt, mein Herz hämmerte, ein unbeschreiblicher Schmerz erfaßte mich, so daß ich weinen mußte. Haben meine Nerven versagt? Ach nein, Prälaten neben mir, die gewiß schon manchen Sterbenden sahen, weinten auch, denn erschütternd war das Bild, das wir jetzt sahen.“

Will man annehmen, das stamme alles aus dem Ich der Therese Neumann? Sind es Nachwirkungen aus einem verblaßten Erinnerungsbild? Ist es der Niedererschlag aus einem früher genossenen Religionsunterricht und den hier empfangenen Schilderungen des Leidens Christi? Oder stammt es aus den Gedächtnisbildern derer, die ihre Umgebung bilden? Reicht hier die Hypothese der Gedankenübertragung aus? Ich halte es für ausgeschlossen.

Unsre Auffassung wird noch verstärkt durch folgende Tatsachen. Therese Neumann sieht nicht nur Jesus in seinen Leiden visionär-rückschauend, sie hat auch noch andere Visionen, so z. B. die der Verkörperung Christi auf dem Berge, die Vision des Pfingstwunders. In der Pfingstvision hört sie die Predigt des Petrus vor dem Synedrium und wiederholt Stellen daraus in aramäischer Sprache! Sie hört, wie Petrus mehr einen gallischen Dialekt, Kaiphas mehr Jüdisch spricht. Die aramäischen Worte kommen bei ihr so klar heraus, daß sie der Hebraist und Orientalist Professor Wug-Gischstädt sofort übersetzen kann. Neuerdings ist auch noch der protestantische Theologieprofessor Mittel, ein hervorragender Orientalist, hinzugezogen worden.

In dem oben erwähnten Vortrage suchte der Redner auch das Reden in fremden Zungen telepathisch zu erklären. Ich habe aber bereits in meiner Schrift: „Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu“ (Wollermann, Braunschweig) darauf hingewiesen, daß der sehr kritische und zurückhaltende gelehrte Professor Ennemoser bereits vor sechzig Jahren erklärte, das Sprechen einer fremden Sprache sei technisch nicht im Wege der Gedankenübertragung zu begreifen. Eine Sprache müsse gelernt und die Sprach- und Stimmwerkzeuge müßten trainiert und durch Übung zum Sprechen erzogen werden. Die Kefel Neumann, die noch nie in ihrem Leben mit einer Eisenbahn gefahren ist und nur eine schwache Dorfschulbildung besitzt, hat kein Aramäisch gelernt. Warum kann sie denn aber Aramäisch sprechen, wenn Telepathie das Rätsel nicht löst? Nun, weil sie das, was Petrus spricht, mit ihrem geistigen Ohr gewissermaßen phonetisch hört und es durch eine gesteigerte überjinnliche Gedächtniskraft wiederholen kann.

Alles hierher gehörige Rätselhafte wird am widerspruchsfreisten gelöst durch die Annahme, daß die Therese Neumann das Vermögen zeitlicher Rückschau hat, daß sie also über ein geistiges Schauen verfügt, dessen Pfeile rückwärts schwingen in eine weit zurückliegende Vergangenheit, um sich in ein Stück Geschichte einzubohren, das von entscheidender Bedeutung für das Leben und die Kulturentwicklung unseres Erdplaneten gewesen ist. Damit wird dann auch zugleich bewiesen, daß wir es in Jesus, dem Urheber der christlichen Religion, mit einer geschichtlichen Person und nicht mit einer bloß mythischen Gestalt religiöser Phantasie zu tun haben.

Die Gelegenheitsursache, die causa efficiens, des übernormalen Schauens bildet die Aszese. Es ist eine uralte Erfahrung, daß eine planmäßig, mit großer Strenge durchgeführte asketische Abtötung des Leibes und seiner Forderungen eine wunderbare Helle, Lebendigkeit und Tiefe des Bewußtseins hervorruft. Es werden dadurch Kräfte des unterirdischen Seelenlebens frei gemacht, von deren Reichweite und Tiefe die meisten Menschen keine Ahnung bisher hatten. Jetzt, wo diese Kräfte in das Scheinwerferlicht der Erlebnisse in Ronnersreuth gerückt sind, dämmert in manchen Köpfen, die sich viel auf ihre Aufklärung zugute taten, die Erkenntnis auf, wie

weit der Mensch des 20. Jahrhunderts noch davon entfernt ist, sich selbst erkannt und entrückt zu haben.

Konnersreuth stellt uns vor eine Grenzfrage der menschlichen Erkenntnis. Das kommt uns am eindringlichsten zum Bewußtsein angesichts der Tatsache, daß Theresie Neumann seit Weihnachten 1926 keine festen Speisen mehr zu sich nimmt. Ein Arzt, der über diese Frage referierte, meinte im Verlaufe seiner Ausführungen, wir müßten uns auch gegenüber dieser erstaunlichen Tatsache auf die Linie einer natürlichen Erklärung stellen. Kürzlich habe ein Professor der medizinischen Wissenschaft eines Falles Erwähnung getan, bei dem festgestellt worden sei, daß ein Patient aus der Luft Flüssigkeit in sich aufgesogen habe. So könnte man auch annehmen, daß es Wesen gäbe, die Nährstoffe aus ihrer Umwelt in sich hineinzuziehen vermöchten. Wenn das nur auch so richtig wäre, dann endigte unsere Weisheit trotzdem in einer Sackgasse. Nicht einmal ein Naturvorgang, der sich in der Welt Galileis und der klassischen Mechanik abspielt, ist erklärt, wenn wir seinen mathematisch-physikalischen Ablauf darlegen. Haben wir etwa die magische, he proteusartige Urkraft erkannt, die die zur Erhaltung des Körpers notwendigen Stoffe aus der Umgebung heranzieht, wenn wir zeigen, daß ein solcher Prozeß vorliegt und wie er sich abspielt? Es gibt gegenüber diesen auf der Grenzscheide der menschlichen Erkenntnis liegenden Dingen nur ein ahnendes Staunen, kein klares Schauen. Es handelt sich bei alledem um ein saftiges Ringen des Menschen um seine Seele. Und da die Seele des Menschen göttlichen Ursprungs und göttlichen Geschlechts ist, so ist das Grenzgebiet des Erkennens, wie es hier vor uns liegt, heiliges Land, das uns befiehlt, die Schube auszugreifen und es mit Ehrfurcht zu betreten.

W. Ruhaupt-Berlin

## Zur Werksgemeinschaftsfrage

Zu diesem Thema, das wir im Fürmer schon öfters behandelt, erhalten wir nachfolgende Zuschriften.

Wie die Ansichten doch so weit auseinander gehen! Da schreibt Professor W. Rein in Heft I des „Fürmer“, daß es seiner Auffassung nach Aufgabe der christlichen Gewerkschaften sei, in Bekämpfung der Ideenwelt des Marxismus den Werksgemeinschaftsgedanken aufzunehmen, weiterzuentwickeln und praktisch durchzuführen. — Ungefähr zur gleichen Zeit schreibt Dr. Rosital in der „Deutschen Wochenschau“ (dem Lubendorff-Blatt) einen von starkem Wirklichkeitsinn erfüllten Aufsatz gegen den Werksgemeinschaftsgedanken. Rosital schließt mit den Worten:

„Solange die ‚Unternehmer‘ ausschließlich Angestellte ihrer Aktionäre, nicht aber auch der Arbeiterschaft sein wollen, werden sie sich mit den Schutzorganisationen der Arbeiter abfinden müssen. Wir wünschten, sie täten es bereitwilliger und gründlicher als bisher. Dann würde die Saat des Marxismus in den Gewerkschaften nicht so üppig ins Kraut geschossen sein.“

Professor Rein ist also der Ansicht, dem Marxismus mit Hilfe der Werksgemeinschaft Abbruch tun zu können. Rosital dagegen glaubt, daß der Marxismus durch den Kampf gegen die Gewerkschaften gefördert werde. Nach fast 40jähriger Arbeit in der nationalen und 30jähriger Tätigkeit in der gewerkschaftlichen Bewegung gestehe ich, daß ich Dr. Rositals Ansicht teile und Reins Meinung nicht nur für falsch, sondern auch für verhängnisvoll halte.

Herrn Professor Rein sind Marxismus und Gewerkschaftsarbeit so ziemlich dasselbe. Marxismus — Klassenkampf — Gewerkschaftsarbeit — Streit sind Dinge, die für ihn auf der gleichen Linie liegen. Und da die christlichen Gewerkschaften auch nötigenfalls streiten — der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband tut das indessen im Notfalle auch — so findet er keine wesentlichen Unterschiede mehr.

Solchen Ansichten gegenüber muß festgestellt werden, daß der Streik, also die organisierte Arbeitsverweigerung, keine Erfindung des Marxismus ist. Schon unter den primitiven Verhältnissen des Mittelalters, als es noch keine Großbetriebe gab, kamen Streiks vor; sie wurden trotz des Widerstandes der Zünfte, Gilden und Behörden energisch und zum Teil siegreich durchgeführt.

Auch der Klassenkampf ist keine Errungenschaft der Neuzeit. Waren nicht die Bauernkriege Klassenkämpfe? Haben Marx oder die Gewerkschaften etwa den schlesischen Weberaufstand verschuldet? Wir würden Klassenkämpfe auch ohne Marx haben. Die Arbeitgeber in Thüringen, Sachsen, Schlesien usw., die sich vor 50, 60 oder 100 Jahren so ungeheuerlich am deutschen Volke veründigten, daß sie die ganze Familie der Arbeitnehmer bis zum fünfjährigen Kinde herab in ihre Fron zwangen, haben für den Klassenkampf mehr getan als Karl Marx. Wir christlich-nationalen Arbeitnehmer bekämpfen Marx, weil er den Klassenkampf will, weil seine Nachfolger ihn bewußt schüren, um die jetzige Gesellschaftsordnung ad absurdum zu führen und bei Gelegenheit umzustößeln. Wir bekämpfen den Marxismus, weil wir die jetzige Gesellschaftsordnung, von deren Reformbedürftigkeit wir überzeugt sind, immer noch für besser halten als den Zukunftsstaat der allgemeinen Sklaverei, wie ihn die Sozialdemokratie erstrebt, den Staat, in dem der Durchschnitts-Hammel das Normalmaß bilden würde.

Wir sehen aber auch, daß der Klassenkampf da ist und daß er nicht dadurch aus der Welt geschafft wird, daß man sich gegen ihn erklärt. Für uns ist er nicht nur Ursache, er ist auch Wirkung. Wir sehen ebenfalls, daß der Klassenkampf nicht nur von links angeblasen wird. Die „nationalen“ Arbeitgeber, die sich nicht scheuen, ohne Not Zehntausende von Arbeitern aufs Pflaster zu werfen, sind genau solche Klassenkämpfer, wie auf der linken Seite etwa die kommunistischen Führer es sind.

Die Wertsgemeinschaften lassen wir uns nicht aufreden. Wir Arbeitnehmer sind Manns genug, um uns unsere Organisationen selber zu schaffen und die Organisationsform selber zu bestimmen. Die Vormundschaft aller der Doktoren, Finanzräte, ehemaliger Offiziere usw. lehnen wir dankend ab, zumal dann, wenn sie im Auftrage der Arbeitgeber zu uns sprechen.

Für die Ablehnung der Wertsgemeinschaft sind unter anderem folgende Gründe für uns maßgebend:

1. Die Gewerkschaften können alle Arbeitnehmer umfassen, die Wertsgemeinschaften nur einen kleinen Teil. Für größere, unpersonliche Unternehmen, Aktiengesellschaften usw. eignet sich die Wertsgemeinschaft nicht, ebensowenig für kleine Unternehmen mit nur einigen Arbeitnehmern. Ungeeignet sind sie auch für die meisten jüdischen Unternehmen und für solche, die mit ausländischem Kapital arbeiten.

2. In der Wertsgemeinschaft ist der Arbeitgeber, der ja das Haupt der „Gemeinschaft“ sein soll, stets der Mächtigere. Zu Zeiten wirtschaftlicher Krisen würde er der Diktator sein. Von einer praktischen Gleichberechtigung könnte nie die Rede sein.

3. Die Wertsgemeinschaft würde zu einer Atomisierung der Arbeitnehmerbewegung führen. Zu einer solchen kann kein Arbeitnehmerführer die Hand bieten, selbst wenn ihm die heutige Arbeitnehmerbewegung durchaus nicht gefällt.

4. Die Wertsgemeinschaft muß gerade dann versagen, wenn der Arbeitnehmer sie am nötigsten hat: bei Arbeitslosigkeit. Bei Betriebsbeschränkungen oder Betriebsaufgabe kann wohl die Gewerkschaft, nicht aber die Wertsgemeinschaft, dem Arbeitnehmer helfen.

5. Die Wertsgemeinschaft kann gegen unbillige Werksleiter nur ungenügenden Schutz bieten.

6. Die Wertsgemeinschaft ist, ob sie will oder nicht, dem Berufsgedanken feindlich, weil sie alle Arbeitnehmer eines Betriebes umfaßt, also gelernte und ungelernete Arbeiter und Arbeiterinnen, Techniker, Werkmeister, Kaufleute, Schreiber, Boten usw. Eine Hauptaufgabe der Arbeitnehmerverbände besteht aber in der Pflege des Berufsbildungswesens. Dieses muß bei kleineren und mittleren Wertsgemeinschaften unbedingt verklümmern.

7. Den Wertsgemeinschaften würde jede Wirkung nach dem Auslande hin versagt sein, obwohl dort Tausende deutscher Volksgenossen arbeiten. Es ist eine wichtige Aufgabe nationaler Gewerkschaften, die Verbindung der Berufsgenossen im Auslande mit dem Vaterlande zu pflegen.

Bezeichnend ist übrigens, daß wohl noch nie eine sogenannte Wertsgemeinschaft entstanden ist, ohne daß List oder Gewalt von der Arbeitgeberseite eine Rolle gespielt haben. Künstlich entfachte Bewegungen können sich niemals mit naturgewachsenen Bewegungen messen.

A. Zimmermann,

Schriftleiter im Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbande

\*

Die vorstehenden Ausführungen des Herrn Zimmermann zum Problem der Wertsgemeinschaftsbewegung veranlassen mich, meinen persönlichen Standpunkt nochmals kurz zu umreißen. Als wissenschaftlicher Pädagoge stehe ich völlig außerhalb der wirtschaftlichen und auch parteipolitischen Kämpfe der Gegenwart. Irgend ein Interesse, für die Gewerkschaften oder gegen die Gewerkschaften einzutreten, liegt bei mir nicht vor. Von der Bildungsfrage her mußte ich aber zeitlebens auch die für unser Volksdasein so entscheidenden Fragen der sozialen Spannungen und Auseinandersetzungen beobachten und beurteilen, wobei die Richtschnur meines Denkens nie eine andere sein konnte, als das nationale Gemeinwohl und die Förderung durch Mitwirkung beim sozialen Ausgleich. Daß mir unter diesen Gesichtspunkten die Lassetatenwelt des Klassendualismus und die damit zusammenhängende marxistische Lehre vom Klassenkampf als ein Verhängnis für ein gesundes Volksleben aufgestoßen sind, teile ich als Stimmung und Empfindung mit allen ernstlichen Menschen der Gegenwart.

Die Frage war für mich die, welche Ideenkräfte und welche praktischen Bemühungen im Sinne der Lösung der sozialen Frage wertvoll und zweckmäßig erscheinen. (Siehe den im *Trümer* abgedruckten Briefwechsel eines Professors mit einem Arbeitnehmer und einem Arbeitgeber, Juni 1923.) Dabei stieß ich in der vorrevolutionären Zeit auf die „Bodenreform“, in der nachrevolutionären Zeit auf die Ideenwelt Dr. Stadtlers und „seine Arbeit für den Wiederaufbau Deutschlands“. Aus den Bemerkungen des Herrn Zimmermann geht hervor, daß er diese Ideenwelt nicht kennt und offenbar auch von dem praktischen Wirken Dr. Stadtlers keine Vorstellung hat. Seine Polemik richtet sich nicht gegen eine konkrete Ideenwelt und gegen ein konkretes Wirken, sondern nur gegen eine ihm vorschwebende Wertsgemeinschaftsbewegung, als deren Sinn und Ziel er scheinbar nur die Zerstörung der Gewerkschaften und die Atomisierung der Arbeiterschaft kennt. Gerade diese Vorstellung ist ein Beweis dafür, daß Herr Zimmermann zunächst einmal gründlich sich mit dem gesamten Schrifttum der Wertsgemeinschaftsbewegung auseinandersetzen muß. Wenn er sich aber auf den Standpunkt stellt, daß er Belehrungen von seiten der „Doktoren“ und „Finanzräte“ von vornherein ablehnt, dann schaltet er sich damit selber aus der Diskussion aus, da er als Schriftleiter des *D.H.V.* doch sicher nicht zu den „praktischen“ Arbeitnehmern, sondern zu den diskussionsfähigen Geistigen gerechnet werden will.

Aus dem Schrifttum des *D.H.V.* geht hervor, daß der *D.H.V.* selbst durch Männer wie Brüder für „Wertgemeinschaft“ eintritt. Auch setzt sich der *D.H.V.* in seinen Veröffentlichungen für die berufsständische Erneuerung des Volkes und den berufsständischen Aufbau des Staates ein. Wenn darin keine Wortanleihen zu sehen sind, dann muß zwischen der Wertsgemeinschaftsideenwelt Dr. Stadtlers und der Wertsgemeinschaftsideenwelt, zu der sich der *D.H.V.* bekennt, eine Brücke möglich sein. Herr Dr. Stadler hat in seinen Schriften und in seiner praktischen Erneuerungsarbeit nach dieser Richtung hin so viel Brücken gewiesen, daß man sich wundern muß, warum bei beiderseitigem guten Willen noch keine Zusammenarbeit zustande gekommen ist. Ich denke dabei vor allem auch an einen Aufsatz Dr. Stadtlers in der wissenschaftlichen Zeitschrift der christlichen Gewerkschaftsbewegungen „Deutsche Arbeit“ vom Mai 1921, wo er unter

der Überschrift „Was fordert die Stunde von der christlichen Gewerkschaftsbewegung?“ in überzeugender Weise den christlichen Gewerkschaften den Weg weist. In jenem Aufsatz hebt er hervor, daß es sich nicht um Worte dreht, auch nicht um Vereinsmeierei, sondern um die entscheidende Frage, ob die christliche Gewerkschaftsbewegung aus ihrem christlich-nationalen und arbeitgemeinschaftlichen Denken heraus wirklich zu einer schöpferischen Umgestaltung unseres unmöglichen gesellschaftspolitischen Zustandes schreiten wird oder nicht.

Herr Zimmermann erkennt den gegenwärtigen Gemeinschaftszustand an. Wenn er von der Reformbedürftigkeit der Gesellschaftsordnung spricht, bleibt er aber in der Kritik des Unternehmertums stecken, statt diese Kritik, wie es Dr. Stadler und die überzeugten Vertreter der Wertgemeinschaftsidee es tun, auf das liberalistische System der wirtschaftlichen Führerschicht und auf das marxistische System der proletarischen Kampforganisationen auszuweiten. Wenn der Marxismus nicht nur Ursache, sondern auch Wirkung des gesellschaftlichen Zustandes ist, dann muß derjenige, welcher den Marxismus überwinden will, die Sonde an die Ideenwelt der falschen Gesellschaftsordnung selbst anlegen. Die Schriften und auch die praktischen Arbeiten Dr. Stadlers sind auf das Ganze gerichtet. Die Kritik am Unternehmertum ist mindestens so scharf, wie die Kritik an der Führerschicht des Proletariats. Und es wird jeder zugeden, daß uns mit solchem Wahrheitsmut heute mehr gebient ist als mit irgendwelcher einseitigen Verherrlichung einer organisatorischen Zellerseinerung der alten Gesellschaftsordnung. In den Ausführungen des Herrn Zimmermann handelt es sich um eine Polemik „pro domo“, nicht um grundsätzliche Auseinandersetzungen mit einer Zeitidee, während ein Blick in die Schriften Dr. Stadlers genügt, um zu erkennen, daß es sich bei der Wertgemeinschaftsidee um eine schöpferische Zeitidee handelt. Mit negativer Kritik gegenüber einer positiven Ideenwelt ist nichts zu erreichen, nur mit dem ernsthaften Wettbewerb in der Frage der Realisierung der Idee. Wenn der D.H.V. und die christlichen Gewerkschaften bei diesem Wettbewerbskampf die Palme erringen, wenn die Idee durch sie ihre Apostel und ihre praktischen Gestalter findet, dann wird sich niemand darüber mehr freuen als Dr. Stadler und alle die, welche heute sich für die Idee der Wertgemeinschaft einsetzen.

Die polemischen Spitzen könnten von beiden Seiten leicht vermieden werden. Denn beide Teile wollen die Gemeinschaft von Unternehmertum und Arbeiterschaft im Werk. Ob man das Wertgemeinschaft oder Wertgemeinschaft nennt, ist nur ein Wortstreit. Ein Unterschied liegt vielleicht darin, daß Dr. Stadler Wert darauf legt, Arbeitnehmerschaft und Unternehmertum von der Zelle des Betriebes aus in berufsständisch-heimatlich gegliederten Wirtschaftsgruppen in einem System der Gegenseitigkeit zu gliedern, was ohne Zweifel etwas gesundes und richtiges ist. Der D.H.V. macht dagegen von der Wertgemeinschaft gleich den Sprung in die Arbeitsgemeinschaft zentraler Arbeitnehmerverbände mit zentralen Arbeitgeberverbänden, wobei der Nachdruck wohl auf den Machtzuwachs der zentralen Gewerkschaftsorganisation gelegt wird.

Es scheint mir, daß der D.H.V. mehr von der gelehrten Profession ausgeht, entsprechend seinem organisatorischen Aufbauprinzip, und diesen Professionsbegriff über die Realitäten des Arbeitslebens hinaus idealisiert, während umgekehrt Dr. Stadler vom Arbeitsleben ausgeht und dort die gegenseitige Verantwortlichmachung von produzierenden Unternehmern und produzierenden „Arbeitern“ als Wertgemeinschaft und als arbeitgemeinschaftlicher Berufsstand fordert. Ich möchte annehmen, daß beide Gesichtspunkte ausgeglichen werden können. In den Schriften Dr. Stadlers sind genug Anhaltspunkte gegeben, um den Ausgleich zwischen dem alten professionalistischen Denken und dem modernen arbeitgemeinschaftlichen Denken herbeizuführen.

Am besten wäre es, wenn die Herren des D.H.V. sich mit Dr. Stadler direkt auseinandersetzen würden. Mit diesem Wunsche möchte ich, nachdem meine Absicht, die Türmergemeinde auf die Bewegung der Wertgemeinschaft aufmerksam zu machen, hinreichend erfüllt ist, meinerseits die Auseinandersetzung schließen.

W. Rein

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Johanna Wolff

Zu ihrem 70. Geburtstag am 30. Januar 1928

In ihrer engeren und engsten Heimat pflegt der Wesenstern jeder charaktervollen und insonderheit jeder Künstler- und Dichterpersönlichkeit so tief verwurzelt zu sein, daß zu ihrem vollen Verstehen die Kenntnis eben ihrer Heimat gehört.

Johanna Wolff stammt aus Ostpreußen. Der Blick der Bewohner dieses Landes, von jeher gewöhnt, mehr über weit ausgedehnte Niederungen als über Hügel zu schweifen, ist scharf und hell. Während ihre Seele von heimatischen Nebeln in phantastische Träume gewiegt wird, versinkt ihr Geist unter häufig bewölktem Himmel leicht in schwerfinniges Grübeln.

In Johanna Wolffs Gedichten brodelt und braust vulkanisch in heimlichen Untertönen eine mühsam gebändigte Feuerseele, die bei erdenrührter Hochspannung sich hinaushebt aus der Enge des Irdischen hinauf in „übererbliche“ Verklärungen. Herz und Hirn wurzeln trotzdem fest im Boden der Wirklichkeit. Wie vordem an der Unterelbe in abwechslungsreiche Heidelandschaft, so schaut sie heute bei stillem, nur leicht bewegtem Leben in die anmutvolle, sonnige Landschaft am Nordende des Lago Maggiore, in eine fast subtropische Blütenwelt auf eigenem Grund und Boden, wo ihr Sinnen inständig geht auf das, was hinter dem Greifbaren und Sichtbaren sein muß, was in den Dingen lebt und webt. So sind ihre Dichtungen inbrünstige Verdichtungen des Erfahrenen und im Erfahren ihr Erschlossenen. Im innigen Umgang mit den lautlos lebendigen Schöpfungen der Natur kam sie zu goethischem Glauben an die Einheit Himmels und der Erde, des Körpers und des Geistes, des Lebens und des Todes, von Mann und Weib, zum Glauben an das Leben, „an das große, wundervolle Regen und Bewegungen in Bergesgründen und in Felsentiefen. Da ist nicht tot, was stumm und ruhend ist.“ So formte sich die Einheit ihres Charakters, ihrer Kunst- und Welt- und Gottanschauung. Bei ihrer Ausschau auf Gott gelangte sie zu unbeirrbarem Menschenglauben; er macht den Reichtum ihrer zwingenden Dichterpersönlichkeit aus. Sie ist von Menschenehrfurcht erfüllt. Nicht genug tun kann sie sich bald in feierlichen, bald in glutenden Hymnen und Dithyramben auf die sonnennahen Höhenwohnungen der Menschenseele, auf die unbegrenzten Möglichkeiten der heiligen Menschenschöpfkraft, auf die uner schöpfliche, unergründliche Formenfülle des Daseins: Leben. Es ist ein purpurner Glanz in ihr, eine Bärtlichkeit und eine schauernde Inbrunst für alles Lebendige, ein Armebreiten und Umfängen. Allen Dingen tritt sie nahe mit großer Liebe. Wie sieben Jahrzehnte früher ihr Landsmann Wilhelm Jordan, so kommt auch sie, wahrscheinlich ohne Kenntnis der längst verschollenen Frühgedichte Jordans, die den Titel „Schaum“ tragen, zu der These: Der Mensch schuf sich selber höher schaffend: Gott.

Einen Freudeglauben möchte sie verkünden, Helle verbreiten, eine Wegbereiterin sein für reine, liebevolle, freudige, edle, schönheitserfüllte Menschen. Dankbar fühlt sie sich für großen Schmerz, der ihr die Wurzel alles Seins zeigte und sie auf sich selbst fest ins Leben stellte: in Liebe. „Auf,“ so ruft sie, „laßt uns Götter schaffen, die uns gleichen! Zermürbte Heiligstämmen fraßen unsere Kraft. Es harret das jungfräuliche Leben der Befruchtung, daß, von geballten Kräften überwältigt, ein neuer Heiland sprengt seinen Schoß.“

So singt sie in ihren Gedichten „Von Mensch zu Mensch“, die vor zehn Jahren zuerst herauskamen und nun in vierter Auflage vorliegen. Und ähnlich flammt und hämmert es in „Du

schönes Leben“, Gedichten, bei denen Liliencron, nach seinen eigenen Worten, vor Freude erschraf.

Im letzten, leidenreichen Jahre gelangte sie zu jener stillen, schier jenseitigen Heiterkeit des Herzens, zu jenem Hell- und Weitsehen, das alle bekannte und unbekannte Schöpfung zueinander bringt. Daraus erwuchsen die schönen überinnlichen Gedichte „Wanderer wir“. Plötzlich, unvermittelt, nach Stunden grauslichen Leidens, kam dies Leuchten, dies helllichtige Erkennen, übermächtig, wie eine Flut, daß sie schrieb, ununterbrochen vierzehn Stunden lang, ohne Erschöpfung und ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Innerlich wuchsen sie aus ihr heraus. Und so wurden sie recht eigentlich der Inbegriff, das Endergebnis ihres Daseins: aus dem Urumwölkten heraufsteigend, das ungeteilte Gottgeheimnis erfüllend, zu dem Urumwölkten wandernd; Kräfte empfindend, die Diesseits und Jenseits verbinden; die fortlaufend in der Bildung begriffene, doch vom Menschen unbegriffene, ewig unfertige Schöpfung gefühlsverklärend erahnend.

Welchen wunderbar gewundenen und doch von beherzter Folgerichtigkeit gekennzeichneten Weg legte das bettelarme Waisenkind „Hannelen“ zurück! Sie schildert ihn in der so betitelten charaktervollen Geschichte ihrer erlebnis schweren, von allen üblichen Mädchenfreuden ausgesparten Jugend, einem Buche, das nicht warm genug unseren heranwachsenden Töchtern und ihren Müttern und Erzieherinnen empfohlen werden kann. Es ist von so freier wie tiefer Religiosität jenseits aller Bekenntnisse.

In dem gegenwärtigen Ohnmachtszustande des Vaterlandes schmettert Johanna Wolff, als unbeirrbar leidenschaftsvolle und edelgeistige Vollnatur von zagloser Geisteskraft, als eine der wenigen vaterländisch innig ergriffenen Dichterinnen, wuchtige Deutschlandlieder ins Volk. Und wie im Lied, so verkündet sie auch in ihrem springlebendigen vaterländischen Aufbauroman „Hans Peter Kromm der Lebendige“, einer „Geschichte von Ufer zu Ufer“, die Unsterblichkeit des, allen Gewalten zum Troß, allzeit doch immer wieder machtvoll sich auswirkenden deutschen Gedankens.

Auch als Novellistin („Schwiegermütter“) und als dramatische Dichterin ist Johanna Wolff an die Öffentlichkeit getreten. In den zeitlosen Legenden „Der Liebe Gott auf Urlaub“ sucht die Dichterin die Menschheit hinüberzuretten zu selbstbeherrschter, zielgeschärfter Willensenergie und Entschlußkraft, zu tapferherziger Ausdauer, eiserner Beständigkeit im Eingehen in die irdischen Aufgaben — oder zu freudig beglücktem Eingehen ins Reich der Toten. Dieser Liebe Gott, in dessen unbeendigster Schöpfung Regellosigkeit Weltregel ist, labt und lindert, ermuntert und ermuntert, spendet Trost und trocknet Tränen durch seelische Befreiung vom Abel. Die schönsten und tiefsten dieser Legenden, wie „Der Musiter“, „Die vielen Wohnungen“, „Dichter-Mensch“, gleichen musikalischen Fugen: eine geheimnisvolle Melodie steigt allmählich an zu vollem Klang, bis in Brudersphären Wettgesang ertönt.

Die Welt der Kunst der Johanna Wolff ist so groß wie die Seele des Menschentums.

Paul Wittko

## Das neue Theater

Daß unser deutsches Theater in grauenertregender Weise heruntergekommen und ver-  
 dumpft ist, haben schon manche erkannt und auch öffentlich ausgesprochen. Sowohl der  
 Spielplan als die Darstellungsart haben gestrenge Kritiker gefunden (z. B. Papesch, „Vom  
 Fegfeuer des deutschen Theaters“). Auch hat man da und dort Versuche gemacht, der sterbenden  
 Bühne wieder aufzuhelfen. Freilichttheater, Latenspiele u. dgl. sind solche Versuche.

Auch die besten darunter für nicht ausreichend erklärt Hans Brandenburg in seinem Buche:  
 „Das neue Theater“ (H. Haessel, Verlag, Leipzig; Preis M. 15.—) mit dem Untertitel:  
 „Erlebnisse — Forschungen — Forderungen“. Seine ungemein strenge Kritik ist durch das



tiefe Ethos seiner Schrift bedingt und gerechtfertigt. Mag auch zunächst das neue Theater noch eine Theorie sein, so ist doch diese von Brandenburg in geistvoller Weise begründet, entwickelt und vorgetragen. Er glaubt an die Bühne, die er sich ersehnt, für seine eigenen Dramen, die er verlangt, für das deutsche Volk. Brandenburg ist ein „Bühnenblut“, aber in einem sehr vertieften Sinne. Am Eingang zu seinem neuen Theater stehen Hölderlin und Nietzsche und Schiller.

Aus dem Kriege, den er mitmachte, steht Hans Brandenburg das Erlebnis auf: schwanger und fruchtbar für die Zukunft. Das Erlebnis ist ohne Sinn, wenn die deutsche Kultur nicht daraus lernt und gewinnt. So führt uns der erste Teil in die Gedanken des Autors auf Kriegseisenbahnfahrten quer durch Deutschland oder im Schützengraben, Gedanken, die so hoch fliegen, daß keine feindliche Granate sie erreicht. Kritischer Idealismus kennzeichnet diese padenden Ausführungen. Kultur sieht Brandenburg sehr tief hauptsächlich in der Dichtung als Wortkultur, die echte Geisteskultur sein muß, und in der Bühnendichtung, die ihm besonders am Herzen liegt. Kultur versucht hier (nach seiner Bemühung) Kult zu werden, was ja auch von manchem anderen gefordert und versucht worden ist.

Wenn das deutsche Theater als ein Zukunftswert und eine künftige Wirklichkeit gefordert wird, dann ergibt sich von selbst die Notwendigkeit, das Vergangene zu prüfen. Denn erst, wenn dieses als unzulänglich erwiesen ist, darf das kommende Bessere vorgeschlagen werden. So wächst sich der zweite Teil zu einer Monographie über das historische Theater aus. Da ist nichts, was nicht kritisch untersucht würde. Nun hat aber Brandenburg einen Maßstab, den der eine gerne gelten lassen, der andere verwerfen wird: den Tanz. Natürlich nicht, was so gemeinhin Tanz heißt, sondern jenen Tanz, den Nietzsche empfahl, den antiken Tanz in neuer Wendung: Bewegung des frei hingestellten, durch innere Stimmung gestalteten, in großer Gestik mehr als Mimesis sich ergebenden Menschenkörpers in einem als Weltraum spürbar gemachten Bühnenraum. Niemals kann ein solcher die alte Gustastastbühne sein, die allzuspärf scheidet zwischen Zuschauerraum und Bühne. Brandenburgs Bühne ist etwa „antiker Form sich nähernd“.

Daraus ergibt sich schon, daß es sich um Choreographie handelt, um einen Reigen menschlicher besetzter Leiber, die um ein Schicksal kreisen. Um ein Schicksal! Das entspricht unserer Schicksalstimmung durch den Krieg. Das kann und soll aber auch vorhalten. Denn die kleinliche bürgerliche Psychologie ist, hoffen wir, abgetan.

Man versteht, daß Brandenburg Schillers: „Braut von Messina“ außerordentlich hochschätzt, daß er die Rüllifzene aus dem „Tell“ als einen wunderbaren dreigruppigen Reigen interpretiert. Auch versteht man, daß „Handlung“ bei ihm nicht Mord und Tod und Revolverknall ist, sondern „heilige Handlung“. So erblickt er bei aller Kritik an Oberammergau doch im Passionspiel den letzten Rest echter Bühne.

Es kann niemals darum gehen, einem Buche in allen Einzelheiten zustimmen zu müssen. Dazu ist das Leben zu reich. Aber der Persönlichkeit Brandenburgs und seinem Zielwillen im Ganzen wird man unbedingt zustimmen können. Er hat im ersten Teil seinen eigenen Weg so ehrlich und eindringlich dargelegt, daß man volles Vertrauen zu ihm faßt. Die Theaterverhältnisse, wie sie sind, können einen Hund jammern. Angelegenheiten des Geschäfts und einer sensationengeilen „Gesellschaft“. Turngerüste für die Geistreichigkeiten der Theaterberichter. Da kommt nun Brandenburg und stellt das Gemälde einer gereinigten, geheiligten Bühne auf, daß alle ihm zusauchen müssen, die dem Höchsten zusauchen. Es kommt auch nicht darauf an, daß ein Ideal schon morgen Wirklichkeit ist. Denn die Geister, wenn überhaupt, können sich nur allmählich säubern. Es kommt darauf an, aus diesem Buche Hoffnung und frische Luft zu schöpfen!

Allerdings soll die neue Bühne auch einmal da sein. Aber flinke Hände können sie nicht machen. Erst müssen die Voraussetzungen sorgfältig erkannt werden. Brandenburg hat den Tanz in allen Phasen seines Neuerwachsens miterlebt und genau studiert. Er war vor dem Kriege schon mit R. von Laban eng verbunden. Damit ihm aber niemand sage: das ist alles Hirtgespinnst und lustige Phantasie, gibt er am Schlusse die Analyse zweier eigenen Dramen und

die Anweisung, wie sie in dem (von ihm beschriebenen) Bühnenraum zur Wirkung gebracht werden müßten. Die beiden Werke heißen: „Der Sieg des Opfers“ und „Graf Gleichen“. Sie bewegen sich in den Gefilden urtümlicher Schicksale, wie solche allein dem angepaßt sind, was hier unter Tanz verstanden wird. Man wünscht, wenn man die Inhaltsangaben und Regieweisungen gelesen hat, unbedingt, diese Dichtungen auch zu sehen.

Zum Schlusse betone ich, daß Brandenburgs Buch ein Buch des Aufbaus ist, nicht nur betreffend das Theater, sondern unsere ganze geistige Kultur. Mit jugendlichem Temperament entzweit der Verfasser dem Höllefeuer des Weltkriegs das himmlische Dennoch. Kurz: Ein gutes, kluges, liebes Buch.  
Rudolf Paulsen

## Hugo Wolfs „Vier Opern“

Mit einem ungedruckten Briefe des Tonleiters

Um das Wesen eines Menschen, besonders aber das eines Künstlers, ganz zu verstehen, bedarf es mehr denn der genauen Kenntnis seiner Werke und Taten. Das volle Verständnis wird sich nur demjenigen erschließen, der nach dem Herkommen des Geschilberten und nach dem Kreise, in dem er erwuchs, forscht. Sichtlich von dieser Erkenntnis durchdrungen, weist Hugo Wolfs Biograph Ernst Decsey gleich im Eingang der einbändigen Neuauflage seiner Lebensbeschreibung („Hugo Wolf“ von Ernst Decsey, vierbändige illustrierte Auflage 1906, einbändige Auflage 1919 bei Schuster & Loeffler, Berlin) darauf hin, daß die Untersteiermark, Wolfs Heimat, eine „halb barbareste deutsch-slawische Gegend, eine Gegend der Entrücktheit, der Farben und der Leidenschaft“ ist. Dieses Wort zieht auf einen Schlag den Schleier von einer Persönlichkeit, die zu ihren Lebzeiten oft genug mißverstanden wurde und von vielen auch heute noch nicht in ihrer eigentümlichen Art begriffen werden kann. Nicht nur in südlicheren Zonen, sondern auch in der Mischkultur Wiens läuft ein süßlichheißes Temperament Gefahr, mißverstanden zu werden. Denn jähe Ausbrüche animalischen Kraftgefühls werden leicht für Härte angesehen und sind doch oftmals nichts anderes als ein aus Schamhaftigkeit geborenes Verbergen der inneren Weichheit. So war Hugo Wolf knorrig und jart, überheblich und demütig, geistig überragend und kindlich naiv, verurteilend und verzeihend, Titan und Edenwurm. Seine süßlichheiß Künstlernatur bewegte sich in Extremen, die freilich der bürgerlichen Ausgeglichenheit und Geruhigkeit allzuoft unverständlich sein mußten.

Und er war ein Kind seiner Zeit, in seinem Leben und in seinen Werken. Denn der Ausdruck des Gegensätzlichen in Leben und Kunst ist das Entwicklungsmerkmal des zwanzigsten Jahrhunderts. Von Beethoven zu Wagner und Bruckner, von Schubert zu Hugo Wolf sehen wir diese Verstärkung des Gegensätzlichen, die sich teils in der Erweiterung der Harmonik durch Gegenüberstellung kontrastierender Akkorde, teils durch Erweiterung, ja Sprengung überkommener Formen infolge Gegenüberstellung verschiedener Tongruppen (Bruckner) zu erkennen gibt. Und selbst bei formal konservativen Meistern wie Brahms und Reger sehen wir in der Spröde ihrer Harmonik das Moment der Gegensätzlichkeit emporwachsen, fühlen es als einen Ausdruck des Zeitempfindens, somit als Schilderung des Lebens. Daß die Erweiterung der Ausdrucksmittel, vor allem die Vergrößerung des Orchesterapparates, damit Hand in Hand ging, ist nicht mehr als selbstverständlich.

Das Opernschaffen auch der großen Liederkomponisten barg von jeher eine gewisse Tragik. Der Drang nach der Bühne, die Sehnsucht nach einem guten Opernstoffe verließ Schubert, Wolf und Cornelius nie, und schließlich schufen sie Werke von unendlicher Feinheit, die jedoch nur einem beschränkten Kreise als Dauerwerte erschienen. Den Bemühungen hervorragender

Dirigenten ist es gelungen, Cornelius' „Barbier von Bagdad“ dadurch dem allgemeinen Verständnis zu erschließen, daß sie die Oper trotz leerer Häuser immer und immer wieder brachten. Freilich darf nicht verkannt werden, daß ihnen hier das unterhaltende Textbuch und der Zustand zu Hilfe kamen, daß die Partie des Barbiers, eine sogenannte „Bombenrolle“, hervorragenden Bassisten Gelegenheit zu der beliebten Starauswirkung gibt. Eine Wiederbelebung von Schuberts Operchen ist bis heute nicht geglückt, und Hugo Wolfs „Corregidor“ taucht, ebenso wie des Lyrikers Hermann Goetz „Widerspenstige“, nur ab und zu aus der Versenkung auf.

Für Hugo Wolf bedeutete das Schicksal seines „Corregidor“ sein Lebensschicksal, wenngleich sich das trübe Geschick dieses Künstlers wohl auch erfüllt hätte, wenn der Drang zur Oper in ihm nicht übermächtig geworden wäre. Aber die Aufführung des „Corregidor“ in Mannheim (7. Januar 1896) bedeutete sicher den Höhepunkt in Hugo Wolfs Künstlerbewußtsein, und die Ablehnung desselben Wertes durch Gustav Mahler als Direktor der Wiener Hofoper bildete die unmittelbare Veranlassung zum Ausbruch der Geisteskrankheit.

Wie leidenschaftlich, selbstbewußt und dadurch unbeherrscht der glühende Künstler Hugo Wolf sich gerade bei Anlaß der Uraufführung seiner Erstlingsoper verhielt, habe ich an Hand von ungedruckten Briefen, die ich im Archiv des Mannheimer Nationaltheaters fand, vor einigen Jahren eingehend geschildert („Rheinische Thalía“, Mannheim, 1. Jahrgang, Nr. 17 und 18 vom 25. Dezember 1921 und 1. Januar 1922, sowie „Neue Musikzeitung“, Stuttgart, 43. Jahrgang, Nr. 7 und 9 vom 5. Januar und 2. Februar 1922). Nicht als Bittender nahte er sich dem Intendanten Bassermann, sondern wahrte, stets durch Vermittlung seines Freundes, des Amtsrichters Oskar Grohe, seine Rechte in einer Weise, die Staunen erregen muß. Und am 26. April 1896 schreibt er an Grohe: „Wenn das Werk nicht sicher am 22. Mai (dem Geburtstag seines Meisters' Richard Wagner. D. Verf.) zur Aufführung kommt, sondern erst am 31., werde ich zur Premiere nicht erscheinen. Ich wünsche, bis zum 12. Mai davon verständigt zu werden.“ Korrigiert sich aber freilich in einem späteren Briefe selbst und — kommt zu Proben und Aufführung. Die Gunst des Personals verfehlt er sich gründlich, nicht nur durch seine Strenge bei den Proben, sondern auch durch Ablehnung der von ihm erbetenen Mitwirkung in einem Wohlthätigkeitskonzert, das wohl für einen verarmten Künstler, jedoch mit unkünstlerischem Programm (unter anderem Koschat-Liedern neben Liedern Hugo Wolfs) stattfinden sollte. Daher kam es (in dieser Hinsicht möchte ich in der erwähnten Veröffentlichung Decsey korrigieren), daß sämtliche Mitwirkenden dem nach der Uraufführung des „Corregidors“ stattfindenden Festbankett fernblieben.

Die Uraufführung seines Wertes aber wirkte tief beglückend auf den Künstler, der ihn auf einem bescheidenen Plätzchen im zweiten Rang beizwohnte. Weinend umarmte er seine Mitarbeiterin und Freundin Rosa Mayreder, und vergessen war aller Groll, wenngleich die anfängs lobenden Urteile der Mannheimer und Ludwigshafener Blätter sich unter dem Einfluß gewisser, Wolf feindlicher Kreise nach der zweiten Aufführung in das Gegenteil verkehrten (wovon Hugo Wolf vielleicht auch gar keine Kenntnis erlangt hat). Mit Mannheim blieb er innerlich verbunden. Hatte er doch — außer Grohe — dort „Freund Hedel“, seinen Verleger, sowie Anna Reiß gefunden. Die kunstverständige bairische Kammer Sängerin setzte dem Komponisten später anonym eine Rente aus, die ihm ermöglichen sollte, in seinem neuen Wiener Heim fortan sorgenlos seinem Schaffen zu leben.

\*

So machte sich Hugo Wolf, durch den Mannheimer Erfolg erfrischt, an die Arbeit und begann nach Schaffung der Michel-Angelo-Lieder, die Vertonung seiner zweiten Oper, des „Manuel Venegas“. Ernst Decsey erwähnt, daß Marcóns Buch bereits 1882 bei Speemann unter dem Titel „Das Kind mit der Himmelstugel“ (El niño de la bola) erschienen sei, und daß Grohe und seine Tochter Wolf darauf aufmerksam gemacht hätten. Merkwürdigerweise vergißt er aber zu erwähnen, daß ein anderer, gleich Wolf in Wien lebender Komponist, nämlich Richard

Heuberger, kurz vorher eine Oper „Manuel Venegas“ geschrieben hatte, die 1889 in Leipzig unter Nitsch zur Uraufführung gelangt war. Der Stoff lag also gleichsam in der Luft, abgesehen davon, daß die Parallelität der Stoffwahl verschiedener Zeitgenossen (z. B. R. Wagner und Schumann) ebenso häufig zu finden ist wie das Aufgreifen älterer Stoffe durch Komponisten späterer Generationen. Hugo Wolf muß also von dem Stoffe selbst schon aus den Aufführungsberichten über Heuberger's Oper Kenntnis gehabt haben, zumal er ja als Musikkritiker zugleich auch Zeitungsleser war. Auch in dieser Hinsicht wäre also Decsey zu berichtigen, dem es freilich nicht angenehm gewesen wäre, die Oper Heuberger's, dem er wegen seiner abfälligen Kritiken über Wolf und Bruckner über das Grab hinaus zürnt, als Anreger zu zitieren. (Ich habe übrigens auch den Beweis in Händen, daß Heuberger Bruckner's Vertonung des 150. Psalms direkt bei diesem angeregt hat. D. Verf.)

Nach vergeblichen Versuchen bei Schur, Goldschmidt und Dr. Wette, mit dem er sich dieserhalb überwarf, und einem eigenen Versuche, den Stoff als Opernlibretto zu bearbeiten, war dieser — gleich vielfachen anderen Opernplänen — vor der Schaffung des „Corregidor“ zurückgetreten. Was Wunder, daß er nach dem Erfolge dieses Werkes, den er für einen bleibenden hielt, sich dem früher gewählten Opernstoffe des gleichen Autors wieder zuwandte! Rosa Mayreder gestaltete ihn feinsinnig, aber undramatisch, und, durch Michael Haberlandt darüber aufgeklärt, übergab Wolf die Gestaltung des Buches Moriz Hoernes.

Die Vollenbung des Werkes aber war dem Dondichter nicht gegönnt. Die Nervenüberreizung, in der er Jahr um Jahr gelebt hatte, verdichtete sich in Wahnsinnsanfälle (fortschreitende Paralyse), so daß er am 20. September 1897 in die Svetlinsche Heilanstalt gebracht wurde.

Von weiterem Opernschaffen Hugo Wolfs ist nichts bekannt geworden.

\*

Und nun liegt mir ein ungedruckter Brief des Dondichters zur Veröffentlichung vor, der also lautet:

Hochverehrte Frau Baronin!

Gewiß werden Sie an dem Tage des Eintreffens dieser Zeilen alles andere eher erwartet haben als einen Brief von mir, aber „Unerhofft kommt oft“. Diesmal ist es Frau Rosa Mayreder, meine liebe Freundin und Compagnonin, die mich veranlaßt, diese Zeilen an Sie, hochverehrte Frau, zu richten. Ich beabsichtige nämlich, in nächster Zeit Wien zu verlassen und ganz nach Weimar überzusiedeln, und dort vor allem meine dramatischen Werke aufzuführen. Nun aber setzte mir gerade Frau M. einen Floß ins Ohr, indem sie zweifelt, ob Intendant Vignau noch auf seinem Posten verharrt. Sie gibt vor, unlängst in einer Zeitung den Namen Vignau gelesen zu haben, ist aber nicht sicher, ob es sich hierbei um eine Demission oder um eine Auszeichnung handelt.

Aus diesem bösen Zweifel mich zu reißen, bitte ich Sie inständigst, mich alsobald darüber aufzuklären und an mich zu schreiben per Adresse: Prof. Mayreder, Wien IV, Pfaffelgasse 4. Ich habe für die nächste Zukunft Großes vor: fürs erste möchte ich vier meiner Opern im Weimarer Hoftheater selber einstudieren und dirigieren. Dann möchte ich dort zwei große Orchesterkonzerte veranstalten, in welchen nur Compositionen von mir, teils rein orchestralen, teils rein vokalen Charakters, hinwiederum Stücke für Chor und Orchester zur Aufführung gelangen sollen. Aber meine Pläne schweifen noch mehr in die Weite. Sie müßten die Liebenswürdigkeit haben, mir eine Audienz beim Großherzog zu erwirken. Ich hätte Seiner königl. Hoheit ein großartiges Programm zu unterbreiten. Natürlich müßte Serenissimus erst durch vorhergegangene Proben meines Könnens Vertrauen zu mir gefaßt haben, ehe ich mit meinen Vorschlägen heranträte. — Mein Plan ginge dahin, mit den Weimarer Theaterkräften Weltreisen zu unternehmen, gleich den Meinigern, die seinerzeit vieles und gerechtes Aufsehen gemacht haben. Das von mir projektierte Vorhaben aber dürfte eine ungleich größere An-

ziehungskraft auf das Publikum ausüben, indem Werke von mir (und zwar ausschließlich nur von mir) zur Aufführung kämen, die nie in Druck erscheinen sollen, mithin dem Publikum auf keine andere Weise vermittelt werden könnten, als auf die von mir inszenierte. Der Fall würde gewiß ungeheures Aufsehen machen. Selbstverständlich müßten Chor und Orchester um ein erhebliches verstärkt werden. Auch werde ich trachten, Fr. Sedelmayer vom Wiener Hofoperntheater für mein projektiertes Unternehmen zu gewinnen. Was sagen Sie zu dieser Idee? Glauben Sie, dieselbe dürfte sich realisieren lassen? Möchten Sie nicht so unter der Hand auf den Busch klopfen? Die Frauen vermögen ja so viel! Mit der wiederholten Bitte um baldigste Beantwortung dieser Zeilen empfiehlt sich Ihnen aufs Beste

Ihr Sie herzlichst grüßender und alles Beste hoffender

Hugo Wolf

Wien, 11. Dezember 1897.

P.S. Geben Sie dem Großherzog zu bedenken, daß ich heute der erste und bedeutendste Componist unter den Lebenden bin — eine schwierige Sache, das selber zu sagen — und daß es für Weimar, welches Glanzperioden hinter sich hat, wahrlich keine Schande sein würde, einem im Vaterlande Gedächten ein bescheidenes Asyl zu bieten.

Sollte Herr v. Vignau doch noch seine Stellung belleiden, bitte ich ihn schönstens zu grüßen und Einsicht von diesem Briefe nehmen zu lassen.

\*

Der Brief ist an Baroneß von Loën in Weimar gerichtet, die Tochter des Freiherrn August (Friedrich Oger) von Loën und seiner Gattin Marie, geborenen von Salza-Lichtenau. Baron August von Loën, geboren am 27. Januar 1828 in Dessau, war in seiner Jugend Offizier gewesen, jedoch frühzeitig infolge seiner Verwandtschaft mit Alexander von Humboldt und der Gräfin Ahlefeldt, in deren Hause er Auerbach und Gutzkow kennenlernte, literarischen Bestrebungen geneigt. So wurde er Mitarbeiter an Gutzkows Zeitschrift „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ und veröffentlichte später, ungeachtet seiner Tätigkeit als Offizier und seiner Teilnahme an den Feldzügen nach Schleswig-Holstein und gegen Osterreich, ein Lustspiel und einen Roman. Mit 1. Oktober 1867 wurde er, der in Dessau als Kammerjunker des Erbprinzen und späteren Herzogs von Anhalt-Dessau lebte, vom Großherzog Carl Alexander als Nachfolger Franz von Dingelstedts zur Leitung der Weimarer Hofbühne berufen. Während Dingelstedt dem Schaffen Wagners und Liszts abhold gewesen war, förderte Loën beide Meister nach besten Kräften und stand mit beiden in freundschaftlichen Beziehungen. Die Briefe Cosima Wagners (vom 23. Juni 1874) und Richard Wagners (vom 22. Oktober 1877) an Loën beweisen die Hochschätzung, die er in Bayreuth genoß. Tatsächlich hat die Weimarer Hofbühne den „Sammhäuser“ als erste Bühne nach der Dresdener, „Eristan und Solde“ als erste Bühne nach der Münchener aufgeführt. Loën, der am 28. April 1887 in Jena an den Folgen einer Orenoperation starb, hatte sich während seiner fast zwanzigjährigen Tätigkeit in Weimar das besondere Vertrauen des Großherzogs erworben. Hugo Wolf war wohl (Decsey 1921, S. 32) im Jahre 1883 bei Liszt in Weimar, doch ist uns nichts darüber bekannt, daß er den Intendanten von Loën, der auch im Ruhestand am gleichen Wohnort verblieben war, dort kennengelernt hätte.

Hippolyt von Vignau, dem Baroneß von Loën Hugo Wolfs Idee vortragen sollte, stammte aus Münster i. W. (geboren den 2. Januar 1843). Nach erfolgreicher Tätigkeit als Intendant des Großherzoglichen Hoftheaters in Dessau wurde er am 10. Juli 1895 Intendant des Hoftheaters in Weimar und verblieb auf diesem Posten bis zu seiner, am 31. Dezember 1908 erfolgten Pensionierung, war somit zur Zeit der Absendung des Wolf-Briefes im Amte. Vignau starb am 21. Januar 1926 in Weimar.

Baroness von Loën, geboren am 24. Dezember 1855, wurde im Alter von zwanzig Jahren Hofdame der Erbgroßherzogin Pauline. Durch ihren Vater hatte sie zahlreiche Künstler kennen-

geleht, unter diesen auch die badische Kammerjägerin Anna Reiß. Mit ihr unternahm Baronessa von Loön eine Reise nach Konstantinopel, die in Wien längere Unterbrechung erfuhr. Durch Anna Reiß lernte sie daselbst Hugo Wolf kennen.

Das Schicksal des Briefes ist bald erzählt. Baronessa von Loön starb unvermählt am 22. Februar 1914 in Weimar und setzte zur Universalerin ihre langjährige Hausrepräsentantin und Freundin, Fräulein Emma Köhler, ein. Diese wurde somit auch Eigentümerin der zahlreichen, an die Baronessa gerichteten Künstlerbriefe, so auch des Briefes von Hugo Wolf. Fräulein Köhler schenkte den Brief dem Kammermusiker Leo Bechler in Weimar, der ihn mit behufs Veröffentlichung zur Verfügung stellte. Die Bewilligung nach dem Urheberrechtsgesetz erteilte mir im Namen des Wiener Akademischen Wagnervereines, der Rechtsnachfolger nach Hugo Wolf ist, der kürzlich verstorbene Sektionschef Dr. Heinrich Werner.

\*

So wenig über das Schicksal des Briefes zu bemerken war, soviel ist über seinen Inhalt zu sagen. Vor allem fällt die unheimliche Mischung von Scharfsinn, ja fast kaufmännischer Berechnung auf, die aus dem Briefe spricht, in gleicher Weise aber das Ungewöhnliche, ja Verstiegene des von Wolf entwickelten Planes, besonders aber die Erwähnung von „vier seiner Opern“, die er am Weimarer Hoftheater selbst einstudieren und dirigieren wolle. Wissen wir doch, daß Hugo Wolf bis zu seiner geistigen Erkrankung nur den „Corregidor“ beendet und den „Manuel Venegas“ begonnen hatte.

So verweist schon diese Äußerung — ungeachtet des sonst in dem Briefe entwickelten Scharfsinns — darauf, daß der Brief in beginnender geistiger Umnachtung geschrieben wurde. Ein Beweis hierfür liegt in seiner Datierung (21. Dezember 1897), da der Dichters vom 20. September 1897 bis zum 24. Januar 1898 in der Svetlinschen Heilanstalt weilte. (In diesem Tage wurde er als „gesund“ entlassen, mußte aber ein Jahr später in die Niederösterreichische Landesirrenanstalt in Wien gebracht werden, wo er bis zu seinem Tode, 22. Februar 1903, verblieb.) Ein weiterer Beweis liegt in den größtenwahnsinnigen Äußerungen der Nachschrift des Briefes.

Nichtsdestoweniger ist die Erwähnung der „vier Opern“ insofern von musikgeschichtlichem Interesse, als dadurch erhärtet wird, daß Hugo Wolf, wie Decsey berichtet, in der Svetlinschen Heilanstalt sich unausgesetzt mit neuen Opernplänen trug. Diese können — außer der Vollendung des „Manuel Venegas“ — nur Dramen und Tragödien von Kleist betroffen haben, da Decsey zu berichten weiß: „Namentlich die Dramen H. von Kleists waren zu Opern auszuweisen, und er trug sich mit dem Gedanken, mehrere Dramen, darunter den Prinzen von Homburg, zu komponieren, und zwar genau nach dem Urtext; auf seinem Nachttischchen lag immer ein Band Kleist, und die Stellen waren durchstrichen, die bei der Komposition entfallen sollten.“ — Wahrscheinlich wäre „Penthesilea“ die dritte, „Der Prinz von Homburg“ die vierte Oper geworden. „Penthesilea“ deshalb, weil Wolf über diesen Stoff ja (wohl schon 1883) eine sinfonische Dichtung geschrieben hatte (verlegt bei Bote & Bock, Berlin, Klavierauszug zu vier Händen von Max Reger), in der Svetlinschen Heilanstalt aber ein neues Mittelstück zu diesem Opus komponierte, das er freilich bei Besserung seines Befindens als ungenügend erkannte und daher verbrannte.

Durchaus nicht als krankhafte Vorstellung künftiger Schöpfungen ist dagegen Wolfs Plan zweier großer Orchesterkonzerte mit eigenen Werken zu betrachten. Selbst wenn er von der Aufführung reiner Vokalwerke (er erwähnt auch diese) ganz hätte absehen wollen, wäre doch noch genug Aufführungswürdiges aus seinen früheren Werken vorhanden gewesen: neben zahlreichen instrumentierten Liedern die Chorlieder mit Orchester „Christnacht“, „Eisenlied“, „Der Feuerreiter“, „Dem Vaterland“, der Frühlingschor aus „Manuel Venegas“, Bruchstücke aus der Musik zum „Fest auf Solhaug“, vor allem aber die „Italienische Serenade“ und die sinfonische

Dichtung „Penthesilea“. Dagegen ist die Idee, seine Werke nur durch die Sonderaufführungen mit Weimarer Kräften dem Publikum darzubieten und sie nicht in Druck legen zu lassen, krankhaft verfliegen, vernünftig dagegen wieder die Berechnung, das Baronesse von Loën als Tochter des vormaligen Weimarer Intendanten und als Hofdame auf dessen Amtsnachfolger Baron Wignau Einfluß (zumindest gesellschaftlichen oder durch den Hof) besitzen würde.

Die Bemerkung, daß Frau Rosa Mayreder Wolf zu seinem Briefe angeregt habe, scheint darauf zurückzuführen zu sein, daß Wolf bei ihrem Besuche in der Heilanstalt von Dr. Svetlin von dem beabsichtigten Briefe sprach, und die Freundin ihn, um ihn nicht durch Widerspruch zu erregen, in dem Plane bestärkte. Stand doch Frau Mayreder mit Baronesse Loën in Briefwechsel, wie nachfolgendes Schreiben bezeugt, das hier gleichfalls erstmalig veröffentlicht wird:

Wien, den 21. 12. 1897.

Hochgeehrte Baronin!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen für Ihre gütigen Bemühungen um unseren unglücklichen Meister Wolf den herzlichsten Dank sage. Ihr Brief an ihn war so ausgezeichnet, daß er in der Tat die beste Wirkung übte: den Ärmsten von seinem krankhaften Plan abzulenken, ohne ihn doch zu verstimmen.

Sein Gesundheitszustand gibt gegenwärtig begründete Hoffnung, daß in seiner schweren und aller ärztlichen Voraussicht nach vermutlich unheilbaren Erkrankung eine längere Pause eingetreten sei, die es ihm ermöglichen wird, eine Erholungsreise anzutreten und sogar auch zu arbeiten. Diese Pause kann, günstige Lebensbedingungen vorausgesetzt, mehrere Jahre dauern. Angesichts der düsteren Prognose, die das Auftreten schwerer Anfälle noch vor wenigen Wochen rechtfertigte, müssen wir diese Wendung als eine große Schicksalsgunst betrachten. Seine Besserung schreitet täglich vorwärts; er ist nunmehr völlig klar, nur hegt er noch überschwängliche Vorstellungen. Zu diesen gehört auch sein Plan mit Weimar; und daß er so leicht auf Ihren freundlichen Brief hin darauf verzichtete, ist ein Symptom mehr, daß sein Denken in gesunde Bahnen einlenkt. Er hegt nun die Absicht, an die Riviera zu gehen, um sich zu erholen. Darin findet er die Zustimmung der Ärzte, und so dürfen wir hoffen, daß ihm in den ersten Wochen des neuen Jahres eine frohe und genutzreiche Zeit beschieden sein wird. Möge sie recht, recht lange dauern!

Nehmen Sie von meinem Mann und mir die ergebensten Wünsche zu den kommenden Festtagen freundlich entgegen und empfangen Sie die wärmsten Ausdrücke besonderer Hochachtung  
Von Ihrer ergebenen

Rosa Mayreder

\*

Auf Grund dieses Briefes vermutete ich, daß Hugo Wolf seinen Plan, an Baronesse Loën zu schreiben, Frau Mayreder, als sie ihn in der Svetlinschen Heilanstalt besuchte, mitgeteilt habe und von ihr darin bestärkt worden sei. Kam es doch vor allem darauf an, Hugo Wolf nicht durch Widerspruch zu erregen. Auch glaubte ich annehmen zu sollen, daß sich über Hugo Wolfs Brief zwischen Baronesse Loën und Frau Mayreder ein ausgedehnterer Briefwechsel entsponnen habe, erhielt aber seitens der letzteren auf eine direkte Anfrage die folgende Aufklärung:

Wien IV, Schönburgstr. 15.  
5. Mai 1927.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Vermutung ist ganz richtig; ich habe seinerzeit Hugo Wolfs Absicht, an Baronesse von Loën zu schreiben, unterstützt, weil dies nach Meinung der Ärzte der beste Weg war, ihn von seinen, noch krankhaft überschwänglichen Plänen abzubringen. Aber die Korrespondenz Hugo Wolfs mit Baronesse von Loën von den beiden in Frage stehenden Briefen ist mir leider nicht

in Erinnerung geblieben. Die Dame war mir ganz unbekannt, und der Verkehr mit dem Genesenden, dessen Ideen rasch wechselten, stellte große Anforderungen nach vielen Richtungen. Hochachtungsvoll ergeben Ihre

Rosa Mayreder

\*

Dem Inhalt nach wichtiger als Frau Mayreders Brief an Baroness Lösn — der sich heute gleichfalls im Besitze des Herrn Kammermusiklers Bechler in Weimar befindet — erscheint aber ein in derselben Hand ruhendes drittes Schreiben, das Dr. Oskar Grohe aus Engelsberg, Pension Heß, am 7. August 1904, also nahezu sieben Jahre nach den beiden oben wiedergegebenen Briefen, an Baroness von Lösn richtete. Dieses Schreiben kann ich nicht veröffentlichen, da es mir nicht gelang, die Anschrift Dr. Helmut Grohes ausfindig zu machen, der als Sohn und Rechtsnachfolger Oskar Grohes verfügungsberechtigt ist. Aus diesem dritten Briefe ist ersichtlich, daß Grohe eine Kopie des oben erstmalig veröffentlichten Wolf-Briefes „an den Biographen“ (vermutlich also an Decsey, der den Brief aber nicht benutzte) gesandt und ihn um Auslassung der Stellen gebeten hatte, die den Intendanten von Vignau betreffen. Ein Unterton in dem Briefe scheint anzudeuten, daß von Vignau, der dem Lieddichter zu Ehren einst in Berlin eine Soiree gegeben hatte, später gegen Wolf eingenommen ward. (Also 1892 oder 1894. D. Verf.)

\*

Das innerste Wesen eines schöpferischen Geistes ist nie ganz zu ergründen. Zu sehr wird es von Gegensätzen beherrscht. Gleich doch das Schaffen einem Raufzustand, und versetzt es doch den also hold Besessenen in eine Sphäre, die mit irdischen Werten nicht meßbar erscheint. Ist der Schöpfer auf die Erde zurückgelehrt, so äußert sich das Menschliche in ihm zumeist in Extremen, die seine Zeitgenossen oft bestimmen, ungerecht gegen ihn zu sein. So sagt Hellmer in richtiger Erkenntnis des Unfaßbaren an Hugo Wolf: „Nicht das Versagen der süßen Quelle hat ihn, wie er einst befürchtet, an den Rand des Wahnsinns geführt — die Überfülle hat das Gefäß gesprengt.“

Zur Erkenntnis seiner Wesensart wird auch der hier veröffentlichte Brief beitragen, der Dämonisches und Menschliches in ergreifender Eigenart mischt.

Robert Herrick



# Türners Tagebuch

Jahreswende · Der Studentenzwist · Preußenminister und Reichsminister · Der Eisenkonflikt · Aus der Abrüstungskonferenz · Das vielverklagte Polen · Der litauische Streit  
Der Grundfehler aller Demokratie

Weshalb freut man sich eigentlich auf das neue Jahr? Ändert sich mit der Biffer auch das Schicksal? Wandelt sich mit dem Glockenschlag räuberischer Haß in die gebefrohe Liebe der Weltbrüderlichkeit? Ja, wenn dies wäre! Allein eine gleichmäßige Reihe von Jahren hat uns schon des Äbleren belehrt. Somit ist's nur Gedankenlosigkeit, die da um Mitternacht durch die Gassen brüllt und einander zuproftet. Schon der nächste Tag bringt durch Nasenstüber den Beweis, daß alles beim alten bleibt auch im neuen Jahr.

Im vorigen Dezember sprach ein Wanderastrolog über die Gestirnung für 1927. Er prophezeite mit überzeugter Bestimmtheit. Ich hob mir daher seine Voraussage auf und verglich sie jetzt.

Was wars doch alles? Die Parteien würden zusammenstoßen in blutigem Prall. Von rechts werde ein Monarch ausgerufen, aber die Himmelsbilder seien nicht mit ihm. Es komme zu Reichstagsauflösung und Neuwahl. Hindenburg falle in schwere Krankheit, die ihm zwar nicht das Leben koste, wohl aber das Amt. Auch Stresemann trete zurück; ebenso Schacht. Gingegen ende die Haßpolitik Frankreichs. Bis Jahresluß seien daher die Diktate beseitigt, die Rheinlande geräumt, die Steuern gesenkt. Eine völlige Umkehr bahne sich an und bis 1930 hätten wir die Vereinigten Staaten von Europa.

Entweder war's also ein Stümper, oder die Dinge gingen wider Sternenlauf und Schicksal. Denn nichts ist wahr geworden; weder gottlob das Schwarze, noch leider das Frohe.

Wir wollen daher diesmal unsre Geschide lieber von unserm Planeten selber ablesen, als von seinen fernen Geschwistern da droben.

Der Rhythmus, der die Weltgeschichte bestimmt, hält freilich nicht wie sie den Jahrestatt, sondern wogt in langen Wellen. Wir sind daher noch in jener drin, die vor anderthalb Jahrhunderten einsetzte; der demokratischen nämlich.

Als tosende Sturmflut brach sie endlich auch über Deutschland herein. Das hat uns zwar zur Republik, sonst aber keineswegs glücklicher gemacht. Obgleich am Steubentage noch der Botschafter Shurman bescheinigte, wir seien demokratischer als seine Vereinigten Staaten. Wie wahr dies ist, zeigte sich gleich hinterdrein in Oklahoma, wo der Gouverneur die Erwählten des souveränen Volkes mit Maschinengewehren aus dem Kapitol trieb.

Allerdings ist auch bei uns, wenn es zur Macht kommt, kein Demokrätlein so klein, es wird zum Selbstherrscherlein. Man behauptet dann einfach, die Würde des Staates zwinge dazu.

So konnte sich ereignen, daß das Vorgehen des doch wahrlich in der Wollé farb-  
 echten preußischen Staatsministeriums gegen die Studentenschaft den Karlsbader  
 Beschlüssen rückschrittlichen Andenkens verglichen wurde und Kultusminister Beder  
 dem Fürsten Metternich.

Die Revolution hatte den Studenten die Selbstverwaltung beschert. Vom demo-  
 kratischen Standpunkte war's selbstverständlich. Allein die Hoffnung, durch dies  
 Geschenk der akademischen Jugend einen Linksabmarsch abzuschmeicheln, trotz  
 Ihre Wahlen fielen allerwegen rechts aus.

Daß die studentischen Ausschüsse daher keine Versailler Zwangsgrenzen anerkannten,  
 sich vielmehr mit allen deutschen Hochschulbrüdern draußen zusammentaten,  
 das war gewiß ein vaterländisches Wert.

Allein die österreichischen Studentenschaften sind zielbewußt völkisch. Da sie  
 Juden nicht zulassen, weigern ihnen auch die Sozialdemokraten den Beitritt.

Darum wurde von links verlangt, daß die deutschen Ausschüsse das österreichische  
 Kartell kündigten. Eine Organisation, zu der auch Juden und Demokraten bei-  
 steuern müßten, dürfe keine antisemitischen Freundschaften unterhalten. Mit  
 anderen Worten: eine demokratische Minderheit forderte den Bruch mit dem  
 demokratischen Grundsatz, daß, was die Mehrheit beschließt, wohlgetan ist. Solange  
 wenigstens, als sie Mehrheit bleibt. Gleichwohl unterstützte die preußische Regierung  
 den Anspruch; auch bei ihr unterlag die demokratische Lehre rettungslos dem partei-  
 demokratischen Willen zur Macht.

Eine akademische Abstimmung entschied überwältigend gegen den Minister  
 Beder. Nach demokratischem Parlamentarismus hätte ihn dieses Mißtrauensvotum  
 gezwungen, zurückzutreten. Als Parteidemokrat unterließ er's jedoch, entzog viel-  
 mehr der Studentenschaft das demokratische Geschenk des Selbstverwaltungsrechtes.

Die ganze Linkspresse klatscht ein undemokratisches Bravo. Es sei ein Segen,  
 daß es mit diesem Spul ein Ende habe. Der Student sei noch gar nicht zur Selbst-  
 verwaltung reif. Das hatte dieser nun davon, daß er die Demokratie gegen die  
 Demokraten veteidigt. Hätte er sich einschüchtern lassen, dann würde ihm ein Reife-  
 zeugnis mit Noten höchsten Lobes zuerkannt.

Ministerpräsident Braun ist ein Mann der scharfen Worte. Er hat sich auch stets  
 für den Genossen Hörning eingesetzt, den Reichsbannergeneral, dessen Schlagzunge  
 so oft vergaß, daß er im Nebenamte auch preußischer Oberpräsident war. Wer  
 anderen so unbekümmert auf die Hühneraugen tritt, der hat kein Recht, empfindlich  
 zu sein, wenn einmal das seinige unter einen fremden Absatz gerät.

Gleichwohl nahm es Braun grausam krumm, als der Reichsminister v. Reubell  
 einer studentischen Protestversammlung gegen Beder „in innerer Verbundenheit“  
 seinen Drahtgruß schickte. Ein gepfeffertter Brief erging an den Reichskanzler, das  
 preußische Kabinett verbitte sich dies, und wenn nicht Abhilfe geschehe, breche es  
 den Verkehr mit Reubell ab. Daß des Kanzlers Antwort eine geschickte Katechese  
 über das Gleichnis vom Splitter im fremden und den Balken im eignen Auge war,  
 das hat jedweden gefreut, der den Wasserstiefel für ein überflüssiges, den Samt-  
 handschuh jedoch für ein unentbehrliches Kleidungsstück des Staatsmannes ansieht.

Ulrich von Hutten konnte sich rühmen, ein Mensch mit seinem Widerspruch zu

sein. Bei einem Ministerpräsidenten aber berührt es eigenartig, wenn er die Reichsfarben gar nicht augenfällig genug herausheben kann, mit den Reichsministern sich aber gar so gern herumhäkelt. Wenn jene von einer Linksmehrheit beschlossen, diese hingegen von einer Rechtsmehrheit berufen wurden, so beruhen sie doch beide auf derselben demokratischen Verfassung, haben also auf die Achtung eines parlamentarischen Ministers ganz den gleichen Anspruch. Die Demokratie, die man fordert, muß man auch gewähren, sonst sinkt sie von einer Staatsform herab zum Parteiwerkzeug.

Ebenso ist's mit dem Pazifismus. Muß man nicht auch den Klassenhaß verwerfen, wenn man den Völkerverhaß verdammt? Aber gerade die lautesten Schreier denken am wenigsten an diese Folgerung. Daher haben wir wieder einmal den schönsten Eisenkonflikt gehabt.

Am ersten Januar sollte der zeitweis aufgehobene Achtstundentag der Feuerarbeiter wieder eingeführt werden. Das macht Umstellungen nötig und verteuert. Das heißt, es erschwert den deutschen Absatz auf dem Weltmarkt. Infolge der Sozial- und Steuerlasten können wir ohnehin so billig nicht mehr liefern wie die belgische und englische Konkurrenz. Die Reichsregierung hat daher den Beginn der dreiteiligen Schicht für alle Betriebe um einen Monat verschoben, wird aber auf Antrag noch weitere Aufschübe bis in den Sommer, wenn nötig sogar bis nächstes Neujahr zugestehen.

Sie also nimmt Rücksicht. Aber die Gewerkschaften taten's nicht. Der Augenblick, an dem sich die Erzeugung ohnedies schon verteuert, schien ihnen just der rechte für eine große Lohnforderung obendrein.

Sie rechneten heraus, wie spielend die Betriebe dies tragen könnten. Diese bewiesen ihrerseits an Beispielen das Gegenteil. Der Nichtfachmann stand ratlos vor den ziffermäßigen Wider und Für. Allein der gesunde Menschenverstand sagte ihm, daß an erhöhten Löhnen die englische Konkurrenz erheblich größere Freude hätte als der deutsche Arbeiter. Denn wenn sich die deutsche Ausfuhr verteuerte, dann schiebe sie aus dem Wettbewerb des Weltmarkts aus. Die Folge daheim wäre Arbeitslosigkeit. Außerdem stiegen die Eisenpreise im Inland, dadurch so ziemlich alle Waren und wir wären wieder in den verhängnisvollen Kreislauf eingeschaltet, der überall neue Lohnzulage nötig macht.

Der Beschluß der Eisenhütten, unter diesen Umständen lieber gleich zu Neujahr ihre Feuer auszublafen, hätte sofort 300 000, in der weiteren Folge zwei Millionen Arbeiter stillgelegt. Er war ein schriller Warnpfeiff. „Habt Ihr Euch auch überlegt, wohin dies Alles führt?“

Nun ist lehrreich zu beobachten, wie die Wühlerei alle Entwicklungen auf den Kopf stellte. Die gewerkschaftliche Ursache des Lohnstreites trat hinter einen Schleier, das arbeitgeberliche Sträuben gegen die Ursache wurde zu einer vom Zaun gebrochenen Herausforderung. Ich habe mit einige Kopfzeilen der sozialdemokratischen Presse vermerkt. Sie strohten von Heze. „Die schwerindustrielle Rebellion“, „der Griff an die Gurgel der Wirtschaft?“, „das Diktat der großenwahnsinnigen Industriekapitäne“. Als Gegenmaßregel wurde verlangt, daß alle Eisenwerke verstaatlicht würden.

Die Einigung mißlang, allein das Reich befaß. Wo zehn bis vierzehn Pfennige Stundenzulage gefordert worden waren, da hat sein bestallter Schlichter zwei bewilligt. Das ist etwa eine Mark auf die Woche. Um so bekümmert frägt man sich angesichts des ganzen Kummels: Wie können wir jemals unser Recht nach Außen behaupten, wenn im Innern der ewige Krieg der Verheßung tobt?

Hier ging's offenbar nicht nur um Mein und Dein. Vielmehr sollte bereits der Boden gepflügt und geeggt werden für die neuen Wahlen. Man trägt sich links mit kühner Hoffnung. In Braunschweig, Mecklenburg, Hessen und auch Danzig wurden sozialdemokratische Siege erfochten. Durch organisiertes Wählen, erregtes Mißvergnügen und Schlagworte, noch mehr aber, weil wegen jahrelangen Ungeschicks auf der Rechten das Bürgertum wieder einmal mehr an Stammtisch und Kränzchen denkt als an Stimmzettel und Wahlurne. Man hätte gar zu gerne die Gelegenheit wahrgenommen und wie der „Vorwärts“ schrieb, den roten Laternenanzünder auch ins Reich geschickt. Ein Königreich wäre feil gewesen für die übliche Weihnachtstkrise, diesmal verschärft durch Reichstagsauflösung und Neuwahl unter der Losung: „Sturz des Rechtskabinetts“.

Vorläufig hat man erst auf der Linken begriffen, daß die heutigen Wahlen viel weiter ausfallen als die Wahlen vor dem Kriege. Denn aus bloßen Aufpassern über die Regierung sind ja unsre Volksvertretungen zu Regierungsmachern geworden. Wie der Abgeordnete in der Hand seiner Wähler, so ist das Kabinett in der Hand der Abgeordneten. „Haben Sie Mut,“ rief Herr Adenauer der Regierung zu, „aber es ist freilich eine gefährliche Sache, Mut zu haben ein paar Monate vor den Neuwahlen.“ Mit fröhlichem Lachen quittierte das Haus, allein in dem Wisz steckt ein grimmiger Ernst. Der Parlamentarismus ist nichts anderes als die Politik der Augenblickslaune in der Wählerschaft, und jedes zwanzigjährige Hausmädchen ist dabei ebenso maßgebend wie der sechzigjährige Professor der Staatswissenschaften. Jetzt erst hat wirklich das Volk die Regierung, die es verdient. Früher konnte es nämlich auch eine bessere haben. Das aber verbietet jetzt die Verfassung.

Nicht nur bei uns ist's so, sondern so ziemlich allerwärts, wo nicht wie in Italien, Polen und Spanien ein Diktator dreingefahren ist.

Auch die Leute, die in Genf auf den kurulischen Stühlen sitzen, haben nur bestimmte Stimmen und leben in der Angst der Neuwahl. Nächstes Jahr ist wieder Scherbengericht in Frankreich und England; in den Vereinigten Staaten wird ein neuer Präsident gekürt. Nimmt es da wunder, wenn das müde „Warte nur, bald!“ über den Politikern und die Vorabendlähmung über der hohen Politik liegt?

Schier mehr noch als in der inneren hört in der äußeren jede Demokratie dort auf, wo das Du oder Ich einsetzt. Die Abrüstungskonferenz brachte allerhand neue Beweisstücke erbaulicher Art zum alten Sacke.

Mit glänzendem Schmiß haben es die Franzosen verstanden, die Völkerbundsdummheit Wilsons, die dieser freilich wie alle seine Dummheiten auf deutsche Kosten machte, zu einer französischen Klugheit umzugestalten. Was gegen den Imperialismus gedacht war, ist schon lange dessen Sprungbrett geworden.

Das Rasperltheater der Diplomatie hat daher Bernard Shaw die Abrüstungskonferenz genannt. Man könnte sie auch eine Manege nennen, in der behende

Birkusreiter ihre Künste zeigen. Jeder hat zwei Pferde unter sich; bald steht er auf diesem, bald auf jenem Rücken. Denn der eine Wallach heißt Abrüstung, der andere Sicherheit! Hält man ihm das Rechtspferd am Zaume fest, dann steht der Tausendsassa sicher auf dem linken und jagt weiter.

Die Sicherheitsforderung ist das Mittel, es niemals zur Abrüstung kommen zu lassen. Man kann jederzeit einwenden, daß man sich immer noch nicht genügend fühle. Und wenn wir alle französischen Forderungen erfüllten, würde es zuguterletzt heißen: Deutschland hat zwar keine Waffen mehr, aber eine Industrie, sie zu schmieden. Es hat 60 Millionen Einwohner, wir nur 40; nennt man das Sicherheit?

Wir haben dabei den ungünstigsten Stand von der Welt. Die Amerikaner lieben uns ja im Stich, nachdem sie uns die Suppe eingebrocht.

Zwar nahmen diesmal die Russen teil. Sie stellten einen Antrag auf völlige Abrüstung zu Land, zu Wasser und in der Luft; auf Zerstörung aller Waffen-, Kriegsflugzeug- und Stützgasfabriken unter Aufsicht der Arbeiterschaft.

Das war aufs Ganze gegangen. Aber wer erwartete anderes von den Leuten Räterusslands? Der Antrag ist jedenfalls von genialer Einfachheit und streng folgerichtig im Sinne des Völkerbundsgedankens.

Daher wurde er sofort lächerlich gemacht. Diese alberne Plattformpropaganda, so hieß es in England, wolle bloß ehrliche Regierungen in eine schiefe Lage bringen. Pariser Spötter behaupteten, Litwinow habe gesagt, wenn man die Polizei abschaffe, dann gäbe es keine Verbrecher mehr.

Wir Deutsche waren in unserer Ehrlichkeit so dumm, in diesen Ton einzustimmen, statt eines taktischen Lobes voll zu sein über die russische Tatkraft. Wir halfen sogar den Franzosen gutgläubig, den Räteantrag zu vertagen, anstatt den Moskowitern zum sofortigen Sprung auf die Tagesordnung. Als Gegenleistung war uns zugesagt, daß die Abrüstungskonferenz nächstes Jahr vor der Tagung des Sicherheitskomitees stattfinden solle. Aber Graf Bernstorff hatte es sich nicht schriftlich geben lassen, und so kam es zu regelrechter Zechprellerei zugunsten Frankreichs.

Unsere Leute sind auf solche Gerissenheiten nicht geeicht. Wir sollten künftig die pfiffigsten Rechtsbeistände nach Genf schicken, die es in Deutschland gibt. Sollten überhaupt die dortigen Verhandlungen als einen Prozeß ansehen, den wir gegen die Verbandsmächte führen wegen Bruchs bindender Verträge.

Diese Abrüstungskonferenzen sind ein Wettlauf der Krebsse. Mit Worten schreiten sie vor, mit Taten zurück. Man schwingt den Palmenwedel und läßt derweil die Handgranate.

Mussolini hat neulich erklärt, Italien müsse 5 Millionen Soldaten haben und Flugzeuge, daß sich die Sonne verfinstere. In den Vereinigten Staaten hat der Weihnachtengel die Brünne umgetan und den Stahlhelm aufgesetzt. Statt der großen Freude des Friedens auf Erden verkündigte er das neue Flottenprogramm mit 71 weiteren Kriegsschiffen, darunter 26 Kreuzern im Gesamtkostenpreis von anderthalb Milliarden Dollars.

Ein englischer Minister erklärte daraufhin, das sei gerade schön so, denn nun könne auch England ohne Rücksicht tun, was es für richtig halte.

Frankreich erhöht seine Wehrausgaben um 2 Milliarden, außerdem baut es Polen eine Kriegsflotte und erhält dazu eine Werft in Gdingen, also einen Flottenstützpunkt in der Ostsee.

Polen hat ein Drittel der deutschen Einwohnerzahl. Allein es unterhält eine dreimal so große Friedensarmee, ist also neunmal so stark gerüstet. Daneben hat es außerdem die sogenannten Schützen, eine Organisation, in der jeder Pole vom 18. Jahre an militärisch eingedrillt wird. Diese Vorschule fürs Heer wird immer noch weiter ausgebaut.

In Amerika ist man empört. Frankreich bezahlt seine Schulden nicht, gibt aber Geld an Polen. Dieses selber hat seine neue Anleihe nur unter der Zusage erhalten, daß sie einzig friedlichen Zwecken dienen solle. Den braven Geldmännern aus Wallstreet geschieht aber recht so. Sie sollten längst wissen, daß der polnische Staat sein kleines Ehrenwort nur zuweilen hält, sein großes aber grundsätzlich nie.

Daher hat er auch den Ruhm, der beim Völkerbund meist verklagte Staat zu sein. Er kann sich's leisten. Denn der tut ihm ja nichts.

Diesmal lagen drei Beschwerden vor: von der Stadt Danzig, von Deutschland und von Litauen.

Darauf Polen ausgeht in der erstgenannten, von Genf völlig unfrei gehaltenen „freien“ Stadt, das sieht jede Kindseligkeit. Es verlangt den Hafen für seine Kriegsschiffe, verlangt die Westerplatte als Munitionslager, legt Soldaten in das neutrale Gebiet, ernennt sogar einen Stadtkommandanten — Danzig beschwert sich, aber Genf entscheidet nicht, es vertagt bloß.

Aber die deutschen Schuldkinder in Oberschlesien liegt zwar eine Entscheidung zu deutschen Gunsten vor. Allein Polen lehrt sich nicht daran, und der „hohe“ Rat sieht jede Brutalisierung seiner Urteile gemütvoll an. Man könnte ihn einen König Lear nennen, wenn ihm nicht dessen guter Glaube fehlte.

Mit Litauen war es bis zu Grenzsperrung und Kriegszustand gekommen. Pilsudski nannte bereits Waldemaras einen klinischen Fall, denn er arbeite mit Argumenten, die dem Irrenhause entstammten. Wenn die Gewehre nicht gleich losgingen, verdankt man dies lediglich dem Kreml, der in Warschau eine Note überreichen ließ, er werde nicht dulden, daß Litauen von Polen verschluckt würde. Der Völkerbund aber trat in Erwägungen ein. Sie dauerten 6 Tage und standen dennoch ganz wie zu Beginn, als Pilsudski wie Waldemaras in Genf eintrafen.

Nun kam's zu einer streng geheimen Nachtsitzung. Nach polnischer Lesart wurde es ein Pilsudskisches: ich kam, sah, siegte. Er soll mit der Faust, ja mit dem Säbel auf den Tisch geschlagen haben. „Wollen Sie Krieg oder Frieden?“ habe er den Litauer angeschnarrt. „Frieden“, sei daher die kleinlaute Antwort des Eingeschüchterten gewesen. Er wird demgemäß in Warschau sehr gefeiert, obgleich Augenzeugen versichern, daß diese Geschichte ebenso wahr ist, wie das „finis Poloniae“ Rosziustos oder der Bajonettswur des glorreichen vierten Regiments und dessen Heldentat bei Ostrolenta. Aber man einigte sich auf eine Formel des Rates und schüttelte einander trotz des klinischen Falles herzlich die Wiederhand.

Was war das für eine glückhafte Formel? Nun, eine echte von Genfer Art, die einen Beinbruch durch Gesundbeten heilen will. Der Kriegszustand wird beendet,

allein alle Kriegsursachen bleiben unberührt. Sogar die wichtigste: der Raub Litwas nämlich. Darüber wird natürlich binnen kurzem neuer Zwist ausbrechen. Dem schon behaupten die Polen, gerade diese Nichterwähnung bedeute den litauischen Verzicht und das Amen des Völkerbundes, was natürlich von Rowno aufs höchste bestritten wird.

Die Herren vom Räte tun freilich sehr groß mit dieser Stümperei. Briand preißt den Bund als Friedensretter, windet ihm also die Lorbeeren der Räterepublik.

Ein merkwürdiges Gleichnis machte zu seiner Umgebung Auften Chamberlain, der sich überhaupt der ganzen Sache gegenüber in die würdesteife Langeweile hüllte, die ihm so meisterhaft zu Gebote steht. Wenn Aare sich stritten, so sagte er, dann könnten Spagen sie nicht auseinanderbringen.

Sind denn die feindlichen Brüder aus der sarmatischen Tiefebene Adler, die Großmächte Sperlinge? Liegt nicht in dem ganzen Vergleich eine völlige Verneinung des Völkerbundes, der doch eigens geschaffen wurde, um selbst Löwen und Tiger auseinanderzubringen?

Wenn sogar einer der Maßgebendsten derart vorbeihaut, dann ist dies ein Anzeichen mehr, daß wir auch im neuen Jahre von dem Völkerbund draußen ebensov wenig zu erwarten haben, wie von der Demokratie drinnen. Beide wollen die Welt verbessern, ohne zuvor sich selber verbessert zu haben, womit doch schließlich alle gesunde Reform zu beginnen hat. Denn:

Die Freiheit läßt sich nicht gewinnen,  
 Sie wird von außen nicht erstrebt,  
 Wenn nicht zuerst sie selbst tief innen  
 Im eignen Busen dich belebt.  
 Willst du den Kampf, den großen, wagen,  
 So setz zuerst dich selber ein;  
 Wer fremde Fesseln will zerbrechen  
 Darf nicht sein eigner Sklave sein.

Nur reinen Herzen, reinen Händen  
 Gebührt der Dienst im Heiligtum;  
 Der Freiheit Werk rein zu vollenden,  
 Dies, deutsches Volk, dies sei dein Ruhm.  
 Die Lüge winkt, die Schmeichler loden,  
 Mit seiner Kette spielt der Knecht,  
 Du aber wandle unerschrocken,  
 Und deine Waffe sei das Recht.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 21. Dezember 1927)

# Auf der Warte

## Kling Klang Gloria!

Haben wir nicht den Krieg verloren, den größten der Weltgeschichte? Wurden uns nicht Bedingungen aufgelegt, wie seit Karthago keinem Volke? Müssen wir nicht künftig dritthalb Milliarden Verdienst aus unsrer Hände Arbeit an die Feinde abliefern? Mir war doch so.

Aber es scheint bloß ein böser Traum gewesen zu sein. Man schaue doch umher. Lebt denn derart, wie wir tun, ein geschlagen, ein geknechtet, ein ausgefogenes Volk?

Was ein richtiger Deutscher ist, der gehört mindestens einem Bäderbühend Vereinen an. Deren jeder aber veranstaltet im Jahre mindestens ein Bäderbühend Festlichkeiten. Meist am Sonnabend und tief in die Sonntagnacht hinein, damit der Tag des Herrn nur ja nicht bloß der christlichen Feier, sondern auch jeder geistigen und körperlichen Entspannung verloren geht. Behaglich stellt der „Vorwärts“ fest, die Ungläubigkeit schreite machtvoll durch die Welt, und der liebe Gott der Christen könne ein Lied davon singen.

Man feiert die Feste, wie sie fallen. Nachgerade ist uns jeder Tag ein Fest. Sogar das Unglück. Den Geschädigten der Überschwemmung gab man in Dresden eine Wohltätigkeitsvorstellung! „Das Absteigequartier“ — ein Stück, so zotig, daß es mehrfach zu Lärm und Argernis kam! Aber der Werbezetteln pries es als die Höchstgrenze des Komischen und lud daher ein mit dem freudigen Wort: „Lacht Tränen, um Tränen zu trocknen!“

Selbst der Totensonntag sah in Berlin Entkleidungsrevuen, hörte aus den Nachtdielen das Klöppeln der Negertänze, für die ja jetzt das Frankfurter Konservatorium eine eigene Jazzklasse eingerichtet hat. Vorstellig gewordene Kirchenämter erhielten aus dem Polizeipräsidenten den Bescheid, man nehme Rücksicht auf die Großstadt und wende daher die Vorschrift am Totensonntag milder an!

Kling Klang Gloria allenthalben! Erzbergers leichtberziges: „Erst schaff dein Sach, dann

trink und lach“, ist zum Wahlspruch der neuen Zeit und des jungen Geschlechtes geworden. Wer dagegen angeht, dessen Mahnen verhöhnt man als Kapuzinerpredigt.

Wir haben wissenschaftliche Kongresse, Wirtschafts- und Parteitage. Man nenne mir aber einen, der nicht mit einem Bierabend begänne, von einem Frühstücken unterbrochen würde und bei einem Festessen endete? Man hat Beispiele, daß bei einem trodenen Gedech, das 25 Mark kostete, der Tischredner nachwies, die ganze Junft nage am Hungertuch. Denn man hatte den Fachminister geladen und es wurde erwartet, daß seine Antwort beim Sektisch Staatshilfe zusichere.

Welchen Eindruck macht doch dies alles nach außen hin!

Mit Recht beantwortet das Reichskabinett solche Ansinnen künftig mit einem Nein. Es will nur noch in Ausnahmen Gastsfreundschaften annehmen; nach Fastnacht überhaupt nicht mehr.

Aber genügt denn das? Schon daß jeder der zehn Reichsminister jeden seiner Kollegen im Winter einlädt und gegengeladen wird, schon daß der diplomatische Körper in Zweckessen unerschöpflich ist, bedeutet einen Zeitverlust, eine Schwächung der Arbeitskraft und ein Mißverhältnis zu unsrer Lage, macht also auch hierin tapfere Entschlüsse wünschenswert.

Bismarck lehnte alle Einladungen ab, hatte sich sogar für die Hoffestlichkeiten ein für allemal den Freibrief erwirkt. Mussolini macht's ebenso. Muß er um einer Rede willen unumgänglich an einem Bankett teilnehmen, dann rührt er keinen Bissen an. Er hat noch mehr getan. Er schaffte nämlich den Carneval ab und ließ allen Offizieren Charleston, Jimmy, Fortrott und Jazz untersagen als unvereinbar mit der militärischen Würde. Wer nur die Schilderung bei Goethe oder in Andersens „Improvisator“ gelesen, der weiß, was es bedeutete, als sein Federstrich alle Masken, Verkleidungen, Umzüge, Korfos wurzelweg verbot. Da gab es keine Rücksicht auf die besondern „Verhältnisse der Großstadt“. Aber es geht dennoch.



Warum bei uns nicht? Weil Mussolini ein Mann ist, der sich durch den demokratischen Zauber zu staatsmännischen Einsichten hindurchgerungen hat, wie noch keiner bei uns.

Was sich an Macktänzen ergötzt, das wird die Fron des Dawesplanes nimmer los. Erst dann werden wir wieder ein freies Volk, wenn wir zuvor ein ernstes geworden sind. F. S.

## Zwei kirchliche Tagungen

Die zwei religiösen Tagungen, die heuer ziemlich gleichzeitig stattgefunden haben, stehen in scharfem Gegensatz. Schon äußerlich: denn in Lausanne waren alle christlichen Religionsgemeinschaften vertreten, einschließlich der griechisch-katholischen und der Altkatholiken, nur nicht die römisch-katholische; in Dortmund fanden sich wieder nur letztere ein, und zwar wieder nur die ultramontan-jesuitische Richtung, die in der Kirche jetzt allein vorherrscht und politisch im Zentrum vertreten ist; daß es noch vor nicht langer Zeit einen Reformkatholizismus gegeben hat, welcher gerade die gebildeten Kreise im Klerus und Laientum umfaßte, ist vergessen. Also dort Einheitsfront gegen das Papsttum, hier aber Ausprägung des Ritualismus mit Ausschluß der Intellektuellen; dort freieste Aussprache, Duldung jeder Ausprägung des Evangeliums, verständliches Zusammenarbeiten in christlichem Liebesdienst unter Vermeidung übereilter Kompromisse und Formulierungen, hier strengster Konfessionalismus mit Unterdrückung sogar eigener Denkrichtungen, damit nur die Einheit krampfhaft zum Ausdruck komme. Dort freie Erörterung unter Betonung der gemeinsamen Bande, hier Festlegung und Vorbestimmung der Redner und stramme Disziplin; die Zuhörerschaft beschränkte sich auf Beifallklatschen.

Erstere Konferenz trug der persönlichen Auffassung volle Rechnung bis zur Verwischung des christlichen Charakters — nicht einmal das Apostolikum wurde als Bekenntnis gefordert —; letztere hatte den entgegengesetzten Fehler starrer Einseitigkeit und Unterdrückung des Individualismus.

Im Jahr 1900 fand in Chicago ein religiöser

Weltkongreß statt, bei dem sogar Buddhisten, Chinesen, Muhamedaner neben allen christlichen Bekenntnissen vertreten waren. Die Katholiken schlossen sich hier nicht aus und waren durch Kardinal Gibbons, Erzbischof von Irland, Rektor Klein, den Franzosen Chébonnel, der eine Broschüre darüber sehr achtungsvoll vertreten. Man erinnerte an die Unionskonferenzen zwischen Bossuet und Leibniz, an die ähnlichen mit dem Orient und erkannte als Vorzug des Protestantismus seine Ergänzungsfähigkeit und unbeschränkte Vervollkommnung, aber die Gefahr, mangelhafter Autorität sich von den Wurzeln des Christentums zu entfernen; als Vorzug des Katholizismus feste Autorität, aber zu starre Tradition und mangelhafte Assimilation. Durch die gegenseitige Aussprache ward wenigstens die Tendenz der Annäherung geweckt und zwischen den zivilisierten Völkern Brücken des Verständnisses geschlagen, die Keime zur Einigung bargen. Jetzt ist diese Tendenz nicht mehr zwischen den beiden christlichen Hauptkonfessionen mehr vorhanden. Ja die Luft hat sich noch verbreitert — ich erinnere nur an die Aufregung, welche die neue Mischengebung hervorgerufen. Wir haben nicht nur zwei getrennte Lager: Stockholm-Lausanne einerseits — Dortmund andererseits; was das allerschlimmste ist: in beiden Tagungen wurde gegenseitig gar keine Rücksicht genommen; man sprach in Lausanne gar nicht vom Katholizismus, in Dortmund nicht von der Schwesleikirche; man redete aneinander vorbei, als ob die andere christliche Richtung gar nicht auf der Welt wäre. Und das ist doch geradezu entsetzlich. Es gibt keine ärgere Feindschaft als das völlige Erdschweigen. Während sonst Religion selbst im Krieg war, ist jetzt nicht einmal mehr Krieg in der Religion. Ein echter, redlicher Meinungskampf wäre eine Erlösung gegenüber diesem Sumpf heuchlerischer Verachtung. Wie richtig sagte Hermann Schell: „Die Konfessionen dürfen, wo sie sich als lebendige und überzeugte Träger der religiösen Wahrheit und Gnade fühlen, auf rege Propaganda nicht verzichten. Es wäre geradezu Verrat an der Wahrheit, wenn sie sich aus Toleranz und um des ge-

stigen Friedens willen ihren gegenwärtigen Besitzstand schweigend zusichern wollten. Der unwürdige Kampf und Wettbewerb ist allerdings in religiösen Dingen am widerwärtigsten; aber was lebt, muß sich regen! Die Religionsgespräche müssen in großem Stil fortbauern, die Erörterungen müssen mit vollem Ernst und reinem Streben zwischen den Weltanschauungen fortgesetzt werden. Jede Konfession muß, wenn sie sich nicht den geistigen Totenschein ausstellen will, ihre Kämpfe in der Öffentlichkeit hervortreten lassen, um durch geistige Wettkämpfe zu erproben, auf welcher Seite die Aufgaben des Christentums am höchsten erfaßt sind, auf welcher Seite das lebendige Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart, den Wechsel der Zeiten, ihre Kulturbestrebungen und Geistesrichtungen vorhanden seien, ohne daß sie in diesen Strömungen untergeht. „Streite dein Leben lang für die Wahrheit, und der Herr wird für dich streiten!“ (Katholizismus und Protestantismus in bezug auf den religiösen Fortschritt im Reiche Gottes, S. 10.) Und Deutinger, auch ein Vergessener, sagte noch früher: „Deutschland sollte nicht staatlichen Größenwahn haben, Deutschland trete an die Stelle des antiken Hellas, um Träger der höchsten Geisteskultur zu sein! Nicht die politische Macht bezeichnet den Höhepunkt eines Volks, sondern das geistige Erbe, das ein Volk seinen Nachkommen und der ganzen Menschheit vermachet.“ Dr. M.

## Landesverrat und Volksverleumdung

Auf den Pariser Boulevards rufen die Zeitungsjungen allabendlich ein Standalblättchen aus, „Comœdia“ heißt's und spottet damit seiner selbst. Es enthüllt Tag für Tag etwas anderes; seine Sensationen sind um so knalliger, als die Redaktion sie höchst eigenhändig erfindet.

Vor ein paar Wochen brachte sie genaue Angaben über die deutschen Küstungen in der Luft, unterm Meer und für den Gaskrieg. Gegen fünfhundert geheime deutsche Flughäfen beständen in Rußland, Schweden und

der Türkei. Niemand sonst wußte davon; weder Russen, Schweden, Türken noch selbst die spürnasige Kontrollkommission; einzig die „Comœdia“. Manchem Pariser Spießer überlief jedoch die zuständige Gänsehaut. Er dachte gar nicht daran, daß eine gewisse Sorte von Presse ihre Leser auch im Oktober in den April schiebt. Indem der Artikel reizend abging, hatte er seinen spekulativen Zweck zum Händereiben der Macher erfüllt. An politische Folgen dachten diese gar nicht.

Solche schuf erst Herr Friedrich Wilhelm Förster; als deutscher Professor abgesetzt, daher seitdem „Apostel der Menschlichkeit“. Seine Alarmrufe gelten. Brutus, schläfst du? Deutsche Lücke bereite Schauderhaftes. Sie führe die ganze Welt an der Nase herum. Die Locarno-Ziehharmonika spiele man nur, um das Hämmern und Klirren zu übertönen, das aus unsren getarnten Waffenschmieden erschalle.

Der Franzose Goutenoire de Courcy redet zwar nicht so viel von seinem Gewissen wie Förster, aber er hat eins und ein sehr feines fogar. Als klarer Friedensfreund fuhr er daher empört auf wider den verworrenen. Der Franzose verteidigte Deutschland gegen die Hehereien des Deutschen. Was tat jedoch dieser? Der Gemeingefährliche erklärte seinen Abfertiger für gemeingefährlich.

Unter den deutschen Pazifisten gibt es leider keinen Goutenoire de Courcy. Nicht allen freilich ist wohl bei Försters immer bedenkenlosen Machenschaften. Die „Vossische“ preist ihn als ethischen Idealisten, um ihn politisch als „Narren in Christo“ abzulehnen. Hingegen sandten ihm alle Landesverbände der Friedensgesellschaft Huldigungsadressen, ihrem „unerschrockenen Führer“ glückwünschend zu seinem „mannhaften Auftreten“.

Die „Hilfe“, die von Raumann auf Erkelenz niederging, fügte dem Schwindel der „Comœdia“ sogar noch von sich aus ein verdächtiges Werturteil bei: „Wir halten die Berichte für echt, schon weil nach unseren Erfahrungen Dementis aus dem Reichswehrministerium stets die Echtheit der bestrittenen Behauptungen beweisen.“

Der Oberreichsanwalt tat, was seines Amtes

ist. Er verhaftete in Wiesbaden den Geschäftsführer der „Menschheit“ wegen Landesverrats und leitete gegen Förster wie dessen Spießgesellen Mertens ein Verfahren ein. Diese beiden sitzen nämlich, wie es „unerschrockenen Führern“ sowohl ansteht, in der bombensicheren Deckung der Schweiz.

„Lügner und Lump“, so hat Strefemann, der sonst immer beherrschter Diplomat bleibt, in Genf gegen Förster dreingewettert. Dieser erklärte, er wolle ihn verklagen, unterließ es jedoch wohlweislich. Seine Anhänger freuten sich sogar dieser schmüdenden Beiworte. Sie wollen nämlich daraus ein Werkzeug feilen, das ihn rettet.

Dieselben Leute, die zuerst erklärt, die Anschuldigungen Försters seien echt, berufen sich jetzt auf Strefemann, daß sie unecht seien. Ihr mannhafter Führer, der Apostel mit dem hohen Gedankenflug der ethischen, christlichen und historischen Ideale, wie ihn die „Vox“ nennt, habe also gelogen. Wie könne man jemanden wegen Landesverrats verfolgen, wenn gar nicht wahr sei, was er sagte?

Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Levi hat der Sache damit einen Dreh gegeben, der jeder Talmudschule Ehre machte. Mit dieser Silbenstecherei bewaffnet, hält er nun große Protestversammlungen gegen die „Landesverratsfeuche“. Fort mit dem ganzen Paragraphen; es gibt keine ehrlicheren Vaterlandsfreunde als Landesverräter; keiner dient dem Reiche besser, als der es anschwärzt.

Diese Schreier sind viel zu gerissen, als daß sie die Schwäche, ja Lächerlichkeit ihres Einwandes nicht erfassen. Die Schwere des Landesverratsverbrechens liegt in der Ehrlosigkeit der Gesinnung und dem furchtbaren Schaden, der hier dem ganzen Staate zugefügt wird. Wird daher schon, wenn es sich um erweisliche Tatsachen handelt, mit Recht auf vieljähriges Zuchthaus erkannt, um wieviel unerbittlicher muß dann noch die Sühne sein bei haltloser Verdächtigung!

Soll denn das deutsche Volk sich ungestraft verleumdend lassen? Gerade die verlangen es, die da immer von Volksmajestät und Volkssouveränität in geschwollenen Phrasen reden.

Auf dem Rechte beruht der Staat. Wer es

beugt, der richtet ihn zugrunde. Die jetzige Natur unserer heutigen Staatsbesten zeigt sich darin, daß sie unablässig zu unterwählen bestrebt sind. Jeder Blick in die Presse verrät. Das gleiche Recht für alle ist immer eine Theorie, die in der Wirklichkeit erheblich eingeschränkt wird. Ihre Themis trägt kein Binde mehr vor den Augen. Sie schaut nicht den Fall an, sondern den Mann. Ist ein Parteigenosse, dann entdeckt man Geheulücken, der Parteigegner hingegen ist schon schuldig vor dem Urteilspruch.

Vor den Schranken deutscher Gerichte, durch den Eid französischer Kriminalbeamten wurde festgestellt, daß Schlageter tatsächlich von zwei Deutschen verraten worden ist. Dem deutschen Herzen stockte das Blut vor Entsetzen bei der Nachricht. So weit also kam es mit uns!

Auch die Linkspresse gibt ihrer Entrüstung Ausdruck. Allein abermals ist es keineswegs vaterländisches, sondern parteipolitisches Gefühl. Das zeigt sich immer wieder in dem häßlichen Hinweis, daß die beiden Verräter rechtsradikale Koffschleute gewesen sind. Ein Blatt aber ist so ehrlich, sich klarzumachen, daß was jene einmal an einem Deutschen verbrachten, Förster jahrein jahraus am gesamten deutschen Volk verübt. Dafür jedoch wird dieser von ihnen beglückwünscht und mit talmudischer Begriffspalterei herauszureden gesucht. Wenn die deutsche Volksmehrheit nicht noch klüger wäre als Hello von Gerlach, dann wäre Förster heute sogar Reichspräsident!

F. S.

## Deutscher Aufstieg

Der bekante Gelehrte und Politiker Prof. Dr. Martin Spahn legte auf dem deutschen nationalen Parteitage in Königsberg ein schönes Bekenntnis seines deutschen Zukunftsglaubens ab. Wir bringen einen Teil seiner Ausführungen zum Abdruck, da wir der Ansicht sind, daß sie über den Rahmen eines Parteitages hinaus bei Beachtung ernster Menschen verdienen.

„... Die Bismarcksche Reichsgründung tut uns heute an wie das Geschenk eines großen Mannes. So wenig geistigen Anteil nahm das Volk noch an den Problemen, mit denen Bismarck über der Wiederbegründung des Reiches zu ringen hatte. Der Weltkrieg

und Umsturz aber haben unser Volk auf seine eigene Verantwortung gestellt. Es beginnt sich darauf zu besinnen. Damit aber darf sich auch eine Hoffnung in uns wieder regen. Die Befreiungskriege haben wie ein Pflug die Scholle gewendet. Bismarck brachte die Saat in den Ader. Die Saat geht auf.

Die Lebensgefahr, gegen die sich unser Volk seit dem achtzehnten Jahrhundert zu behaupten hat, ist die Aufklärung. Diese Gefahr wäre in dem Augenblick schon nur halb so groß, wenn wir alle ungebrochen christlich und deutsch gesinnten Volksgenossen zu ihrer Abwehr vereinen könnten. Ich glaube die gegenwärtige Lage nicht unrichtig zu kennzeichnen, wenn ich sage, daß Katholiken und Protestanten bei uns heute tiefer noch politisch als religiös gespalten sind.

... Jetzt oder nie gilt es, was geistig zusammengehört, auch politisch untereinander zu verständigen. Es ist ja nicht der erste Versuch der Zusammenfassung. Begreiflicherweise kam der erste Versuch unmittelbar nach den Befreiungskriegen und der zweite zu Anfang der sechziger Jahre. Als der erste schon gealtert war, schrieb Joseph Görres, die stärkste geistige Persönlichkeit, die sich mit um ihn bemüht hatte, seherische Worte über die Notwendigkeit des Zusammengehens. Er beschwor die Protestanten Altpreußens, zu sehen, wie die Franzosen und Belgier trotz der Besiegung Napoleons schon wieder auf der Lauer lägen, und er wollte mit tieferem Blicke noch in die Geheimnisse der Zukunft den rheinischen Katholiken die Augen dafür öffnen, daß das Slawentum zwischen Karpathen und Ostsee erwache und das Werk der deutschen Kolonisation zu zerstören trachte. Warum verhalte diese Stimme? Durch die Zuwanderung evangelischer Beamter, Heeresangehöriger und Gewerbetreibender und durch den Gedanken an die evangelische Überlieferung des preußischen Staates hatte sich in den Rheinländern nach ihrer Angliederung an Preußen das Mißtrauen geregt, als ob es auf ihre Protestantisierung abgesehen sei. Wie zu allen Zeiten und in jedem Lager fanden sich Hezer, die das Mißtrauen schürten.

Die französische Propaganda warf sich ebenfalls darauf. Die preußische Regierung wurde ihrerseits mißtrauisch wegen der Staatstreue der rheinischen Katholiken. 1837 war der offene Kampf da. Ich spreche davon nicht nur als geschichtlicher Erinnerung. Spürten wir in den letzten Jahren nicht ein ähnliches Mißtrauen auf evangelischer Seite in den Landen östlich der Elbe, weil sich inzwischen die Richtung der wirtschaftlichen Wanderung umgekehrt hat und vielfach von West nach Ost geht, und weil sich durch Demokratie und Republik das Schwergewicht der politischen Macht in die Zentrumsparthei verlegte? Wir sind aber entschlossen, diesmal das Mißtrauen rechtzeitig zu überwinden, ehe es Gewalt über unser öffentliches Leben bekommt. Die Besitzstandsverschiebungen zwischen den beiden großen Bekenntnissen im Laufe der letzten Menschenalter sind geringfügig im Vergleich zu den Helatomben, die dem Unglauben zum Opfer fielen. Die Erkenntnis dafür wächst auch im deutschen Katholizismus. Kaplan Sonnenschein bedeutet gewiß durch seinen Einfluß insbesondere auf die Katholiken in Berlin für die links gerichteten im Zentrum einen wichtigen Rückhalt. Er hat kürzlich in seinem Sonntagsblatt mit allem Nachdruck dafür Zeugnis abgelegt, daß sich seine Arbeit nicht gegen den Protestantismus richte. Mit immer grelleren Farben, immer aufpeitschender malt er seinen Lesern Berlin als die Stadt des neuen Heidentums, in der die katholische Kirche in verzweifelter Anstrengung Missionsarbeit zu verrichten habe. Diese Abwehr des Heidentums stellt Katholiken und Protestanten vor die gleiche Aufgabe.

... Halb so groß würde die Lebensgefahr, die für uns die Aufklärung bedeutet, nur noch sein, wenn wir den politischen Zwiespalt der christlichen Bekenntnisse überwinden. Bedrohlich genug würde sie auch dann noch bleiben. Den Ausschlag gäbe erst, wenn wir das Volk in seiner Breite auf unser Ziel hin in Bewegung setzten. Die Aufklärung bringt von oben nach unten vor. Sie ergreift zunächst die Oberschicht, und sie sickert von dort aus in das Volk. Würde sie es durchbringen, dann verwandelte es sich unter ihrem Einfluß aus

Volk in Massen. . . . Aber so weit ist es heute noch nicht. Wir sind noch ein Volk. Der Sinn der ganzen deutschen Politik seit hundert Jahren bestand in dem Glauben an die Widerstandsfähigkeit unseres Volkes gegen seine Umformung in Masse. Instinkthast stieß sie immer wieder in dieser Richtung vor. Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach den Befreiungskriegen, der Entschluß Bismarcks zum allgemeinen gleichen Wahlrecht, die Ideen, die er 1879 seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik zugrunde legte — alles das müßten wir als Trivialität heute werten, wenn es nicht einem tief gegründeten und seiner selbst vollkommen sicheren Glauben entsprungen wäre, daß unser Volk von Natur konservativ denkt und fühlt, Bauern, Handwerker und Mittelstand und auch die Arbeiter. Dieser Glaube wird dadurch nicht widerlegt, daß die auf ihm beruhenden politischen Maßnahmen teils nicht sofort sich konservativ auswirken, teils einmal unter besonders widerwärtigen Umständen versagen, daß sich z. B. die allgemeine Wehrpflicht am Ende des Weltkrieges sogar gegen den Bestand des Staates selber lehnte, und daß das allgemeine gleiche Wahlrecht zunächst der Sozialdemokratie die Organisation der Arbeiterschaft im Zeichen des Klassenhasses und im Dienste der Revolution ermöglichte. Der Erfolg aller dieser Maßnahmen läßt sich nur auf lange Sicht ermesfen. Unsere Arbeiter waren dem uns überfremden Wirtschaftsgeiste des Westens, dieser Vorflut der Aufklärung, besonders stark ausgesetzt. Sie entwurzelte sie. Sie riß sie aus dem Ganzen des Volkes heraus und ließ sie vor allem den Unterschied ihrer Lage von der der Besitzenden empfinden. Das Klassengefühl mußte in ihnen erwachen. Die soziale Fürsorge, so wie sie vom Staat betrieben wurde, nachdem Bismarck das Steuer des Reichsschiffes hatte loslassen müssen, stellte nicht nur kein Gegenmittel dagegen dar, sondern förderte die Entwicklung unserer Arbeiterschaft zur Klasse. Sie wurde den Absichten des großen Kanzlers ganz entgegen aus dem Zusammenhange der Gesamtpolitik gelöst und für sich weiter ausgebaut. Als wenn das soziale Übel ein rein örtliches Übel wäre, nicht

mit der gesundheitlichen Verfassung des ganzen Volkes zusammenhänge, wurde es gleichsam der Behandlung von Spezialisten überlassen, wo der Hausarzt ganz unentbehrlich war. So konnte die Sozialdemokratie dem Staat den Vorsprung abgewinnen, zumal sie dem Arbeiter im marxistischen System zwar keine Weltanschauung, aber doch eine Ideologie gab und ihm damit auch eine Befriedigung seines Bedürfnisses nach einem Eingreifen der Welt als Ganzes vorkaufte. Diese Täuschung hat bis zur Revolution vorgehalten. Sie hält heute nicht mehr vor. . . . Die Lebendigkeit des Volkstumsempfindens im Arbeiter läßt mich glauben, daß auch das Christentum in ihm nicht erstorben, sondern höchstens verschüttet ist; denn das Volkhafte und das Christliche lebt und stirbt in uns miteinander. Gewiß haben uns die letzten Jahre Enttäuschungen gebracht, wir haben das Ziel nicht erreicht, das wir uns als äußerstes setzten. Aber das ist doch erreicht worden, daß der Schlamm nicht ganz über unser Volk hinwegging und es erstickte. Der Schlamm weicht zurück, der Volksboden wird wieder sichtbar, neue Möglichkeiten für unser Ringen öffnen sich. Die Hoffnung darf wieder erwachen.“

## Nachhall von Lausanne

Die Weltkonferenz von Lausanne, die jüngst stattgefunden hat, läßt nachdenkliche Christen aufmerken. Ist in Glaube und Verfassung ein gemeinsames Denken auf der ganzen Welt unter allen Völkern und Kirchen möglich? Daß gerade das nationale Erwachen der Völker auf den Missionsfeldern hin und her die Spaltung unter den Christen so stark zum Bewußtsein bringt, ist hoch beachtenswert. Ist das nicht von der Mission her ein Ruf Gottes an die Kirchen der Reformation? An alles Kirchtum, das den Anspruch erhebt, ein christliches zu sein? Die letzten und tiefsten Gründe unseres christlichen Glaubens gilt es neu ergründen und begründen und in edler Großzügigkeit und schlichter Einfachheit zum Ausdruck bringen, was für wahres Christentum Glauben bedeutet.

Die Kirche der Reformation zumal hat hier

ihre weltgeschichtliche Aufgabe. Der Entscheidungskampf zwischen katholisch und evangelisch, d. h. das geistige Ringen um den neuzeitlichen Ausdruck des christlichen Gott-erlebens kann nur in Geist und Wahrheit ausgefochten werden. Und die Wahrheit kann nur eine sein. Erkennen wir, daß Luther und die Reformation ein historischer Fortschritt im gesamten deutschen Geistesleben bedeutet, so ist die Gegenreformation in der Hauptsache nur als Reaktion zu betrachten, die im Dreißigjährigen Krieg ihren Höhepunkt erreicht. Die ganze katholische Kirche ist in der geistigen Ausdrucksgestaltung der neuen Zeit nicht mitgegangen. Sie ist in der Hauptsache eine politische Weltmacht und keine Kirche. Und doch ist es außer Zweifel, daß das neue religiöse Leben der Reformation auf die katholische Frömmigkeit fördernd gewirkt und dadurch die gesamte deutsche Innerlichkeit durch Luther einen gewaltigen Anstoß bekommen hat.

Um den christlich-religiösen Ausdruck unserer Zeitenwende heute recht zu schauen, ist es wertvoll, den dogmatischen Gehalt der Reformation auf einen kurzen Ausdruck zu bringen. Kann man eigentlich überhaupt von einem dogmatischen Gehalt der Lutherzeit sprechen? Zunächst steht es doch einmal fest, daß Luther kein Dogmatiker und in seiner großen Gemütskraft umfassend reine Wesenskräfte entfaltet hat als schöpferisch-organische Lebensmitte des ganzen Volkes. Um dogmatische Erkenntnisse, d. h. also um eine geistige Ordnung des großen Ereignisses Luther, geht es erst seinen Epigonen in der Zeit der Orthodorie.

Wie ein deutsches Wiesental dünkt mir die Reformation als Geisteserscheinung. Ein strömender Quell ist mitten inne das Lutherherz in schöner reiner Menschlichkeit. Trotzige Selbstgewißheit des Quelles Einfassung. Die lebendige Kraft schöpferischen Glaubens ist sein sprudelnder Gehalt. Hohefragende Berge umgrenzen das Wiesental. Einmal die Bergespitzen der katholischen Dogmatik von den ersten Bekenntnissen der Christen her bis zur Dogmatifizierung alles kirchlichen deutschen Lebens in Thomas von Aquin. Ein trotziger Alpenblock aber hat sich in den reformatorischen Bekenntnischriften abgelagert, wie

sie auch die Präambel der neuen evangelischen Kirchenverfassung festgehalten. Tragen die Formationen der erstgenannten Berglandschaft ihre besonderen Linien und Formen von der Auseinandersetzung mit der griechischen und römischen Kulturwelt her, so ist der orthodoxe Niederschlag der evangelischen Bekenntnisse von der Konfession bestimmt: eine wohl Achtung gebietende Geistesarbeit, doch unserer neuen Zeit kaum noch verständlich.

Mit Sehnsucht schweift unser Blick über die Landschaft des deutschen Geisteslebens und haftet immer wieder an dem lieblichen Quell im Wiesental. Das gewaltig Drückende der dogmatischen Ausdrucksgestaltung bedrängt unser neues Lebensgefühl. Uns dünkt, daß deutsches Wesen gar nicht dogmatisch ist. Sollte in dem Ruf nach einem dogmenfreien Christentum sich nicht gerade deutsche Art ausprägen? Zum mindesten hat die Wahrhaftigkeit, mit der wir heutzutage in seinem Gemert an alle alten kirchlichen Ausdrucksformen herangehen, dem deutschen Denken gezeigt, daß die Ausdrucksgestaltung des Neuen Testaments von Juden und Griechen und Römern, also von uns fremden nationalgeartetem Denken bestimmt ist. Wir glauben deshalb, daß der dogmatische Gehalt der Reformation erst in unserer Zeit seinen wahrhaft deutschen Ausdruck finden kann. Die innere Größe Luthers, seine herrliche Innerlichkeit ist zunächst einmal ins Volksganze eingeströmt und hat als lebendige Geisteskraft den Körper des deutschen Volkslebens, den verschiedensten Zeitströmungen entsprechend, durchblutet.

Diese lebendige Einwirkung der christlichen Frömmigkeit in deutscher Eigenart will heute das gesamte deutsche Geistesleben durchdringen und drängt zu deutschgeartetem Ausdruck. Um eine neue geistige Grundlegung über dem Bibelbuch geht es. Die religiöse deutsche Innerlichkeit bleibt dieselbe wie im Lutherherzen. Sie war schon in Meister Eckehard lebendig, der als erster deutsch dachte und deutsch schrieb. Der geistige Gehalt der Reformation wird darum im einfachen urchristlichen Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Herrn, am schlichtesten umschrieben.

Karl Partsch

## Eine bedauerliche Entgleisung

leistet sich der „Edart“. Man schreibt uns dazu folgendes:

„Soeben schickt mir mein Bruder (Pastor in B.) voller Empörung die Novembernummer vom „Edart“ (Berlin SW 11, Dossauerstr. 37) mit dem unglaublich dreissen Angriff eines Friso Melzer wider den „Türmer“, gegen Lienharbs, Eberh. Königs, Steinmüllers und Brausewitters Werte und Wirken zu. („Die Volkshaft des Türmers.“)

Hier wird der Idealismus der Weimarer Großen als den Wahrheiten der Reformation und der Bibel fremd abgetan. Seine Nachfolger (? Seine Gegenströmung! L.) hätten in Materialismus und Diesseitsvergötterung gedeutet. Zwar ließen die Neuidealisten, um den Türmer und Lienhard gespart, das Christentum gelten, ja nähmen es als wertvollen Bestandteil in ihr weltumfassendes Geistesreich auf, aber auch sie seien nicht zum Wesen der Heilandsgestalt vorgebrungen! „Uns hilft es nichts, wenn Christus als höchster aller Helden, als der Meister der Menschheit dargestellt wird. Er muß mehr sein. Ja, er muß ganz anders sein.“ (!) ... „Wohl kennen jene etwas vom Gott des ersten Artikels. Wo aber bleibt die volle Erkenntnis, wo der zweite und dritte Artikel, um es einmal knapp zu sagen?“ Daneben erlaubt sich Friso Melzer auch literaturgeschichtliche Urteile von größter Schärfe und Anmaßung. Von der genannten Dichter Werken läßt er nur ganz wenig gelten.

Wer ist nun dieser Friso Melzer, den hier der „Edart“ vorschickt? Vor einem Jahre war der mir völlig unbekanntes Jüngling mein Gast auf fünf Tage; ich hatte ihm auf Bitten einiger Schüler Bleibe gewährt, da er an einer hiesigen B.-R.-Tagung (Bibel-Kränzchen) teilnehmen wollte. Friso Melzer ist, soviel ich weiß, Leiter des B.-R. in Schlesien, er wird 21, höchstens 22 Jahre alt sein und studiert Philologie, er steht wohl im 4. Semester! Das sagt genug, spricht Bände für das selbstbewußte, aufgeblasene Auftreten dieser neudeutschen Jugend (deren es glücklicherweise auch noch andere Vertreter gibt, L.). Ein solch grüner Mensch wagt es, höchver-

diente Männer, deren große Bedeutung für die geistige Entwicklung unseres Volkes, deren praktisches Christentum außer Frage steht, wie ein Regerrichter abzutun, erlaubt sich über ihre Weltanschauung und literarische Bedeutung Urteile, die an Oberflächlichkeit nicht zu überbieten sind. Dafür nur zwei Beispiele: „Es ist bezeichnet,“ schreibt er von Lienharbs Stellung zu den beiden Konfessionen, „daß er in seinen zahlreichen Werken nichts gesagt hat, was Luther innerlich gerecht geworden wäre!“ Eb. Königs „Thedel von Wallmoden“, der gegen frühere Werke abfällt (!), hat er überhaupt nicht begriffen, sonst könnte er nicht so albern fragen: „Wie die Kraft zur Überwindung von unserer Angst, Furcht und Schwäche zu finden ist, wird allerdings nicht gesagt“ ... Dabei ist der ganze „Thedel“ nichts als ein hohes Lied felsenfesten, alles überwindenden Gottvertrauens, einer Gottverbundenheit, wie sie der Dichter in allen schweren Lebenslagen selbst erlebt und bewährt hat. Dasselbe gilt von Lienhard, der aus evangelisch-lutherischen Kreisen kommt und seine stille und feste (nicht „weiche“) Weltauffassung im Leben kräftig bewährt hat. Die literarischen Urteile des Herrn Melzer sind kindisch und der gegnerischen Presse nachgeschwaht.

Am bemerkenswertesten an dem ganzen Angriff ist etwas anderes: Daß der „Edart“, hinter dem der Evangelische Presseverband steht, es wagt, die wenigen wirklich christlichen Dichter in solcher Weise von einem englirnigen, aufgeblasenen Jüngling anpöbeln zu lassen; das ist geradezu ein öffentlicher Anflug. Daß der Evangelische Presseverband dahintersteht, zeigt seine Selbstanzeige des eigenen Novemberheftes, auf dessen letzter Seite (S. 468) Herr Braun selber sagt, daß jenes Jünglings Angriff „zunächst Bestürzung hervorrufen“ werde. Dort fügt er noch ein häßliches Wort des Jesuitenpaters Mudermann über Lienharbs „Rosenkertum“ gegenüber Berlins Hinterhöfen an. (Als ob man in Berlins Hinterhöfen überhaupt Literatur triebe!) Man sieht, der Zweck heiligt auch mal beim protestantischen Blatte das Mittel: in diesem Fall zitiert man auch

mal einen sonst so unbeliebten Jesuiten! — Aber so ist's recht, meine Herren! Das ist das wahre Christentum: man spricht dem Nebenmenschen das Christentum ab. Prof. D. Hinderer ist Herausgeber des „Edart“ und Leiter des Evangelischen Presseverbandes — und läßt Prof. Lienhard, den Vorsitzenden des Evangelischen Presseverbandes in Thüringen, in so wenig nachbarlicher Weise verdächtigen! Wenn man das Christentum vollends herunterwirtschaften will, braucht man allerdings nur solche unreifen Burschen gegen christlich gesinnte Idealisten vorzuschieben.“

Nachwort des Türmers. Herr Pfarrer Prof. D. Hinderer ist, wie ich selber, Ehren doktor der Theologie; es ist dies immerhin eine nicht alltägliche akademische Ehrung, die bei dem Geehrten eine gewisse Reife der religiösen Lebenserfahrung voraussetzt. Was würde er dazu sagen, wenn ein unreifer Jüngling mit herausgerissenen Behauptungen ihm öffentlich das rechte Christentum abspäche? — Es gibt Heiligtümer des Herzens, die mancher mit dem Schleier dichterischer Symbole zu umhüllen pflegt. Für den Wissenden ist diese Geheimsprache lesbar. Das Christentum steckt voller Symbole. Worte wie Lamm Gottes, Taube des Heiligen Geistes (Gnade von oben), Kreuz des Golgatha, Krippe von Bethlehem, Wasser des Lebens, Brot des Lebens usw. sind eben solche Sinnbilder geworden wie später die aus dem Christentum hervorgegangenen Symbole Eral und Rosenkreuz. Letzteres ist schon von Luther her („Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht“) oder durch Goethe („Geheimnisse“) in den künstlerischen Sprachschatz der geistigen Menschheit übergegangen. Es gibt nun Mächterlinge, die diese Sprache der Symbolik nicht verstehen, sondern ihrem Mitmenschen, der solche Sprache benutzt, das Christentum absprechen. Das hat in der Zeitschrift „Edart“, deren Artikel als Ganzes wie eine Verleumdung wirkt, jener junge Mensch getan. Man sollte ihm kurz und herb zurufen: „Hände weg vom Heiligtum deines Nächsten!“ Denn er greift mit plumper Hand in Gebilde hinein, mit denen

man aus einer Art von seelischer Schamhaftigkeit das Innerste zu umschleiern pflegt. Es paßt dies zu der Seuche, die jetzt hurch das Christentum geht: den Idealismus herunterzureißen zugunsten eines dogmatisch und kirchlich geprägten Christentums. Wir haben diesen Mangel an Liebe und Weitblick an anderer Stelle dieses Heftes als geistlichen Hochmut gebrandmarkt. Und wir bebauern tief, daß Herr Prof. D. Hinderer, als Herausgeber des „Edart“, und besonders Herr Dr. Harald Braun, als verantwortlicher Schriftleiter, ihre Namen und ihr Blatt zu solcher Verunglimpfung hergeben, statt im Hinblick auf die gemeinsame Front gegen den Materialismus gute Nachbarschaft zu halten.  
Prof. D. Dr. Lienhard

## Studentische Schulungswoche

Die Weimarer staatspolitische Schulungs- tagung der deutschen Studentenschaft legte ein wunderbares Zeugnis ab von dem frischen und gesunden Geist, der unsere gegenwärtige Studentenschaft durchweht. Die erschütternden Erlebnisse des Krieges und der Revolution hatte die studentische Jugend, die in den Semestern nach 1918 an den Universitäten weilte, unverhältnismäßig gereift und zu abgeschlossenen Menschen gemacht, deren Arbeit der schnellen Vorbereitung für das praktische Leben galt. Diese Kriegsteilnehmer, die aus dem Schützengraben unmittelbar in die Studierstube zurückkehrten, haben den kommenden Studentengenerationen ein kostbares Erbe hinterlassen durch die Schaffung der „Deutschen Studentenschaft“, die vollendete Selbstverwaltungsorganisation der studierenden Jugend, die durch das Vorgehen des preußischen Kultusministers Becker jüngst zer schlagen wurde. Wenn die studentischen Tagungen in den letzten Jahren durch ernste Sachlichkeit und nüchterne Erkenntnis unseres politischen Niedergangs gekennzeichnet waren, so verzeichnen wir jetzt die bemerkenswerte Tatsache, daß unsere akademische Jugend einen dicken Strich unter die Schatten der Vergangenheit gesetzt hat und sich mit dem Vortrecht des jugendlichen Optimismus und mit



dem vollen Uberschwang ihrer Begeisterungsfähigkeit dem großen Aufbauwerke zuwendet. Dabei klingt jener Wunsch aller echten Jugend klar und vernehmlich an unser Ohr: „Gebt uns Ideale!“

Im Mittelpunkt der Weimarer Oktobertagung stand das Gesamtthema „Der Staat“. Reichsminister Dr. von Reudell und Staatsminister Dr. h. c. Leutheuser hielten die Eröffnungsansprachen. Es folgten dann Vorträge von den Professoren Eduard Spranger, Martin Spahn, Paul Althaus, Joseph Löhr und Max Wundt. Hans Heesch, der Vorsitzende der Studentenschaft, leitete mit großem Geschick diese erhabende Tagung, die im Bekenntnis zum großdeutschen Gedanken, zu vaterländischer Gefinnung und christlicher Welt- und Lebensanschauung gipfelte.

Karl August Walthert

## Richard Wagner, Bayreuth und die Politik

Robert Böhmer handelt in einem tief-schürfenden Aufsatz, der in den „Bayreuther Blättern“ erschienen ist und den er „Bayreuth — ein Ausblick“ nennt, auch von der Verbindung Bayreuths mit der Politik. „Und mag für den Augenblick eine bestimmte politische Richtung Bayreuth eine Stütze bieten, die Stunde kommt, wo alle politischen Richtungen sich selbst aufgeben und damit auch Bayreuth fahren lassen.“ Wenn wir auch, vielleicht im Gegensatz zu dem Verfasser des Bayreuth-Aufsatzes, politisches Leben und Wirken im Rahmen des Staates und der Nation für unbedingt notwendig erachten, so stimmen wir mit ihm doch darin überein, daß es im deutschen Leben Sammelpunkte geben muß, wo die Tagespolitik mit den an ihr haftenden Irrtümern schweigt. Das sind Mittelpunkte des Geistes und der seelischen Vertiefung. Ein solcher Gipfelpunkt muß für die Deutschen im Sinne des Meisters und Schöpfers Richard Wagner Bayreuth sein und bleiben. Wenn man aber von der Warte einer Partei aus — der im übrigen nationale Gefinnung nicht abgesprochen werden soll — deutsche Kulturwerte pflegen und

fördern zu können glaubt, so beweist dieses leider, daß man eben doch nur einen Teil, und zwar den an der Oberfläche liegenden Teil deutschen Wesens zu durchdringen imstande ist. Richard Wagner faßte deutsches Wesen ungleich tiefer. Sein Deutschtum wurzelt tief im Christentum, erhielt durch diese Weihe und Zusammenhang mit dem Sittlichen. Und diese höhere Sphäre ist, wir müssen es unumwunden eingestehen und Böhmer beipflichten, in höchster Gefahr: „Entweder wird Bayreuth vom Geist aus gehalten; dann steht es fest mit allen, die im Glauben an den Geist ausharren; oder es paktiert mit einer Zeitströmung, dann wird es mit dieser vom Geiste aufgegeben.“

Zusammenschluß aller der Kreise also, die Richard Wagners Geist, sein hohes Wollen in ganzer Tiefe verstanden haben, ist bitter not. Wir zweifeln nicht daran, daß es noch viele deutsche Menschen gibt, die in der Mitte dieses vertieften Deutschtums ihre eigentliche Lebensaufgabe sehen. Auf ihnen und in ihnen liegt auch die Verantwortung für die Zukunft Bayreuths.

Dr. G. E.

## Schillerpreis

Diese parteipolitisch vergiftete Zeit ist nicht mehr fähig, sachlich einen Preis zu erteilen. So wenig wie sie eine Akademie nach großgeistigen Gesichtspunkten gründen kann. Man sollte sich achselzuckend von diesen Vorbereitungen abwenden.

Es sind drei Schriftsteller der Gegenwart mit dem Schillerpreis — soll man sagen: geziert oder beleidigt worden? Nämlich: Hermann Burte, Fritz von Unruh und Franz Werfel. Dazu schreibt der — linksstehende — „Berliner Börsentourier“:

„Solange Alfred Döblin, Else Lasker-Schüler, Oscar Maria Graf und Leonard Frank noch nicht den Schillerpreis erhalten haben, bleibt die Wahl: Burte, Unruh, Werfel, die immer anfechtbar ist, undiskutabel. Man komme nicht mit der Phrase: „es gibt niemanden“. Es gibt Preiswürdige. Aber was es nicht geben darf, ist: dieses Preisgericht... Heinrich Liliensfeld, ein reaktionärer Pro-

matiker, Julius Peterfen, ein Erich-Schmidt-Epigone, Ludwig Fulda, ein lebendes Sinngedicht, Walter von Molo, ein gutmeinender Poet, Wilhelm von Scholz, Präsident der Dichterakademie, Friedrich Kayfeler, als Vertreter des „geistigen“ Theaters. Wie soll aus diesem Kollegium Verständnis für Gegenwart und Dichtung kommen? Gewiß, Gerhart Hauptmann gehört mit zu den Preisrichtern — aber man weiß, wie das zustande kommt. Ein berühmter Name muß die Weihe geben. An der Entscheidung wirkt er kaum mit.“

Das ist also nun das Neueste: man macht die Preisrichter schlecht! Herr Landau ist unseres Wissens Chefredakteur des „Börscouriers“ (Landau ist nicht mehr Chefredakteur. D. E.); er ist außerdem im Verwaltungsrat der deutschen Schillerstiftung; als solcher sollte er den Generalsekretär Dr. Lillienfein persönlich kennen und genau wissen, wie objektiv und sachlich Heinrich Lillienfein auch im Verteilen seiner Spenden und der damit verbundenen literarischen Meinungen zu urteilen pflegt. Wir bedauern daher die unfreundliche Wendung „ein reaktionärer Dramatiker“. So ist es auch mit den übrigen Gehässigkeiten. Gerhart Hauptmann wird gleichfalls beleidigt. Oder ist es keine Beleidigung, wenn man von ihm sagt, er sitze nur als eine Art Trottel dabei?!

Wenn die „Voss. Ztg.“ meint, daß man künftig die — Dichterakademie mit der Preisverteilung beauftragen solle, so wird diese Inzucht, die nur Gefinnungsgenossen trönen wird, nichts bessern. Oder hält irgendein Unbefangener in Deutschland diesen Bederschen Club für wirklich überparteiisch?

Genug damit! Deutschland ist auf geistigem und künstlerischem Gebiet genau so zerrissen wie in der Politik.

## Unterm Sonnenstrahl der Kultur

Unsere Linker eifern gegen die Todesstrafe; kein lärmvoll Fechten hat angehoben in Wort und Bild. Sie möchten sie aus dem neuen Strafgesetzbuch ganz und gar hinausstimmen. Bisher ohne Erfolg. Aber man gibt

die letzte Hoffnung noch nicht auf. Der Abgeordnete Rosenfeld behauptete, man kämpfte dabei „unterm Sonnenstrahl der Kultur“.

Die Pariser Geschworenen haben den Schölem Schwarzbart freigesprochen, den Mörder Petljuras, des verwichenen Diktators der Ukraine. Denn er berief sich darauf, er habe sich nur rächen wollen für die Judenpogrome, die der General angezettelt. Er konnte jedoch keineswegs beweisen, daß Petljura damit überhaupt in Verbindung stand. Vielmehr erhob sich ein schwerer Verdacht, daß Schwarzbart gar nicht als Bluträcker, sondern als bolschewistischer Mordsendling gehandelt.

Wie kommt auch der arme Uhrmacher zu dem teuersten Verteidiger von Paris? Dieser hat überdies weder Kosten noch Mühe gescheut und mit echt französischer Advokatenmache den Freispruch herausgeholt. Er sprach auf die Geschworenen ein, daß diese erschütterter dasaßen und der Zuschauertraum in Tränen schwamm. Diesen geschickten Mann wird sich Paul Boncour nicht entgehen lassen, wenn es in Genf gilt, das friedfertige Frankreich zu verteidigen gegen das Ansinnen der Abrüstung.

Tatsache bleibt, daß Schwarzbart auf schwachen Anhalt hin privatim ein Todesurteil gefällt und privatim vollstreckt hat. Der Sonnenstrahl der Kultur liegt also nicht auf ihm.

Gleichwohl überflehmt unsre Linkspresse ihn und seine Tat mit jener weichen Empfindsamkeit, die sie für Leute ihrer Blutgruppe stets auf Lager hat. Der seelische Hintergrund wird breit aufgemacht. Riesengroß hinter der Schuld des Mörders stehe, so lesen wir, die Schuld des Zeitalters. Bei den Fehmprozessen hat diese Erkenntnis leider gefehlt. Das waren eben Leute von der jenseitigen Blutgruppe.

Der Mörder verschwand gleich nach seinem Freispruch. Er soll gefürchtet haben, daß die Verwandten Petljuras das Recht, das ihnen das französische Gericht verweigerte, sich selber holten. Da haben wir's also! Wenn die gehörige Sühne ausbleibt, dann kommt die Blutrache wieder auf. Alles unter dem wärmenden Sonnenstrahl demokratischer Kultur.

Die Rosenfelder, Levi und Genossen mögen das Feuerigste sagen zur Abschaffung der Todes-

strafe, sie kommen nie über das schlagfertige Wort jenes Franzosen hinaus: „Sagt doch den Herren Mördern, sie möchten den Anfang machen.“  
F. S.

## Grabsteine in Tirol

Unter dieser Überschrift schreibt die führende liberale Zeitung Englands („Manchester Guardian“):

„In Südtirol haben die italienischen Behörden nach einem Bericht aus Innsbruck entschieden, daß die Grabsteine dort nicht mit Inschriften in deutscher Sprache versehen werden dürfen. Diese seltsame Bestimmung soll, wie man hört, der neueste Schritt in der ‚Italienisation‘ Tirols sein, obgleich es hier nach fast erscheint, als solle der Versuch gemacht werden, auch den Himmel als italienisches Protektorat anzusehen. Es ist ein hartes Gesetz, das verbieten will, daß die Erinnerung an eines Menschen Dasein in der Sprache abgefaßt wird, die er Zeit seines Lebens sprach; es ist eine Form von perversem Patriotismus, welcher seine Opfer bis ans Grab und über das Grab hinaus verfolgt und womöglich noch die Sprache bestimmt, die in den Elysäischen Feldern gesprochen werden soll. Vielleicht ist es gar nicht wahr (die Meldung ist inzwischen bestätigt worden), aber in diesem Fall haben sich die extremen Faschisten nur selbst zu danken für eine Geschichte, die ein wenig ehrenvolles Licht auf ihre bekannten Ideale und Methoden wirft. Sie haben ihre ‚Dragonaden‘ so oft und streng ausgeführt, daß man es nicht für ausgeschlossen hält, wenn sie vor dem Friedhof nicht haltmachen. Ausgeschlossen ist es nicht, aber unziemlich und lächerlich. So un-

ziemlich und lächerlich ist es, daß die Lage — falls sie den Tatsachen entspricht — sich auf die Dauer nicht halten läßt. Ein Angriff auf Grabsteine stellt eine Extravaganz dar, welche selbst die Faschisten angesichts der öffentlichen Meinung nicht anerkennen könnten.“  
L. M. E.

## „Wer hat dich zu der Tat verleitet?“

Drei junge Kommunisten haben sich nach der Revolutionsfeier am 9. November erschossen. Aber das „Warum“ zerbricht man sich in kommunistischen Kreisen nicht den Kopf. Müßige Frage: jenen Selbstmördern ging eben der Fortschritt der Weltrevolution nicht schnell genug! Die Antwort ist bezeichnend und beweist die unerbliche Dürre und Hohlheit, ja den völligen Bankrott kommunistischen Denkens. Die drei unglücklichen jungen Menschen, die, innerlicher und tiefer als alle Schreier und Führer der Partei, im Kommunismus eine Welt- und Lebensanschauung suchten, einen inneren Halt, auf den sie sich stützen konnten, sind ein tragisches Opfer jener hohlen Schwämer, jener törichtigen Partisanen geworden, denen allerdings in ihrer menschlichen Dürftigkeit Kommunismus und Weltrevolution als Ausdruck innerer Gesinnung genügen. Jener Auffrei der unglücklichen Mutter am offenen Grabe des einen der jugendlichen Selbstmörder: „Wer hat dich zu der Tat verleitet?“ ist eine furchtbare Anklage gegen alle Mitgeschulbigen an der Schreckensstat. Am Kommunismus und Materialismus sind jene Unglücklichen zugrunde gegangen. Die eisige Kälte und Abstraktheit einer Parteidoktrin, die über Leichen geht, ist kein Lebenselement der Jugend.

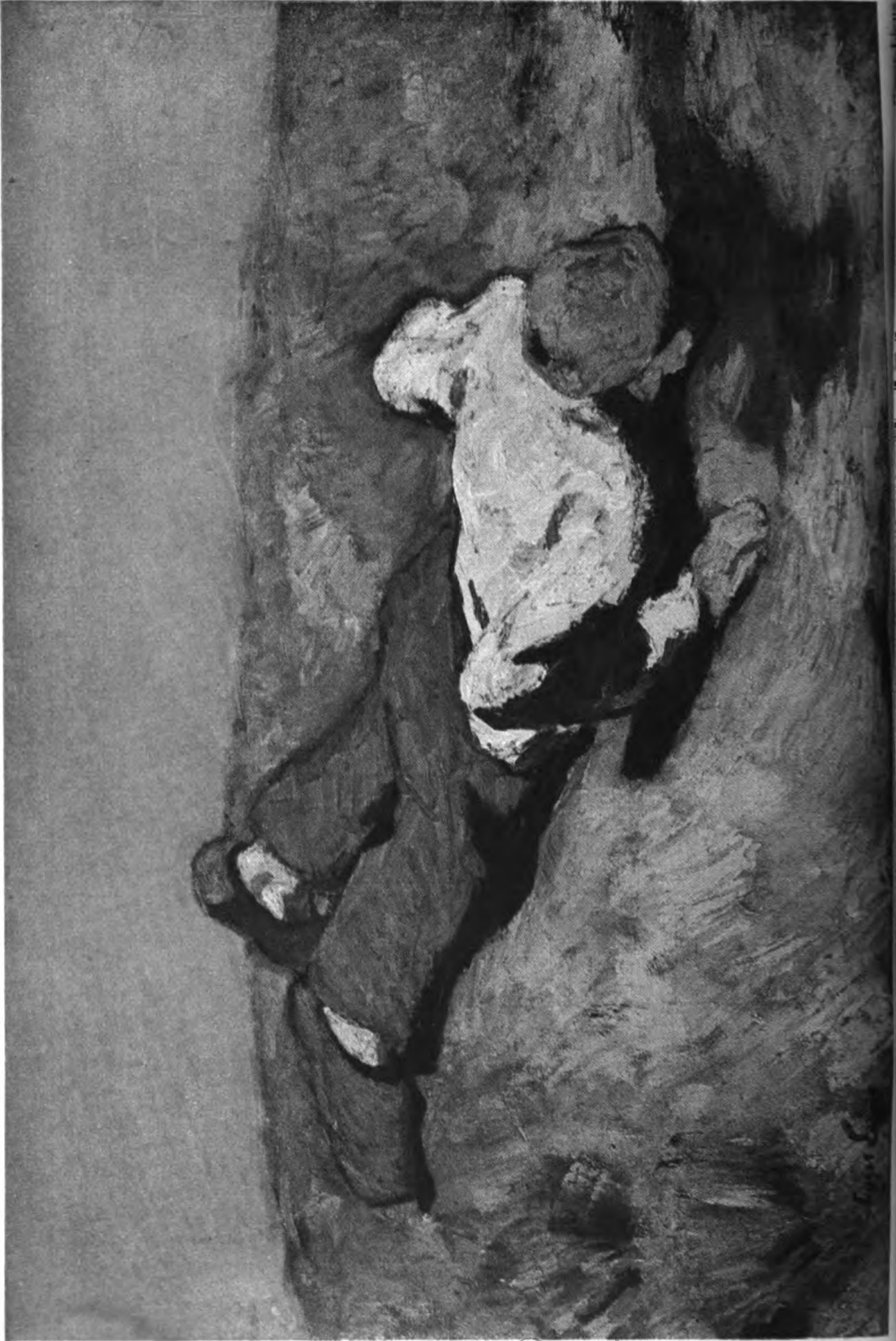
Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard

Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Wallat. Einserungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen An die Schriftleitung des Fürners, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten.

Für unverlangte Einserungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart





# Der Türmer



Monatschrift für Gemüt und Geist

WENN MAN SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard  
Gründer: Deannot Emil Freiherr von Grotthus

30. Jahrg.

Februar 1928

Heft 5

Die Zukunft aber kommt; durch uns  
kommt sie, aus uns kommt sie, und  
sie tut dies, weil sie in dem Weltenplan  
Gottes vorgesehen ist. Unser Genie ist  
die Geduld und die Kraft zu leben.

Paul de Lagarde

# Der Zukunftsdeutsche

Von Curt Høgel

In der Generation der Deutschen, die als junge Männer den Krieg mit Bewußtsein erlebt haben, wächst heute ein Geschlecht zur Mannesreife heran, das bewußt an der Herausgestaltung eines Zukunftsdeutschen arbeitet. Dieser Deutsche führt über die Romantik einerseits und den Materialismus andererseits hinaus und hinaus. Die Romantik der Wandervogel- und Jugendbewegung war wohl notwendig als Voraussetzung, ebenso wie das Erlebnis des krassen schauerlichen Erwerbstampfes der Inflationsjahre. Ernst Bacmeister spricht einmal von dem „erprobten Menschen“ der Großstadt — hier handelt es sich um eine Erprobtheit in noch weiterem Sinne. Sie geht einerseits zurück auf die „Erbmasse“, die Schicksal ist. Aber es kommt jene Erprobtheit des Geistes und des Herzens hinzu, die bei schärfster Kritik sich in einer Schule der Verantwortung erzogen hat.

Dieser klassische deutsche Mensch, der Typus der höchsten Verheißung, lebt unter uns, er wächst, er wirkt; und vor seiner Wirkung gibt es kein Ausweichen. Freilich ist das Leben der modernen Völker noch geteilt unter eine dumpfe und instinktlose Masse und kleine gewissenlose Wirtschaftsgruppen, die diese Masse ausbeuten. Aber Paul Ernst sagt in einem Aufsatz: „Proletarisierung“ zu Recht, daß dies ein unhaltbarer Zustand sei. Es müsse ein Neues kommen, um die abendländische Menschheit wieder zu rechtfertigen. Er sagte: Proletariat ist Gefinnung — es gilt also diese Gefinnung zu überwinden in einem neuen Typus Mensch.

Das Bild, das wir von dem klassischen männlichen, zur Herrschaft berufenen Menschen, dem Typus der höchsten Verheißung, dem kommenden deutschen Menschen geben wollen, soll gleichsam ein Mosaikwerk sein; und all die Steine, die sich in ihm zur schimmernden Gestalt fügen, sind aus vielen Landschaften des Geistes hergerollt: der Fluß der Zeiten schwemmte sie uns zu. Aus mancherlei Erde ist der neue Mensch gebildet, aus vielerlei Säften zusammengelassen, und sein Geist ist der reiche Erbe und der fortzeugende Ahne zugleich. |

Der Ton, der vorherrscht unter der bunten Farbigkeit, ist zwiefach schimmernd: dunkel scheint er, blauschwarz, trostig, wie Stahl, vielfach in der Flamme gehärtet. Doch bei längerem Zusehen gewahrt das Auge einen milden, warmen Glanz darunter, wie ein gütiger Goldschimmer, wie jenes Goldbleuchten im tiefen, ernststen Blau nordischer Augen.

Fest steht er auf der Erde, der Mensch der höchsten Verheißung, ein freier Sohn der Mutter der Götter und Menschen, die er liebt, die ihn heiligt und die er in allen seinen Regungen wieder heiligt; der er den Samen seiner erhabenen Schöpfung verdankt und die er mit der Erde seiner geistgewaltigen Gebilde beschenkt.

Er verachtet weder den Reichtum dieser Welt, noch genießt er ihn müde und verantwortungslos. Er hält es mit den ältesten Indern, bei denen nur der Kraftvolle, Mächtige und auf der Höhe des Glücks Stehende sich in anspruchsvollen Formen dem Ewigen nähern durfte, und nur der bestand vor dem Angesichte der Götter, der dieser äußeren Fülle eine innere entgegensehen konnte: „Ein jeder soll nur seiner Art ent-

sprechend Opfer tun.“ Er blickt nicht von der Fülle der Erde weg, nur in sein Inneres versenkt: Er lebt mit seiner Urmutter Erde, gewiegt von ihrem ruhigen Atem.

Uralt-arische Weisheit aber redet ihm vom Rhythmus des Tuns und Lassens also:

„Wer in der Tätigkeit die Ruhe sieht  
Und in der Ruhe sieht die Tätigkeit,  
Der ist der Weise.“

Die Zucht der Einsamkeit schätzt unser klassischer Mensch nicht gering ein; hierin ist Montaigne sein Lehrer: „Solange ihr euch nicht selbst dahin gebracht habt, daß ihr es nicht mehr wagt, ohne Zeugen zu straucheln, und bis ihr Ehrfurcht und Scheu vor euch selbst habt, solange könnt ihr so gut in der Einsamkeit unnütze Dinge tun wie in voller Gesellschaft ...“

Er ist eingedenk, daß es kein Erwerben gibt in den letzten und höchsten Dingen, die bis in die nächsten und geringsten im Menschenleben ausstrahlen. Er spürt, daß Wesen alles ist, Wissen ohne Wesen aber wenig oder nichts, daß man etwas sein muß, um etwas zu wollen, und daß der Wille der Unberufenen und Unbegnadeten Lärm macht, aber kein Werk schafft.

Er lebt in der Keuschheit der Seele — sie macht für ihn das Wesen des Sittlichen aus: der Mensch erfüllt es, wie Marc Aurel sagt — „dem Weinstock gleich, der seine Trauben trägt und nichts weiter will“.

Die dem reifen Menschen aber unumgängliche Bewußtheit seiner natürlichen Sittlichkeit verführt ihn nicht zur Fälschung und Verdünnung der Gefühle, wie den Schwächling, der den Selbstanblick nicht ertragen kann, sondern sie macht ihn hart und klingend wie Stahl: er kehrt nach jeder Wallung in seine schlanke kühle Gradheit zurück. Das heißt nicht, daß er den Drang eines höheren Wollens und dem Sturm einer schöpferischen Stunde, unfähig sich selbst zu wandeln, in starrem Eigensinn sein Innerstes verschloße. Nein, — nur warnt ihn ein feiner Schauer, bei allzu häufiger Wallung die Keuschheit seiner Seele zu verletzen.

Ehrlich werden! — Das ist ihm nicht mehr eine Marterschraube, der Seele aufgesetzt, um ihr irgendein Nein abzupressen. Ihm genügt, was Nietzsche — der Ehrlichsten einer — einmal in einer seiner glücklichsten Stunden sich genügen ließ: ... „ein Goethescher Blick voll Liebe und gutem Willen als Resultat“.

Aus der erschütternden Stellung des Einsamen von Sils-Maria, des wandelnden Romantikers zwischen Niedergang und Aufstieg, um den Abendröte und leuchtende Frühe zugleich war —, hat er sich ganz dem Aufgang zugewendet: nicht aus Entschluß, Wille oder Erkenntnis, sondern in der natürlichen, kindlich vertrauenden Liebe zum Leben.

Nur, er wurde deutsch wie die echten Helden und Weisen von ehedem; doch sein Deutschtum ist weniger ererbt als erworben, heiß und blutig erkämpft auf den Schlachtfeldern des Geistes und der ringenden Seele.

Er fand sich wieder in der Welt der Saga, in dem herben Wesen germanischer Bauern, die so ganz ohne Geste, ohne das Getöse und Gedröhn der Ideale ihr starkes Leben lebten, schlicht und echt, groß und herrenhaft stolz. Bei ihnen gab es keinen Rangstreit zwischen Berufenen und Unberufenen, keine sozialen Probleme, weil alles organisch gewachsen war. Es gab auch keine moralischen Verdienste, son-



bern nur natürliche Sitten und große Beständigkeit, dazu eine frohe und übermütige Kraft. Dickköpfigkeit und Treue finden sich hier als nahe Verwandte. Hetz, hart, spröde, spottlustig, mißtrauisch — nicht nach innen, sondern nach außen gegen die anderen —, klarsichtig, ganz und gar nicht vertrauensselig ist der Sagamensch. Die Blicke sind scharf und lang in Freundschaft und Feindschaft, die Worte lang und trocken, aber verdichtend und vielsagend; der Wille ist jäh und das Herz schlägt tief in der Brust, wo so leicht kein anderer hingelangt. Aus einer Saga stammt das bezeichnende Sprichwort: „Am besten kommt man über Kummer darüber hinweg, daß man auf den nächsten wartet.“ Fromm-heitere Troß! Nie und da leuchtet heimlich eine große Güte auf. Reichtum ist niemals Zweck, sondern stets Mittel, und der Mann ist das Maß der Dinge. Das Leben hat einen ruhigen, langsamen Gang, aber es tritt fest auf und weicht nicht zurück.

\* \* \*

So stünde denn der neue klassische Mensch vor uns: heimgekehrt aus der Modernität zu den frühesten Vorbildern seiner Art, gehärtet und verfeinert im Geiste, ein Führer, wie ihn das verrottete Volk heute braucht: aus dem Geist geboren, einer, der befehlen kann von Bluts wegen, der aber auch Glauben findet von Geistes wegen. Einer, der die Kraft der Helden der früheren Jahrhunderte in seiner Natur erneuert und läutert im Geiste des neuen Jahrhunderts: der Zukunftsdeutsche, erzeugt über die heute lebenden und ringenden Geschlechter hinaus, hinauf: . . . Ein Heimkehrer, Einkreuzer und Umkehrer, der frei und bewußt das edelste Erbe auf sich nimmt; der den nebelnden, alles Harte, Unwissense feige meidenden Geist dieser Zeit zusammenballt zur Form, zum Wort und zur Gestalt seines mächtigen Selbst.

Auf ihn wollen wir harren und hoffen.

## Der Gottgeinte

Von Walter Colsmann

Du beugst das Haupt in stummer Dankgebärde  
Und schreitest deinen Weg in stiller Güte;  
Du atmest sanft wie demutartige Blüte  
Und fühlst dich als Gast nur auf der Erde;

Du lächelst aller hemmenden Beschwerde,  
Und ob das Leben lastend dich zermühte,  
Ob schneidend dich der bitter Schmerz durchglühte — —  
Du lägest schweigend auf dem Opferherde . . .

Doch tief in dir wogt wunderzartes Glimmen,  
Da lodert Liebesglut und hohes Ahnen,  
Da loden, rufen, flüstern süße Stimmen;

Denn Gott wohnt ja in deines Herzens Gründen,  
Du schreitest selig seines Lichtes Bahnen  
Und träumst — ein Kind — hoch über Nacht und Sünden.

# Tina Roth

## Von Anna Böhm

(Schluß)

Kein Mensch hätte gedacht, daß der Wendlerhof ein so baufälliges Gewese sei. Es hebt ein Pugen, Scheuern und Malen darin an, als wäre seit Jahrzehnten keine ordnende Hand über die Wände gefahren. Aber niemand murt darüder. Es ist, als habe sich das ganze Haus nach der Sonnenseite gekehrt und lächle mit all seinen Bewohnern so recht in die Helle hinein. Es ist kein altes Haus. Kriegsfadel und Brand haben das Gemäuer schon vor Jahrhunderten zerstört. Aber das Gerät ist zum Teil noch alt; schwer, fest und treu, wie die Hände, die es einst fügten. Und Jens Peter liebt die alten Laden mit dem schweren Schnitzwert; kein städtisch Zeug soll ihm sein Haus verunzieren. Während er und Friedebert die Wände weißen und mit uralten Schablonen kunstvolle Muster an den Deckenrand malen, hat Jens Peter das Gefühl, als sei mit all dem Staub und Plunder, der von den Wänden gefallen, auch der alte Fluch herausgerissen und auf ewig gebannt. Unversehens spürt er den Regen, den die harte Jugend ihm nun spenden will. Wie vieles hat sie ihn gelehrt, worauf er bei geordnetem Gange nie ein Auge gehabt. Nun greift er mühelos in den Schatz verborgener Erfahrung, und das bitter Erworbene trägt ihm süße Frucht.

Jeden Tag einmal kommt Tina Roth, und Jens Peter zeigt ihr voll Stolz, wieviel sich der Wendlerhof indessen verschönt, ihr zu Ehren. Und sie läuft in die Ställe und in die Stuben, bis Jens Peter sich plötzlich breit vor sie hinpflanzt und Einhalt gebietet. Nein, weiter dürfe sie noch nicht, das käme morgen. Und sie lacht und bewundert alles und sagt, so etwas Schönes habe sie sich nicht denken önnen. Und sie dankt der alten Lena und Jochen, dem Pferdejungen, dessen Hosen ganz voll weißer Lünche sind. Und alle strahlen, sehen sich ihr Wert noch einmal wohlgefällig an und finden sich königlich belohnt.

Und dann steigen Jens Peter und Tina die Stiege hinauf in die Kammer, wo Hinrich Krafft nun seiner Genesung entgegenzieht. Er hört sie kommen und richtet sich auf aus seinen Rissen, und ein seltsames Bliken ist in seinen Augen. Aber es verschwindet, sobald sich die Tür öffnet und die beiden an die Bettstatt treten. Jens Peter müht sich ehrlich, mit dem Mißtrauen fertig zu werden, das noch im Winkel seines Herzens lauert. Ach, er kann über vieles hinwegspringen, wenn Tina Roth an seiner Seite st. ht. Der Alte fühlt wohl, wie dünn trotz allem noch die Fäden sind, die Tina Roth zwischen Vater und Sohn gesponnen, und hütet sich, den Jungen zu reizen. Gencungsmüdigkeit ist in ihm, und das Heimatgefühl umspinnt ihn mit Wohligkeit; Tina Roth rückt ihm die Rissen zurecht, gibt ihm die Medizin und erzählt von all den Wundertaten, die Jens Peter geschaffen. Jens Peter lacht über das ganze Gesicht und legt den Arm um Tinas Nacken. Die Lider senken sich über des Alten Augen, und Tina und Jens Peter gehen hinaus; aber als Tina sich in der Tür umwendet, fährt sie zusammen, der Alte hat die Augen offen und sieht sie an — sieht sie an. Ein Schrecken zuckt in ihrem Innern auf.

„Was hast du?“ fragt Jens Peter. „Nichts!“ sagt sie und lacht und springt mit ihm die Stiege hinab, aber in ihrem Innern dunkelt eine Frage: hat sie zu viel gewagt? — — — — —

Zu Ostern ist die Hochzeit. Niemand ist im Dorfe, der den beiden das Einandergehören neidet. Tina ist kein armes Mädchen, aber die Bursche haben eine Scheu vor ihr, und die Mädchen, die Jens Peter wohl mit blanken Augen nachsahen, schreckt die Heimkehr des Alten. Ihm gilt das Gemunkel, das im Dorfe herumläuft; und was an Klatschbasen und Altweiberermühlen da ist, weisagt aus Raffeegrund und Rarten haarsträubende Dinge.

Die Beteiligten wissen davon nichts. Sie gehen wie in einem Mantel von Helligkeit und Wärme durch diese Stunden. Sie sind kraftvoll und schön, wie sie vor dem Altar der alten Dorfkirche knien. Die Innigkeit ihrer Neigung webt einen Hauch von Verklärung um ihre Gesichter. Unwillkürlich findet der alte Pastor feinere und tiefere Worte, da er die Hände der beiden ineinander legt.

Jens Peter steht geneigten Hauptes vor seinem Herrgott, und in das Dantgefühl seines Herzens mischt sich auftrumpfend die Manneskraft. Es ist, als greife er die dargebotene Hand seines Schöpfers, schüttle sie warm und spräche: Du und ich, wir zwei, wir wollen die Zukunft spinnen. Feiner und zarter findet Tinas Seele den Aufklang. Während sie in schwerem, altem Bauernschmud vor dem Altare steht, steigt aus ihrem Herzen ein inniges Gebet um Kraft. Um Kraft? Wofür? Ist nicht Erfüllung auf ihrem Pfad? Fürchtet sie zu straucheln, oder spürt sie mit feinsten Sinnen, daß alle Reinheit in den Staub hinunter muß, sich zu bewähren? —

Ach, die Schatten müssen weichen, die in den Herzen dunkeln; die Welt ist neu geworden.

Jesus Christus, unser Heiland,  
Der den Tod überwand,  
Ist auferstanden!  
Die Sünd' hat er gefangen.  
Kyrie eleison!

Hell, wie Fanfaren klingt das alte Luther-Lied aus den Frauentehlen, und der dumpfe Baß der Männer ist wie der Schrei der armen gebundenen Erde, die ihrer Befreiung noch nicht gewiß werden kann. An der uralten Kastanie, die ihre Äste in das Kirchenfenster reckt, springen die Knospen fast hörbar auf! Weilchenduft liegt über den Gräbern. Vom hochgewölbten Blau des Himmels strahlt die Sonne in junger Kraft, als Jens Peter und Tina aus der Kirchthür schreiten. Wie eine Kerze so gerade sitzt Friedebert auf dem Wagen. Ist er nicht eine Kerze, brennend in treulichster Hingabe für seinen Herrn? Sein ganzes Gesicht leuchtet. Das blaue Band am Peitschenschaft flattert lustig auf, als die Braunen anziehen und die Neuwermählten nach dem Rothhof fahren.

Die alte Lena aber stiehlt sich aus der Schar der Kirchgänger zum Grab ihrer Herrin. Da steht sie in der hellen Frühlingsluft, eine harte verwitterte Gestalt, und ihre Lippen murmeln uralte Reime. Freilich, der Pfarrer hat es verboten; Aberglauben nennt er die alten Zaubersprüche. Aber Lena weiß es besser. Man kann nicht alles dem Herrgott allein überlassen; man muß selbst das Seinige dazu tun. Und sie steht und murmelt und legt ihre ganze Seele in die seltsamen alten Worte. Als sie fertig ist, sieht sie triumphierend auf. Nun müssen die bösen Geister, die da Mistwuchs und Unfriede säen am Wendlerhof, vorüberschreiten. Befriedigt stapft sie auf ihren alten

Beinen zum Rothhof. Denn schon sind, bändergeschmückt und tannenumkränzt, die Leiterwagen mit den Gästen davongefahren.

Der stille Rothhof dröhnt von dem breiten Lachen der Männer, dem Klappern der Teller und Krüge. Der Geruch der Speisen lagert wie eine Wolke in der niederen Stube. Lärmender wird das Spiel der Rede.

Jens Peter und Tina sitzen wie auf einer Insel zwischen den andern. Was wissen die beiden von dem Lachen und Schwätzen, Trinken und Schmausen um sie herum? Sie nehmen teil und erwidern Zutritt und Zuspruch, aber die Tiefe ihrer Neigung, die sie früh vom Alltag gelöst, löst sie vom behaglichen Plätscherfall des Lebens.

Hinrich Krafft sitzt an Tinas Seite. Die gute Pflege hat einen andern Menschen aus ihm gemacht. Man sieht jetzt, wie stark und schön er einmal gewesen sein muß. Verschuldung drückt ihn nicht; es ist, als habe er mit der Genesung eine neue Haut übergestreift. Er scheint die Zurückhaltung nicht zu gewahren, die man ihm entgegenbringt. Seine Sicherheit verblüfft die andern; Scham, die ihm mangelt, läuft zu ihnen und macht sie schwerfällig. Hinrich Krafft blinzelt durch halbgeschlossene Lider; wie ein Taschenspieler fängt er die Gutwilligen langsam ein mit seinen Rünsten. Das Wort läuft ihm behend vom Munde. Er erzählt von Amerika. Nie vorher hat er davon gesprochen, daß er dort gewesen ist. Aber jetzt, im Spiel der Rede, wandelt er Qual in Erlebnis, Glend in Abenteuer. Wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht rollen Jahre der Erniedrigung, Jahre verzweifelten Kampfes und Niederstiegs in jene Gründe, wo Gut und Böse untergehen und nur der Hunger noch Impuls bleibt, vor den erstaunt Lauschenden dahin. Sie haben ein dunkles Gefühl, daß da Wahrheit und Fabel sich mischen, aber noch ein andres macht sie staunen. Da ist einer von ihrem schweren Blute, einer, der seine Art abgetan hat und in eine neue hineingefahren, wie man den Rod wechselt. Du bist nicht mehr unsrer Art, sagen ihre Blicke; aber was bist du dann? — Abart? — Entartung?

Hinrich Krafft bleibt unbeirrt. Nun ja, gehörte er überhaupt je ganz zu ihnen? Die Mutter, das war ihr Blut; hochgewachsen, blond und blauäugig, wie Hinrich Krafft und Jens Peter es sind. Was erzählen doch die alten Leute von Wiebke Krafft? Machte sie sich nicht eines Tages davon, in die Stadt, weil ihr die gute Landluft nicht mehr behagen wollte? Und als sie zurückkam, da war das Bündel schwerer geworden, das sie in abgezehrten Händen hielt, aber es war kein Geld und Gut darin geborgen. Eine junge Menschenstimme schrie daraus hervor; es war Hinrich Krafft, der so seinen Einzug in das Dorf hielt. Kurze Zeit darauf wurde er Rostkind der Gemeinde. Nie aber hat ein Mensch erfahren, wer der Vater des Kindes war. Wiebke Krafft verschwieg es bis in ihre Todesstunde hinein, und auch ein wohlmeinendes Schreiben des Pfarrers an die Behörden, in deren Bezirk der Junge in die Welt getreten, brachte kein näheres Zeugnis ans Tageslicht.

An diese alten Geschichten denken die Bauern, während sie den bunten Reden Hinrichs lauschen. Unwillkürlich sehen sie hinter ihm den Schatten des unbekanntem Vaters und schieben ihm die Fremdheit zu, die sie bestaunen. Nur einer läßt ab und an seine Augen prüfend über das Gesicht des Wendlerbauern fahren, das ist der alte Roth. Sein Blick hat etwas seltsam nach innen Gerichtetes, aus der Tiefe Kommendes. Auch er ist im Grunde ein Fremder in der Gemeinde. Er ist kleiner

von Gestalt, Haar und Haut sind dunkler. Er entstammt einer alten, verarmten Settlerfamilie Schlesiens. Im Begriff auszuwandern, hat er in Hamburg, wo sie bei ihrer Patin zu Besuch war, seine Frau kennengelernt. Das Mädchen, seltsam ergriffen von dem Ernst und der gefesteten Stille des jungen Menschen, faßte eine so leidenschaftliche Neigung zu ihm, daß sie als einzige Tochter ihren Vater vermochte, den jungen Menschen als seinen Eidam anzuerkennen. Seither wuchs auf dem Rothhof dies seltsame Geschlecht heran, in dem sich zweierlei Art mischte, Sinnigkeit mit Kraft, Herbheit mit Güte. Tinas Vater nahm eine Sonderstellung im Dorfe ein. Niemand hatte ihn je aufbrausend, roh oder gewaltdtätig gesehen. Immer fand er bei den Gemeindeberatungen das vermittelnde Wort. So kam es fast von selbst, daß man ihn zum Schulzen wählte, obwohl er weder der reichste war, noch als eingeseßten gelten konnte.

Tina glich ihrem Vater; es war ein geheimes Band zwischen ihnen, tiefste Verbundenheit, über das Blut hinaus Verwandtschaft der Seelen. Während des Schmausens ist sein Blick oft wie in stillem Einverständnis Tinas Augen begegnet. Von allen an der Tafel war er vielleicht der einzige, der empfinden konnte, was dieser Bund zweier Menschen bedeutete. Darum vielleicht lag sein Auge immer wieder fragend und staunend auf Hinrich Krafft. Und plötzlich, gegen Ende des Mahles, erhebt er sich, ruhig, ohne irgendeine Hast; aber wenige Augenblicke später liegt seine Hand schwer auf Hinrich Kraffts Schulter. „Ihr sollt euch noch schonen“, sagt er halblaut, während aus der Tiefe seiner Augen der Blick in Hinrichs Augen forschet.

Der Wendlerbauer zuckt zusammen; sein Auge irrt ab, schießt unter halb geöffneten Lidern Flämmlein des Hornes. Der alte Roth scheint es nicht zu merken. „Ich wollt euch den neuen Bullen zeigen“, sagt er, „Simmentaler Kreuzung, der erste seiner Art bei uns.“ Hinrich Krafft steht wortlos auf; Stühle werden gerückt, wie im Traum sieht Tina mitten unter den vielen Gesichtern die Augen ihres Vaters. Eine schützende Zärtlichkeit steht darin. Sie lächelt und greift nach Jens Peters Hand. Der Segen ihres Vaters begleitet sie.

Im Wendlerhof nimmt das Leben seinen Gang. Der Alltag verlangt sein Recht; aber niemand ist da, der ihm widerstrebt, denn niemand in seinen Mauern scheut die Arbeit; sie ist ihnen notwendig, wie das tägliche Brot. Eins schafft für das andere.

Hinrich Krafft legt nun mit Hand an, wo seine Hilfe vonnöten ist. Seine Arbeitskraft scheint zu wachsen. Jens Peter kann den zweiten Knecht sparen, den er einstellen wollte. Sein ehrlisches Herz beginnt sich dem Vater zuzuwenden. Die harten Worte reuen ihn. Er begegnet ihm mit Achtung und wachsendem Zutrauen. „Das ist dein Werk, Tina“, sagt er glücklich. „Du hast uns alle beide zu Menschen gemacht.“

Tina wehrt ab, und Jens Peter sieht nicht den Schatten in ihren Augen. Sie geht in die Kammer und kramt in der großen Schublade nach Fliden für Jochens wieder einmal zerfetzten Hofenboden. Aber ihre Gedanken sind nicht bei der Sache.

Bin ich denn so mißtrauisch, so zugeschlössen in meinem Herzen, daß ich Häßliches sehe, wo die andern sich freuen, denkt sie. Sie schüttelt sich ein wenig. Ich bin töricht, sagt sie leise und versucht zu lächeln. Und doch fühlt sie das Ungreifbare, das sie umschleicht, seit sie im Wendlerhof als Bäuerin waltet.

Wer könnte sagen, wie es begann? — Sie steht im Grascgarten und hängt Wäsche auf. Plötzlich fühlt sie einen Schauer im Rücken; ihr ist, als griffe einer mit schmutzigen Händen nach ihr und zerre ihr die Kleider vom Leibe. Sie läßt erschrocken das Leincntuch fahren und wendet sich um. Da steht Hinrich Krafft neben ihr und reicht ihr lachend das Linnen. „Was hast du, Tochter,“ fragt er unbefangen. Sie wird rot. Sekundenlang forschen ihre Augen in seinem Gesicht. Kein Mustel darin zuht, und sie schilt sich eine Törrin.

Sie steigt auf den Speicher, das Korn einzumessen, das Fochen zur Mühle fahren soll. Sie ist eilig, denn die Suppe steht auf dem Herde. Plötzlich entsinkt ihrer Hand die Schaufel. Aus dem Halbdunkel des Raumes leuchten ein Paar begehrliebe Augen, die Gestalt Hinrich Kraffts taucht auf. Er setzt das Sieb hin, in dem er den Lupinensamen gereinigt und hält ihr den Sack. „Komm,“ sagt er, „ist's eilig? Ich helfe dir.“ — Sie arbeitet stumm weiter; sein Atem streift sie wie etwas Körperhaftes. Jens Peters heller Ruf erlöst sie aus dem Bann.

Sie liegt nachts auf ihrem Lager; sie hat alle Gedanken verschleucht, die sie bedrängen wollen. Neben ihr schläft Jens Peter seinen tiefen, glücklichen Schlaf. Sie sieht in das geliebte Gesicht; und schilt sich eine Närrin und ein zimperliches Frauenzimmer. Plötzlich fährt sie zusammen. Eine Stiege knarrt, ein schleifender Schritt tastet vor der Tür. Sie richtet sich jäh auf; das Herz klopf ihr zum Berspringen. Ein Schrei erstirbt ihr in der Kehle. So sitzt sie minutenlang regungslos, die Hände über der Brust gefaltet. Ihre Sinne schärfen sich fieberhaft. Jens Peter wendet sich im Schlaf. Die Bettstatt knarrt, draußen schleift ein Schritt vorsichtig über den Boden. Wie gern griffe sie nach Jens Peters Hand. Fühlt er nichts? Sieht er nichts? Ach, nein! Ein schmerzlich mütterlicher Blick streift den Schlafenden. Wie sollte er! Und wie gut ist es, daß er ahnungslos ist!

Tina richtet sich wieder auf, und ihre Augen umfassen strahlend den Schlafenden. Nein, er fühlte nicht, was sie umschlich, konnte es nicht fühlen, weil kein Gedanke in ihm hinabtauchte in den Schlamm, aus dem dies aufstieg. Eine Welle von Glück strömt über ihr Herz. Nein, sie wird allein damit fertig werden. — Ganz allein! — Ganz allein? — — Ihr Konfirmationspruch fällt ihr ein. „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht — Christus.“ — O, sie hat so lange nicht daran gedacht. Sie errödet in der dunklen Kammer. Sie fühlt wieder die Hände ihres Vaters auf ihrer Schulter, fühlt seine Augen wie zwei helle Kerzen in ihre dringen, und sie hört wieder seine eindringliche Stimme: Vergiß es nie, Tina! — Sie faltet die Hände; ihre Lippen bewegen sich nicht, aber ihr Herz schwingt sich wie ein Vogel empor.

Von dem Tage an ist Ruhe über sie gekommen. Sie errödet nicht mehr und schrückt nicht mehr zusammen; aber oft, wenn sie Blicke, gleich einem Brande auf sich fühlt, wendet sie sich jäh um, und ihr Auge umfaßt groß und rein Hinrich Krafft. Da schrückt er zusammen, und sie fühlt, wie ein Staunen in ihm ist und ihn verwirrt. Da atmet sie auf. Ihr Schritt wird leichter, ihr Wandel sorgloser. Sie wird überwinden.

Und nun kommt ein Neues in ihr Leben, das ihr Herz bis an den Rand mit Glück und Zuversicht füllt. Es ist kein Platz mehr darin für Argwohn und trübe Gedanken. Sie fühlt sich Mutter!

Nie, nie in ihrem Leben wird sie die Stunde vergessen, in der sie Jens Peter ihre Hoffnung offenbarte. Kann man einen Menschen so glücklich machen? Die ganze Gestalt bebte; er lacht und weint in einem Atem. Er packt sie wie ein Kind, um sie plötzlich, als wäre sie etwas Zerbrechliches, auf seinen Schoß zu betten. Seine Hände umfassen ihr glühendes Gesicht, sein Mund sucht den ihren mit ehrfürchtiger Inbrunst. „Mutter,“ stammelt er, „Mutter Tina!“ Tränen stehen in seinen Augen. Nein, nie wird Tina diese Stunde vergessen! Sie leuchtet in ihrem Herzen wie die Kerze auf dem Altar der Kirche.

Jens Peter ist wie im Rausch. Es versteht sich von selbst, daß er auf den Boden steigt und mit eignen Händen die alte Wendlerwiege herunterholt. Er prüft sie in allen ihren Fugen. Sie muß in der Schlafstammer stehen am Fußende seines Bettes, und Tina erwischt ihn einmal, wie er sie mit seinem Fuße in Schwingung setzt und glücklich in das leere Bettlein starrt. Hat er im Hofe zu tun, so kann sie sicher sein, daß sein blonder Kopf am Küchenfenster auftaucht, oder sein Arm sie plötzlich von hinten her umschlingt. „Na, Nutting, wie geht's?“ sagt er dann und ist schon wieder draußen, ehe sie Antwort sagen kann. Sie hört nur sein helles Pfeifen über den Hof klingen.

Ein neues Gefühl bindet ihn an den Vater. Das werdende deutet ihm zurück auf den Gewordenen. Er fühlt sich als Glied der Kette, hineingestellt zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ehrfürchtig wird ihm der Vater als Glied in der Geschlechterfolge. Nun kann er ihm geben, um was er sich einst das Herz zerrieben, die natürliche Achtung.

Er merkt nicht, daß er hinzutut, was mangelt, merkt nicht, daß nicht einmal willig genommen wird, was er herzlich bietet. Hinrich Krafft hat keinen Sinn dafür, wenn Jens Peter sagt: „Nun müssen wir erst noch eure Meinung hören, Großvater.“ Oder, wenn sie müde zum Essen hereinstapfen, Jens Peter den Focher anstößt und ruft: „Rück dem Großvater den Stuhl, Junge!“ — Nur Tina sieht das Zucken, das um den Mund des Alten läuft. Er tut sich nicht mehr hervor mit seiner Arbeitskraft; oft kommt er später oder wirft eine Arbeit plötzlich hin und erklärt, er habe Seitenstechen. Jens Peter will den Doktor holen lassen, aber der Alte wehrt ihm. „Laß mir die Quacksalber vom Leibe“, schreit er. Auch Tina sorgt sich. Ihr Herz, das ganz von Mütterlichkeit erfüllt ist, hat allen Argwohn vergessen. Und einmal, als sie den Alten allein findet, wie er vor sich hinstarrt, tritt sie zu ihm und legt ihm die Hände auf die Schultern.

„Großvater, was ist's denn mit euch?“ sagt sie warm. Da stößt er sie von sich, und sie sieht erschrocken in sein verzerrtes Gesicht. „Laß mich mit dem Großvater-gerede in Ruh, ihr Grasaffen! Wartet doch erst mal ab, ob er lebzig ist, der Wurm!“

Da weicht sie entsetzt zurück, und die Angst wacht wieder auf in ihrem Herzen.

Aber das Leben schreitet fort. Die Halme rauschen unter dem Schnitt der Sensen, golden stehen die Mandeln auf den nackten Stoppeln, und stolz fahren Jens Peter und Friedebert die gesegnete Last in die Scheune. Rüben und Kartoffeln folgen, und im Schein der Herbstsonne zerschneidet der Pflug die verarmte Erde. Schwer sinken die Schollen, und fleißige Hände streuen Dünger, eggen und drillen. Und

wie die junge Saat emporkeimt, schweift Jens Peters Blick darüber hin. Wenn das Grün da in die Halme schoß, würden die Augen schon offen sein, die jetzt noch im Schoß der Mutter schlummerten. Unwillkürlich spannen sich die Muskeln seines Armes; er reißt die Faust über das Feld. Schaffen will ich, denkt er, schaffen mit dieser meiner Hand, daß seine Jugend in der Helle stehe. Und sinnend geht er heim.

Der Winter setzt früh ein in diesem Jahre. Sturm und Regen verheeren das Land. Es ist gut sein jetzt hinter dem warmen Ofen, in dem die Scheite prasseln. Jens Peter steht im warmen Rock und hohen Stiefeln zum Ausgang bereit. Er muß in die Kreisstadt zur Sitzung. Er ist Taxator bei der Hagelversicherung und muß an der jährlichen Generalversammlung teilnehmen. Er kann erst in der Nacht zurückkommen. Es ist ihm nicht lieb, daß er fort muß. Gerade heut hat der Braune ein Eisen verloren, und Friedebert muß mit ihm ins Dorf zur Schmiede. Jochen ist für acht Tage in sein Heimatdorf marschiert, weil den Bruder die Ruh gestochen hat.

„Wo ist der Vater?“ fragt Jens Peter. Tina weiß es nicht. Aber Lena, die den Tisch abräumt, sagt, sie habe ihn ins Dorf gehen sehen. „Seltsam! Er wird bald wieder da sein“, sagt Jens Peter und umfaßt Tinas Hand.

„Halt dich gut, Tina, und hüt' unser Christkind!“ Sie lacht in Mutterfreude: „Ei freilich, Jens Peter!“ — Minutenlang zögert er; dann stapft er hinaus. Tina läuft eine Weile den verklingenden Schritten. Dann nimmt sie das Nähzeug wieder auf, — ein Kinderhemdchen. Während sie den Faden unermüdet durch den weißen Stoff zieht, spricht sie leise vor sich hin mit dem jungen Leben, das sich unter ihrem Herzen regt. „Kleiner Jens Peter,“ sagt sie, „wie wirst du staunen in der großen Menschenwelt. Warte nur, bis das Christkind kommt und dir sein Tannenzweiglein in die Wiege legt. Groß mußt du werden und stark und gut, wie dein Vater es ist, kleiner Jens Peter.“

So hingegeben ist sie, daß ihr erst die Dunkelheit die Nadel aus den Händen nimmt. Sie steht auf und macht Licht und fühlt jetzt erst die Stille im Hause. Auch aus der Küche dringt kein Laut. Die alte Lena ist in den Stall gegangen, die Röhre zu melken.

Plötzlich schlurft ein Schritt über den Hausgang. Tina schrickt zusammen: der Vater! Eine Hand tastet am Griff, die Tür fliegt zurück, Hinrich Krafft steht im Zimmer. Und im Augenblick weiß Tina: jetzt ist die Stunde gekommen, die sie so lange gefürchtet hat. Sie fühlt ihr Herz schlagen, und doch kommt eine seltsame Ruhe über sie.

Hinrich Krafft wirft den nassen Mantel ab und hängt ihn am Ofen auf. „Bist allein?“ fragt er über die Schulter.

Sie nickt. Ein böses Blicken ist in seinen Augen.

„So werd' ich dir Gesellschaft leisten. He, was sagst du zu der Vertretung?“ Er hat sich zu ihr gesetzt und legt den Arm um ihre Schulter. Sie entwindet sich ohne Hast und sieht ihn an. Sein Gesicht ist blaurot, sein Atem trägt ihr einen widerlichen Geruch von Schnaps und Tabak entgegen. Er lacht, und sein Auge flackert.

„Zier dich nicht, Tochter“, sagt er breit, und sein Arm zerrt an ihrer Schulter. Sie wendet sich jäh, und das Blut steigt ihr zu Kopfe.

„Ihr habt ja getrunken, Vater“, sagt sie hart.



„Hab ich? und was schiert 's dich? — Ich hab's satt, dies Leben da! Was nennt ihr überhaupt Leben, he?“ — Seine Faust fällt auf den Tisch. „Schuftst von früh bis in die Nacht. Und heute wird gedroschen und morgen wird Holz gefahren und übermorgen gemischt. Jeder Tag kommt und hängt dir sein Joch über den Rücken. Und Sonntags in die Kirche laufen und zuhören, was so einer sagt, dem sein Lebtag das Wasser nie bis an den Hals gestanden. Ich sag dir, das war anders in San Franzisko drüben. Da hast du nicht gewußt, stößt dir heut einer das Messer in die Seite oder du ihm, wenn so ein schwarzes Weiberaug dir sein Feuer ins Blut geworfen. Schön können sie sein da drüben und willig auch, zu willig, sag ich dir.“ — Hinrich Krafft lacht lüstern vor sich hin. Tina streicht mechanisch über die Stelle, wo sein Arm sie berührt.

„Und die Wandlerin?“ stößt sie hervor.

Hinrich Krafft schlägt mit der Faust auf den Tisch: „Der jaundürte Seiztragen! Schweig mir von ihr! Meinst, es wär' ein Spaß gewesen, so einer der Ehemann sein?“

„Aber warum habt Ihr sie gefreit, wenn Ihr ihr nicht zugetan wart von Herzen?“

„Warum? Warum? sieh einer die Heilige! Weißt du, wie's einem zu Mute ist, der jahraus jahrein seine Füße unter fremden Tisch stecken muß? Weißt du, wie's einem brennt inwendig, und der Neid in einem frißt? So einen Hof haben, ein eigen Dach überm Kopf und nicht immer den andern ihr Schindluder sein!“

„Lieber arm und einander gut sein“, sagt sie leise. „Das Arbeiten erträgt sich schon.“

„Hast es probiert?“ — Sie sieht ihn voll an. — „Ja, du! Du wärst's imstande! — Das ist es ja gerade, daß ich ihm dich nicht gönne, deinem Jenz Peter. Warum hab' ich so eine nicht gefunden, wie du bist, he?“ Er packt ihre Handgelenke. Sie sucht sich vergeblich dem Griff zu entwinden.

„Vielleicht habt Ihr euch nicht recht umgeschaut!“

„Ach ja, Schuld muß auf alle Fälle bei dem Alten sein. Hab' mich nicht umgeschaut, hab' nicht zugepackt! Und wenn du wärst lebzig gewesen, damals, hättest du mich genommen?“ — Sie schweigt.

„So schrei doch dein Nein, Rake! Zeig doch die Krallen. Wirft sie ja doch haben in den sanften Pfötchen da.“ — Sie schweigt noch immer. Sein Gesicht ist dicht an dem ihren.

„Aber hör du,“ zischt er, „du sollst es auch nicht haben, dein Glück, so blank wie einen Spiegel, und der Lämmel nicht, der hochmütige, der seinen Vater einen Dieb schilt. Glaubst du, ich hätt's vergessen? — Was starrst mich an? Weil's wahr ist? — Ihr Luder, Ihr mit eurer Tugend! — War ich denn nicht der Herr im Hof? — Sollt' ich wie ein Knecht um jeden Pfennig zu Kreuze kriechen? — Wer hat denn ein gutes Wort mit mir geredet mein Leben lang? — Und hernach, da im Hof, du hast gemeint, du bist der Herr und immer, wenn du was hast anschaffen wollen, ist dir das Weibstück über den Mund gefahren. Da bricht man eben aus und schaut, daß man davon kommt.“

Vor Tinas Augen ersteht schreckhaft dies Leben in seiner lieblosen Ode. Erbarmen überwindet das Grauen.

„Aber jetzt, Vater,“ sagt sie warm, „ist's euch denn jetzt nicht wohl daheim? Wenn euch die Arbeit nicht mehr freut, so wollen wir einen Knecht einstellen. Und wenn das Kind da ist, so ein junges Leben aus eurem Blute, wird's euch nicht warm machen?“

„Geh' mir mit den Altvaterfreuden, du! Wenn's dein's wär und mein's, da wüßt ich, wie mir das Blut zum Herzen spränge. Was weiß der Junge, der Jens Peter von dir! So einer, der wie ein Mönch durch die Welt gelaufen ist. Wenn wir zwei da mit einander hausten, wir zwei ganz allein, das wär ein Leben, du!“ — Er packt Tina von hinten her und reißt sie an sich. Sein Mund ist über dem ihren. Mit aller Kraft entwendet sie sich ihm.

„Laß das, Vater!“ schreit sie und taumelt gegen den Tisch.

„Und wenn ich's nicht lasse!“ — Wieder packt er nach ihr. Aber sie kommt ihm zuvor. Halb besinnungslos reißt sie vom Bord die schwere zinnerne Ranne und schwingt sie in den erhobenen Händen.

„Rührt mich nicht an!“ schreit sie. Ein so tiefer Abscheu, eine so wilde Entschlossenheit steht in ihrem Gesicht, daß Hinrich Krafft zwei Schritte zurücktaumelt.

„So eine bist du!“ zischt er, „so eine! Den Vater willst du aus dem Wege schaffen!“ Sie rührt sich nicht, nur ihr Auge flammt in ihn hinein.

„Nun,“ sagt er, „das werd' ich dir billiger machen. Nur vergiß nicht dem Wurm zu sagen, wer ihm den Großvater gemordet hat, he! Den Strick find' ich schon und den Baum auch. Sollst deine Freude haben, du!“

Sein Auge fladert über sie hin, dann stürzt er zur Tür.

Da sinken Tinas Arme herab. Die schwere Ranne poltert über den Boden. Ein Zittern läuft durch den gespannten Körper. Sie bricht in die Knie, schwer sinkt die Stirn auf den eichenen Tisch. Die Sinne drohen ihr zu schwinden, aber jäh richtet sie sich plötzlich empor. „Er war ja betrunken“, murmelt sie und streicht mit der Hand über die Stirn. Ihre Gedanken jagen, folgen Hinrich Krafft, suchen Hilfe bei Jens Peter, und plötzlich strafft Entschlossenheit ihre Züge. Sie greift nach dem schwarzen Wolltuch und hüllt sich hinein. Einen Augenblick steht sie mitten in der Stube, die Augen geschlossen, die Hände an die Brust gepreßt. Dann schreitet sie zur Tür.

Draußen packt sie der Wind, und der Regen schlägt ihr ins Gesicht. Sie zieht das Tuch fester über dem Kopf zusammen und späht in die Dunkelheit. „Ins Dorf hinunter wird er nicht sein“, murmelt sie und wendet sich zur andern Seite der Straße. Dort zweigt ein Landweg ab in ein kleines Holz. Sie biegt in den Weg ein; der Sturm will ihr das Tuch vom Kopfe reißen, ihre Füße haften im Schlamm. Mühsam hastet sie weiter. Der Atem geht ihr schwer; sie spürt, wie das Kind unter ihrem Herzen sich regt. Minutenlang bleibt sie stehen. „Du mußt nicht böse sein, kleiner Jens Peter,“ stammelt sie, „es muß ja sein, auch um deinetwillen“, und weiter hastet sie wie unter einem Bann.

Und Hinrich Krafft? Wie ein Sinnloser ist er hinausgestürzt, geschüttelt von seiner trunkenen Leidenschaft und dem Aufbegehren seines wilden Blutes. „Mach' ein Ende!“ juckt es ihm durchs Hirn, „mach' ein Ende mit dem verfluchten Leben! Mag's ihnen doch auf der Seele brennen, den beiden Zugsamen. Mögen sie tragen daran ihr Leben lang, sie, die sich einbilden glücklicher sein zu dürfen als

andere Menschen. Das wird ein Geschrei geben im Dorf, wenn man ihn da oben findet!“ Befriedigt lacht er auf. Gleich darauf fährt er zusammen, ein Stechen fährt ihm durch die Brust, er fröstelt. Kam das wieder? Um so besser! So war auch dem ein Riegel vorgeschoben. Sein Schritt verlangsamte sich; die nasse Kälte dringt in alle Poren. Der scharfe Wind ernüchtert ihn. Ein heftiges Verlangen nach Wärme packt seinen Körper. Vor seinem inneren Auge steht das Bild der warmen Stube. Der breite Ofen, in dem die Scheite prasseln. Er sieht Jens Peter vor sich, der ihm den Stuhl rückt, und Tina, die ihm sorglich die Suppe in den Teller schöpft. Er bleibt mitten auf der Straße stehen und stiert in die breiten, schmutzigen Lachen. Ein jähes Begreifen zuckt durch sein Hirn und läßt ihn taumeln. Das war dahin für immer. Das kam nie wieder! Es blieb nur noch der Weg da durch Schlamm und Schmutz ins Elend. Anders, als er sie auf der Hochzeit geschildert, stehen nun die wilden Wanderjahre vor ihm auf. Nicht geschmückt und aufgeschminkt mit läugnerischen Farben. Die nackte Wirklichkeit starrt ihn an. Nein, nie mehr dahinein in diese Hölle! Aber dann? ja, dann war nur der andere Weg da, der, von dem es kein Umkehren gab.

Wieder bleibt er stehen und schaut verwirrt um sich. Er hat gar nicht gemerkt, daß er schon mitten im Holz ist. Von den schwarzen Bäumen tropft das Wasser, die Äste knarren im Sturm; nun heult es über die Felder. Hinrich Krafft stolpert weiter. Wohin? Jeder Ast scheint sich ihm höhnisch entgegenzustrecken. Nein — nein! — Er will nicht, — er will leben! Nicht hinein in das Schwarze — Furchtbare! — Er gleitet aus, fällt in die Knie. Wie er sich aufrichtet, fährt wieder das Stechen durch seine Brust. Ein Jammer um sich selbst packt ihn. Verzweifelt sinkt er auf einen gestürzten Stamm, zerrt den Rock über der Brust zusammen und vergräbt das Gesicht in den Händen. Verspielt — jede Karte verspielt — sein Leben lang!

Wieviel Zeit verstreicht, er weiß es nicht. Plötzlich zuckt er zusammen und hebt das Gesicht aus den Händen. Ihm ist, er habe einen Schritt gehört. Er starrt in das Dunkel. Da löst sich eine schwarze Gestalt aus den Stämmen. Unwillkürlich steht er auf. Die verummte Gestalt tritt auf ihn zu.

„Vater,“ sagt eine seltsame raube Stimme, „Vater, kommt heim!“

„Tina!“ schreit Hinrich Krafft, „Tina, du? — Du kommst da herauf?“

Sie tritt einen Schritt zurück. „Ihr werdet euch erkälten. Vater, geht heim!“ Sie zieht das Tuch fester um den Körper. „Was gewesen ist,“ sagt sie leise, „das ist wie ein böser Traum. Wir wollen es vergessen.“

Sie sieht, wie er schwankt und nach dem nächsten Baum greift. Ein Schluchzen schüttelt ihn. Ihm ist, er müßte auf den Knien zu ihr, den Saum ihres Kleides mit seinen Tränen zu nehen. Aber nein — die da war heilig, seine Hand war zu schmutzig für sie. Er richtet sich auf, und ein großer Ernst ist in seiner Stimme. „Hab Dank, Tina — und vergib!“ —

„Laßt's gut sein, Vater, und kommt!“ Sie wendet sich zum Gehen. Er bleibt an ihrer Seite, aber ängstlich sucht er Raum zwischen ihnen zu wahren. Ach, sie soll an ihn glauben lernen, sie, die ihn jetzt da hinunterführt, hinaus aus dem Grauen, aus der Angst — ins Leben, ins Leben! Tränen laufen ihm übers Gesicht. Ja, er

liebt sie, er liebt sie; aber es ist kein Begehren mehr in seiner Liebe. Das Stück Leben, das sie ihm geschenkt hat, er soll es leben dürfen neben ihr, aber er wird versuchen, sich auszulösen, ihr zu dienen, ihr und Jens Peter. Ja, auch Jens Peter, seinem Jungen. O, wie diese Liebe ihm das Herz warm macht! Warum hat er sie nicht früher fühlen können? Ach, warum nicht? Aber er wird gut machen. Er merkt gar nicht, wie seine Gedanken seine Schritte vorwärts treiben.

Plötzlich jußt er zusammen. Tina ist stehen geblieben. Die zusammengepreßten Lippen können den Schmerzensruf nicht ganz zurückhalten.

„Tina,“ schreit Hinrich Krafft, „was ist dir?“ — Sie versucht zu lächeln. „Das Kind!“ stammelt sie.

„Um Gottes willen. Tina! Was soll ich tun? Was kann ich tun? Soll ich den Wagen holen?“ — Raslos stürzen ihm die Worte von den Lippen.

„Laß nur, Vater, es geht schon“, sagt Tina und rafft sich zusammen. O, er wagt es nicht, sie zu stützen. Sie geht ein Stück weiter. Da taumelt sie von neuem. Erschrocken springt er zu. Er fühlt, wie ein Schauer durch ihren Leib läuft, als sein Arm sie berührt, und die Tränen stürzen ihm aus den Augen. „Tina, Tina, laß es zu! — Denk' an das Kind, denk' an Jens Peter!“ — Sie fühlt die heißen Tropfen auf ihrer Hand und stützt sich auf seinen Arm. Der Wind schüttelt sie, wie sie auf die Straße kommen. Hinrich Krafft redet halb sinnlos; in seiner Brust hebt das Stechen wieder an; der Atem will ihm versagen.

„Vergib mir, Tina, ich bin ein Schuft, Tina“, stammelt er. „Halte aus, armes Kind, nun haben wir's bald. Noch ein Stück. — Siehst du, da ist er schon, der Wendlershof.“ Der Körper der schwankenden Frau lastet schwer auf ihm.

Was dann kommt, kaum nehmen es seine Sinne wahr. Friedeberts und der alten Lena erschrockne Gesichter gleiten an ihm vorüber. Er sieht Tina in ihrem Schuß. Aber schon steht er im Stall; seine zitternden Hände streifen den Säulen die Halfter über, wenige Minuten später poltert der Wagen zum Tor hinaus. Sausend fährt die Peitsche über die blanken Pferde Rücken. Sie bäumen sich jäh unter dem ungewohnten Schmerz. Der Wagen schwankt; mit eiserner Hand packt Hinrich Krafft die Zügel. Das Licht der Laterne geistert über den Weg; gespenstisch tauchen Bäume aus dem Schatten, gleiten vorüber. Von hinten her heult der Sturm, lang gezogen, grell, wie wild gewordene Meute. Aste schlagen Hinrich Krafft ins Gesicht, einer packt seinen Hut und schleudert ihn ins Dunkel. Grauen in ihm, Grauen um ihn. Das Stechen in der Brust lähmt ihm fast den Arm. Er sitzt wie zu Stein erstarrt, nur seine Augen glühen ins Dunkel. Weiter, nur weiter! Über die Schulter meint er ein Richern zu hören. Zu spät! ruft eine Stimme in seinem Herzen. Nein! Er richtet sich auf. Stehend läßt er die Peitsche durch die Nacht sausen. Funken sprühen vor seinen Augen. Ein Stoß wirft ihn in den Sitz zurück. Weiter!

Da — endlich — Lichter im Dunkel! Über das Pflaster der kleinen Stadt rattert der Wagen. Gesichter tauchen auf, — Pferde schnauben, Menschenworte hallen in seinen Ohren. Wie etwas Fremdes hört er die eigene Stimme.

Und dann zurück! Wieder jagt der Tod hinter ihm her, wieder gilt es in rasender Fahrt ihm seine Beute zu entreißen. Gelächter um ihn, Kreischen über ihm, nur halb gefühlt die warme Nähe eines Menschen an seiner Seite. Sturm läuft ihm

entgegen, setzt sich ihm auf die Brust, sein Atem leucht. — Aushalten — nach vorn sehen — den Wendlerhof herausgraben aus dem Dunkel!

Jetzt — jetzt — endlich! Wie von Geisterhand gezogen öffnet sich das Tor. Ein Schatten neben ihm entgleitet dem Wagen, springt ins Haus. Wie im Traum sieht Hinrich Krafft, wie Pferd und Wagen im Stall verschwinden. Keuchend lehnt er in der offenen Tür; seine Glieder versagen den Dienst. Von oben gellt eine Stimme: Tina! Tina! Hinrich Kraffts Augen erweitern sich, er klammert sich mit beiden Händen an die Pfosten der Tür. Diese Stimme richtet ihn. Nein, es ist kein Platz für ihn unter Jens Peters Dach. Mühsam schleift er sich die Stiege hinauf. Halb sinnlos packen die Hände ein paar Kleider zusammen.

Da — was ist das? Ein Schrei hallt durch das Haus, stark und wild. Hinrich Krafft bricht in die Knie, sein Kopf fällt hart auf den Rand der Bettstatt nieder. Wie lange er so liegt, er weiß es nicht. Jäh fliegt plötzlich die Tür auf, zwei Arme umschlingen ihn, reißen ihn hoch, er fühlt einen warmen, pochenden Herzschlag an seiner Brust, und zwischen Lachen und Weinen stammelt Jens Peters Stimme an sein Ohr: „Großvater, er ist da! Er ist da, der kleine Jens Peter!“ Einen Augenblick lang dreht sich die Stube vor seinen Blicken. Dann kommt es herauf aus der Tiefe seines Herzens ein Gefühl des Glückes, wie er es nie geahnt, nie getarnt. Es überströmt ihn, hüllt ihn in sein Licht. Alles Schwere wird leicht, alle Schuld schwindet, er schließt die Augen — er schwebt — schwebt. Scheu tasten seine Hände nach dem Antlitz des Sohnes, ein Lächeln entspannt den Krampf des Mundes, dann sinkt er zusammen. — — — — —

Aber aus der alten Wendlerwiege tut eine Kinderstimme ihren ersten Schrei ins Leben hinein.

## Ahasver

Von W. E. Gierke

Er trat ins Schiff. Er stieß es ab vom Strande.  
Dampf schrie die See. Ein Grollen kam vom Lande.

In trüber Nachtgedanken Schwermutfluge  
Stand er gebeugt an seines Schiffes Bug.

Die dunkle Faust, die wild die Wogen kammte,  
Wultrozig sich auf seinen Nacken stemmte . . .

Am Mast gelehnt und todbleich im Entsetzen  
Stand keuchend Ahasver, sein Kleid in Fetzen.

Und schrie hinein ins rasende Verderben:  
„Barmherzigkeit, Jehova, laß mich sterben!“

Bertrümmre mich! Berschlag' mein Leidgewebe!“  
Doch aus den Tiefen klang es fürchtbar: „Lebe!“



Schäfer  
bet fäh  
286 in  
en. Die  
Den der  
Flamm  
bn. Das  
die Göt  
und die  
er Beth  
für auf  
Bender  
es Scher  
er" Ein  
es heuer  
lyt, in  
weide, d  
stehen jü  
auf has  
en stü



Tischgebet

A. Egger-Lienz



## Dawes, Gilbert – und Poincaré

**R**iege werden geführt um eines Zieles willen, wobei das öffentlich ausgesprochene sich nicht mit dem wirklichen zu decken braucht. Der Sieger setzt seinen Willen durch. Trotzdem läßt jeder Friedensschluß alte Fragen ungelöst und wirft neue zur Lösung auf. So ist auch die Reparationsfrage im neunten Jahre „ungelöst“. Es wurde und es wird darüber viel Tinte vergossen, fast ausschließlich, als ob es nur eine wirtschaftliche Angelegenheit wäre. Dabei ist ihre politische Seite viel wichtiger. Nicht um der „Wirtschaft“, mit und ohne Gänsefüßchen, willen sind hüten und drüben Millionen Streiter gefallen; wie sinnlos wäre sonst, angesichts des „Wiederaufbaus“ überall, das damals in Strömen vergossene Blut! Sondern um die politische Vernichtung abzuwenden, hat sich das deutsche Volk 51 Monate lang gewehrt, mochte auch bei den Segnern seine wirtschaftliche Vernichtung teils das Mittel zum Zweck, teils ein Nebenziel, teils auch der Hauptzweck sein. Die politische Vernichtung ist gelungen, die wirtschaftliche vorderhand nicht, so gründlich der Versuch dazu unternommen wurde.

Seit November 1918 leben wir in einer friedfertigen Zeit. Mars ist geächtet, solange er es sich gefallen läßt. Er spielt die Rolle des Gulliver, von den Liliputanern gefesselt. Inzwischen wird den Besiegten der Tribut als „wirtschaftliche Last“ schmachhaft gemacht, da ja auch die Sieger solche Lasten trügen; es sei eine Unannehmlichkeit, keine entehrende Schande. Dazu paßt nur die wirtschaftliche Betrachtungsweise. Aber kein Deutscher, der sich auf diese wirtschaftlichen Gedankengänge einläßt, darf den Vorbehalt vergessen, daß jenes andre uns als Volk unendlich tiefer ins Leben schneidet.

Die „Reparationen“ sind nur ein Teil von dem vielen, was 1919 in Versailles durch Clemenceau und Lloyd George unter Dabeisitzen von Orlando und Wilson beschlossen wurde, um Deutschland zu vernichten, d. h. es auf ewig wehrlos und arm zu machen; und andrerseits spricht aus ihnen der Vernichtungswille in mehrfacher Form. Er beschritt hauptsächlich zwei Wege: den Raub deutschen Besitzes staatlicher und privater Art, der Grenzlande, der Kolonien, der Flotte, der Auslandsguthaben und des Eigentums der Auslandsdeutschen; und die dauernde Abzapfung des Ertrages deutscher Arbeit. Diesen letzteren Sinn haben die Reparationen. Beide Verfahren wechselten miteinander ab. Als die Reparationen wirklich oder vorgeblich nicht reichlich genug flossen, griff Poincaré nach „Pfändern“, von neuem nach deutschem Besitz. In Besitz, in sofort verkäufliche Werte, auch den Ertrag kommender Jahre umzuwandeln, ist wiederum vom ersten Tage an das heiße Bestreben der nunmehrigen — wirtschaftlich ausgedrückt — „Gläubiger“ Deutschlands gewesen. Es mag unentschieden bleiben, ob es vorwiegend Vernichtungswille war oder aber Wahnwitz wirtschaftlicher Art, der in Versailles die Umriffe der deutschen Tributleistungen festsetzte, sich zeitweise in Schätzungen bis zu 420 Milliarden Goldmark bewegte, und sich im Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921 mit 132 Milliarden Goldmark „begnügte“, einer Summe, die, wie Poincaré Ende 1927 der Form, dem „Recht“ und den „Verträgen“ nach zutreffend bemerkte, auch heute noch, mangels jeder ausdrücklichen Abänderung seitdem, die deutsche Schuldbverpflichtung, die „Endsumme“ darstellt.



Den Gläubigern ist aber diese „astronomische“ Zahl nicht die Hauptsache gewesen. Sie suchten vor allem nach Mitteln und Wegen, das, was sich eben aus Deutschland herauspressen ließ, zu „mobilisieren“, daraus börsenfähige, an den Kapitalmärkten der Welt verkäufliche Papiere zu erzeugen. Deshalb verpflichtete schon der Versailler Vertrag Deutschland, „Schuldverschreibungen“ auszustellen, nicht nur über die 20 Milliarden Goldmark, die man bis zum 1. Mai 1921 von ihm zu erwarten vorgab, sondern außerdem über noch 40, und abermals 40; zusammen also über 100 Milliarden; alles nur „vorläufig“! Das Londoner Ultimatum vom 5. Mai 1921 wiederholte das Spiel: Deutschland stellte drei „Serien“ A, B und C von Schuldverschreibungen aus, über 12, 38 und 82, zusammen also über die „endgültigen“ 132 Milliarden Goldmark. Der Dawes-Plan beschränkte sich in dieser Hinsicht auf 11 Milliarden Goldmark Schuldverschreibungen der Reichsbahn und 5 Milliarden Goldmark Schuldverschreibungen der deutschen Industrie. Aber auch diese Papiere sind bisher unverkäuflich geblieben, trotz der Bestrebungen, die sich an das Wort *Thor* knüpfen.

Während alle Versuche, gleich die ganze deutsche Schuldverpflichtung zu „diskontieren“, sie mit entsprechendem Abschlag zahlbar zu machen, bisher völlig gescheitert sind, ist der Erfolg bei den bisherigen Jahreszahlungen etwas anders gewesen. Im Dawes-Plan ist ganz richtig ein Unterschied gemacht worden zwischen der Aufbringung des Tributs im Inlande in deutscher Währung einerseits und der endgültigen Abtretung in Sachgütern, in Waren oder auch in fremder Währung, also in dem Vorgang andererseits, den man als „Transfer“ bezeichnet. Ein Jahrestribut von 1, von  $1\frac{1}{4}$ , von  $1\frac{1}{2}$ , von  $1\frac{3}{4}$  und selbst von  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Goldmark läßt sich anscheinend vom deutschen Volk immerhin jährlich und dauernd aufbringen. Das „Volkseinkommen“, d. h. die Summe aller einzelnen Einkommen, wird für 1927 mit 60 Milliarden vielleicht noch zu gering geschätzt. Davon scheinen 2,5 Milliarden kein so gewaltiger Bruchteil zu sein. Das Bild ändert sich aber erheblich, wenn man feststellt, daß die Last nicht gleichmäßig über das ganze Volk verteilt ist. Wohl nimmt jeder irgendwie an der Last teil, indem er z. B. höhere Preise zahlt und auf der Eisenbahn teurer fährt, als es sonst nötig wäre. Aber den größten Teil trägt doch in Gestalt von Steuern verschiedenster Art der Teil der „Wirtschaft“, der das Unternehmertum umfaßt. Ihm hauptsächlich werden die Milliarden entzogen, die also ihm im Betriebe fehlen und — durch Verschuldung ersetzt werden. Die neueste Berechnung der deutschen Verschuldung an das Ausland durch das Statistische Reichsamt zeigt folgendes Ergebnis der Jahre 1924 bis 1927 in Millionen Reichsmark, außer der Dawes-Anleihe im Nennwert von 960 Millionen RM., die 800 RM. erbrachte:

Kreditform	Deutsche Forderungen	Deutsche Schulden	Saldo
Langfristige Anleihen .....	—	4085	— 4085
Kurzfristige „ .....	—	120	— 120
Langfristige „ .....	—	80	— 80
Sonstige Kredite .....	2700—3300	4500—5000	— 1300—2300
Insgesamt rund .....	2700—3300	8800—9300	— 5700—6600

Gleichzeitig sind in  $3\frac{1}{2}$  Dawes-Jahren rund 4300 Millionen Mark — die Goldmark ist bei fester Währung bis auf geringe Kursunterschiede gleich der Reichsmark — aufgebracht und transferiert worden; ohne sie hätte die Verschuldung an das Ausland nur 1,3 bis 2,3 Milliarden RM. betragen, wovon noch ein großer Teil neben der Dawes-Anleihe auf die Ansammlung des Gold- und Devisenbestandes der Reichsbank anzurechnen ist.

Den gleichen Zweifel an der Erträglichkeit des Aufbringens „in Reichsmark“ empfindet man, wenn man sich das „Sozialprodukt“ ansieht, als welches man aber nicht bloß die Menge der sichtbaren und greifbaren Waren auffassen soll, sondern jede Leistung, die mit der Bildung des Volkseinkommens Hand in Hand geht. Jede Arbeit ist ihres Lohnes und der Achtung, auch der volkswirtschaftlichen Wert, und es ist ein seltsamer Hochmut, der als „Sozialprodukt“ nur den für einen Verbrauchszweck, womöglich die Ausfuhr, umgeformten Stoff anerkennen will. Aber der „Reparationszweck“ ist allerdings nur dieser brauchbar, soweit nicht der ausländische Reisende etwa auch in Deutschland geistige Genüsse „verkonsumiert“. Von den stofflichen Erzeugnissen deutscher Wirtschaft verschlingt deshalb die „Reparation“ weit mehr als die wenigen Hundertteile, die der Tribut vom Volkseinkommen ausmacht; und mit körperlicher Arbeit fronen wir!

Das „Aufbringen in Reichsmark“ ist aus diesen Gründen nur solange möglich, wie der damit verbundene Kapitalverlust in Geld und in Ware durch Anleihen des Auslandes ausgeglichen wird. Die andre Seite der Zahlung ist die „Umwandlung in fremde Währung“. Ob sich durch Ausfuhr gegen Bezahlung eine „Devisen“ ergibt und dann als „Reparation“ abgetreten wird, ob in England 26 v. J. der zwischen Ausfuhr gleich in Devisen einbehalten oder die entsprechenden Devisen, je es jetzt geschieht, erst nachher wieder abgegeben werden, ob „Sachlieferungen“ ansonst geleistet werden, so daß die Devisen gar nicht erst entsteht, ob endlich deutsche Ausfuhr vom ausländischen Kauser mit deutschen Wechseln und Guthaben besprochen wird, die durch deutsche Einfuhr in ausländische Hand gelangt sind, das ist für die Reparationsfrage gleichgültig. Die Zahlung in Reichsmark mündet schließlich in die gleiche Zahlung in fremder Währung oder in die gleiche Einbuße an deutschen Forderungen an das Ausland aus. Wenigstens ist dem Reparationsagenten diese „Umwandlung“ bisher ohne Mue geglückt.

Es ist dabei die Frage stark umstritten worden, ob der „Transfer“ immer gelingen müsse, und von sehr sachverständiger Seite ist die Ansicht vertreten worden, das sei nicht der Fall, solange Deutschland eine einwandfreie Goldwährung habe. Sei die Summe noch so groß, wenn man sie nur in Reichsmark aufbringen könne — das, wie dargelegt, eine Frage für sich ist — dann lasse sie sich auch „transferieren“. Es kann hier nicht untersucht werden, ob für diese an sich richtige Meinung alle Voraussetzungen vorhanden sind, ob sie für so große, sich so schnell und so oft wiederholende Zahlungen zutrifft, sowie ob eine Goldwährung ohne Munzenumlauf und ohne Goldeinlosung der Banknoten dafür ausreicht. Aber es steht fest, daß 1921/1922 der Versuch, eine Milliarde Goldmark aus einer allerdings verantwortungslos gehandhabten deutschen Währung zu transferieren, den Zusammenbruch dieser Währung herbeigeführt hat; und daß unter dem Dawes-Plan die be-

hauptete „Selbsttätigkeit“ der deutschen Währung noch keine Gelegenheit gehabt hat, erprobt zu werden.

So sind Lage, Ausichten und Möglichkeiten im vierten Dawes-Jahr. Etwas anderes hatten sich die Verfasser des Planes die Entwicklung gedacht. Sie hatten geglaubt, zunehmende deutsche Ausfuhr werde die Devisen liefern; die erste, die „Dawes-Anleihe“, sollte den erfreulichen Vorgang nur „ankurbeln“. Daß bisher das Ausland selbst den Tribut vorschickt, ist ihnen allmählich aufgegangen; besonders der „Generalagent für die Reparationen“, Parker Gilbert, hat es gemerkt. Er hat sich zu dem Erkenntnis durchgerungen, daß überhaupt der ganze Plan geändert werden muß. Daß Anleihen erst nach Deutschland gegeben werden, worauf ihr Betrag an den Gläubiger weiterwandert, erscheint ihm umständlich, nicht ganz mit Unrecht; warum die Anleihen nicht gleich an die richtige Stelle geben, natürlich unter Belastung Deutschlands! Das wäre ja endlich die oft vergeblich gesuchte „Mobilisierung“ seiner Schulden! Zu ihrer Verzinsung und Tilgung — ohne Anleihen! — würde dann die Transfermöglichkeit brennend wichtig; damit möchte der Agent dann aber nichts mehr zu tun haben; Deutschland müßte den Transfer selber übernehmen, ohne einen Schutz für seine Währung. Als Gegenleistung aber würde ihm nunmehr eine neue „Endsumme“ mitgeteilt werden, und damit ein Zeitpunkt, zu dem es einmal ein Ende seiner Tributleistungen absehen könnte.

Ganz so einfach wird die Erledigung nun wohl nicht sein. So schwer bisher Deutschland die Ungewißheit über das Ende der wirtschaftlichen Bedrückung empfunden worden ist, so bänglich muß man der neuen „Gewißheit“ entgegen sehen. Der Dawes-Plan bot schon die Möglichkeit, sich eine Art von Schlusssumme auszurechnen. Im Normaljahr sollte die Jahresleistung von  $2\frac{1}{2}$  Milliarden Goldmark in zwei gleiche Hälften zerfallen:

1. Zinsen und Tilgung der Schuldverschreibungen der

Reichsbahn .....	660 Millionen
Industrie .....	300 „
Beförderungssteuer .....	290 „

1250 Millionen

2. Beitrag aus dem Reichshaushalt .....

1250 Millionen.

Da der Nennwert der in rund 32 Jahren zu tilgenden beiden Arten von Schuldverschreibungen 11 und 5, zusammen 16 Milliarden Goldmark beträgt, läßt sich bei ebenfalls 5 v. H. Zinsen und 1 v. H. Tilgung der Kapitalwert der Beförderungssteuer auf 4,833 Milliarden annehmen, und also der Wert des Reichshaushaltsbeitrags, angenommen er wäre befristet, auf 20,833 Milliarden; der Gesamtgegenwartswert der Dawes-Verpflichtung somit auf rund 41,67 Milliarden Goldmark. Ein im Januar 1928 in der amerikanischen Presse mitgeteilter, allerdings sofort nachdrücklich bestrittener „Plan“ bekundete angeblich die Absicht, eine neue Regelung so vorzunehmen, daß die vorhandenen Schuldverschreibungen bestehen bleiben und noch um einige Milliarden neuer, vielleicht vom Reiche unmittelbar auszustellender vermehrt werden sollten, wogegen dann der Beitrag aus dem Reichshaushalt wegfallen würde. Man wäre dann glücklich wieder bei dem Zustand von 1919 und 1920 angelangt, mit Schuldverschreibungen allein, nur zu einem niedrigeren Nennwert als damals.

Für Deutschland kommt offenbar gegenüber diesen noch ganz unverbürgten Plänen nur in Betracht, abzuwarten, was ihm amtlich angeboten wird. Lang und viel wird gezahlt werden müssen. Eine ganz erhebliche Verringerung der Jahreszahlungen ist wichtiger als eine Begrenzung, die erst in vielen Jahren wirksam wird.

Für die Gläubiger Deutschlands aber spricht die Angelegenheit der Kriegsschulden untereinander sehr wesentlich mit. Die Vereinigten Staaten und Großbritannien haben den anderen gewaltige Beträge geliehen, über deren Rückzahlung viel verhandelt worden ist. Man hat sich in der Hauptsache auf eine Tilgung in 62 Jahren von 1926 an geeinigt, und auf ermäßigte Gegenwartswerte folgender Gestalt, umgerechnet in Milliarden Goldmark:

Schuldner	Gläubiger		Saldo
	Ver. Staaten	Großbritannien	
Großbritannien .....	19,32	—	+ 8,16
Frankreich .....	16,9	13	— 29,9
Italien .....	8,6	12	— 20,6
Belgien .....	1,8	2,48	— 4,28
	46,62	27,48	

Vom Kriege her schuldet somit Europa — abgesehen von den übrigen Bundesgenossen und auch von Teilzahlungen seither, die nur bei England mit 33 Millionen Pfund jährlich ins Gewicht fallen — an die Vereinigten Staaten 46,62 Milliarden Goldmark. Da England selbst von den drei anderen 27,48 Milliarden zu fordern hat, so ist es im ganzen noch für 8,16 Milliarden Goldmark Gläubiger, während Frankreich, Italien und Belgien zusammen für 54,78 Milliarden Goldmark Kriegsschulden haben. Dieser Betrag ist höher als der vermutete Gegenwartswert der Dawes-Leistungen, während diese die auf 62 Jahre berechneten zukünftigen Jahreszahlungen der Verbündeten an die Vereinigten Staaten und England weit überreffen.

Der Gedanke der Aufrechnung der Kriegsschulden gegen den deutschen Tribut liegt für die Verbündeten nahe, als Rest des einstigen: „le Boche payera tout!“ Mit der Möglichkeit, gleichzeitig etwas von der Reparation nachzulassen, hat man sich vielleicht in England abgefunden, wo man schließlich auf die 8,16 Milliarden Goldmark und auch auf deutsche Zahlungen verzichten möchte, wenn man damit nur die Kriegsschulden überhaupt los wird; denn England zahlt an Amerika wirklich, über was die anderen an England zahlen werden, ist ungewiß, ein „wind fall“, wie der frühere Schatzkanzler Sir Robert Horne einmal gesagt. Immerhin hat sich der frühere Botschafter in Berlin, Lord d'Abernon, heftig gegen eine Änderung des Dawes-Plans schon jetzt ausgesprochen. In Frankreich möchte man zwar auch nichts zurückzahlen, aber außerdem noch von Deutschland die angeblichen Kosten des Wiederaufbaus „der zerstörten Gebiete“ erhalten. Die Vereinigten Staaten sind wohl mit dem Plan des Generals Dawes und dem Rat des Agenten Gilbert freigebig gewesen; aber die Großmut, die europäischen Kriegsschulden von

46,62 Milliarden Goldmark wesentlich herabzusetzen, damit auch Deutschland weniger zu zahlen habe, ist lediglich eine europäische Erwartung, der noch kein maßgebender Amerikaner Worte verliehen hat. Auch Gilbert empfiehlt in seinem neuesten Bericht nur die endgültige Festsetzung der Reparationsschuld, damit „Deutschland vor die endgültige Aufgabe gestellt werde, unter eigener Verantwortung, d. h. ohne ausländische Aufsicht und ohne Transferschutz, zu handeln“. Von „Ermäßigung“ sagt er gar nichts.

Es wird nun wohl hie und da empfohlen, Deutschland selbst solle eine „aktive“ Politik treiben, um die „Revision“ des Dawes-Planes zu betreiben und sich dabei auf seine vertraglichen und sittlichen Ansprüche stützen; als ob politische Entscheidungen durch Überredung zu erreichen und nicht von den Machtverhältnissen abhängig wären! Der zu Überredende wäre in diesem Falle Poincaré, dem sicherlich die Reparationsfrage nicht in erster Linie eine wirtschaftliche, sondern eine politische ist, als eines der Mittel, um so lange wie möglich am deutschen Rhein zu bleiben. Wenn der Dawes-Plan eine gute Seite hat, so ist es die, daß er den Franzosen die Vorwände dafür zu finden erschwert. Zum mindesten ist es bedenklich, an seiner Stelle eine Regelung zu wagen, mit „eigener Verantwortung“, wie Gilbert sagt, solange noch nicht einmal die zweite Zone geräumt ist. Was uns die anderen anbieten wollen, mag geprüft werden, ob es nicht schlimmer als der Dawes-Plan ist, wirtschaftlich und politisch!

## Reife

Von Wilhelm Luetsjens

Wie wir mählich miteinander reifen,  
 Fühlst du es, mein Weib?  
 Wie wir jedes Gestern von uns streifen,  
 Täglich tiefer ineinander greifen —?  
 Sind wir so nicht selig, du mein Weib?

Diese Erde will uns Heimat geben,  
 Hier sind wir zu Haus.  
 Wie wir, tiefer wurzelnd, uns erheben,  
 Miteinander nach Erlösung streben,  
 Wipfeln wir zur Ewigkeit hinaus.

Du Geliebte, reich mir deine Hände,  
 Meine ganze Welt!  
 Einmal geht der Erdentag zu Ende:  
 O daß jeder Stundenschlag uns fände  
 So wie heute: stark und treu gefellt!

# Unveröffentlichte Briefe Ernst Moritz Arndts

Herausgegeben von Prof. Dr. E. E. Becker

(Schluß)

Auch den folgenden Brief hat Arndt in seinem „Nothgedrungenen Bericht“ veröffentlicht, allerdings ohne Datum — Meisner und Geerds geben ihm in ihrem Lebensbild in Briefen das Datum 31. Januar. — Der Abdruck ist nur an einer Stelle geglättet: Im zweiten Satze heißt es nun richtiger: Wenn auch einzelnen Worten in dem Buche usw. Zu dem Satze von den Rampjanern und Schmalzianern macht er die Anmerkung: Ich durfte dem wadern Grafen, mit welchem ich seit 1814 in freundschaftlicher Vertraulichkeit stand, über meine Dinge immer unumwunden schreiben.

Arndt an Graf Solms-Laubach:

Praesf. d. 10./2. 19.

Hochgeborner Herr Reichsgraf!  
 Gnädiger Graf und Herr.

Die Sendung, deren Ankunft Euer Erlaucht mir mit Ihrer gewohnten Milde und Freundlichkeit in Köln verkündigt hatten, habe ich ruhigen Muthes empfangen. Wenn auch einzelnen Worten eine Heftigkeit und ein Fliegendes in dem Buche anhangt, das Misdeutungen unterliegen kann, so habe ich mich meiner Grundsätze, wie ich fühle, wenn auch Kaiser und Könige anders meinen sollten, vor dem höchsten Kaiser droben nicht zu schämen noch der Gefühle, welche das Buch zur Welt gebracht haben. Das murus aeneus des Horaz hält in dem schmutzigen Strom der Hekerei und Klatscherei als tüchtige Wehr des Lebens gottlob noch vor, und ich bin wieder heiter; denn was mich nur von außen trifft, das soll drinnen als Bliß nicht einschlagen. Ich will nun ruhig abwarten, wohin sich dies weiter wenden will, oder wohin die Rampjaner und Schmalzianer mein Schicksal vielleicht zu zerren versuchen mögen.

Wie aber auch dies Schicksal gerathe, seyen Euer Erlaucht immer meiner treuesten Dankbarkeit und meines redlichsten Strebens versichert, und daß ich hoffentlich in Feigheit oder Jämmerlichkeit nie so tief sinken werde, daß die Tapfern und Redlichen im Volke an meiner Ehre verzweifeln.

Mit tiefer Verehrung

Euer Erlaucht

Bonn, den 8. Februar 1819.

gehorsamster E M Arndt.

13. Der folgende Brief des Ministers zeigt ihn in einem freundlichem Lichte, als ihn Arndt zu sehen pflegte. Er atmet aufrichtiges, um den hochgeschätzten Mann besorgtes Wohlwollen gegen Arndt.

Minister von Altenstein an Graf Solms-Laubach:

Praesf. d. 23./3. 19.

Der Professor Arndt hat mir, nachdem er durch Ew. Hochgeboren den Allerhöchst befohlenen Verweis erhalten, den anliegenden Brief geschrieben. Ich würde

mit den Inhalt desselben in so weit, als er das Geständniß von Ungemessenheiten und Unschicklichkeiten in Worten und Ausdrücken und die Versicherung lauter Absichten ausdrückt, gern gefallen lassen und ihn zu den Acten nehmen. Der fernere Inhalt aber gestattet mir dieses nicht. Die namentliche Angabe eines vermeynten Widersachers ist an sich sehr mißlich und im Zusammenhange mit den Vorfällen, wovon hier die Rede ist, völlig unangemessen, da die Allerhöchst eigene Bewegung und das ohne fremde Einwirkung entstandene Allerhöchste Misfallen nicht zweifelhaft seyn kann. Ich besorge, wenn ich den Professor Arndt hierüber schriftlich bedeute, leicht missverstanden zu werden und den Zweck, ihn zu einer angemessenen schriftlichen Erklärung, die zu den Acten kommen und nöthigenfalls ohne den, der sie gegeben, und den, der sie angenommen hat, gerechtem Tadel auszusetzen, vorgelegt werden kann, zu bewegen, nicht ganz auf gewünschte und erforderliche Weise zu erreichen. Ew. Hochgeboren wird dieses mündlich leichter gelingen, und Sie werden Sich dadurch um den Mann, dem wir beyde wohlwollen und gern vor Uebereilungen bewahren, ein wirkliches Verdienst erwerben und auch mich zu aufrichtigem Dank verbinden.

Berlin, den 16ten März 1819.

Altenstein.

An  
des Königlichen Ober Präsidenten  
Herrn Grafen zu Solms Laubach  
Hochgeboren  
in Cöln.

14. Der nächste Brief schließt diesen Briefwechsel und auch die Reihe der Briefe Arndts an den Grafen. Dieser hatte Arndt mündlich gebeten, nach dem Wunsche des Ministers seine Antwort umzuschreiben. Der Brief zeigt eine gewisse Kühle. In der That schlug Arndts Stimmung gegenüber dem Grafen in der nächsten Zeit um. Er meinte wohl zu sehen, daß der Graf ihm in seinen Mäthen nicht entschieden genug beistehet. So kam er in einem Brief vom 6. Mai 1821 an seinen Schwager Schleiermacher dazu, von dem „schwachen Solms“ zu schreiben, „der ganz österreichisch wüthen und nichts als Hängen und Köpfen ausprudeln soll“.

Arndt an Graf Solms-Laubach:

Erlauchter Herr Reichsgraf,  
Gnädiger Herr.

Hiebei lege ich Euer Erlaucht das Befohlene, umgeschrieben, wie Sie es gestern andeuteten, und bitte Sie es an des Herrn Ministers von Altenstein Excellenz gelangen zu lassen.

Mit tiefer Verehrung

Euer Erlaucht

Bonn, den 8n April 1819.

gehorsamster E M Arndt.

D. Späte Erinnerung.

15. Lange war Graf Friedrich Christian Ludwig gestorben. Lange war Arndt nach mehr als zwanzigjähriger Verbannung von Lehrstuhl in sein Amt wieder eingesetzt worden, da schrieb

er noch einmal einen Brief an einen Grafen zu Solms-Laubach, an Graf Otto (1799—1875), den Sohn des verewigten Sönners. Die Verbitterung gegen den früheren Freund ist gewichen, ja sie hat einer eigenartigen Erklärung Platz gemacht.

Was die unmittelbare Veranlassung des Briefs war, ist nicht auszumachen. Unter den Werken Arndts aus jener Zeit findet sich nichts, worauf die Andeutungen des Briefes passen könnten. Es müßte denn sein, daß der „Nothgedrungene Bericht“ schon 1846 erschienen und nur mit 1847 vordatiert sei; wie es die Verleger auch heute noch oft genug tun. Aber das Datum „den 12. März“ macht auch dies wenig wahrscheinlich. Genug, daß dieser letzte Brief Arndts an einen Grafen Laubach die herzlichste Erinnerung an einen Mann zeigt, der ihm in großen und in kleinen Zeiten als treuer Mitarbeiter und Gesinnungsgenosse zur Seite stand.

Hochgeborener Herr Graf,  
 Gnädigster Herr.

Euer Erlaucht gewogentliches Schreiben vom 13t. v. M. hat mich freudig überrascht und gewährt mir eine Anknüpfung an Erinnerungen, die ich unzerstört Zeit Lebens in meinem Herzen tragen werde. Die Periode, worin ich das Glück hatte, täglich Ihren verewigten Herrn Vater in seinem biedern, hingebenden Geist wirken zu sehen, war die schönste meines Lebens, und, wenn ich in spätern Tagen ein patriotisches Schaffen als mein höchstes Glück betrachtet habe, so kann ich nicht leugnen, daß ich dem edeln Manne diese Richtung vorzüglich zu verdanken habe. Darum war die kleine Stühne, die ich seinem Namen gebracht, eine Herzens-Aufgabe für mich, und ich danke Euer Erlaucht innigst für die gütige Anerkennung des Wenigen, was ich darin geleistet habe.

Euer Erlaucht bald meine innigste Verehrung persönlich bezeugen zu können, würde mich sehr beglücken, und mit der Bitte, die Frau Gräfin Mutter und Frau Fürstin Schwester meines tiefsten Respects zu versichern, verharre ich mit unveränderter Ehrerbietung

Euer Erlaucht

ganz gehorsamster Diener Arndt.

Düsseldorf, am 12t. März 1846.

Anhang.

Zwei Briefe Neithardts von Sneyenau.

Wohl durch den gemeinsamen Freund, Freiherrn von Stein, war der Graf auch in Beziehungen zu dem großen Feldherrn der Befreiungskriege getreten. Sneyenau hatte nach dem Friedensschluß zu Paris das Generalkommando am Rhein bekommen. So ergaben sich, durch die gemeinsame Freundschaft mit Stein vermittelt, selbstverständlich bald freundschaftliche Beziehungen zu dem Oberpräsidenten. Der Ton der Briefe zeigt, wie herzlich diese Beziehungen schnell wurden. Er ist für jene Zeit erstaunlich freimütig und vertraulich.

Sneyenau wußte sich mit dem Grafen auf demselben Boden, in einem Gegensatz zu der Rückwärtserei jener dunklen Jahre, die so rasch auf die strahlende Zeit der Erhebung des deutschen Volles gefolgt war.

Noch waren die neuen Provinzen nur äußerlich dem preußischen Staate angefügt. Es war eine Arbeit, des Schweiges der Eilen wert, sie auch innerlich mit ihm zu verbinden. Aber den Mann, der dieser Aufgabe am besten gewachsen war, den Freiherrn von Stein, berief man nicht dazu. Er galt in den engen Kreisen der Berliner und noch mehr der Wiener Regierungen nicht als zuverlässig genug.



Während des Krieges hatten die Verbündeten Johann August Sad (1764—1831) zum Generalgouverneur der herrenlos gewordenen Gebiete am Niederrhein mit dem Amtsitz zu Aachen ernannt. Der König berief ihn sodann zum Oberpräsidenten des Großherzogtums Niederrhein. Allein er war den Rückwärtlern in Berlin mißliebige. So zwang man ihn zum großen Schmerze Sneysenaus, das Oberpräsidium in Neupommern zu übernehmen.

An seine Stelle wurde Graf Ingersleben (1753—1831) berufen, der dies Oberpräsidium bisher innegehabt hatte. Sneysenau hatte ihm nicht vergessen, daß er es gewesen war, der am 29. Oktober 1806 den Gouverneur von Stettin, Generalleutnant von Romberg, veranlaßt hat, die wohl armierte Festung mit 6 Generalen, 120 Offizieren, 5000 Mann Besatzung und 270 Geschützen an 800 Husaren des französischen Generals Lasalle zu übergeben. Bitter meinte er, er müsse nun seine Festungskommandanten warnen, vor den Aberredungskünstlern des Oberpräsidenten auf der Hut zu sein.

Praes. d. 23. Jan. 1816.

Ew. Hochgeborenen wollen wohlwollend meinen gehorsamsten Dank für die Mittheilung der gegen das Herzogthum Westphalen führenden Chausseen empfangen. Mit Freuden sehe ich daraus, daß wir nur das fortzusetzen haben, was andere angefangen.

¶ Aus einer Erklärung des Fürsten Staatskanzlers geht hervor, daß die Organisation der hiesigen Provinz in 14 Tagen eingetreten seyn soll. Wie dies zu bewerkstelligen sei, ist mir nicht ganz deutlich.

• Aber es sollen uns noch andere Veränderungen bevorstehen. Die Feinde des Oberpräsidenten Sad haben über ihn gesiegt. Wahrscheinlich wird er nach dem ehemaligen Schwedisch-Pommern versetzt werden. An seine Stelle soll der Minister von Ingersleben, Bruder der Oberhofmeisterin, kommen; derselbe der im Jahr 1806 durch sein Zureden bei dem Gouverneur v. Romberg die Übergabe von Stettin bewirkte und wegen seiner Eidesleistung für Bonaparte nach dem Tilsiter Frieden gleich den andern Ministern seiner Stelle entsetzt ward. Es wird fast nöthig seyn, die unter mir stehenden Festungskommandanten zu warnen, gegen seine Aberredungskünste auf seiner Hut zu seyn.

Wollte man etwas Entscheidendes für die hiesige Provinz thun, so sollte man Herrn von Stein an ihre Spitze und zwar mit sehr ausgedehnter Vollmacht setzen. Nur hieraus könnte Heil für die Provinz sowohl als für den Staat entstehen; ohne diese Maasregel werden Nichts als Mißgriffe, Schlechtigkeiten und Albernheiten entstehen. Herrn von Steins anerkannte Rechtschaffenheit würde die schon leider scheu gemachten Gemüther beruhigen. Aber wo wäre bei dem jetzigen Zustand der Angelegenheiten in Berlin die Hoffnung zu einem solchen Beschluß?

¶ Sie wollen, verehrter Herr Graf, die Versicherung meiner festbegründeten Hochachtung annehmen und meiner mit Wohlwollen eingedenk seyn.

Er. N. v. Sneysenau.

Coblenz, 16. Jan. 1816.

Das Verständniß des anderen Briefs öffnet uns ein Schreiben, das Sneysenau am 5. Februar an den Staatskanzler Grafen Hardenberg richtete. Dieser hatte Sneysenau in Paris beauftragt, mit den Brüdern Boisleré zu verhandeln, ob sie ihre Gemäldesammlung an den preussischen

Staat verlaufen wollten. Bekanntlich sind die Brüder Boiseré, Sulpiß (1783—1854) und Melchior (1786—1851), die Wiederentdecker der gotischen Kunst. Durch jahrelange Bemühungen hatten sie eine Sammlung zustande gebracht, die selbst dem einseitig auf die griechische Kunst eingeschworenen Goethe den Ausruf entlockte: „Auch dies ist Kunst!“ Die Sammlung befand sich damals in Heidelberg. Canova, der sie dort sah, erklärte, daß Italien nichts Ähnliches aufzuweisen habe. Sneysenau hatte den mit den Brüdern bekannten Kammergerichtsrat Eichhorn beauftragt, bei diesen anzuklopfen. Auch andere Regierungen bemühten sich darum. Nun hörte Sneysenau, daß Graf Solms mit einem der Brüder in Briefwechsel stand. So schrieb er dem Staatskanzler, er nehme an, daß der Graf in dessen Auftrag handele, und empfahl dringend den Ankauf, wie er es auch in unserm Schreiben tut.

Die Verhandlungen zerschlugen sich. Ob der König in seiner Sparsamkeit sich nicht zu dem wenn auch kleinen Opfer entschließen konnte? Ob seine — wie Goethe im Klassizismus befangenen — Kunstberater ihm abrieten? Die Sammlung kam dann nach Stuttgart. Als auch dort Verhandlungen mit dem württembergischen Staat nicht zum Ziele führten, kaufte endlich König Ludwig von Bayern die Kunstwerke für 120000 Taler. Der größte Teil von ihnen ziert heute die Pinakothek in München.

Auch dieser Brief zeigt ein rückhaltloses Vertrauen Sneysenaus zu dem Grafen, mit dem er sich gefinnungsverwandt fühlte. Die Veränderung, die er andeutet, ließ nicht lange auf sich warten: nach wenigen Monaten verließ er den Dienst und ging auf sein Gut in Schlessien. Er konnte sich in der Luft des damaligen preussischen Staats nicht mehr wohlfühlen.

Ihrem Verlangen, mein verehrter Herr Graf, zufolge habe ich die Ehre, Ihnen den Brief des Herrn Boiseré wieder zuzusenden. Ich habe gestern in dieser Angelegenheit wieder an den Fürsten Staatskanzler geschrieben und ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht, daß uns diese vortreffliche Sammlung entgehen könnte.

Das Geschäft mit Herrn Boiseré macht sich, zum Glück für unsere (unnöthige) Finanznoth, so sehr leicht, daß in jedem Augenblick abgeschlossen werden kann. Eine Leibrente, ein Gehalt, eine literarische Wirksamkeit und anständiger Rang ist Alles, was die beiden Brüder verlangen, und das ist wahrlich sehr wenig für eine solche Erwerbung. Am zweckmäßigsten, nach meinem Erachten, würde man verfahren, wenn man die beiden Brüder an die Spitze eines Vereins stellte, der den Auftrag hätte, Alles was von altdeutschen Monumenten noch vorhanden, sammeln oder zeichnen zu lassen, damit auch wir unsern Montfaucon hätten.

Hier ist eine allgemeine Klage, daß Sie nach Eöln versetzt sind; auch ich würde mich über den Tausch mit Herrn von Jngersleben sehr ärgern, wenn ich nicht — im Vertrauen gesagt — einen andern Lebensplan auszuführen im Begriff wäre, und ich erwäge, daß Sie in Eöln nützlicher und angenehmer angestellt sind.

Lassen Sie mich, verehrter Herr Graf, Ihrem Wohlwollen empfohlen seyn, und genehmigen Sie die Versicherung meiner unverbrüchlichen, hochachtungsvollen Ergebenheit.

Er. N. v. Sneysenau.

Coblenz, d. 6t. Februar 1816.

# Die Wohnmaschine

## Von Ernst Finkbeiner

Des Teufels Großmutter nähte eben ein Loch in ihrer Nachtjacke mit Schwefel-  
faden zu, als ihr Enkel eintrat und sich mürrisch und verlegen zu ihren Füßen  
niederkauerte. „Ich weiß, warum du kommst,“ sagte die Alte, die vortrefflich Ge-  
danken lesen konnte, „du möchtest die deutsche Seele töten, denn sie ist dir besonders  
verhaßt. Du hast alles versucht, aber es ist immer noch Leben in ihr. Nun soll ich  
wieder einmal Rat schaffen. O, du dummer Teufel! Kann denn die deutsche Seele  
sterben, solange ihr eine Hauptwurzel noch Nahrung zuführt: das deutsche Heim?“

„Wenn das deine ganze Weisheit ist,“ knurrte der Teufel, „so kann ich gleich  
wieder gehen. Habe ich nicht, als Deutschland zum dichtbevölkerten Industriestaat  
wurde, die häßliche, ungesunde, unbehagliche und undeutsche Mietskaserne ge-  
schaffen? Ich hoffte schon, gewonnenes Spiel zu haben. Aber da standen in Deutsch-  
land zahlreiche Architekten auf, in denen ich die deutsche Seele nicht zu ersticken ver-  
mochte. Schändlich! Diese Halunken erkannten vollkommen richtig, daß das deutsche  
Volk in seiner Formkultur zu sich selbst kommen müsse, vor allem auch in der Gestalt  
des deutschen Wohnhauses, und daß die formalen Grundzellen für dasselbe nur die  
Typen des deutschen Bauernhauses sein können. O, wie wurmte es mich, als  
man in Deutschland deutsch zu bauen begann, als die deutschen Architekten mit er-  
staunlichem Geschmac und Feingefühl die Typen des deutschen Bauernhauses  
weiterentwickelten und den Sonderbedürfnissen anpaßten, als sich herausstellte, daß  
man äußerst billig, praktisch und hygienisch und doch zugleich auch deutsch  
bauen könne, als sie die neuen, hochwertigen Baumaterialien verwendeten, ohne  
die deutsche Form zu verraten. Ich wurde aber buchstäblich krank vor Ärger,  
als es den deutschen Architekten schließlich verblüffend gut gelang, sogar dem mehr-  
stöckigen Mietshause deutschen Charakter aufzuprägen. Der deutsche Wohnhausbau  
ist leider in vollkommen richtigen Bahnen. Ich halte es für unmöglich, ihn je  
wieder daraus zu verdrängen.“

„O, du feiger Teufel!“ krächzte die Alte, „findet sich Geschmacklosigkeit, Ober-  
flächlichkeit, Charakterlosigkeit und Neuerungsucht nicht auch reichlich im deutschen  
Volke? Und da willst du das Spiel verloren geben? Und eben jetzt, wo in Deutsch-  
land wieder eine lebhaftere Bautätigkeit einsetzt? Wo du der deutschen Seele einen  
furchtbaren Schlag versetzen kannst, wenn du es dahin bringst, daß der Riesenbedarf  
an neuen Wohnhäusern undeutsch befriedigt wird. Jetzt gilt's! Und das erste Gebot  
für dich ist: Teufel, sei frech! Wage es, und leugne rundweg das Bestehen einer  
deutschen Seele!“

„Damit werde ich bei den Deutschen kein Glück haben,“ knirschte der Teufel, „denn  
dafür haben sie viel zu viel Bildung. Denke nur daran, daß die Deutschen eifrig  
fremde Sprachen lernen. Gerade sie wissen daher am besten, daß jede historisch  
entwickelte Sprache eine Seele hat, in der die seelische Grundartung des betreffenden  
Volkes mit größter Treue zum Ausdruck gelangt. Sie wissen, daß der beste Weg zur  
Seele eines Volkes die Erlernung seiner Sprache ist. Die Deutschen lesen viel aus-

ländische Schriftsteller im Original. Sie wissen also, daß es in der Dichtkunst jedes Volkes eine Menge Eigengut gibt, das in andere Sprachen überhaupt nicht übertragen werden kann. Auch die beste Übersetzung gibt hier keinen Begriff vom Reize des Originals. Denke an die Musik! Der Deutsche liebt sie leidenschaftlich. Wie sollte er verkennen, daß sie deutlich das Gepräge der Volksseele trägt, daß viele musikalische Schöpfungen unverkennbar italienisches, französisches, deutsches oder anderes nationales Kolorit aufweisen. Das gilt aber für die ganze Formkultur der Menschheit. Kurzum: keinem gebildeten Deutschen wird es einfallen, das Bestehen einer deutschen Seele zu leugnen.“

„Und wenn schon,“ zischte die Alte, „dann gilt es eben, die deutsche Seele dem Haß und der Verachtung preiszugeben. Gerade beim deutschen Volke selbst ist das sicherlich am leichtesten zu machen. Rede doch einfach von Menschheitsverbrüderung, von verderblichen nationalen Vorurteilen, von der Notwendigkeit internationalen Zusammenschlusses, von Überbrückung aller nationalen Gegensätze . . .“

Der Teufel schüttelte den Kopf. „Das ist aussichtslos,“ unterbrach er seine Großmutter kalt und mürrisch, „du hast vergessen, daß wir es mit einem geistig gereiften Kulturvolke zu tun haben. Die deutsche Seele drängt nach einem gesunden Internationalismus, und das gerade macht sie mir besonders verhaßt. Sie fühlt, daß auf politischem, wirtschaftlichem und technischem Gebiete und nicht zuletzt auch zur Förderung der Wissenschaft ein weitgehendes internationales Zusammengehen und Zusammenarbeiten notwendig und daß das deutsche Volk berufen ist, bei der Erreichung dieses ungeheuer wichtigen Zieles entscheidend mitzuwirken. Aber der Deutsche ist leider scharfsichtig und geschmackvoll genug, um den ebenso plumpen wie verhängnisvollen Fehler zu vermeiden, den Internationalismus auf die Formkultur auszubehnen. Er weiß, daß formaler Internationalismus Verflachung des Formenlebens bedeutet. Der Fortschritt der Formkultur besteht in der zunehmenden schönen Vielgestaltigkeit. Jedes Volk hat die Aufgabe, seine eigene Form zu entwickeln. Gerade die formalen Gegensätze der Völker wirken anziehend und darum international. Für die Formkultur gilt: Je nationaler, desto internationaler. Einem Kulturvolke wie dem deutschen wird diese Erkenntnis leider nicht verschlossen bleiben.“

„Kulturvolk?“ lachte die Alte, „sieh doch an, wie unglaublich der gute Geschmack in Deutschland entartet, wie die deutsche Kunst großenteils mit krankhafter Lust im Häßlichen wühlt. Glaubst du, die deutsche Baukunst werde von dieser Seuche dauernd verschont bleiben? Erfinne das Häßlichste, Abstoßendste, Lächerlichste, was sich an Bauformen denken läßt, und du wirst staunen, welche Bewunderung, ja Begeisterung sie bei den Deutschen auslösen. Die Deutschen vertauschen soeben das Kulturideal mit dem Zweckmäßigkeitideal. Sie amerikanisieren sich. Und da sollte der Kampf gegen die deutsche Seele aussichtslos sein? O, du dummer Teufel! Blase den Deutschen ein, das Wohnhaus sei lediglich ein Zweckgebilde, eine Maschine zum Kochen, Spülen, Waschen, Schlafen, zum Schutz gegen Kälte, Nässe und Krankheit, zur Arbeitersparnis für die Hausfrau. Was die Form betrifft, so flüstere ihnen ein, die zweckmäßige Form sei immer auch eine schöne Form; Bequemen und Gemütlichkeit brauche Wohnhaus und Wohnraum nicht mehr zu atmen, denn für

diese Seelenwerte habe die neue Zeit keinen Platz übrig; überhaupt verlangen die neuen Baumaterialien gebieterisch einen radikalen Umsturz aller Bauformen, und es sei lächerlich, sich dieser unaufhaltsamen Entwicklung entgegenzustemmen. Ich wette tausend gegen eins: die Deutschen werden gründlich auf diesen Schwindel hereinfallen. Und dann sind der Verunstaltung und Entseelung des deutschen Heims keine Schranken mehr gesetzt.“

„Sie werden nicht darauf hereinfallen“, entgegnete der Teufel düster. „Rein denkender Deutscher wird Schönheit und Zweckmäßigkeit durcheinander mengen. Er weiß, daß beide an sich völlig getrennte Welten sind. Wie sollte er blind sein für die zahllosen Beispiele von zweckloser Schönheit und unschöner Zweckmäßigkeit? Wohl aber weiß er, daß Schönheit und Zweckmäßigkeit eine sehr glückliche Ehe miteinander eingehen können und daß jedes wahre Kulturvolk alles Zweckmäßige nach Kräften mit dem Schönen zu vermählen sucht. Wie bei jeder harmonischen Ehe, so geht es auch bei dieser nicht ohne ein gelegentliches kleines Opfer ab, das aber durchaus nicht in Unterdrückung eines der beiden Teile auszuarten braucht. Das deutsche Volk als Kulturvolk will im deutschen Wohnhause die glückliche Ehe von Zweckmäßigkeit und deutscher Schönheit. Billig, praktisch, gesund, arbeitssparend soll das deutsche Heim sein, aber in all seinen Formen voll behaglichen Reizes, voll gemütswarmer deutscher Seele. Gerade in der Gegenwart soll die Beseelung des Heimes ein Gegengewicht gegen die Entseelung der Arbeit sein. So will es leider, leider die deutsche Seele. Moderne Baumaterialien? Vergiß nicht, daß fortwährend neue brauchbare Baumaterialien erfunden werden und daß hier keine Grenze gesetzt ist. Wenn lediglich das Baumaterial die Form des Wohnhauses bestimmen soll, so verlangt jedes einzelne Baumaterial infolge seiner besonderen Struktur seinen besonderen Baustil, der zugleich beliebig häßlich sein kann. So gelangen wir zu Hunderten, zu Tausenden von Materialstilen, einem unerträglichem internationalen stilistischen Chaos. Gerade der zunehmende Reichtum an Baumaterialien macht das einigende Band der national beseelten Bauform hundertfach notwendig. Die Deutschen würden sich gewiß zuerst hierüber klar werden. Bei ihnen würden die neuen Baumaterialien nur neue, reizvolle Spielarten unter den unendlich vielen möglichen des deutsch beseelten Wohnhauses schaffen . . . Doch warum lange hin- und herreden? Ich liefere dir sogleich den Beweis, daß ich recht habe . . .“

Da blies der Teufel den Gedanken der Wohnmaschine in die Köpfe der deutschen Architekten. Er tat es lediglich, um seine Großmutter zu beschämen. Allein, wer beschreibt seine Verblüffung, als der ausgestreute Giftsame überall schnell und üppig aufging. Der deutsche Boden bedeckte sich mit Wohnmaschinen, durch welche das deutsche Formgefühl aufs schwerste verletzt wurde. Überall war bei ihnen das durch und durch undeutsche, und dazu nicht einmal praktische Flachdach verwendet. Diese listenartigen Gebilde überboten sich an Seelenlosigkeit, frierernder Mächtigkeit und beleidigender Geschmacklosigkeit, ohne dadurch dem Zweckmäßigen nennenswerte Dienste zu leisten. Es war ein Triumphzug des Häßlichen. Die deutsche Formkultur erlebte eine grenzenlose Entwertung.

# R u n d s e h a u

## Pariser Eindrücke

Durch die Deutsche Christliche Vereinigung studierender Frauen, deren Mitglied ich als Studentin war, hatte ich zahlreiche Adressen von französischen Pastoren- und anderen protestantischen Familien bekommen, zu einem Studienaufenthalt in Frankreich. Ich entschied mich für Madame F. im Quartier Latin. Es war eine hochgebildete Dame, Witwe eines Rechtsanwaltes, mit drei Töchtern, berufstätigen jungen Mädchen.

In der Familie F. habe ich mich von Anfang an wohlgefühlt. Ich hatte keine besondere Freundlichkeit erwartet und war überrascht, wie liebenswürdig man mir entgegenkam. Ich gehörte ganz zur Familie, alle Räume und vor allem der sehr gut ausgestattete Bücherschrank und die Zeitschriften und Zeitungen standen mir zur Verfügung; Madame begleitete mich bei schwierigen Besorgungen, und die Töchter waren auch immer freundlich und hilfsbereit. Niemand in der Familie konnte Deutsch, sie wußten auch kaum etwas von Deutschland, von deutscher Geschichte oder Kultur. Nur deutsche Musik liebten sie, und von Bach bis zu Brahms waren unsere großen Musiker vertreten, wie in jedem musikalisch gebildeten deutschen Hause. Einen unschätzbaren Vorzug hatte ich dadurch, daß Madame sich nach dem Mittagessen und dem Abendbrot stets ihren drei Pensionärinnen zur Verfügung stellte. Die andern machten selten Gebrauch davon, und so waren Madame und ich meist allein im Salon und plauderten viel über Literatur und Geschichte. Ich erzählte aus den Vorlesungen und von meinen Wanderungen durch Paris; sehr bald kamen auch religiöse und politische Themen auf. Madame war pazifistisch eingestellt und gehörte zur radikal-sozialen Partei; wir lasen regelmäßig den Quotidien und den Progrès Civique. Die Töchter waren durch die Schulerziehung eher nationalistisch. Allerdings, sobald man auf Tieferes im Gespräch kam, zeigte es sich deutlich, daß weder der Pazifismus noch der Sozialismus als Weltanschauung begründet war. Alles war Gefühl, vieles nicht einmal echt.

Über den Krieg zu reden, war fast unmöglich. So sehr sie Poincarés Politik verurteilte, so glaubte sie doch an alle französischen Kriegslügen. Ich war tief erschüttert, als sie mir eines Tages vorwurfsvoll und leidenschaftlich erzählte, sie habe selbst 1917 eine Frau aus dem zerstörten Gebiet im Gemüseladen beim Einkaufen getroffen; die habe ihr weinend erzählt, wie grauenhaft ihren beiden Knaben die rechte Hand abgehauen worden sei von Deutschen, die drei Monate bei ihr in Quartier gewesen waren und immer mit den Kindern gespielt hatten! Es sei allgemeiner deutscher Heeresbefehl gewesen, das zu tun! Und die deutschen Soldaten, die sich geweigert hätten, seien schwer bestraft worden. Alles an der Erzählung klang echt — aber die Kinder selbst hatte Madame nicht gesehen! Doch beteuerte sie, das sei sicher wahr, denn auch auf französischer Seite seien Greuel geschehen, allerdings nur von Schwarzen. Sie selbst habe in St. Malo mit Schwarzen gesprochen, die mit Stolz ihre Sammlung von Ohren zeigten, die sie den deutschen Gefangenen abgeschnitten hätten. Ich hatte die Legende von den abgehauenen Händen niemals in solcher überzeugenden Form gehört. Natürlich gab ich mir die größte Mühe, Madame eines Besseren zu belehren; ich weiß nicht, ob es gelungen ist. Die Agentinnen Clemenceaus haben ihre Rolle sehr gut gespielt. Später habe ich jeden Franzosen, dem ich innerlich etwas näher kam, nach dieser Legende gefragt. Bis auf zwei haben sie alle daran geglaubt, obwohl natürlich niemand ein verstümmeltes Kind gesehen hatte! . . .

Als ich diesen Winter das verdienstvolle Buch: Deutschland im Lichte ausländischer Schulbücher, das der Verlag Deutscher Geschichtslehrer herausgegeben hat, in die Hand bekam, da mußte ich doch lachen: Das war ja gerade das, was ich in Frankreich so gern herausgetriegt hätte und nicht herausgetriegt habe! Meine sehr freundliche Wirtin hatte immer den Schlüssel

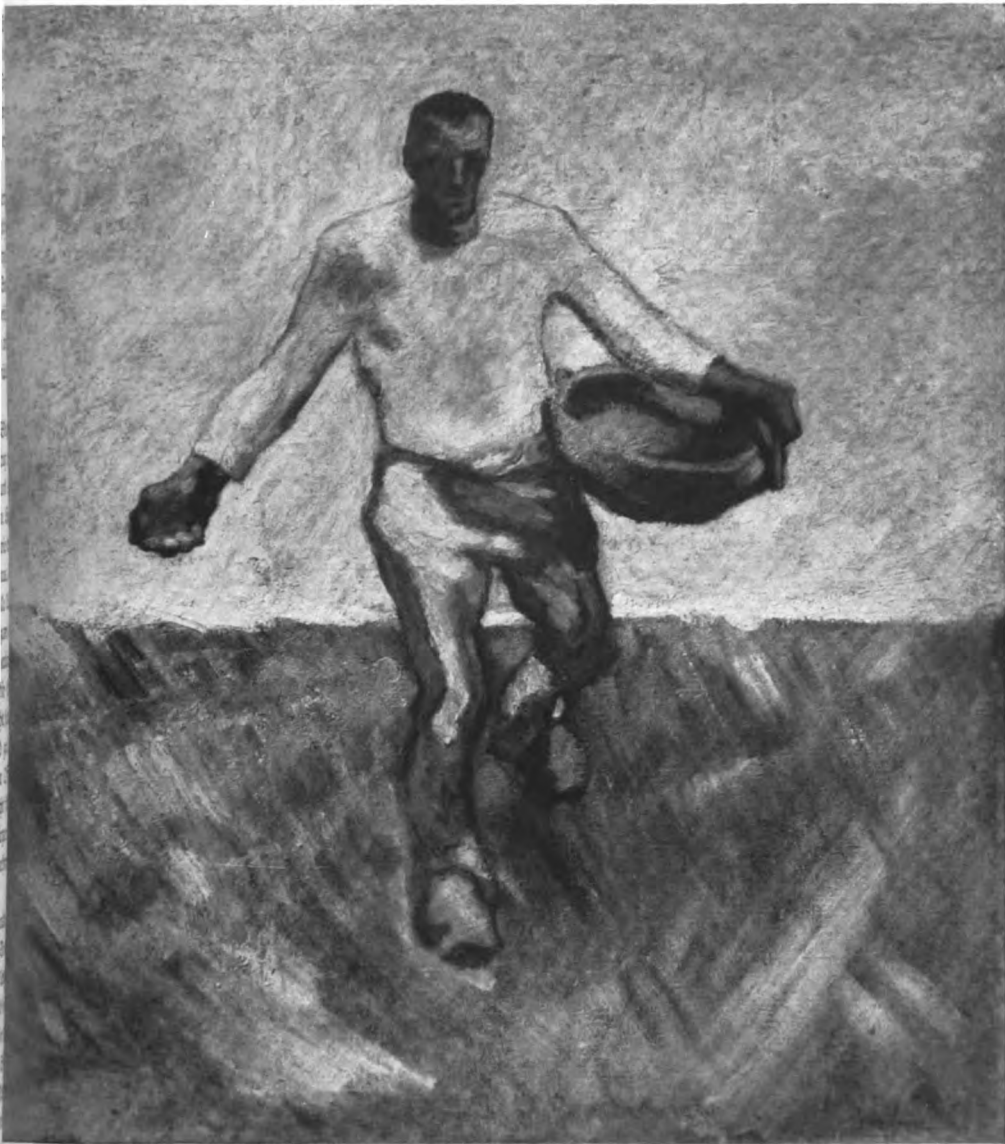
verlegt oder notwendig etwas anderes zu tun, wenn ich sie bat, mir doch die Schulbücher, besonders die Geschichtsbücher ihrer drei Töchter zu zeigen. Das ist mir jetzt sehr begreiflich; als Sozialistin und Pazifistin hielt Madame es für ganz unnötig, meine schwachen Sympathien für ihre Weltanschauung lieblos zu vernichten. Auch Madame Fischbacher, die Schwester des bekannten Pariser Verlagsbuchhändlers, konnte mir nicht zu Geschichtsbüchern verhelfen. Man schämte sich ein wenig, sie mir zu zeigen; kaufen mochte ich sie nicht.

Aber den Geist, in dem ihre Verfasser erzogen und in dem sie verfaßt werden, lernte ich an der Quelle, in der Sorbonne, ganz genau kennen. Von April bis zum Semestereschluß Ende Juni 1926 hörte ich dort geschichtliche Vorlesungen. Ich war in diesen Kollegs die einzige Deutsche. Fast alle andern Deutschen, die ich traf, hatten wohl einmal bei Seignobos, bei Bourgeois oder Pagès zugehört. Sie sagten mir aber alle: „Einmal und nicht wieder!“ Diese beständigen Angriffe auf alles Deutsche könnten sie nicht ertragen. Ich hielt trotzdem aus. Ich wollte wissen, was da geboten wurde, in welchem Geiste Frankreichs Geschichtslehrer gebildet würden. Und ich weiß es nun.

Ich hörte Vorlesungen über den französischen Staat im 18. Jahrhundert von Bloch; über die französische Revolution von Sagnac. Bloch war sehr nüchtern und sachlich, er trug im wesentlichen Rechtsgeschichte vor; ich hörte den Teil über das Verhältnis von Staat und Kirche, die Stellung der einzelnen geistlichen Fürsten, ihre Rechte, Einkünfte, Ausgaben usw. Sagnac war bei weitem interessanter, er regte auch zum Lesen und Arbeiten an. Er wies nach, wie das heutige Frankreich in der großen Revolution wurzelt und stellte die leitenden Ideen heraus. Der großartige Schwung der Revolution, die Anfänge einer neuen Kultur, der wundervolle Aufbau des Erziehungswesens — all das sei von Napoleon verpuscht, abgeschnitten oder zum mindesten aufgehhalten worden. Gelegentlich erlaubte er sich, eine Abschweifung auf die heutige Politik z. B. nachdem er bedauert hatte, daß Napoleon I. durch seine Gewaltpolitik die schon ganz revolutionär und französisch gesinnten Rheinländer zu deutschen Patrioten gemacht habe, führte er aus, daß seine Politik dann von Napoleon III. aufgenommen worden sei und zu 1870 und schließlich zu 1914 geführt habe. Und er schloß: Das Vorgehen der französischen Offiziere im Rheinland nach dem Weltkrieg hat uns alle Sympathien dort verschertzt, vielleicht für immer. Hier schimmerte stark der Wunsch nach einer Annexion der Rheinlande durch, der Ärger, daß man sich selbst den Erfolg verdorben hatte. Aber Sagnac blieb immer maßvoll und vornehm, in erster Linie sachlich, was man von Professor Bourgeois nicht behaupten konnte.

Dieser ließ keine Gelegenheit vorüber gehen, um die Deutschen lächerlich zu machen, unsere wissenschaftlichen Methoden, unsere Probleme, unsere Politik zu verhöhnen. Die Vorgeschichte des Weltkrieges wurde in Referaten einzelner Studenten behandelt, an die er selbst längere Ausführungen, oft bis zu einer Stunde, knüpfte, um die richtigen Lichter aufzusetzen und die manchmal recht dürftige Skizze zu einem eindrucksvollen Gemälde umzugestalten. Schon in der ersten Vorlesung, die ich hörte, führte er aus, es sei ganz lächerlich, wenn die Deutschen von Einkreisung sprächen und ihre Lage 1914 mit der Friedrichs des Großen 1756 verglichen. Kein Mensch habe 1913/14 daran gedacht, Deutschland einzukreisen, zu bedrohen. Im Gegenteil, Frankreich und Rußland hätten seit Jahrzehnten nur für den Frieden gewirkt und sich nur verbündet, weil dieser Friede von Deutschland bedroht wurde. Abfällige und spöttische Äußerungen über Wilhelm II. waren natürlich an der Tagesordnung.

Eine Studentin berichtete einmal ganz trocken und sachlich über Bülow's Buch von der Politik. Überlegen höhnte Bourgeois in der Kritik: Ja, er sagt zwar, er habe sich um den Frieden bemüht, in Wirklichkeit tat er aber etwas ganz anderes. Die Deutschen hätten sich ja immer um Dinge gekümmert, die sie nichts angingen. Sicher war ich im französischen Hörsaal als einzige Deutsche empfindlicher gegen manche Äußerung, die ich in Deutschland vielleicht kaum beachtet hätte, aber daß auch andere Ausländer an einzelnen Ausführungen Anstoß nahmen, merkte ich bei der Behandlung der Mobilmachung 1914. Die Deutschen haben mit der Mobilmachung ange-



Der Säemann

A. Egger-Lienz





fangen, niemand habe an Krieg gedacht als Deutschland und Österreich. Da saßte am Schluß ein russischer Student Mut, trat vor und machte einige Einwendungen. Sie wurden mit überlegenem Lächeln abgetan: „Nein, Rußland und England haben nicht vorher mobil gemacht. Ich habe das ganze Selbstbuch durchgelesen, es steht nichts davon darin.“ Das war sein einziges Quellenzitat, trotz Suchomlinow und aller anderen russischen Memoiren! Ein älterer amerikanischer Kollege sagte ganz bekümmert zu mir: „Der Professor hat das alles doch seit Jahrzehnten studiert, er muß es besser wissen.“

Diese künftigen Geschichtslehrer largten denn auch nicht mit ihrem Beifall. Bourgeois hatte die meisten Hörer, seine Gedanken teilen die meisten Franzosen, jedenfalls, wie mir schien, alle Studenten der Geschichte. In der Vorlesung über die Zeit von 1815—1870 benutzte er auch jede Gelegenheit, sich über deutsche Dinge und Personen lustig zu machen. Für die 30er Jahre war Heinrich Heine sein Gewährsmann, der natürlich mit Behagen zitiert wurde! Im übrigen verzichtete er auf Quellenangaben.

Durch einen glücklichen Zufall konnte ich eine ganze Stunde mit Professor Seignobos verplaudern. Er hielt damals keine Vorlesungen, sondern nur Sprechstunden für seine Doktoranden, mit denen er einzeln arbeitet, da, wie er sagte, die Franzosen so individualistisch seien, daß ein wirklich wissenschaftliches gemeinsames Arbeiten, wie bei uns in den Seminaren, nicht möglich sei. Er gab mir auch zu, daß in den Vorlesungen im allgemeinen nicht Wissenschaft geboten werde. Er fragte mich nach Erich Marcks und anderen deutschen Historikern und erkundigte sich nach dem wissenschaftlichen Nachwuchs bei uns. Wir sprachen dann von der Pflege der Sprache, von der Feinheit der französischen Prosa, den Schwierigkeiten der deutschen. Dann fragte ich ihn nach seiner Ansicht über die Negerfrage; denn der Negervater, der mit seiner weißen Frau und seinem Mulattenkind Sonntag nachmittags spazieren geht, war mir doch öfters beunruhigend aufgefallen, ganz abgesehen von den eleganten Negerinnen auf den Boulevards und den vielen schwarzen Soldaten. „Fürchten Sie nichts für Ihre Bevölkerung?“ Er lächelte überlegen: „Ach die Deutschen mit ihrer Rasseforschung! Nein, wir assimilieren sie, wie wir alle anderen auch assimilieren.“ Ich fühlte, daß er an die Elsäßer dachte und sagte etwas darüber. Er aber: „Es ist doch Unsinn zu sagen, weil einer deutsch spricht, sei er Deutscher. Wenn er Franzose sein will, ist er eben Franzose, und das wollen die gebildeten Elsäß-Lothringer bleiben. Die Bauern zählen dabei nicht.“ Ich sagte rasch: „Was werden wir nie zugeben, wir haben eine ganz andere Auffassung.“ Er nickte, und ich brach das Gespräch ab. Studentin Dr. M. Brandt

## Die Schmach der Fremdenlegion

Die französische Fremdenlegion ist durch die gegenwärtige weltpolitische Stellung Deutschlands zu einer sehr ernstlichen Angelegenheit für das deutsche Volk geworden, der alle Kreise der Nation die größte Aufmerksamkeit entgegenbringen müssen.

Was bedeutet die Fremdenlegion für Frankreich?

Die französische Fremdenlegion ist die französische Kolonialtruppe, die den Franzosen den größten Teil ihrer Kolonien erobert, ihr Blut in diesen furchtbaren Kolonialkämpfen verspricht hat, die eroberten französischen Kolonien durch den aufreibenden Arbeitsdienst der Kultur zu erschließen hilft und heute noch in demselben Maße, wie immer die stets unruhige und aufstrebende farbige Einwohnerbevölkerung im Zaume hält, aber auch damit den Franzosen die Durchführung der möglichst reißlosen Aushebung seiner „farbigen Armee“ ermöglicht und das entwaffnete deutsche Volk ständig bedroht.

Jeder Deutsche, der in der französischen Fremdenlegion Dienste nimmt, kämpft für die Franzosen gegen Deutschland.

Drei verbürgte Worte, von führenden Franzosen offen ausgesprochen, zeigen uns, wie es um die Fragen „Rheinbesetzung“ und „Deutsche als französische Kolonialeroberer“ steht.

Auf Anordnung der französischen Regierung wird in den französischen Schulen aufgegeben zu lehren: „Man tann der französischen Schuljugend nicht oft genug wiederholen, daß sich die Landkarte von Frankreich geändert hat. Sie erstreckt sich vom Rhein bis zur Sahara mit einem großen See in der Mitte, Mittelmeer genannt.“

Clémenceau sagte in einer Kabinettsitzung zu dem damaligen Präsidenten Poincaré, um ihn wegen der Rheinfrage zu beruhigen: „Herr Präsident! Sie sind viel jünger als ich. In fünfzehn Jahren werde ich nicht mehr am Leben sein; nach fünfzehn Jahren werden die Deutschen noch nicht alle Vertragsbedingungen erfüllt haben. Wenn Sie mir nach fünfzehn Jahren die Ehre erweisen wollen, mich an meinem Grabe zu besuchen, dann werden Sie nach meiner festen Überzeugung sagen: Wir stehen am Rhein und wir bleiben am Rhein.“

Die Bestätigung der Tatsache, daß es Deutsche sind und waren, die in erster Linie den Franzosen die für die Durchführung ihrer farbigen Militärpolitik notwendige Eroberung von Marokko durchführen sollten, bieten die nachfolgenden Äußerungen des von 1920 bis 1925 in Wiesbaden gewesenen kommandierenden Generals Mordeacq, der zu Anfang seines Buches „Fünf Jahre Kommando am Rhein“ schrieb: „Als Kabinettschef im Jahre 1919 hatte ich die Grundlagen für die Neuorganisation der Armee festzulegen. Mein Gedanke wurde angenommen, die Eroberung Marokkos mit Deutschen zu beenden, den Schutz am Rhein aber den Marokkanern anzuvertrauen. Mit anderen Worten: Es sollte eine Division der Fremdenlegion aus Deutschen gebildet und über ganz Marokko verteilt werden.“

Diese Absicht ist restlos durchgeführt worden, denn heute stehen von den acht Fremdenregimentern fünf in Marokko und sichern den Franzosen die bereits eroberten weiten Strecken dieses Landes; sie werden auch diejenigen sein, die bei dem Wiederbeginn der französischen Offensiven, die im Frühjahr 1928 zu erwarten sind, neben den Senegalesen ihr Blut zu verspritzen haben werden. Da nun aber 80 vom Hundert der Legionäre Deutsche sind, so ist es dringende vaterländische Pflicht Deutschlands, seine Landleute vor dem Eintritt in die französische Fremdenlegion zu bewahren, der infolge der herrschenden Arbeitsnot meist freiwillig erfolgt.

Fragt man sich nun, woher das kommt, so müssen wir zu unserer Befürchtung feststellen, daß den meisten dieser Deutschen das Gefühl des nationalen Stolzes fast gänzlich abgeht und daß gewisse Lehren, die besagen, daß der Mensch kein Vaterland mehr brauche, Früchte getragen haben. Unter dem Druck des furchtbaren „Verfallers Diktates“ wurden die alten Bestimmungen von 1871 aufgehoben, wonach das Anwerben Deutscher für die französische Fremdenlegion verboten war. Dem Reiche fehlen im übrigen die nötigen Machtmittel, so energisch im Kampf gegen die Werber vorzugehen, wie es die Sache erheischt. Seit 1919 sind etwa 50 000 Deutsche in die Fremdenlegion eingetreten, von denen etwa 30—35 000 gefallen oder an Krankheiten und erduldeten Strapazen gestorben sind. Genaue Zahlen lassen sich nie über die Legion angeben, weil die Franzosen keine Stärkenachweise oder gar Verlustlisten über die Legion herausgeben. Natürlich hat sich im „Völkerbund“ noch keine Stimme erhoben, die einmal auf diesen Kulturschandfleck schlimmster Art hingewiesen und von Frankreich Rechenschaft über die Einrichtung der Legion und den Verbleib der in der Legion untergetauchten Menschen verlangt hätte! Daß Frankreich das größte Interesse an der Verheimlichung der Zustände in der Legion hat, ist selbstverständlich, und es wird sich hüten, diese Einrichtung aufzugeben, die ihm wenig oder gar nichts kostet, dafür aber die besten, noch vorhandenen Kolonialländer einträgt.

Frankreich hat sich aber auch durch internationale Verträge insofern gesichert, als es mit fast allen Kulturstaaten im Jahre 1831 einen einhundertjährigen Vertrag abgeschlossen hat, wonach es das Recht hat, Rekruten für seine Fremdenlegion in ihnen zu werben. Diese Verträge haben aber England und die Vereinigten Staaten nicht abgeschlossen, so daß diese beiden Staaten von einer Abwehr absehen können, soweit sie nicht vom Standpunkte der Menschlichkeit sich ver-

pflicht fühlen, die Legion zu bekämpfen. Jene Verträge werden bald abgelaufen sein, und an eine Erneuerung ist nicht zu denken. So verschwinden die anderen Ausländer und es bleiben dann auf Grund des Artikels 179 des Friedensdiktales nur noch die Deutschen übrig! Ende 1926 Anfang 1927 war das Werbegeschäft in Deutschland erheblich zurückgegangen und daraufhin hatte das französische Heeresgesetz von 1927 in der Etatifizierung der Fremdenlegion Rücksicht genommen. In der Zeit dienten etwa nur 19000 Deutsche in der Legion und so wurde der Etat von vorher 50000 Mann Fremdenlegionäre auf 19000 heruntergesetzt. Bereits im Sommer und Herbst dieses Jahres aber ist das deutsche Angebot wieder so gestiegen, daß die Legion zurzeit etwa 27000 Mann stark ist, von denen leider wiederum etwa 22000 Mann Deutsche sind!

Die Franzosen brauchen gar nicht mehr in dem Umfange zu werben, wie etwa vor drei bis sieben Jahren, denn der Zulauf von deutschen Freiwilligen ist so ungeheuer groß, daß die Franzosen im besetzten Gebiet vollständige „Ausmusterungen“ vornehmen, bei denen nur die Besten der Besten genommen werden!

Die deutschen Behörden stehen diesem Treiben fast machtlos gegenüber, ja wenn Polizeibeamte einschreiten wollten, sind sie von den Franzosen einfach eingesperrt worden! Wahrung von deutschen Hoheitsrechten gibt es in dieser Beziehung im besetzten Gebiet nicht.

Vielfach herrscht bei einem Teile des deutschen Jungvolkes die Ansicht, daß Abenteuerlustige auf ihre Rechnung kommen. Das trifft nicht zu. Der Eintritt in die Legion aber ist Landesverrat!

Junge Leute der Legion wieder zu entreißen, ist nur dann möglich, wenn sie bei Eintritt in die Legion das zwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, und auch dann sind die zu überwindenden Schwierigkeiten so groß und von so langer Dauer, daß die meisten dieser reklamierten jungen Leute inzwischen bereits nach französischem Gesetz volljährig sind. Dann aber werden sie nicht mehr herausgegeben oder wenn ihre Freigabe erfolgen soll, so müssen sie das zuvor erhaltene Handgeld erst wieder erstattet haben.

Die fünf Fremdenregimenter sind in etwa 300 Einzelabteilungen von verschiedener Stärke über ganz Marokko verteilt. Je ein kriegsstarke Fremden-Infanterie-Regiment steht in Congking und in Syrien an der jeweiligen Kampffront, und das erste Fremdenregiment in Sidi bei Abbes ist das Regiment, durch das alle Rekruten und auch diejenigen Mannschaften gehen, die es noch erleben, Afrika und der Legion den Rücken kehren zu können.

Den Franzosen liegt naturgemäß ungemein viel daran, diejenigen Legionäre für weitere fünf Jahre zu halten, die die ersten fünf Jahre überstanden und durchgehalten haben. Diese Leute sind naturgemäß unbezahlbar, da sie nicht nur den Dienst und die Strapazen kennen, sondern sich auch so an das Klima gewöhnt haben, daß sie zu allen Dienstobliegenheiten herangezogen werden können.

Ich habe schon darauf hingewiesen, unter welchen Bedingungen ein Mensch aus der Legion reklamiert werden kann. Die Legion ist keine Einrichtung, in die man einfach einmal „probe-weise“ hineingehen kann und ihr wieder den Rücken kehrt, wenn es einem nicht mehr paßt. Die Legion ist keine Gewerkschaft, wo man Forderungen stellen kann, sondern sie ist eine Truppe, die nach dem Grundsatz zusammengehalten wird: Jeder Legionär ist ein Lump, der nur mit den Mitteln der allerstärksten Disziplin und dem gleichen Strafsystem bei der Truppe festgehalten werden kann! Deshalb sind die Strafen auch heute noch genau so grausam wie im finsternsten Mittelalter und an ihnen gehen Tausende von Legionären elend zugrunde.

Nicht anders steht es mit den Enttäuschungen, die die Legionäre in bezug auf die Verpflegung erleben. Mitteilungen von Fremdenlegionären besagen, daß 90 Prozent aller Desertionsversuche auf Hunger zurückzuführen sind, den die Legionäre zu leiden haben. Denn durch das Selbstverpflegungssystem der einzelnen Kompagnien ist den Stehlereien diebstahlischer Vorgesetzter Tor und Tür geöffnet.

Es verlohnte sich schon der Mühe, auch dieses Kapitel einmal mit vollen Namensnennungen der „Weltöffentlichkeit“ zu übergeben, ähnlich wie es der französische Journalist A. Londres über den Strafzollzug in der Legion und den Strafbataillonen, den sogenannten „Bats. d'Alf“ getan hat.

Wie aber können wir Deutsche diesem Problem der französischen Fremdenlegion begegnen? Es müssen Mittel und Wege gesucht und gefunden werden, wie sich Deutschland trotz des Artikels 179 gegen die Übergriffe der Franzosen zu wehren hat! Ich gehe da von zwei Gesichtspunkten aus: dem politischen und dem moralischen.

Das politische Moment ist für Deutschland durch die Mitgliedschaft im Völkerbunde gegeben. Die Frage „Fremdenlegion“ ist international; denn sie ist durch internationale Abmachungen zwischen Frankreich und den verschiedenen Staaten in völkerrechtlich gültigen Verträgen behandelt.

Das deutsche Reich muß im Völkerbund endlich einmal energisch vorstellig werden und verlangen, daß es als „Verbandsgenosse“ — etwas anderes sind wir doch nicht — behandelt wird und es wäre politisch und diplomatisch ein großer Gewinn, wenn die deutsche Reichsregierung ihrem Vertreter, der zu der nächsten Völkerbundtagung nach Genf geht, in dieser Frage bestimmte Aufträge gibt.

Nun die moralische Seite des Vorgehens.

Ich wies schon darauf hin, wie beschämend es ist und welch' niedrige nationale Gefinnung es verrät, daß so ungeheuer viele Deutsche sich freiwillig zum Eintritt in die Fremdenlegion melden. Meiner Ansicht nach ist für uns die Frage des Rampfes gegen die Fremdenlegion ein rein deutsche, eine ganz allgemeine Volksfrage und sie sollte von allen Parteien gleichmäßig im Sinne eines gemeinsamen, großen Abwehrkampfes behandelt werden. Da es gilt, deutsches Blut zu schützen, hat jeder Parteizank aufzuhören!

Deshalb müssen alle jungen Deutschen in der Schule lernen, daß der Dienst in der Fremdenlegion Landesverrat ist.

Aus diesem Grunde aber muß den Lehrern und Jugend Erziehern einwandfreies, rein sachlich bearbeitetes Material zur Verfügung gestellt werden. Die Zustände in der Legion sind so furchtbar, daß sie, sachlich geschildert, schon an sich ungemein abschreckend wirken. Wird dann außer dem noch die moralische Seite behandelt, dann dürfte es nicht schwer halten, junge Leute teuerer sehr schnell davon zu überzeugen, daß in der Legion in Afrika nichts anderes zu holen ist, als der „Selbentod“, der da, wie mir einmal ein Legionär schrieb, billig ist wie Brombeeren. Notwendig ist, daß eine Einheitsstelle geschaffen wird, die diesen ganzen Abwehrkampf zu organisieren und auch von einheitlichen Gesichtspunkten aus zu leiten hat!

Erfreulicherweise haben wir wenigstens noch eine Handhabe, wenigstens den Werbemännern am Grund des Reichsstrafgesetzbuches zu Leibe gehen zu können. Der Paragraph 141, der das Anwerben unter Strafe stellt, wird in dem Entwurf zu dem neuen Reichsstrafgesetzbuch ebenfalls verschärft, denn die „paar Monate Gefängnis“, die das Anwerben eintragen konnte, waren rein gar nichts gegen den an sich hohen Verdienst, den der Werber für jedes gelieferte Opfer einstrich. Vielleicht wirkt auf manches junge Gemüt auch dieser Hinweis schon abschreckend, daß hier ein Mensch als „Handelsobjekt“ behandelt wird. Reimzellen, in denen viel getan wird, um Legionäre zur Reise ins besetzte Gebiet zu veranlassen, um sich dann dort anwerben zu lassen, sind die „Nachtasyle“ und die „Arbeitsnachweise“, wo nicht selten den Leuten fälschlicherweise gesagt wird, daß Hilf- und Arbeitslose die Legion als letzten Rettungsanker ansehen können. Von da aus sind ganze Kolonnen in das besetzte Gebiet gegangen, um sich in den dort selbst befindlichen „öffentlichen Werbestellen“ zu melden. Zum Glück wurden die meisten als „untauglich“ abgelehnt. Aufklärend wirken können außerdem die „Landesarbeitsämter“ und die „Presse“, die es in dankenswerter Weise vielfach auch schon getan hat.

Es gibt noch eine Reihe von kleinen, geheimen Mitteln, mit denen man arbeiten und viele Deutsche vor dem Schaden bewahren kann, in der Fremdenlegion für immer zu verschwinden, die aber aus Sicherheitsgründen nicht in der Öffentlichkeit erörtert werden. Sollten aber alle diese Mittel nicht helfen, dann ist ein „Sperrgesetz“ zu schaffen, das es der Regierung ermöglicht, Deutsche zwangsweise von der Legion fernzuhalten.

Gehen alle Deutschen unter Führung der Reichsregierung aber erst ernstlich daran, das Problem Fremdenlegion lösen zu wollen, dann werden wir es auch lösen und damit dem deutschen Volke und auch der Welt auf dem Wege friedlicher Entwicklung helfen, voranzukommen; denn dann wird es den Franzosen schwer werden, ihre farbigen Soldaten in den Massen auszuheben, wie sie es wünschen, um mit deren Hilfe Deutschland niederzuhalten.

Ich will nur andeuten, daß für alle Länder mit Kolonialbesitz die marschierende farbige Frage, wie sie von Frankreich zur Zeit betrieben wird, eines Tages zur Katastrophe führen muß und auch unter diesem Gesichtswinkel muß daher die damit auf das engste verbundene Frage der „französischen Fremdenlegion“ vom „Völkerbunde“ behandelt werden.

Rittmeister a. D. Wilhelm v. Trotha

## Randglosse zur Fremdenlegion

Da weht mir ein „Temps“ auf den Schreibtisch — und schon liest man das Lob der Legion! Der Russe Pechlow hat es angestimmt, und der „Temps“ beeilt sich, ausführliche Proben daraus zu bringen. Es ist bestellte Arbeit, man merkt es vom ersten Satz an; geschrieben, um der „Voreingenommenheit“ der Kulturwelt und der deutschen Aufklärungsarbeit entgegenzuwirken, die „natürlich“ an dieser unfreundlichen Einstellung der nichtfranzösischen Völker mitschuldig ist.

Da stehen bittere Sätze: „Fast fünfzig Prozent der Legionäre sind Deutsche.“

Ach, ich weiß es, und jener unermüdete Vorkämpfer gegen deutsche Gleichgültigkeit, Ahnungslosigkeit, Abenteuerlust und Verzweiflung raschentschlossener oder gewissensoseplagter deutscher Jugend steht greifbar vor mir: Rittmeister v. Trotha, mit dem ich in Halensee oft über diese fressende Schande sprach, der heizutommen die deutsche Regierung amtlich keine Möglichkeit hat, da einer der „unabänderlichen“ Versailler Sklaven-Paragrafen die Auslieferung deutschen Fleisches ohne Widerspruch des Reiches verbietet und besiegelt hat.

Und ich sinne betrübt den unseligen Burschen nach, die mehrfach bei mir um Arbeit vorsprachen: Reichsdeutsche, die mit ihren jungen Jahren halb Europa durchtrottet und fast immer schon mit der Fremdenlegion Bekanntschaft gemacht haben.

Da war ein Dortmunder Uhrmachergefell, ein weicher, auch körperlich widerstandsloser Kerl. Der erzählte mir: „Zu zweihundert kamen wir in Metz zusammen. Lauter junge Deutsche, ein Sammeltransport, der in den Kasernen erst mal fertiggemacht wurde.“ Ich fragte: „Und die meisten unfreiwillig dazu gekommen?“ „Nein,“ sagte er ehrlich, „fast alle freiwillig. Sie hatten ja nichts zu verlieren, nichts zu beißen und zu brechen, hatten das Betteln und Landstraßen-Abklappern so bis oben heran. Und alle sagten: Es wird so schlimm nicht werden. Die im Reich machen nur so einen Popanz daraus, aber helfen tun sie einem über die wohlfeilen Warnungen und Ratsschläge hinaus doch nicht.“

„Wie kamen Sie denn frei? Geflüchtet?“ „Ach nein, ich wär' ganz gern geblieben, aber ich war zu schwach, wurde zurückgewiesen. Das war doch ganz anständig gehandelt, was? Ich bleibe dabei: so schlimm sind sie gar nicht, wie man's in Deutschland hinstellt.“

Ich wende ein: „Ihr Körper, Ihre Leistung lohnte den Aufwand an Einkleidung, Verpflegung, Transport nicht“ — aber er lächelt nur; unbelehrbar.

Schließlich erzählte er, daß die Abgewiesenen noch drei Wochen hätten „abverdienen“ müssen mit Wegebau, Latrinenreinigen, Korridor säubern in der Kaserne, und dann hätte man sie Landes verwiesen; an die Luft gesetzt. Da wär' ein Legionseutnant gewesen, der hätte manchmal auf Deutsch geflucht — echt Berlinsch, hätte ein Kamerad festgestellt. Das sei ein ganzer Teufel gewesen und immer gleich mit der Reitpeitsche kreuzweise durchs Gesicht. Er hätte auch so einen „Zug“ abbetommen, und das wäre doch gemein — ein Deutscher den Deutschen so kuzonieren.

Der Bericht ist bedeutungsvoll. Er zeigt die Gründe auf, die aller Aufklärung zum Troste aus freien Stücken deutsche Jugend dem Moloch Fremdenlegion in die Arme treiben und die Franzosen unbeforgt um alle Gegenarbeit bleiben lassen.

Die halbe — seit dem Kriege wesentlich erhöhte — Fremdenlegion deutsch! Und nicht lauter minderwertige Burtschen. Viel tut die Arbeitslosigkeit, das zerrüttete Elternheim oder gar kein Zuhause, das Fehlen unseres Volksheeres und die verteuflerte deutsche Abenteuerlust, der Drang in die Weite, in den verschlossenen Weltraum. Die vielen Bücher, die gegen die Fremdenlegion geschrieben sind, wirken nicht abschreckend auf solche Taganten-Genüßer, sondern eher anziehend.

Und der deutsche Stolz fehlt. Würde ein junger Franzose in eine deutsche Kolonialtruppe von dieser Brutalität eintreten? Es müßte schon ein ganz abgedröhnter Kerl sein!

## Sollen wir Rapallo verleugnen?

Immer wieder ertönen von jenseits des Kanals her lodende Stimmen, die das Reich zum Anschluß an die Antisowjet-Liga bestimmen möchten und zum Verzicht auf die Borken. Die uns der Rapallo-Vertrag als wichtiger Posten unserer aktiven Außenpolitik gewährt. Da Neueste ist ein Fäbler, in dem die einstige deutsche Kolonie Kamerun als Gegengabe für die Teilhaberschaft verheißen wird — die alte Politik Albions, seinen Gefolgsleuten Besitztümer anzubieten, die ihm gar nicht gebühren. Angesichts solcher Angebote, neben denen vielleicht noch andere auf die Locarno-Politik bezügliche im geheimen einhergehen, drängt sich immer wieder die Frage auf: wo sind die Gründe dieser scharfen Stellungnahme von Downing Street gegen die militärisch und wirtschaftlich ihm weit weniger als z. B. die nordamerikanische Union gefährlichen Sowjetstaaten zu suchen? Und immer wieder bekommt man dieselbe Antwort zu hören: innenpolitisch ist es die Wählerarbeit der bolschewistischen Agenten unter der Arbeiterchaft im Mutterlande und in den niederen Massen der asiatischen Kolonialländer Englands, was den britischen Löwen zur Wut reizt, und außenpolitisch die militärische Bedrohung der englischen Machtstellung auch auf wirtschaftlichem Gebiete in Asien und an der Ostsee, beziehungsweise in den neu geschaffenen Randstaaten des nahen Ostens. Für eine oberflächliche Betrachtung allerdings Gründe, die zwingend genug scheinen, um ein solches gewalttätiges Vorgehen zu rechtfertigen.

Der näheren Prüfung hält jedoch diese Auffassung nicht stand. So hoch können wir die Gefahren nicht einschätzen, die von dem aus tausend Wunden blutenden einstmaligen gefürchtetsten Gegenspieler Englands in der Weltpolitik drohen, daß sie die sonst alle offenen Feindseligkeiten möglichst vermeidenden Staatsmänner an der Themse veranlassen könnten, dermaßen ins Zeug zu gehen und ihre Außenpolitik, der es doch wahrlich an Reibungsflächen nicht fehlt, einer solchen neuen schweren Belastung auszusetzen.

Nein, mag man auch diese staatspolitischen Motive gebührend einschätzen, hier sind andere Erwägen am Werk, deren Bedeutung man bei uns vielfach nicht genügend zu würdigen geneigt ist. Wir meinen die Interessen des britischen Wirtschaftsimperialisismus, die schon zu den Zeiten der Zarenherrschaft vor dem Weltkriege, vornehmlich aber während desselben, zu einer weit

schwereren hypothekarischen Belastung des europäischen und asiatischen Rußland geführt haben, als man für gewöhnlich annehmen möchte. Gehört doch, wenn die von den „Maximalisten“ am 1. Dezember 1917 für ungültig erklärten Abmachungen wieder rechtskräftig würden, ein großer und vielfach der wertvollste Teil seines Grundes und Bodens und dessen, was er birgt, nicht mehr ihm, sondern ist fremden Gläubigern verpfändet. Hören wir darüber das Urteil eines neutralen Mannes, des Stockholmer „Aftonbladet“ vom 10. Juni 1917, das Professor Lujo Brentano in seinem, im Oktober desselben Jahres in der „Frankf. Zeitung“ erschienenen Aufsatz „Rußland, der kranke Mann“ anführt. Demnach hatte Rußland, ein kapitalarmes Land, den Krieg bis dahin fast ausschließlich mit fremden Mitteln geführt, was sich England zunutze machte, indem es die Hand auf die reichen Bodenschätze des Landes legte und sich auch in industriellen Anlagen und Transportmitteln wertvolle Faustpfänder sicherte. „Die Eisen-, Kupfer- und Goldbergwerke, heißt es weiterhin, sind größtenteils in die Hände des englischen Großkapitals übergegangen. Ansehnliche Teile der mineralreichen Uralberge gehören gleichfalls den für Recht und Freiheit kämpfenden Engländern. Dieselben uneigennütigen Freunde Rußlands haben einen großen Teil der Eisen- und Kohlenlager im Donezgebiet, weite Waldstreden in Nordrußland und gewaltige Waldbezirke am Schwarzen Meer an sich gebracht. Ebenso haben die sibirischen Schiffswerften ihre russischen Eigentümer gegen englische und französische Besitzer, die Firmen Widors, Arnström und Schneider, eingetauscht. Sogar die kernrussische Webstoffindustrie in den Gebieten von Moskau, Gaja und Swanowo-Moosnessen! steht gegenwärtig unter englischer Aufsicht. Bis nach den Kohlenruben Sibiriens hat England seine Fangarme ausgestreckt. Man berechnet sein Nationalguthaben in Rußland auf 10 Milliarden Rubel. Hiemit steigt die Gesamtsumme der russischen Passiva auf 63½ Milliarden Rubel, die Hälfte des gesamten russischen Nationalvermögens.“

Dabei wurden nach demselben Brentano schon früher 50 v. J. des Kupfers und 30 v. J. des Goldes in Rußland durch englisch-russische Gesellschaften erzeugt. Auch amerikanische Gesellschaften hätten Gold- und Platingruben erworben, die ganze Flußgebiete im Ural von einigen tausend Dehjätinnen umfassen. Der gesamte Komplex des Landes, das sich die ausländischen Syndikate allein jenseits des Uralgebiets zu sichern wußten, erreiche wahrscheinlich etwa die Größe des europäischen Rußland — eine Angabe freilich, die so ungeheuerlich klingt, daß man ein Fragezeichen dahinter setzen möchte. Dabei sind die zahlreichen englischen Bankinstitute nicht zu vergessen, die sämtlich im Dienste der englischen Handels- und Industrie-Unternehmungen in Rußland standen und wohl da und dort noch stehen und vor allem auch an Stelle des deutsch-russischen den englisch-russischen Handel setzen sollten.

Wenn man sich derartige Tatsachen vor Augen hält, möchte man das Gewicht der wirtschafts-imperialistischen Forderungen britischer Großfirmen in ihrer Einwirkung auf die Sowjethege wesentlich höher einschätzen als die Beweggründe sozial- und staatspolitischer Art. Und daß bei einem endlich glücklich durch vereinte Bemühungen erreichten Zusammenbruch des heutigen politischen Systems in Rußland auch die französischen privaten Interessen neben den staatlichen, die sich hauptsächlich um Bezahlung der Kriegsschulden drehen, nicht zurückstehen brauchen, dafür wird Schneider-Creusot und sein Anhang schon sorgen. Es lebe die franco-britische Allianz zur Errettung der Zivilisation vor der teutonischen Barbarei! Nur noch das eine fehlt, daß man, wenn es nicht anders geht, auch deutsche Finanzkapitäne, die am russischen Geschäft interessiert sind, mit in das Konfortium hereinnimmt und das deutsche Reich sein Erstgeburtsrecht im Osten für ein Leihgericht abtritt, das außerdem nur seinen Geldleuten zugute kommt. —

Verlassen wir vor allem nicht, daß wir Menschenpolitik treiben müssen, d. h. den Deutschen im Auslande als eine der wichtigsten Figuren in unserer neuen, von Versailles, allerdings nicht durch die Sieger, diktierten Politik auf dem weltpolitischen Schachbrett ausspielen und für ihn gegebenenfalls auch Opfer bringen müssen. Lassen wir daher nicht außer acht, daß kein anderes



großes Wirtschaftswohl der Erde den zugezogenen Deutschen das Entgegenkommen zeigt, wie die heutige Rußland, infolge seiner ganzen Stellungnahme zum Minderheitenproblem überhaupt, unsern zu der Wolga-Sowjetrepublik vereinigten Volksgenossen. Solange allerdings nur, als die Wolgadeutschen sich den Gesetzen des Gesamtstaates fügen. Aber wo gälte diese Forderung nicht auch sonst gegenüber den Auslandsdeutschen? So erklärte denn auch unlängst einer der besten Kenner der russischen Landwirtschaft, Professor Otto Auhagen von der landwirtschaftlichen Hochschule Berlin, daß bei der Minderheiten-Politik des Rätebundes trotz der allgemeinen Belage die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß sich die Wolgalonien auf Grund ihrer natürlichen Besonderheiten zu entwickeln vermögen. Joseph Fonten äußert sich in ähnlichem Sinne. Wenn sodann vor kurzem die Nachricht durch die Presse ging, die Firma Krupp habe mit der Sowjetregierung den Vertrag betreffs Verkaufs eines 36000 ha umfassenden Landgebiets in Südrussland zwecks Anlage einer Musterfarm endgültig abgeschlossen, so wird man doch annehmen dürfen, daß die Firma wußte, was sie in diesem Falle riskieren durfte.

Behalten wir also kaltes Blut gegenüber allen Vorwürfen der franko-britischen Bolschewisten, mit von der Partie zu sein. In diesem Falle muß eben die deutsche Zukunft, die unter dem Zeichen des Helferdienstes bei anderen weniger entwickelten Völkern im schroffen Gegensatz zu den Gewaltmethoden der imperialistischen Mächte, steht, mehr gelten als die Gegenwartsbeschwerden durch bolschewistische Minierarbeit innerhalb unserer Landesgrenzen, unser Leid mit den Opfern des roten Terrors und unsere Mißbilligung des heillosen Spionagewesens und ähnlicher Auswüchse dieses Systems. Stellen wir uns vielmehr den Fall vor, die heutige in Rußland am Ruder befindliche Partei mache ihren Frieden mit den Westmächten auf Grund der Anerkennung aller der in der Kriegsnot erteilten Konzessionen und versprochenen Gebietsabtretungen — wo bleiben da die Hoffnungen auf ein künftiges, durch zielbewußte ehrliebe Arbeit mit Hilfe wohlmeinender, über die Hilfsmittel der modernen Zivilisation verfügender Nachbarn allmählich zu wirtschaftlicher Blüte gelangendes Rußland? Nein, lassen wir die Herrschenden, die ihr Geld in das russische Kriegsgeschäft gesteckt haben, ruhig selbst zusehen, wie sie auf ihre Rettung kommen werden. Durch die bitteren Erfahrungen der letzten Jahrzehnte sollten wir doch so weit gewarnt sein, daß wir nur mehr unsere eigene Politik machen, zu deren vollem Verständnis es allerdings einer neuen Einstellung bedarf gegenüber dem, was man in der Vorkriegszeit unter Außenpolitik verstand.

Prof. Dr. E. Kapff

## Des Kaisers Abdankung

Es herrschen über die Geschehnisse im Hauptquartier im November 1918 noch immer verworrene Vorstellungen, die sich gewöhnlich in das Wort „Flucht nach Holland“ verdichten. Jetzt hat der bekannte Oberstleutnant a. D. Alfred Niemann unter dem Titel „Revolution von oben — Umsturz von unten“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin 1927), eine zusammenhängende Darstellung jener Ereignisse mit äußerst wichtigen Dokumenten herausgegeben. Damit dürften wir über den Schluß der Kaisertragödie endgültig aufgeklärt sein. Wir veröffentlichen die entscheidenden Stellen (S. 217):

... „Seine Majestät richtete an General Gröner die Frage, wie er zu dieser Auffassung der Stimmung im Heere komme und ob er die Oberbefehlshaber und kommandierenden Generale gefragt habe. Graf Schulenburg melde das Gegenteil von der von ihm vertretenen Ansicht. Gröner erwiderte: „Ich habe andere Nachrichten.“ Seine Majestät sagte darauf sehr schärf: „Ich verlange diese Meldung, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, vom Feldmarschall und Ihnen schwarz auf weiß, aber erst, wenn alle meine Befehlshaber befragt sind.“

Seine Majestät betonte darauf ausdrücklich, daß er den allgemeinen Bürgerkrieg nicht wolle.

diese Zumutung würde er an das Heer nicht stellen. Aber er hätte noch den Wunsch, sein Heer in geschlossener Ordnung nach dem Waffenstillstand in die Heimat zurückzuführen. Gröner erwiderte wörtlich: „Das Heer wird unter seinen Führern und kommandierenden Generalen geschlossen und in Ordnung in die Heimat zurückmarschieren, aber nicht unter dem Befehl Eurer Majestät, denn es steht nicht mehr hinter Eurer Majestät.“

Graf Schulenburg widersprach erneut dieser Auffassung und sagte, daß er des Einverständnisses aller Oberbefehlshaber und kommandierenden Generale der ganzen Westfront sicher wäre, daß das Heer für die Aufgabe, von seinem Kaiser in die Heimat zurückgeführt zu werden, sicher hinter ihm stehen würde, und das Offizierkorps und Heer die Schmach und Schande nicht auf sich nehmen wollten und würden, ihren Kaiser vor dem Feinde und im Felde im Stich gelassen zu haben.

Feldmarschall v. Hindenburg nahm darauf das Wort und erklärte, daß ja eigentlich jeder preußische Offizier die vom Grafen Schulenburg geäußerte Auffassung haben müsse, daß aber alle Nachrichten, die die Oberste Heeresleitung aus der Heimat und vom Heere hätte, es als abgeschlossen erscheinen ließe, mit Erfolg den Kampf gegen die Revolution aufnehmen zu können. Er sowohl wie Gröner könnten die Verantwortung für die Zuverlässigkeit des Heeres nicht mehr übernehmen. Seine Majestät schloß die Diskussion hierüber mit den Worten: „Sie sollen alle meine Oberbefehlshaber über die Stimmung im Heere befragen. Wenn diese mir melden, daß das Heer nicht mehr zu mir steht, bin ich bereit zu gehen, nicht eher.“ . . .

Soweit Niemanns Buch.

Inzwischen hat Generalfeldmarschall v. Hindenburg diesen Sachverhalt in einem Brief an den Kaiser bestätigt (28. Juli 1922). Es heißt darin:

„Für den von Eurer Majestät am unseligen 9. November auf Grund des einstimmigen Vorschlages sämtlicher befügter Berater gefaßten Entschluß, ins Ausland zu gehen, trage ich die Mitverantwortung. Wie ich bereits früher begründet habe, drohte ernstlich die Gefahr, daß Eure Majestät über kurz oder lang von Meuterern aufgehoben und dem inneren und äußeren Feinde ausgeliefert würden. Solche Schmach und Schande mußte dem Vaterlande unter allen Umständen erspart werden! Aus diesem Grunde habe ich im Vortrag am 9. November nachmittags in unser aller Namen den Abtritt nach Holland, den ich damals nur für einen vorübergehenden hielt, als äußersten Ausweg empfohlen. Noch heute bin ich der Ansicht, daß dieser Vorschlag der richtige war. Daß ich am 9. November abends zur sofortigen Abreise gedrängt hätte, ist ein Irrtum, der kürzlich gegen meinen Willen öffentlich erwähnt worden ist. Für mich besteht kein Zweifel darüber, daß Eure Majestät nicht abgereist wären, wenn Allerhöchst dieselben nicht geglaubt hätten, daß ich in meiner Stellung als Chef des Generalstabes diesen Schritt für den im Interesse Eurer Majestät und des Vaterlandes gebotenen ansehe . . .“

Des Kaisers Antwort an Hindenburg lautete (Haus Doorn, 21. September 1922):

„Mein lieber Feldmarschall! Ich möchte nicht verfehlen, Ihnen meine Befriedigung darüber auszusprechen, daß durch Ihre Erklärung vom 28. Juli d. J. die Motive meiner Abreise nach Holland am 10. November 1918 nunmehr endlich jeder Mißdeutung entzogen sind. Eine solche Mißdeutung konnte nur entstehen, weil es bei den sich überstürzenden Ereignissen des 9. November nicht möglich gewesen war, den Inhalt aller Meldungen und Beratungen sofort schriftlich festzulegen. Die Zustände, die dem Umsturz folgten, mögen Ihnen Anlaß gewesen sein, eine einwandfreie Erklärung hinauszuschieben. Wie ich unter dieser Mißdeutung gelitten habe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich habe die Flut der Beschimpfungen schweigend ertragen in der Hoffnung, die Stunde sei nicht fern, wo die beteiligten Persönlichkeiten sich aus eigener Entschließung bewogen fühlen würden, vor aller Welt zu bekunden, daß der Entschluß zur Abreise mir gegen meine innere Überzeugung von meinen verantwortlichen militärischen und politischen Ratgebern aufgenötigt worden ist.“

Ich weiß Ihnen Dank, daß dieser für die Hochhaltung einwandfreier geschichtlicher Wahrheit, für das Ansehen meines Hauses und meine persönliche Ehre notwendige Schritt jetzt endlich erfolgt ist. In der Ansicht, in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, bin ich zu dem Entschluß gekommen, den wesentlichen Inhalt Ihres Schreibens als unanfechtbare Geschäftsquelle der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Die Akten über die Vorgänge des 9. November können damit geschlossen werden.

Ihre unsterblichen Verdienste um das deutsche Vaterland und mein Haus können durch Ihre Handlungsweise am 9. November nicht verdunkelt werden. Sie haben in treuer, schwerer Pflichterfüllung Ihrem Kaiser und König den Rat gegeben, den Sie nach Ihrer Auffassung der Lage geben zu müssen glaubten. Ob diese Auffassung die richtige war, darüber kann erst geurteilt werden, wenn die Tatsachen der Unglückstage geklärt sind.

Seien Sie versichert, daß ich Ihrer stets in Dankbarkeit gedente und mit dem deutschen Volke hoffe, daß Sie uns noch recht lange in körperlicher und geistiger Frische erhalten bleiben mögen.

— Dem Kaiser gerecht zu werden, ist nicht Sache irgendwelcher Parteipolitik, von der wir uns im „Fürmer“ frei wissen, sondern die ganz einfache Pflicht reiner Menschlichkeit.

## Deutscher Rundfunk

Der deutsche Rundfunk hat in den wenigen Jahren seines Bestehens einen ungeahnten Aufschwung genommen. Wenn an dieser Stelle einmal früher Bedenken geäußert wurden, so galten sie nicht dieser genialen Erfindung des 20. Jahrhunderts, sondern den damit verbundenen Gefahren. Nach dem nun die erste Entwicklungsperiode des Rundfunks, nämlich des Hör-Rundfunks, abgeschlossen hinter uns liegt und die zweite des Bildfunks ihren Anfang nimmt, ist es an der Zeit, sich die großartigen Vorzüge und den hohen Kulturwert zu vergegenwärtigen, in deren Genuß uns der Rundfunk gebracht hat.

D. L.

Die Gegner des Rundfunks wählten vielleicht mit Absicht das Wort „Radio“, um hierdurch die neue Technik als fremde, hereingeschleppte Mode zu kennzeichnen. Zum aufrichtigen Bedauern jedes bewußt deutsch empfindenden Ingenieurs wird hierdurch der überwiegende Anteil deutscher Forschung an der Entwicklung des neuen Zivilisations-Faktors gezeugnet. Im Stolz auf deutsche Arbeit wurde das Wort „Rundfunk“ geprägt. Ich wende das Wort „Zivilisations-Faktor“ in der Hoffnung an, daß gerade die besten deutschen Kreise sich zu einer Mitarbeit finden werden, dem Deutschen Rundfunk überall die Anerkennung als Kultur-Faktor zu sichern, die er verdient.

Mehr vielleicht als der Laie hatte der Techniker Ursache, bei den ersten Erscheinungsformen des Rundfunks den Mut zu verlieren, wenn er sehen mußte, wie die dienstbeflissenen Versorger des einstigen deutschen Heeres mit Stiefeln und Rucksäcken sich plötzlich auf den neuen Bedarf umstellten und nun in „Katzo“ „machten“. Was war damals aus unserer lieben alten Funkerei geworden, die als junge Technik dem Vaterlande im großen Ringen diente!

Ich denke an die Zeiten zurück, wo in einsamer Nacht im fernen Kleinasien die Stimme Deutschlands zu uns sprach. Im klaren Trompetenton reichten sich die Morsezeichen von Nauen aneinander. Auch ein Rundfunk war es, der uns da von der Heimat herüberschallte, uns oft fröhlich aufspringen und oft den Bleistift besorgt aus der Hand legen ließ. Manche Nachtstunde hat er uns gelöstet.

Einsam sah der Funker auf nächtlicher Wache. Nur ab und zu ein kurzes Signal der englischen Wachtschiffe vor den Dardanellen! Da — plötzlich das Notzeichen: „C Q D“! Einige Antworten! Immer mehr Stimmen fallen ein. Hell wird das anschwellende Gewirr von der Trompetenstimme des englischen Admiralschiffes übertönt. Stundenlang dauert der Aufruhr. Der Alarm-

rundfunk konnte den „Tiger“ nicht mehr aus den Wellen herausheben, in die ihn unsere U-Boot-Kameraden hinabgeschickt hatten. — Ich gedenke des flotten Rundfunks, den ich im Kranz der Peilstationen mit dem Schütte-Lanz-Luftschiff in Jamboll erleben konnte; wie das Luftschiff im Rundanruf angepeilt und funkentelegraphisch über die wolkendeckelte Erde zum Ziele hingeleitet wurde, wie es dann auf einer großen Fahrt zum letzten Mal wie im Notkrei laut gehört wurde, um darauf für immer verschollen zu bleiben. — Dann die Gebirgs-Funkerlei an der mazedonischen Front, das Funkeinschießen mit den Fliegern hoch über uns und schließlich der traurigste aller Rundfunks, den ich in Belgrad auf dem Rückmarsch als Befehl der Obersten Heeresleitung entziffern mußte: „Die Offiziere haben den Funtempfang fest in ihre Hand zu nehmen und zu verhindern, daß Nachrichten von der Marine in Kiel aufgenommen werden.“

Meine ersten Versuche im Funtempfang für Sprache und Musik in Verbindung mit den technischen Nachrichten aus Nordamerika ließen mich in keinem Zweifel darüber, daß wir vor einem Wendepunkt standen, der in seiner Bedeutung der Einführung des Buchdruckes mindestens sehr nahe kommt. Ich weiß noch, wie wenig Vertrauen ich fand, als ich zu Leipzig in einem kleinen Kreise im Deutschempfinden Gleichgesinnter davon sprach, daß die Kunst des Gewandhauses nun bald an einem Abend ganz Sachsen erfreuen könne und daß unser aller Sorge sein müßte, die elektrischen Wellen zum Träger der besten Kunst und nicht des Ritzsches werden zu lassen.

Im Dienste der Industrie konnte ich dann den Einzug des Rundfunks mit bereiten helfen. Schlichte Solo-Musikstücke, bei denen Cello, Geige oder Klarinette vorherrschten, waren es, die ich mit den Geräten meines Wertes bei der feierlichen Eröffnung des Deutschen Rundfunks als erstes Fernkonzert von Königswusterhausen einer erlauchten Versammlung im Verkehrsministerium zu München vorführen durfte. Die Anfangserfolge konnten schon den Techniker erfreuen; daß er aber die Forderungen des Künstlers nicht mit einem überheblichen „Gut genug“ zurückwies, beweist die überaus rege Entwicklung, die die Rundfunk-Technik seitdem, in den vier Jahren, durchgemacht hat.

Meine weitere Tätigkeit führte mich in das Ausland, zuerst nach Belgrad. Hier lernte ich erstmalig eine Auswirkung des Deutschen Rundfunks kennen, die allein für mich genügen würde, sein Bestehen zu rechtfertigen, selbst wenn er in den Anfängen seiner Entwicklung stehen geblieben wäre: Inmitten all des Fremden ein in der Heimat augenblicklich in der Muttersprache gesprochenes Wort zu hören, ist eine Empfindung, die die fremde Umgebung oft lange ganz vergessen läßt. Was mag es erst den vielen deutschen Brüdern im Banat, in Siebenbürgen, in Polen und Böhmen sein? Weiß der tonempfindliche Ästhet, daß er denen dort draußen, die da in den unwegsamen Gegenden der ungarischen Tiefebene oder Polens in die Winternacht hinauslaufen, mit seinem schnellen Urteil vielleicht die einzige Gelegenheit abschneidet, nur einen Begriff von den herrlichen Orchester-Klängen unseres großen Richard Wagner zu bekommen, nur einmal Gaugäste einer deutschen Kunstgemeinde zu sein, der anzugehören ihnen das Leben sonst versagt? Sind sie oft nicht würdiger als manches Glied der Gemeinde und nun ruft ihr, denen die versprengten Brüder sicher an das Herz gewachsen sind, nach höheren Tönen?

Als ich durch die eintönigen Gegenden Kroatiens nach Belgrad hin fuhr, klang mir in der Erinnerung noch die Melodie des österreichischen Trauermarsches, den wir bei dem Rückzug aus Mazedonien in Belgrad fast täglich hören mußten, wenn die Opfer der unerbittlichen Grippe an unserer Station darüber zu Grabe gefahren wurden. Dann die Ehrensalve und die Weise: „Gott erhalte . . .!“ — Deutschen Rundfunk führte ich nun als Ingenieur in Belgrad vor. Erstaunt flogen die Köpfe serbischer Offiziere mit einem „Gott erhalte“ auf den Lippen herum, wenn bei diesen Rundfunkvorführungen am Schluß der Konzerte in Königswusterhausen das Deutschlandlied gesungen wurde. Mancher von ihnen war als treuer Kroat Waffenbruder gewesen und dachte nun bei den Klängen der jetzt in den Gebieten streng verbotenen Weise an die schönen Tage seiner frühlichen Leutnantszeit in Wien. Sollen wir

nicht denen deutsche Kultur mit allen Mitteln zugänglich machen, die dort unter ihren Rassegenossen stolz sind auf den kulturellen Vorsprung, den sie früh:er unter der geistigen Herrschaft eines deutschen Wien erringen konnten? Wie so mancher auch in den feindlichen Nationen, der sich in der Hege gegen das Deutschtum nicht erschöpfen kann, sitzt un beobachtet in stiller Abendstunde auf der Welle Deutscher Rundfunksender!

Welchen Vorprung haben unsere deutschen Landsleute im Ausland in allen Berufen durch die unvergleichliche deutsche Fachliteratur, die ihnen durch ihre Sprache zugänglich ist! Ein Nachteil kann für sie nur dadurch entstehen, daß sie von wichtigen Neuererscheinungen zu spät erfahren. Hier kann wieder der Deutsche Rundfunk eine Lücke ausfüllen. Mancher, der vielleicht eine übertriebene Entwicklung der Volkshochschul-Bestrebungen verwirft, wird sich sicher mit den Bestrebungen der Hans-Bredow-Schule im Rundfunk ausöhnen, wenn er auch hier an die Deutschen im Ausland denkt. Die wissenschaftlichen Vorträge dieser Schule im Rundfunk können ihnen das beste Bild vom Stand der neuesten Entwicklungen jeden Zweiges der Wissenschaft und der Berufe geben und werden sie noch fester an die deutsche Kultur ketten. Ich weise auf den neu eröffneten pädagogischen Rundfunk hin. Welche Freude bereitete es mir, als ich in Warschau auf der Welle des Leipziger Senders gerade einen der Herren des erwähnten Leipziger Kreises im Vortrag reden hörte! Sollten sich da die Besten unseres Volkes nicht drängen, deutsche Kultur weit über die Grenzen hinaus zu tragen?

Schrieb ich bisher von den Deutschen im Ausland, die durch räumliche Schwierigkeiten von den Werten deutscher Kultur ferngehalten werden, so denke ich weiter an die vielen, braven Volksgenossen unter uns, denen auch nur der Rundfunk den Weg zur Anteilnahme erschließen konnte. Dank der Bemühungen der Funkvereinigungen und der deutschen Reichspost hat jetzt fast jeder Kriegsblinde seinen Rundfunkempfänger. Durch die Krankenhäuser und Kliniken spinnt sich das Netz der Rundfunk-Mithör-Einrichtungen.

Als ich in Leipzig von der Entwicklung des Rundfunks sprach, hatte ich als seinen Wirkungskreis die kleinen Dörfer und die abgelegenen Siedlungen des Altenburger Landes und des Vogtlandes im Sinne, deren Bewohner in Regenzeiten nicht viel Lust verspüren, die Schwelle des Hauses zu überschreiten. Die Wohnungsnot zwang mich bei dem Eintritt in die Industrie im Berliner Norden zu wohnen. Hier, wo in trauriger Enge die Menschen beieinander sitzen, getrennt durch dünne Wände; wo die allgemeine Einführung noch so ästhetischer Hausmusik ein Jahrmarkts-Rummel-Longemisch entstehen lassen würde, wo in den meisten Fällen das nötige Kleingeld zum Besuch guter Konzerte fehlte, war auch die Teilnahme an edlen Kulturwerken verjagt. Erfreulicherweise hat hier der Rundfunk seine bedeutendste Ausbreitung gefunden. Der Arbeiter, der sonst schwer an Straßeneden-Schankstätten vorüberlam, eilt jetzt nach Hause, um bald im Kreise seiner Familie am Tisch zu sitzen, wo alle mit dem Hörer an den Ohren, abgeschnitten von den Hausgeräuschen in die Ätherwelt hinauslaufen. Schon in den Fabriken, Büros und Läden hört man die Frage: „Was gibt es heute im Rundfunk?“ und mancher läuft bei Themen und selbst religiösen Morgenfeiern mit, von denen ihn sonst „Anschauungsstolz“ fern hielt. Gewiß mag eine übertriebene Neigung zum Rundfunk manche nützliche gemeinsame Veranstaltung schädigen, aber manche Arbeiterfrau ist froh, durch den Rundfunk ihren Mann der Familie wiedergewonnen zu haben.

Ich bin nun bei der Erwähnung der Arbeiterschaft und der Ausbreitung zu der in den Kreisen mancher Ästheten wenig beliebten Wirkung auf die Massen gekommen. Es gehört hier nicht zum Stoff, mich im deutschen Empfinden mit dieser Abneigung selbst auseinanderzusetzen; es ist aber der Vermutung entgegenzutreten, daß die Massen als Hörer einen so unheilvollen Einfluß auf die Vortragsfolgen des Deutschen Rundfunks ausüben, daß er als Kulturfaktor ausseide.

Nicht genug ist es zu würdigen, daß die Reichspostverwaltung dem Deutschen Rundfunk von vornherein eine Bodenständigkeit gab, indem sie jeder Gegend ihren eigenen Sender errichtete und so die Pflege ihrer Stammeseigentümlichkeit ermöglichte. So kann man beim Wellen-

wechsel im Empfang oft vom gemütlichen Sächsisch zum Plattdeutsch des Hamburgers, zum schwäbelnden Stuttgarter, von der Eigenart des Münchener zu der des Breslauer, Frankfurter, Königsbergers und Westfalen übergehen. Wer hat nicht die Bemühungen, besonders der Hamburger Senderleitung, im Anfang verfolgt, gerade das Bodenständige in seiner Mundart zu fördern, Heimatdichter zu Worte kommen zu lassen?

Meine Auslandsreisen führten mich auch nach Belgien. Ich war erstaunt, in dem „Siegerstaat“ eine so schwache Entwicklung des Rundfunks zu finden. Mit Stolz erfüllte es mich als Deutschen, als ein bekannter Wallone ehrlich das Verständnis unseres Volkes für diese Entwicklungen anerkannte und auf die noch viel größere Rückständigkeit jenseits der blauweißroten Grenzpfähle im Westen hinwies.

Der Deutsche Rundfunk, der die Domgloden-Klänge und den Jubel der Befreiungsfeier aus dem alten Köln über die deutschen Lande hintrug, bedarf des Vertrauens aller Berufenen, um ihn zu einem rechten deutschen Kulturwerk weiter ausgestalten zu können.

Carl Hoffmann-Tempelhof

Nachwort. Die Frage, ob der Rundfunk unsere Kultur fördere oder verflache, ist nur ein Teil des Gesamtproblems: Abt die fortschreitende Technik günstige oder ungünstige Wirkungen auf Kultur und Leben aus? Mit dem wachsenden Tempo des Lebens vermindert sich die Fähigkeit zu innerer Sammlung. Das aber bedeutet eine Gefährdung unserer Kultur. Mit der Erfindung einer Waffe wird stets die Erfindung eines Abwehrmittels Hand in Hand gehen. So werden sich den zersetzenden Elementen der Gegenwart starke Kräfte, die von den „Stillen im Lande“ ausgehen, entgegenstellen. Der Rundfunk wird keine andere Bedeutung gewinnen, als die eines Kulturmittlers, wie es das Buch z. B. seit Jahrtausenden ist. Die Buchdruckerkunst verhilft dem Buch zu ungeheurer Verbreitung. So wird der Rundfunk die vorhandenen Kulturgüter einer noch weiteren Verbreitung zuführen. Es kommt also darauf an, wie diese Schätze beschaffen sind, ob sie aufbauende oder zersetzende Wirkungen in sich tragen. Der Rundfunk kann wie Kino und Film, wie Buch und Bild zur Verflachung führen, kann aber, wenn er in den Händen verantwortungsbewußter Menschen liegt, durchaus zur Vertiefung und Beseelung unserer Kultur beitragen.

Das Entscheidende sind immer die Persönlichkeiten, die dahinter stehen. Wenn dazu die geeigneten Männer berufen werden, die nach ihrer geistigen Beschaffenheit die Gewähr bieten, aufbauend zum Wohle des ganzen deutschen Volkes zu wirken, so wird der Rundfunk nicht nur ein Belehrungs- oder Vergnügungsmittel, sondern ein hervorragender Faktor im Dienste des Volkserziehungsgebantens sein.

R. A. W.

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einfendungen  
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Die Vorherrschaft der Technik

Daß die Technik unser äußeres Leben von Grund aus umgewandelt hat, bedarf keiner Erörterung. Es fragt sich aber, ob und wie weit das Innenleben, also die eigentl. seelischen Bezirke vom Einfluß des Technischen erfaßt sind, oder mit andern Worten, ob man berechtigt ist, von dem technischen Menschen als einem heute herrschenden Typus zu sprechen.

Technik im weitesten Sinne des Wortes ist Beherrschung der Mittel, die zur Erreichung eines bestimmten Zweckes, sei er materiell oder geistig, dienen. Je vollendeter die Technik ist, desto weniger braucht der Schaffende an das Ziel, den Zweck und Sinn seiner Arbeit zu denken. Man stellt sehr richtig den echten Künstler dem Techniker gegenüber. Jener schafft im Hinblick auf hohe Ideale; dieser kennt die Einzelheiten des Verfahrens; ja er kennt sie oft besser als der geniale Künstler, der nach dem Höchsten, dem Unerreichbaren strebt. Der bloße Techniker ist daher zielblind. Für die Maschinenteknik ist dies ganz klar, da der einzelne Arbeiter infolge der Arbeitsteilung gar nicht zu wissen braucht, was er als Endergebnis herstellt. Gleiches gilt aber auch für die geistige Arbeit. So kann etwa ein Lehrer die Technik des Unterrichts vollkommen beherrschen, ohne sich über den Sinn und die letzten Ziele seiner Tätigkeit Gedanken zu machen, während umgekehrt ein Pestalozzi in allem Technischen ein Stümper war, um so klarer aber Ideal und Ziel der Erziehung erkannte.

In entsprechender Weise läßt sich nun eine technische Einstellung zur Gesamtheit des Lebens einschließl. seiner seelischen Gebiete denken. Danach wäre das Leben ein wesentlich mechanisches Gefüge, das man durch kluge Berechnung der Mittel zu beherrschen hat, ohne daß die höheren geistigen und ethischen Ziele einen bestimmenden Einfluß auf die Lebenshaltung ausüben. Eine solche Technisierung des Menschen läßt sich nun tatsächlich feststellen. Sie hat sich auf zweifachen Wege vollzogen. Einmal durch die Einwirkung der im engeren Sinne technischen Einrichtungen und Apparate auf das Tun und Verhalten des Menschen. Diese Apparate, Maschinen usw. hat der Mensch erfunden, daß sie ihm dienen; aber umgekehrt muß er nun wieder die Maschine „bedienen“, wird also aus dem Herrn doch wieder zum Diener und Sklaven seiner eigenen Erfindung. Zweitens läßt sich noch von einer Technisierung des Lebens in dem Sinne sprechen, daß der Geist der Technik sich wie ein alles durchdringendes Fluidum in alle Gebiete des Lebens, bis in die geistig-ethischen, einmischt und die seelische Struktur des Menschen verändert. Eine scharfe Trennung zwischen beiden Wegen der Technisierung ist natürlich nicht durchzuführen.

Die Einwirkung des technischen Apparates auf das Seelenleben kann man sich am besten an Einrichtungen, wie Fernsprecher und Maschinenschrift, verdeutlichen. Die Maschine drängt sich hier zwischen Mensch und Mensch und gestaltet den Verkehr unpersönlich. Beim Nahgespräch persönliche Gegenwart, Mitwirkung der Miene, der Geste, Beziehung der Seelen zueinander. Beim Ferngespräch räumlicher Abstand, damit auch seelische Ferne, Objektivität, kühle Sachlichkeit und Knappheit der Sprache. Herzlichkeit erscheint dabei fast unnatürlich. Ebenso wirkt die Handschrift als ganz persönlicher Ausdruck des Schreibenden, die Maschinenschrift unpersönlich, schematisch. Bezeichnend ist es, daß Glückwünsche und Beileidsbezeugungen in Maschinenschrift — wenigstens heute noch — peinlich berühren. Im Grammophon und Phonographen wird der singende, sprechende oder musizierende Mensch durch die Maschine ersetzt, desgleichen beim Radio. Auch zwischen Natur und Mensch drängt sich der Apparat. Fühlt sich der Fußgänger der Natur nahe und verwandt, weil er in körperlicher Berührung mit ihr bleibt, so steht ihr der Radler und Autofahrer viel ferner. Er hat zwar das Bewußtsein, den Raum in ganz anderem

Maße zu beherrschen und zu überwinden als der langsame Wanderer. Aber dieses abstrakte, sozusagen technische Bewußtsein der Naturbeherrschung hat zur Rehrseite den Verlust des tieferen, unmittelbaren Naturgefühls. Das stolze Bewußtsein technischer Überlegenheit läßt uns nur allzu leicht vergessen, daß wir innerlich der Natur entfremdet sind. Ähnlich wirkt auch der photographische Apparat. Wenn der frühere Mensch die Eindrücke einer Reise rein seelisch in sich aufnahm oder im Tagebuch festzuhalten suchte, so hat der heutige Reisende überall die Kamera zur Hand und ist auf der Suche nach dem günstigen Bild. Man hat an vielbesuchten Aussichtspunkten oft genug den Eindruck, sich ausschließlich in Gesellschaft von Photographen zu befinden. Die Natur ist zu einem Mittel technischer Betätigung geworden. Wie stark endlich das technische Interesse durch die Probleme und Leistungen der Luftschiffahrt in Spannung gehalten wird, braucht kaum erwähnt zu werden.

Durch alle derartigen äußeren Einwirkungen entsteht in den breiten Schichten des Volkes eine Art Glauben an das Technische als eine Lebensmacht, deren Wert jedem Zweifel enthoben scheint, damit zugleich ein technisches Lebensgefühl, dessen höchste Norm die mechanische Genauigkeit der Maschine ist. Daß wir aber ganz allgemein von dem technischen Geiste unserer Zeit sprechen dürfen, ergibt mit voller Beweiskraft die Tatsache, daß das gesamte Geistesleben der Gegenwart mehr oder weniger die Spuren der Technisierung aufweist. Wir versuchen das zunächst an der Kunst nachzuweisen.

Wohl am auffallendsten zeigt sich der technische Einfluß beim Theater. Denn die heute herrschende Form des Theaters ist das Kino, das seinem Ursprung nach Erzeugnis der Technik war und mit irgendwelchem künstlerischen Willen nichts zu tun hatte. Verglichen mit dem Worttheater sind die Gestalten des Kinos keine Menschen, sondern bloße Bilder, denen man die mechanische Herstellung ansieht. Da das befeelende, vertiefende Wort fehlt, ist im stilgerechten Filmdrama das Seelische möglichst ausgeschaltet. Der Zuschauer wird zum Augentier. Die Vollkommenheit des Films ist wesentlich maschinelle Vollkommenheit, während das Theater sich pfeifische Menschendarstellung aus seelischem Erleben bietet.

Das alte Theater selbst aber machte auch seinerseits die Umstellung ins Technische mit. Die ganze sog. expressionistische Bühnenbewegung war, wenn man vom Eindruck des Ekstatischen abliest, vorwiegend technischer Art oder wurde ins Technische abgedrängt. Denn es handelte sich hauptsächlich um die äußere Bühneneinrichtung, das Bühnenbild, die Beleuchtung, und bei der Darstellung durch den Schauspieler um eine neue Dynamik, um starke rhythmische Bewegungen, die oft den Charakter des Automatischen und Maschinenhaften annahmen. Um wirklichen Ausdruck des dichterischen Gehaltes handelte es sich am allerwenigsten — ein krasses Beispiel dafür, wie ein richtiges künstlerisches Wollen durch die Übermacht des technischen Geistes vergewaltigt werden kann. Wir haben heute statt des Dichtertheaters das technisch eingestellte Regisseurtheater.

Bei den bildenden Künsten läßt sich Ähnliches beobachten. Das künstlerische Formproblem hat sich zu einem technischen Problem verengt, das in den schnell sich obliterierenden Stilen des Impressionismus, Expressionismus, Kubismus usw. durchaus im Vordergrund stand. Der Kubismus verrät den Technizismus am unbefangenen, indem er einen geradezu maschinenmäßigen Aufbau der Formen an die Stelle der durchseelten Komposition setzte. Ebenso sind alle fortschrittlichen Versuche in der Musik rein technische Angelegenheiten, mögen sie nun dem atonalen System oder der Viertelton-Musik gelten. Man hat nicht mit Unrecht von einer Maschinenfreudigkeit in der Kunst unserer Zeit gesprochen. Das Haus, von dem die heutigen Architekten träumen, ist die „Wohnmaschine“, in der nur der praktische Zweck maßgebend ist. Solche Häuser wären in ihrer nächsten, sachlichen Gestaltung in der Tat der Triumph des rein Technischen über das Künstlerische. Und die allgemeine Typisierung, die ja auch für das Kunstgewerbe gefordert wird, würde eine völlige Entpersönlichung des Kunstschaffens bedeuten, den Künstler zum bloßen Techniker herabwürdigen.



Nur ganz nebenbei sei darauf hingewiesen, daß sich der Zug zum Technischen sogar in der Wissenschaft, ja in der abstraktesten, der Philosophie, gezeigt hat. Sie, die doch auf das Ganze des Seins und die letzten Ziele des Lebens gerichtet sein sollte, hat sich neuerdings vielfach darauf beschränkt, nur die Mittel und Werkzeuge des Erkennens kritisch zu untersuchen, statt Erkenntnis des Seins und der Wirklichkeit zu erstreben. Hat es doch Denker gegeben, die Philosophie nur noch als wissenschaftliche Methodenlehre gelten lassen wollten; und was ist Methode schließlich anders als Technik der Wissenschaft?

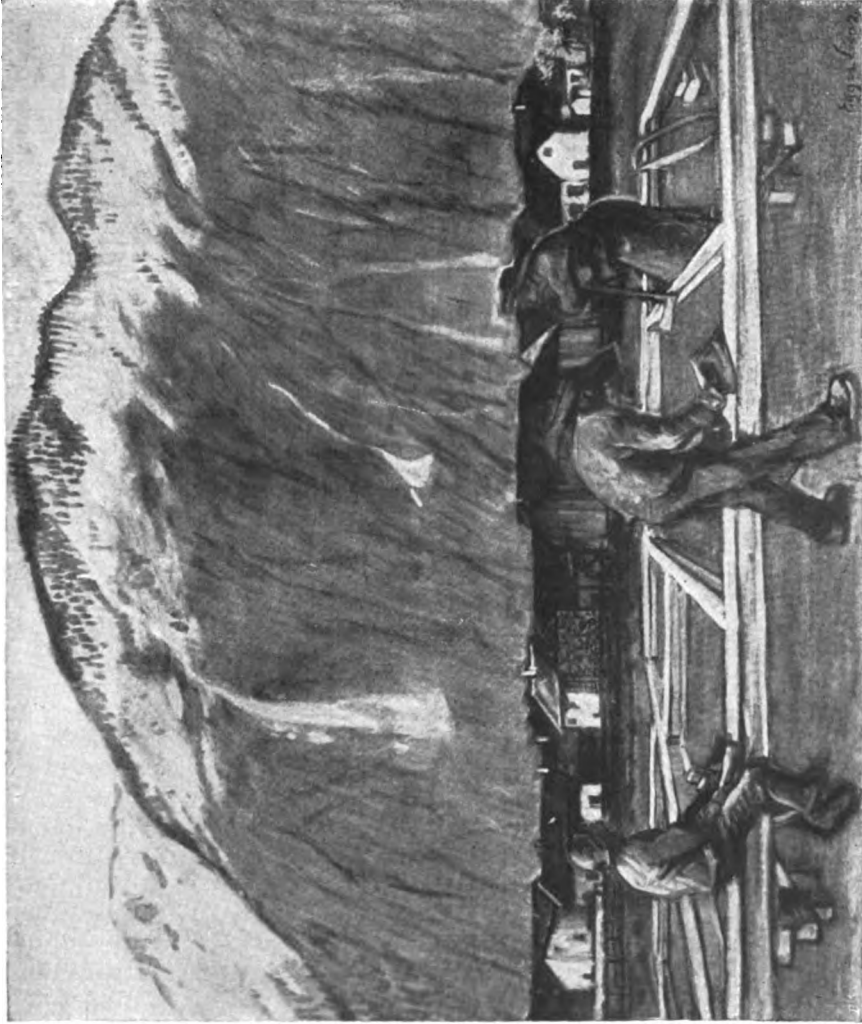
Alle im vorhergehenden genannten Erscheinungen bestätigen die Annahme, daß dem heutigen Menschen ein gegen früher verändertes Lebensgefühl, eine neue seelische Einstellung, eignet. Eine technische Atmosphäre umgibt uns. Der oft ausgesprochene Satz, daß der Mensch im Zeitalter der Maschine selbst zu einer Maschine werde, gilt nicht nur vom Maschinenarbeiter. Daß allgemein im Seelenleben eine Art von Maschineninstinkten aufkommt, läßt sich nicht bezweifeln. Es wäre falsch, dem technischen Menschen die Phantasie abzusprechen; aber er besitzt wesentlich nur Wertphantasie, nicht Gedanken- und Bildphantasie. Dem Gefühl wird nur wenig Wert zugestanden; es ist nur folgerichtig, wenn es als „unpraktisch“ gilt. Drastisch hat die Technisierung des Lebens Franz Thieß („Das Gesicht des Jahrhunderts“) ausgedrückt: „Der Mensch muß sterben, die Maschine siegt.“ Und Graf Keyserling („Die neuentstehende Welt“ 1926) bezeichnet als Typus des heutigen Menschen, insofern er auf die Massen wirken will und kann, schlecht hin den — Chauffeur. Der Chauffeur ist „der bestimmende Typus dieses Massenzeitalters nicht minder wie es der Priester, der Ritter, der Kavaller in anderen Zeitaltern war“. Wer heute als Führer Einfluß haben will, muß nach Keyserling dem Chauffeur-Typus angehören: er muß „suprem intelligent, schnell, intuitiv, psychologisch sein, d. h. dem primitivierten Charakter der Masse Rechnung tragen“. Gefordert wird also mechanisch exakte Intelligenz, nicht vertiefte Geistigkeit, die heute niedrig im Kurs steht. Wir haben uns, nach einem Worte Schellers, in einen „Kosmos der Mittel“ verstrickt; nach den Zielen des Lebens fragt man nicht; nur nach den Mitteln, es zu bewältigen.

Die allgemeinen geistigen Auswirkungen der Technisierung des Lebens liegen auf der Hand. Der bloße Techniker ist geistig unerschöpfend. In ethischer Hinsicht aber ist der technische Mensch, dem das Bewußtsein höherer transzendenter Ziele, dem der Ausblick zum Ideal fehlt, der ehrfurchtslose Mensch; er ist in letzter Konsequenz der Gegensatz des religiösen Menschen.

Wenn so der Sieg der Technik über Leben, Kunst, Wissenschaft, Seele — also über den Menschen und das Menschliche für den Augenblick entschieden ist, — bleibt er unabänderliches Schicksal?

Nun, Technik ist ihrem letzten Sinne nach Herrschaft über die Naturkräfte zum Zwecke der Befreiung des Menschen von der Materie. Zwar hat uns die Technik zunächst noch tiefer in die Banden des Materiellen verstrickt. Aber das Technische, das heute als Wunder angestaunt wird, das den naiven Geist geradezu hypnotisiert, wird aller Voraussicht nach vermöge der Gewöhnung allmählich zu etwas Selbstverständlichem werden (wie es uns heute Eisenbahn und Dampfschiff sind). Damit aber wird der Weg der Seele wieder geöffnet sein. Wenn der echte Künstler zugleich auch ein guter Techniker sein kann, so ist auch ein Menschentypus möglich, der bei voller Beherrschung des Technischen zugleich eine Kultur der Seele kennt. Ja man könnte der technischen Einstellung zum Leben dann sogar noch eine weitere Ausdehnung wünschen. Denn so hoch die materielle Technik bei uns entwickelt ist, der Begriff einer seelischen Technik fehlt uns fast ganz. Die vereinzeltten Ansätze zu einer Technik des Seelenlebens im Abendlande (etwa die geistlichen Exerzitien des Ignatius von Loyola, neuerdings die Versuche in Graf Keyserlings Schule der Weisheit in Darmstadt) haben keine allgemeine Bedeutung erlangt. Der Orient dagegen hat von jeher eine Seelentechnik gekannt. Und das höchste Ziel einer wahrhaften Kultur wäre wohl die Synthese technisch-mechanischer Naturbeherrschung mit einer technisch-ethischen Lebensgestaltung und die Unterordnung beide unter höchste geistige Normen.

Prof. Paul Eidel



A. Egger-Lienz

Vorfrühling in Tirol



# Stimmen für und wider die Technik

Die bekannte Zeitschrift „Technik Voran!“ veranstaltete jüngst eine höchst anregende Auseinandersetzung über das Problem „Technik und Weltanschauung“. Die gegenwärtigen Auffassungen kamen dort sehr klar zur Geltung, so daß wir einige wesentliche Stellen (Nr. 14, Jg. 8) hier anfügen.

Ernst Rabenalt schreibt: „Technik ist zwar noch keine Weltanschauung, sie muß aber in die Weltanschauung der Zukunft eingehen. Sollte wirklich ein Ereignis von so ungeheurer Bedeutung, wie der Aufstieg der Technik im vorigen Jahrhundert, der das Leben der Kulturmenschen und unser ganzes Weltbild so völlig verändert hat, auf unsere ‚Weltanschauung‘ ganz ohne Wirkung bleiben? Das erscheint mir undenkbar. Und wenn bisher die Wirkung so außerordentlich wenig zu spüren war, so beruht das einmal auf dem Widerstand der alten Mächte, die von ihren bisherigen Denkgewohnheiten und Vorurteilen nicht lassen wollen, und sodann auf der Plötzlichkeit, mit der dieses größte Ereignis des vorigen Jahrhunderts in die Erscheinung getreten ist, so daß die erstaunten Zeitgenossen ihm mehr oder weniger fassungslos gegenüber stehen, bis sie sich schließlich daran gewöhnen und dann selbst die größten Erfindungen als selbstverständlich hinnehmen, ohne sich die geringste Mühe zu geben, sie auch geistig zu erfassen. Es fehlt uns zweifellos die Einheitlichkeit zwischen unserer heutigen Bildung und dem tatsächlichen Geschehen der Gegenwart als Voraussetzung für eine einheitliche Kultur. Eine Überbrückung des z. Bt. noch offen daliegenden Gegenfasses kann und muß geschehen — das ist die Aufgabe, vor die wir gestellt sind — durch Auseinandersetzung mit dem Problem ‚Technik‘ so lange, bis wir es ‚geistig durchdrungen und weltanschaulich verarbeitet haben, bis wir seiner Herr geworden sind und es in unser Weltbild eingegangen ist‘, das Weltbild einer neuen Zeit.“

Er vertritt die Ansicht, „daß die Technik durchaus nicht nur Mittel und Kraft ist, daß sie durchaus bloß dazu da ist, als dienende Magd die Masse zu organisieren, und Kraft zu gewinnen und sie dann ‚dem Menschengestalt für seine größeren geistigen, gesellschaftlichen und politischen Zwecke zur Verfügung zu stellen‘; sondern, daß sie selbst ‚Geist‘ im höchsten Sinne ist, daß sie sich selbst Richtung und Ziel setzen muß, um zur höchsten Entfaltung zu kommen, daß sie selbst als ‚Steuermann die Leitung‘ haben muß, um die höchste Wirkung zu erreichen. Erst wenn solchergestalt technisches Denken und technischer Geist die öffentliche Meinung durchdringt und in das Weltbild aufgenommen ist, erst dann kann die Technik ihre wahre und höchste Aufgabe erfüllen, unbeschwert von wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Hemmungen und das ist der Dienst am Volk, der Dienst an der Menschheit im Sinne einer Befreiung der Menschheit. So sehe ich eine Verbindung von Technik und Weltanschauung.“

Auf die unselige Zwiespältigkeit unserer gegenwärtigen Kultur, das Ringen zwischen Technik und Weltanschauung weist Prof. Dr. Hellpach hin, indem er sagt: „Wenn ein neuer Staat auf den Trümmern eines alten erstehet, dann bedarf es immer einer Erziehungsarbeit. Daß die Gründung eines neuen Staates eine Erziehungsaufgabe stellt, hat niemand besser erkannt und klargelegt als Freiherr vom Stein. Heute geht ein klaffender Riß durch unsere ganze Pädagogik, ja durch unsere ganze abendländische Kultur. Es stehen sich auf unserem Boden in Deutschland gegenüber der Amerikanismus und der Europäismus. Der Amerikanismus mit dem Lebensinhalt: Erwerb, Technik und Sport. Mit ihm ringen die lebensbestimmenden Mächte innerer Lebensstilierung des Europäismus: Christentum, Humanität, Volkstum. Also ein Kampf zwischen Lebenspiel und Lebensziel. Dieser Kampf ist im kulturellen Sinne die eigentliche Tragödie unseres Volkes und der Europäer. Der weltanschauliche Separatismus ist die größte Gefahr in unserem Volke.“

Hierzu bemerkt R. Buisse, der in Nr. 7, Jg. 8, der „Technik Voran“ einen grundlegenden Aufsatz über „Technik und Weltanschauung“ veröffentlicht hat: „Die Technik ist ein auf Grund

wissenschaftlicher Erfahrung aufgebautes Können, das zu den verschiedensten Zwecken genützt werden kann und tatsächlich genützt wird, zu guten und bösen. Technik und Wissenschaft und, um ein drittes noch zu nennen, Politik als Kunst der Menschenbehandlung sind soviel wert, wie der Wille wert ist, der sie nutzt. Die Ziele, die der Mensch sich setzt, erwachsen aus den Möglichkeiten seines Wissens und Könnens, gesetzt aber werden sie vom Sein aus, von dem geistig-sittlichen Zentrum des Menschen her, das jenseits der Sphäre von Wissenschaft, Politik, Technik liegt, und dessen unmittelbarer Ausdruck Weltanschauung und Religion sind. Was hier für die Technik abgelehnt wird als Überschreitung ihrer Grenzen, wird dadurch eine um so dringlicher Forderung an den Techniker. Der Techniker als Herr der Naturkräfte muß, um seine Fähigkeiten im großen Sinn nutzbar zu machen, sowohl nach der Seite der Wissenschaft (der Naturerkenntnis) wie nach der Seite der Politik (der Kunst der Menschenbehandlung) Fühlung halten und muß darüber hinaus streben, sein Tun und Wesen den großen geistigen, gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen Zielsetzungen der Menschheit einzuordnen. Diese Zielsetzungen kommen von den großen geistigen und religiösen Führern der Menschheit, kommen nicht aus ihren organisierten Leistungen. Solch Führer kann und wird in Zukunft vielleicht ein großer Ingenieur sein, sicher wird sein Ziel von der Technik stark mitbestimmt sein, aber solch Führer ist nie und nimmer die Technik.“

Es wird sodann in der angeführten Zeitschrift die völlig ablehnende Stellungnahme der „Zeitwende“ wiedergegeben, die in den Worten gipfelt: „Die Technik blüht auf der Stufe einer absteigenden Menschheit. Je mehr Technik, desto weniger Kultur. Nicht als ob erst die Technik die Menschen beraubte, sondern sie erwächst selbst aus dem dürren Boden einer seelischen Verarmung. Die verkümmerte Menschheit, die sich in der Technik die Welt, die Natur zu erobern glaubt, unterwirft sich in Wahrheit mehr und mehr den Gesetzen der Materie.“

Im Gegensatz dazu schreibt uns ein Leser des „Türmers“, Dipl.-Ing. W. Bischoff, folgende über die Beseelung der Technik:

„Im letzten Juniheft des ‚Türmers‘ erschien ein Aufsatz von Prof. Rein über Dr. Stadler und seine Arbeit. Was mich als Techniker und Wirtschaftler daran am meisten fesselte, war der Bericht über die Wertgemeinschaften in der pommerschen Landwirtschaft und in der Lausitzer Industrie. Sie bestätigen mir wieder meine Auffassung, daß die Kräfte, welche wieder eine gemeinschaftliche und auf gegenseitiger Achtung gegründete Zusammenarbeit in der Wirtschaft erstreben, doch lebendiger sind und stärker wirken, als es im allgemeinen betannt ist und — zumal von den Gegnern unserer heutigen Lebensgestaltung, d. h. im Grunde der Technik — zugegeben wird. Daß wir hier auf dem besten Wege sind, wahre seelische Kultur zu schaffen, ohne das mindeste von unseren technischen Errungenschaften aufzugeben, scheint mir offensichtlich und in jeder Hinsicht begrüßenswert. Außerdem freue ich mich besonders über diesen Aufsatz im ‚Türmer‘, weil er auf der Grundlage des Gegebenen wirklich weiter- und nicht durch unsinnige Verneinung der Technik unserer Tage wieder zurückführt. Es erfüllt mich stets mit Bedauern, ja mit Trauer, wenn immer nur der Ungeist in der Technik und der heutigen Wirtschaftsform betont wird. Denn erstens sehe ich gerade hier allerorts und in recht verschiedener Weise geistige Strömungen am Werke, die zur Beseelung und Veredlung unserer Arbeit führen — der Ungeist war einmal — ; zweitens hilft man denen, die um den neuen Geist in der Technik kämpfen, nicht, indem man die Technik als solche schlechtmacht. Wir sollten vielmehr nicht müde werden, immer wieder und immer wieder zu zeigen, daß und wie in der Technik geistige Kräfte am Werke sind.“

Auf eine von diesen Bewegungen möchte ich aufmerksam machen. Ich meine das „Deutsche Institut für technische Arbeiterschulung“ in Düsseldorf. Dieses Institut bildet geeignete Ingenieure aus, die dann in die Lehrwerkstätten unserer Industrie hinausgehen und dort nicht nur tüchtige Arbeiter, sondern vor allem tüchtige, feste Menschen und Charaktere erziehen. Der Erzieherische überwiegt unbedingt. Das ganze Institut ist erstaunlich. Nicht nur in seinen Zielen

und den Wegen, die es verfolgt, sondern mehr noch dadurch, daß es besteht, und daß es sogar recht rüstig vorwärts kommt. Die seelischen Werte kommen hier voll zu ihrem Recht. Und das Gemeinschaftsgefühl wird in der glücklichsten und mächtigsten Weise gepflegt. Es beglückt mich immer wieder von neuem, zu denken, daß Ziele wie dort in dem Institut mit starker Unterstützung von seiten der Industrie verfolgt werden können. So ungeistig und seelenlos sind unsere Wirtschaftsführer eben doch nicht mehr. Abgesehen davon, daß es unter ihnen stets und heute nicht weniger als früher solche gegeben hat, die wahrhaft edle Menschen waren.

Leiter des Institutes ist der Oberingenieur Carl Arnhold. Er ist eine starke, tiefinnerliche und wirklichkeitsfreudige Persönlichkeit, einer von den Stillen im Lande, die mit ihren Pfunden wuchern und mit aller Kraft da einsetzen, wo heute der Kampf um Kultur und um die neue Menschheit gekämpft wird, nämlich in der Technik, der heute ein überwiegend großer und noch weiter wachsender Teil der Gesamtheit angehört.

An verschiedenen Stellen wird am Aufbau eines neuen, auf dem Boden der Gemeinschaft gegründeten Lebens gearbeitet. Aber es wird viel zu wenig darauf hingewiesen, welche sittlichen, den Einzelmenschen geistig fördernde Kräfte in der recht getanen technischen Arbeit — wie in jeder rechten Leistung — ruhen. Man kann sehr wohl in der Wirtschaft auch Gott dienen, sich selbst und seiner Mitwelt zum Heile. Ich glaube gewiß, daß diese Erkenntnis manchen heute noch innerlich zerrissenen Menschen wieder zur Freude an seiner Arbeit bringen würde.“

In diesem Jahre veranstaltet die Dresdener Jahreschau eine Ausstellung „Die Technische Stadt“, die wiederum die Frage aufwirft, welche Beziehungen zwischen Technik und Kultur bestehen.

Dazu schreibt man uns: „Die Bevölkerungszunahme in allen Ländern und die Menschengesamtenballungen in den Großstädten zwingen zu immer besserer und rationellerer Ausnutzung aller technischen Möglichkeiten, wenn die Menschheit vor Schaden bewahrt werden soll. Die Technik ist imstande, nachteilige Begleit- und Folgeerscheinungen der Bevölkerungsbewegung zu mindern oder ganz aufzuheben, denn sie folgt, wie Schimmer in seiner „Philosophie der Technik“ zutreffend hervorhebt, dem Prinzip der Ökonomie, dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, des kürzesten Weges, der geringsten Zeit — es gilt der „energetische Imperativ“: *Vergewende keine Energie, verwerte sie*. Es gibt, wie auch Gustav Schmoller sehr fein und richtig sagt, kein höheres geistiges Leben ohne technische Entwicklung, aber auch keine höhere Technik ohne geistige und moralische Fortschritte. Technik und Kultur sind heute aufs engste miteinander verknüpft.“

Stimmen für und wider die Technik haben zu allen Zeiten die Menschheit beschäftigt. Das erste Steinwerkzeug des Menschen gehört in das Bereich der Technik. Im Fortschritt technischer Entwicklung liegen zugleich ihre Gefahren und ihr Nutzen begründet. So ist es verständlich, daß es immer Parteien gibt, die in allem Neuen Teufelspud wittern.

Emanuel Seibel hat immer noch recht, wenn er sagt:

„Am guten Alten in Treuen halten,  
Am kräft'gen Neuen sich stärken und freuen  
Wird niemand gereuen!“

R. A. W.

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Eine deutsche Fürstentochter als Dichterin

Ein freundliches Geschick legte mir die Dichtungen der Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein in die Hände. Sie war mir bis dahin unbekannt geblieben und hat wohl überaus im deutschen Vaterlande viel weniger Beachtung gefunden als sie es verdient. Wagte man es nicht, die Fürstentochter anzuerkennen? Oder hat der Weltkrieg — sie starb vor Ausbruch desselben — auch hier seine Hemmungen geltend gemacht?

Unter den näheren Daten und Umständen ihres Lebensganges sei nur das Folgende hervorgehoben: Sie wurde als jüngste Schwester unserer verstorbenen Kaiserin im Jahre 1874 geboren und verlebte ihre Kinderjahre auf Schloß Primkenau in Schlesien. Die zarte Kleine mit dem süßlichen Teint und den großen, wundervoll tiefdunklen Augen, in denen lebenslang eine nie gestillte, große Sehnsucht lag, war der besondere Liebling des Vaters. Nach dessen Tode weilte sie mit der Mutter jährlich wieder auf Schloß Gravenstein in Schleswig, ihrer eigentlichen Heimat, auch zu wissenschaftlicher und künstlerischer Fortbildung in Dresden, in Italien und Schottland, um — nachdem sie gänzlich verwaisst — dauernden Wohnsitz zu nehmen in der schwisterlicher Nähe auf Krongut Bornstedt bei Potsdam. Ihre dann durch schwere Krankheit erschütterte Gesundheit hoffte sie vergebens in der Sonne des Südens zu festigen und mußte — erst 36 Jahre alt — vom Leben scheiden, von dieser Erde, die sie so sehr geliebt hatte.

Künstlerisch vielseitig begabt und interessiert — sie stand in regen Beziehungen zum Haack-Wahnsfried wie auch zu der Worpeweder Malerkolonie — betätigte sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens ausschließlich als Schriftstellerin, unter dem Namen F. Hugin (nach einem der Raben Odins), und hat unsere Literatur neben Erzählungen und zwei Heimatromanen vor allem durch Lyrik und Ballade bereichert. (Verlag Grote, Berlin.)

Aberzeugend und anziehend wirkt sogleich die unbedingte Echtheit ihrer dichterischen Empfindung: alles quillt aus seelischem Gefühlsreichtum, ganz unbedingt steht hier der Mensch für sein Wort.

Die stärksten Antriebe erhält sie aus der inneren Verbundenheit mit der Natur; in dieser findet all ihr Erleben beglückenden Widerhall, oder umgekehrt, jede Stimmung des Alls rührt an eine Saite ihrer Empfindungswelt. Das Lied der Drossel am Frühlingsabend, das die Luft durchzittert wie Argedanken, die lebenslitzende Lust der Quelle, der Sonnwendnachtslastende Schwere, wie ein Weltmeer von endlosem Leid, das herbliche Alpensterben ohne Sans und ohne Klage, die Bergeshöhe, wo sie, eins mit der Erde und eins mit dem Himmel, in sel'gem Genügen ruht, des Meeres urewiger Freiheitsang — alles läßt die Atorde ihrer Seele rollen tönen und gibt ihr wiederum ein Ahnen von der „tief verborgenen Weltenweise“. Auch Hochlandzauber und Welschlandglocken klangen in ihr wieder. Doch deutsches Heimatglück läßt sie die Worte sprechen:

Ich möchte die Erde fassen,  
Den kernigen Armuttergrund,  
Und nimmer und nimmer lassen,  
Bis mein innerstes Wesen gesund.  
Und wild wie der Schrei der Mäwe,  
Und frei wie der jauchzende Wind,  
Und groß wie die Salzflut und einsam,  
So, Vaterland, bilde dein Kind!

In diese Liebe zur heimatlichen Umwelt ist der Mensch, der ihr entstammt, mit einbegriffen, und der Fischer am Nordmeer und der Bauer auf schlesischer Scholle, deren Tagesarbeit, Lebenskreis und Schicksal sie aus eigener Anschauung und Anteilnahme kannte, sind dem Gewebe ihrer Schöpfungen eingefügt. Denn über die engeren Grenzen ihrer eigenen Sphäre hinaus sucht sie überall das echte Leben, das wahrhaft Menschliche. Und wie sie allem Konventionellen abhold ist, so auch allem Philisterhaften, das den Kopf schüttelt voller Graus, sobald es sich einmal verirrt hat auf die „Wunderstraße“ des Lebens, und das die tastende Sehnsucht nicht kennt nach den Schlüsseln der heiligen Rätsel. Jenes „weltenweite Sehnen“, unser allerbestes Teil, blieb ihrer eigenen hochfliegenden Seele, ihrer echten Künstlernatur immer treu und ist so wunderbar beschlossen in den Worten des „Drosselliedes“.

„O Sehnsucht, Sehnsucht, wo denn ruht des Drängens Heimat,  
Wo so gut all Träumen wohnt?“

Und ob auch alles Künstlerleben ist

„Ein endlos Streiten — ein Flügelbreiten,  
Auf Wolkenbahnen — ein ewiges Ahnen,“

dennoch will sie nicht geletzt sein ans Einerlei, sondern dem Falken, dem Bussard gleich schweben frei — jauchzend frei! Darum sehnt sich ihr leidenschaftliches Menschentum nach Stürmen, heilig heißen Stürmen — nur keinen Winterabendfrieden — Leben!

Aber Sitte und Herkommen legen ihr Fesseln an, und so hat sie die reichen Gaben ihres Geistes und Gemütes wohl niemals zu lebensfüllender, wahrhaft beglückender Anwendung bringen dürfen, obschon ihre warmherzige Frauennatur sich jedem mitteilte, der in Schmerz und Sorge ihr nahe. Nur gar zu oft, so gesteht sie selbst, geht ihre arme Seele mit schleppendem Fuß, und viel verborgenes Leid, „tief wie Wellenlagen“, klingt durch ihre Lieder:

„Ich sah das Glück von weitem flirren,  
Hört' seiner Glücklein buntes Kirren —  
Mir zog's vorbei.“

Dem Mitleid der Menschen aber wehrt ihr Stolz, und wie der Hirsch in die Waldnacht und der Schwan ins Schilf, so trägt sie ihre Wunden in die Einsamkeit.

Wenn die weißen Schwäne Schmerzen tragen,  
Mögen sie es nicht der Sonne sagen,  
Tief die Wunde trägt das Tier ins Schilf.  
Und zum allertiefsten Waldeschatten  
Zieht der Hirsch — und flieht die lichten Matten,  
Leiden soll ihn nicht das Rudel sehn.

Muß der Mensch das Mitleid denn ertragen?  
Kann er nicht entfliehn vor ihrem Klagen?  
Gibt's kein Waldesdunkel mehr für ihn?  
Doch, — der Freude Mantel kann ihn decken,  
Und sein Lachen soll ihr Klagen schreden,  
Wie in Waldnacht trägt er so allein.

Dort aber, in der Einsamkeit ihres Herzens, findet sie das letzte Geheimnis ihrer Kraft: gläubiges Vertrauen auf die höheren Mächte, die unser Dasein bestimmen. Denn „umsonst war das nicht, nein, alles, alles nicht. Gewiß nicht.“

Wie der Inhalt ihrer Gedichte, so ist auch der Ausdruck, der Stil von durchaus eigener Prägung. Bei aller Mannigfaltigkeit klingt wie ein leises Motiv ein Rhythmus hindurch, der aus der Persönlichkeit stammt. Dabei ist sie überraschend vielseitig und trefflicher im Ausdruck. Wenn



sie die feinen Knospen lachen sieht am Kastanienbaum wie junge Gesichter, den Sturmwind wühlen mit starken Händen in den schwarzen Tannenwipfeln, wenn ihr das Dörfchen am dunklen Abend so heimatwarm erscheint und die großen Wollenbilder so ruhevoll gelassen über die Unkraft der Menschen — dann hat sie uns den poetischen Stimmungsgehalt mit einem einzigen Worte greifbar erschlossen.

In den beiden schon erwähnten Heimatromanen aus den letzteren Zeiten ihres Schaffens löst sich die Dichterin vom eigenen Ich und greift hinein in das Leben der anderen. Sie, der sowie Sphären und Kreise sich öffneten, daß ihr manchmal „schwindelt vor all den Ansichten, die man vor ihr ausschüttet“, war wohlvorbereitet, Menschenschicksale dichterisch zu formen. „Jahr-Bertha“ ist dem schlesischen Waldarbeiterleben entnommen. „Durch den Nebel“ schildert einen jungen Schleswig-Fischer, dessen grüblerische Verträumtheit die Harmonie, die „Ordnung“ der Welt lange vergeblich sucht, bis er endlich doch noch heimfindet durch den Nebel. Der Erzählungsstil mag etwas an Frenssen erinnern, Motiv und Menschen sind durchaus eigene Gestaltung. Die Idee des Ganzen liegt wohl in den Sätzen auf Seite 279: „So still war es in ihm geworden. Immer so gerade vor sich hin ging Lars Asmussen. Nicht, daß er ein helles Ziel sah, auf das er zuschritt, aber weil er sich selbst getreu geblieben war und auf seinem eigenen Wege ging, darum war er so ruhig geworden. In den harten Jahren des Mühsens und mühseligen Gräbelns war ihm endlich eine Antwort gekommen aus der großen Ordnung heraus. Die trug er tief hineinverankert in seiner schweigenden Seele.“ — Dieser Gedanke, „sich selbst getreu“, war der helle Leitstern auch ihres eigenen Lebens gewesen, der in der unergründlichen Nacht dieses Erdenbafens ihr den nie versagenden Mut zum Leben gab. Und gefaßt und ruhig wie Lars Asmussen, sah auch sie dem Ende entgegen, ist sie dahingegangen zur Sommerwende unter den rauschenden Wipfeln des Schwarzwaldes.

„'s ist Sonnenwende, 's ist Sonnentod,“

so klingt es wie vorahnend durch eines ihrer schönsten Lieder.

M. 2.

## Der neue Goergel

Die 19. Auflage von Albert Goergels Standwerk „Dichtung und Dichter der Zeit, eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte“ (Leipzig, Voigtländer), verdient es — schon als achtungsgebietendes Zeugnis deutschen Fleißes und deutscher Gewissenhaftigkeit — ausführlicher gewürdigt zu werden. Von einer Literaturgeschichte der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, einem kostspieligen Werte von über tausend Seiten, das bereits in etlichen 60000 Exemplaren in der deutschen Leserkreis verbreitet ist, wird man wohl annehmen dürfen, daß es sich nicht nur für die Gegenwart als das zuverlässigste Literaturwerk durchgesetzt habe, sondern diesen Rang auch noch eine Weile bewahren werde. Man darf Goergels Werk nicht vergleichen mit den am Ende des vorigen Jahrhunderts als Geschenk für die reifere Jugend und für sinnige Damen so beliebten illustrierten Literaturgeschichten, wie z. B. der von Otto v. Leizner. Das waren Bücher zum Naschen, zum mühsigen Umblättern, zum Zeitvertreib im Wartezimmer. Goergel kann schon verlangen, mit Kurz verglichen zu werden, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit seiner vierbändigen deutschen Literaturgeschichte seinen Platz in allen besseren Privatbibliotheken fand. Auch Kurz gab wie Goergel zusammenfassende Aberblicke über die einzelnen Perioden, den Lebenslauf und die Würdigung der Dichter und sehr reichliche Proben aus ihren Werken, von den meisten auch Bildnisse in Holzschnitt. Beim Vergleich der beiden Werke fällt uns zunächst die Bereicherung in der äußeren Ausstattung auf. Papier und Druck, besonders aber die Anordnung des Satzes und die Technik der Wiedergabe der 377 Zeichnungen, Photographien, Handschriften und sonstigen Bilderbeigaben in allen

erdenklichen Techniken, kennzeichnen den außerordentlichen Fortschritt, den wir nicht nur in der maschinellen Technik des Buchgewerbes, sondern vornehmlich im künstlerischen Geschmack gemacht haben. Wenn somit dem Verlage R. Voigtländer (Leipzig) ein großes Verdienst um die Verbreitung dieses Werkes zukommt, so darf darüber doch nicht das größere Verdienst des Verfassers übersehen werden, welches darin besteht, daß er nicht etwa nur einen netten Text zu einem hübschen Bilderbuch geschrieben, sondern seinen Stoff in einer im besten Sinne volkstümlichen Weise, und zwar so dargestellt hat, daß jeder Kenner und Liebhaber deutschen Schrifttums sich gerne und mit Nutzen in diese Darstellung vertieft, sei er nur naiver Genießer oder kritischer Betrachter. Es ist schon eine achtungsgebietende Leistung, diese unzähligen, mehr oder minder eingehend besprochenen Werke alle gelesen zu haben, wie Goergel dies anscheinend getan hat. Er hat sogar den ganzen Spitteler und fast den ganzen Johannes Schlaf hinuntergewürgt und verdaut! Eine Leistung, die ich z. B. um kein Schloß und kein Roß vollbringen könnte! Wenn man sich vorstellt, welche Geduld, welcher klarer Kopf und zugleich unbeirrbar warme Teilnahme für den Gegenstand dazu gehört, um Jahrzehnte hindurch das Schaffen der Dichter seines Volkes zu verfolgen, nicht den einen über dem andern zu vergessen, den einst verehrten alten zugunsten des überrumpelnden neuen zu mißachten, so muß man anerkennen, daß Goergel nicht nur alle Forderungen erfüllt, die man an die Gewissenhaftigkeit eines wissenschaftlichen Forschers zu stellen gewohnt ist, sondern darüber hinaus eine Charakterleistung bietet, die seinen menschlichen Wert in schöner Beleuchtung zeigt. Mag man an der Bewertung der einzelnen Dichterpersönlichkeiten noch so sehr von seiner Meinung abweichen, mag man an seiner Einteilung in Gruppen, an seinen Maßstäben noch so viel aussetzen — es wird sich kein Leser dem Zauber seiner inneren Wärme, seines Wohlwollens, seines ernststen Strebens nach Gerechtigkeit entziehen können. In diesem Lobe kann mich auch der schmerzliche Umstand nicht unsicher machen, daß ich selber bei Goergel sehr übel weggekommen bin. Er scheint nämlich wenig Sinn für Humor zu haben. Und außerdem hat er durch einen unglücklichen Zufall meine ausschlaggebenden Werke gar nicht zu Gesicht bekommen. Die Zusammenfassung der Humoristen zu einer Gruppe vermissen ich. Goergel vergißt zwar nicht, gelegentlich den humoristischen Einschlag bei seinen Charakteristiken lobend zu erwähnen, aber im allgemeinen scheint er doch ein Mann der Feierlichkeit zu sein. Die Träumer, die Gräbler, die Schwerarbeiter im Literaturbetriebe scheinen seinem Herzen weit näher zu stehen als die unbekümmerten landfahrenden Spielleute, die zünftigen Schelme, die Drauf- und Durchgänger. Er würdigt fast ausschließlich nach ästhetischen Maßstäben, obwohl er das Feldgeschrei „l'art pour l'art“ grundsätzlich ablehnt. Höhepunkte der Darstellung erklimmt er in den Kapiteln über Nietzsche, über Dehmel, über Hofmannsthal. In einer neuen Folge, die nicht viel weniger umfangreich werden dürfte, sollen die Expressionisten sowie deren Ausläufer und Ableger bis auf unsere Tage verfolgt werden.

Wenn man sich nun aber angesichts dieses ehrfurchtgebietenden Wertes fragt: wie viele sind unter diesen Hunderten von liebevoll behandelten Dichtern im Bewußtsein ihres Volkes noch lebendig? Wie viele haben noch ein Recht, in einer Geschichte der deutschen Literatur als überragende oder gar richtungweisende Charakterköpfe angesprochen zu werden? War es wirklich nötig, alle diese über die Pubertätswehen nicht hinausgekommenen Schmutz- und Schmierfinken der naturalistischen Flegeljahre, die blassen Monde der großen Sonnen, die gar kein Eigenlicht ausstrahlten, auch mit unter den schützenden Glasdedel des Museums zu retten? Wer, wie ich, die allermeisten dieser Sterne erster bis siebenter Größe persönlich gekannt, ihren bürgerlichen Alltag miterlebt hat, der weiß am besten, was sie wert waren. Es ist gut, daß dem Werke Goergels so zahlreiche Bildnisse und auch Karikaturen von zum Teil witzigen Künstlern beigegeben wurden, denn in der Tat sieht der Mann oft genug seinem Werke wenig ähnlich. Und in solchen Fällen ist immer der Zweifel berechtigt, ob das Werk auch echt sei. Ein begabter Wortkünstler, ein Spiegelschreiber des Geistes, kann uns leicht etwas vormachen, und keine Kunst verführt so zur Hochstapelei wie die Wortkunst. Es kommt sogar nicht selten vor, daß der Dichter

sich selber beschwindelt. So sagt z. B. Thomas Mann: „Das Gefühl, das warme herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Estesen unseres artistischen Nervensystems . . . die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus . . . es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt.“ — Soergel fällt auf diese Behauptung hinein. Aber der ganze Zauber der „Suddenbrooks“ ruht doch einzig darauf, daß Thomas Mann dieses warme und herzliche Gefühl für die Menschen, die er darstellt, und außerdem den großen liebenden Humor besitzt! — Es ist die wichtigste Frage aller Literaturgeschichtschreibung: soll man es mit Oskar Wilde halten, der da sagt, es sei für die Wertschätzung eines Kunstwertes völlig gleichgültig, ob sein Schöpfer Wechsel gefälscht oder einen Luftmord begangen habe — oder soll man als bedeutend nur diejenigen Kunstwerke gelten lassen, hinter denen eine reine Gesinnung, ein helles Herz, ein vornehmer Charakter stehen? Bekennen wir uns zu dieser letzteren Anschauung, so gelangen wir dazu, alle Kunst abzulehnen, die nicht in der völkisch-rassistischen Wesenheit, im sittlichen Bewußtsein fest verankert und die aus diesem Grunde allein eine erhebende, läuternde, hochreichende, durch Erschütterung oder Lachen befreiende Wirkung auf die Volksgenossen hervorzubringen imstande ist. Welch eine Brunnenvergiftung, bewußt und unbewußt, auch mit rein ästhetisch hochwertiger Literatur getrieben werden kann, wie ein starkes gesundes Volk durch eine artfremde Schwindelkunst verseucht, entmannt, entgottet werden kann, das hat das Geschlecht von Lesern, das in dieser Gegenwart urteilsreif geworden ist, schaudernd erleben müssen. Es ist ja richtig, daß eine solche ethische Wertung leicht zu Einseitigkeit, zu Ungerechtigkeit, zu Gesinnungsschnüffelei, zu schulmeisterlicher Überhebung verführt; aber die Erfahrung lehrt uns doch, daß zum mindesten die Masse des Volkes ohne Warnungstafeln nicht auskommt — nicht einmal das amerikanische Volk, das deren am wenigsten aufzuweisen hat und dennoch in der Kultur nicht besonders hochsteht! Sie Bartels — Sie Soergel! Die Entscheidung ist nicht einfach. Wo ist denn die Wirkung jener wenigen selbstherrlichen und tatsächlich großen Künstler, die den Teufel nach ihrem Publikum fragen und nur schaffen, was ihnen Spaß macht? Arno Holz mit seinem Phatasus mit seiner Blechschmiede, mit seinen Sechs- bis Zehn-Stunden-Dramen? Spitteler mit seinen unendlichen klassischen Mastenzügen? Stephan George mit seinen süßen Marmortempeln, die im deutschen Nebel sich ebenso fremdartig ausnehmen wie weiland König Ludwigs Reichsbüstenhalter, die Walhalla bei Regensburg? Ohne Zweifel sind die Genannten bedeutende Dichterpersönlichkeiten. Aber was geben sie ihrem Volke? Kunst für Auckünstler, Kenner und Feinschmecker! Ich meine, daß auch für den Dichter der Dienst am Volke wichtiger sei als der Dienst an der Kunst. Kein artistisch gewertet kann es unsere Dichtung mit der jedes anderen Volkes aufnehmen, in der Lyrik überragen wir sie sogar alle; aber wir leiden an einer Überfülle von „Rönnern“. Unsere Überproduktion ist ungesund. Allein schon die den guten Durchschnitt überragenden Werke, die alljährlich erscheinen, würden das Bedürfnis der geistig hochstehenden Leserschaft nach Neuem reichlich befriedigen. Daher kommt es, daß so vieles Tüchtige Matulatur bleibt und daß die Wertung des wirklich Überragenden, die Scheidung zwischen Vergänglichem und Bleibendem immer schwieriger wird. Man müßte abblasen auf der ganzen Linie und nicht wohlwollend der Eitelkeit schmeicheln. Die künftigen Literaturgeschichtschreiber werden mit unserm Jahrhundert schwere Arbeit zu liefern haben! Eine schwerere noch als die Soergel und Bartels. Und wenn sie ihr Sieb noch so groblöcherig wählen — was wird darin zurückbleiben? — Was wird Ewigkeitswert, was wird Weltgeltung behalten? Jeder Kenner und Liebhaber der Dichtung glaubt es zu wissen. Und doch ist diese Frage für jede Gegenwart unlösbar. Und doch würden bei einer Umfrage mehr Namen herauskommen als eine Lesergeneration gleichzeitig nebeneinander behalten kann. Der beste Rat, den man den Schaffenden von heute geben kann, ist der, lieber weniger Rindlein in die Welt zu setzen, diesen aber die allerforsältigste Erziehung zu wesenhafter Deutscherit angedeihen zu lassen.

Ernst v. Wolzogen

Nachwort des „Fürmers“. Wir stehen Wolzogens Grundanschauung durchaus nahe; Fleiß und Sorgsamkeit Soergels sind an sich der Bewunderung wert. Der Literaturhistoriker von heute hat einen besonders schweren Stand. Er darf zwar des Dichters Stammes-Zugehörigkeit nennen (Schwabe, Tiroler usw.), darf aber ja nicht sagen, daß er Jude ist, während man unbefangen den Katholiken als solchen bezeichnen darf. Das hat in die Literaturforschung ein ganz fatales Versteckspiel gebracht. Diesem Zustand hat der Dithmarscher Adolf Bartels ein Ende zu machen gesucht, indem er — als einziger und erster — bewußt zwischen jüdischer und deutscher Dichtung unterschied, wenn er auch innerhalb des reindeutschen Dichtens von Zu- und Abneigung nicht frei ist. Soergel folgt ihm auf diesem Wege nicht. Er nimmt überhaupt auf die geistig-menschlichen Grundlagen, die der ästhetischen Gestaltung zugrunde liegen, unseres Trachtens zu wenig Rücksicht. Wohl spricht er vom Naturalismus, deutet auch dessen Grenzen an: aber der Gegenrichtung aus religiösen und nationalen Tiefen wird er nicht ganz gerecht. Was er z. B. über Lienhard sagt, der uns am nächsten steht, beweist trotz Bemühung um Sachlichkeit keinen überschauenden Blickpunkt, wo er Künstlertum und Menschentum als Einheit erkennen könnte. Nun, in zwanzig Jahren wird manches anders geprägt sein. D. L.

## Persönliche Erinnerung an M. G. Conrad

Wer sein Korrespondenzarchiv im hohen Alter öffnet, wandelt in einer Totenallee. Von allen Bekannten meiner literarischen Jugend sind nur noch Lienhard, Bahr, Wolzogen am Leben — Holz, Schlaf, G. Hauptmann kann ich kaum dazu rechnen —, nun ging auch M. G. Conrad dahin. Da unsere Namen einstmals untrennbar schienen, möchte ich der Mythembildung vorbeugen und vorausschicken, daß von seinen zahllosen intimen Schriftstücken, die ich aus irgendwelchem Grunde aufbewahrte, nur ein paar unerquidliche aus späterer Zeit vorliegen, unsere eigentliche Verbindung seit 1884 schon 1888 mit schwerem persönlichen Bruch endete, dessen Ursache ich aus Rücksicht auf Conrad verschweigen will. 1892 schrieb er mir einen großartigen Abbittebrief, und ich verzieh gern Unverzeihliches. Leider erkannte ich als erfahrener Sleptiker, daß hier nicht das Gemüt, sondern die Berechnung sprach, weil mein Verhältnis zu Poffart und mein baldiges Erscheinen in München zur Aufführung meines „Napoleon“ sonst vielleicht für Conrads Interessen unbequem werden konnte. Die persönliche Ausöhnung verlief kühl, mein unvergeßlicher Freund H. v. Keder (der als General gestorbene bedeutende Lyriker) gab die beste Charakteristik: „Conrad hat keine Wärme“, während er doch vor der Welt den freimütig Warmherzigen spielte.

Wir sahen uns seither nie wieder, nur seines Geistes habe ich manchen Hauch verspürt. Zunächst erfannd er in einem Büchlein „Lebenserinnerungen“ das Märchen, ich hätte den Abdruck von Hauptmanns „Sonnenaufgang“ in der „Gesellschaft“ hintertrieben (der Verleger wollte natürlich nicht ein ganzes Drama drucken), was sein angeblicher Gewährsman Merian in vorliegendem Brief als eine der schöpferischen Phantasien des blonden Germanenredens ironisiert. (Es genügt festzustellen, daß Harden im Vortrag, Wolzogen in langem Aufsatz mich als den ersten wahren Entdecker Hauptmanns und meine Besprechung seines Erstlings als das Gerechteste bezeichnete. Letztere war übrigens der indirekte Grund der Aufführung.) Nach diesem ersten Streich, obgleich Conrads hochherziger Versuch der Anbiederung an die Berliner Judäer völlig mißlang, weil diese mit ihm nichts anfangen konnten — zu seiner Ehre sei's gesagt —, folgte der zweite sogleich: eine vorsichtshalber „L. J. B.“ gezeichnete unglaubliche Anpöbelung meiner Broschüre „Die Verrohung der Literatur“ in den „Münchener N. N.“. Auf meine vernichtende Erwiderung ebendort erhielt ich eine Postkarte: „Das hilft Dir nichts, alter Kamerad“ usw. „Dein alter M. G. Conrad.“ Bei Festnagelung in den Wiener „Neuen Bahnen“, wo man sich

besonders über so mutlose Pseudonymität empörte, erklärte ich aber ausdrücklich, daß meine einstige Freude an Conrads Erscheinung als „ritterlicher Gutten“ nicht erlosch, sondern ich ihm alles zubillige, was ihm zukommt, ohne seine Eitelkeit zu befriedigen. Denn freilich, wenn der spätere Renegat E. Steiger im „Kampf um die Neuere Dichtung“ predigte: „Das Genie, wie Bleibtreu und Conrad, hat seine eigenen Gesetze“, so möchte ich, von der Übertreibung abgesehen, eine solche Zusammenstellung ablehnen. Ein eigentlich produktiv Schaffender war er nie, sondern ein literarischer Condottierehäuptling, Publizist und Propagandist. Markiger Stil, frühes mutvolles Eintreten für R. Wagner, Zola, Nietzsche, später für sogenannten Realismus, kräftige Freimaurerei in sozialen und politischen Dingen, faßtiger Vortrag in einigen Romanen, nicht ohne dichterische Aufwallung: damit ist eine Persönlichkeit erschöpft, auf deren Werte es weniger ankam als auf die tüchtige Redengebärde, die oft arg täuschte und für Wissende zu verräterischer Falschheit entarten konnte.

Dennoch wird er von erbosten Segnern mißverstanden, das Allzumenschliche zeigt so oft ein Doppel-*Ich*. Ich begreife charakterologisch, daß er zwischendurch mal für seinen „alten Kameraden“ die Plemppe zog und einer albernen Professorenanpöbelung zu Gemüte führte: „An universalem Wissen ist er ihnen allen überlegen, an Geist hundertfach“ und einem mir befreundeten Maler noch lange nach unserem dauernden Bruch vorschwärmte und in Erinnerungen schwelgte. Jawohl, aus der Zeit, wo er mit nach Tirol schrieb: „Du lieber genialer Mensch, ich zähle die Tage“ usw. Wenn wir im „Grünen Baum“ mit Martin Greif zusammensaßen und „an der Star grünem Brausen“ Zukunftsmusik machten, meinte er es gut und ehrlich.

Unser früherer Freund Kirchbach, mit dem ich erst später mich wieder zusammensand, malte ihn in einem Roman geradezu abscheulich, internste schmutzige Wäsche ausbreitend, wobei er u. a. einen jungen Ideologen vorführt, dessen tragisches Ende man auf Hermann Conrads deuten könnte, der aber deutlich genug auf mich selber anspielt. (Conrads stand nie mit Conrad in persönlichem Verkehr; aus bestimmten Gründen einer romantisch erfundenen Erotik, wobei Kirchbach Eingriffe in Conrads damaliges Familienleben nicht scheute, ist die wahre Identitätsabsicht klar.) Diese scheinheilige Bloßstellung Conradscher Unsitlichkeit und ihres vergiftenden Einflusses auf den edeln Jüngling (ich, der allzu weltkundige Berliner und Londoner, lachte mich krank über diese rührende Anklage gegen den angeblichen Mephisto), fußt auf völliger Verleugnung seines Wesens. Obwohl noch in reifem Alter ins Sexuale verstrickt, hat Conrad es nie als Erotomane erfaßt, sondern als zerstörendes Naturelement.

Je älter er wurde, desto mehr kam bei ihm eine hohe reine Weltanschauung zum Durchbruch, sein metaphysisches Bedürfnis wuchs ergreifend, so daß das „moderne“ Gesindel, das sich an seine (und meine) Fersen heftete, spöttisch grinste: „Der Alte wird fromm.“ Und so begreift man, wie zwei äußerlich so grundverschiedene Naturen — sein Blondkopf verriet vorherrschend Sinnlichkeit, seine spitze steile Handschrift ausgeprägte Selbstsucht — trotzdem innerlich zusammenhängen. Darf ich sagen, daß wir beiden das Echtgermanische in uns trugen, daher in tiefstem Gegensatz zur Südberlinischen Literaturverfeuchung standen, wie sie heut auch in München klassische Vertreter hat? So wenig wie ich hat er sich solche „Revolution der Literatur“ geträumt, die in den Händen geschmeidiger Diabsturen zu bloßer Formtechnik entartete. Wer aus dem geistreichen Nachschlagebuch für heutigen Literaturgeschmack von Soergel die ganze Verdrehtheit der Maßstäbe kennt, wobei Bedeutendes und Unbedeutendes gleichmäßig wie Kraut und Rüben im Kochtopf einer lebenslosen Ästhetik schmoren, versteht gut, warum knorrige Ungewöhnlichkeit wie die Conrads von Kleingeistern und Nur-Literaten als Charlatanerie empfunden wird. In einem Neujahrsartikel über Locarno hieß es, daß ich, „der ewig Junge, geistig wie ein Kede der Vorzeit anmute“; ich aber denke wehmütig der Jugend, wo Kede Conrad neben mir schritt, Vertreter eines Geschlechts, das gewissermaßen mit Bismard zu Grabe stieg wie mit Richard Wagner. Dahin für immer! . . .

Nachwort. De mortuis nil nisi bene ist ein verlogenes Philisterwort, das nie für Männer

der Öffentlichkeit paßt. Indessen hütete ich mich, den erheiternden Nachrufen auf Ellenron, über dessen Empfang in München durch Conrad mir beide Bezeichnendes erzählte, auch nur eine Silbe hinzuzufügen. Und doch schuldet man hervorragenden Taten nur eines: Wahrhaftigkeit des Urteils nach allen Seiten. Literaturgeschichten der Gegenwart werden von Leuten geschrieben, die nie entfernteste Berührung mit Menschen und Dingen hatten, über die sie urteilen. So zitiert Soergel in seinem kostbaren Weibtreu-Kapitel, wo er sich unbewußt zwischen zwei Stühle setzt, denn auch meine erfolgreichen Totfager sind wenig davon erbaut, noch in soeben erschienener Neuauflage einen Schmähvers Hartlebens. Konnte er ahnen, daß dieser praktische Humorist, als er mit in Zürich „gehorsamst“ nachließ, vor Zeugen feierlich schwor, er habe sein albernes Geschreibsel ausgemerzt? Als Leo Berg den Druckatz brauchte: „Keiner bewies ihm Dank, keiner hielt ihm Treue, schon das verhöhnt seine einstigen Freunde“, urteilte er wenigstens aus genauester Kenntnis der Verhältnisse. Schriebe ich über Conrad ohne das angebeutete Persönliche, so müßte ich lügen und fälschen. Deshalb ist aber auch mein Zeugnis im guten die Wahrheit.

Rarl Weibtreu

+ Jan 1928!

## Albin Egger-Lienz

Zum sechzigsten Geburtstag des verstorbenen Meisters am 29. Januar 1928

Albin Eggers osttirolische Heimat Lienz, deren Name seinem Maleradel dient, hat in einem wundervollen Dreiklang seine Kunstform vorgezeichnet: denn drei wesensverschiedene Landschaften reichen sich im Städtchen Lienz, am Zusammenfluß der Isel und der Drau, die Hand, um sich zu einem großartigen Bild zu vereinen: die Lieblichkeit der grünen, freundlichen Rätntner Bergwelt sieht schüchtern, ja fast erschreckt dem drohendgewaltigen Wall der Hohen Tauern in das bergfurchige Antlitz, während in der schon südlichen Sonne die Dolomiten ihre felsigen Formen funkeln lassen. Um sich in Eggers Kunst vollkommen einfühlen zu können, ist es fast unerläßlich, in Lienz diesem hehren, dreifachen Bergklang gelauscht zu haben; man muß vom nahen kleinen Orschendorf, das stets der Lieblingsaufenthalt Eggers gewesen, im Abenddämmer den Wänden des Hochstabl, der Läserwand und des Spitzkofel in ihr rosiges Verglügen schauen, oder man muß zum Tristacher See emporgestiegen sein, um durch die Baumtronen hindurch auf das von den Mäandern der Drau durchzogene Talboden und darüber auf die schneeigen Ferner zu sehen; vielleicht gar zum kleinen See, an dessen Ufern einst der kleine Albin stundenlang dem Zug der Wolken und dem Kreisen der Geier zusah. Man muß den Berghang emporklettern, der einen Blick in das sonnenbeglänzte Rätntnerland gestattet; da erst tritt die Gestalt des großen Malers in ihrer künstlerischen Größe vor das geistige Auge.

Ein Lienzler, der ausgezeichnete Landschaftler und spätere Illustrator Ganghofers, Hugo Engl, ein Schüler Defreggers, ererbte den Vater Georg Egger, der selbst ein Künstler von nicht alltäglicher Art war, den Sohn seiner Malerneigung folgen zu lassen, und so kam er siebzehnjährig auf die Akademie in München und lernte bei Hadel und Lindenschmit zeichnen; ungemein rasch ist seine Auffassung, und Piloty verleiht ihm die erste Medaille. Er besucht Defregger in seinem Atelier und sieht schüchtern vor dem großen Heimatgenossen. Er kopiert alte Meister und erhält von Raubach, der inzwischen Piloty als Akademiedirektor gefolgt war, zahlreiche Aufträge, die ihm früh sein Brot verdienen helfen. Egger vergißt über ernstem Studium und Aneignen der Technik nicht den Grundsatz, den ihm sein über alles geliebter Vater schon früh ans Herz gelegt hat: daß die Natur stets seine Führerin bleiben solle, daß nur die feste, unmittelbare Anlehnung an sie ein Abirren vom Wege der Kunst unmöglich mache. So

oft es die Zeit erlaubte, zogen Vater und Sohn in die Berge; stundenlang fischte der Vater an der „Lau“, die, wie ein kristallener Faden die zu Füßen des Hochgebirges gelegenen, saftgrünen Wiesen durchschlängelt; und Egger erzählte oft, daß er sich damals gar nicht satt sehen konnte an dem geheimnisvollen Dunkel, das die tiefgebeugten Weidensträucher über dem klaren, leisen Wasser bilden. So bestimmt die Naturanschauung die Jugend Eggers und durchdringt die Seele des Mannes. Er hat die Akademie verlassen, bleibt in München und bezieht sein eigenes Atelier. Er verkauft seine ersten Silber und hört die Stimmen der Kritik, der auch nur im entferntesten entgegenzukommen ihm in seiner felsenfesten Treue zu sich selbst niemals gegeben war. Im Künstlerhause in Wien, der Stätte seines ersten und letzten großen Erfolges, hing 1893 sein „Karfreitag“: eine zu Füßen des Betstuhles sitzende alte Frau, zwei danebenstehende Kinder sind in Andacht vor dem heiligen Grab versunken. Wer je auf einsamer Gebirgsstraße dahinziehend eine schlichte Frau sah, wie sie mit gläubig gesenktem Köpfcgen vor dem Getreuzigten stand — ein Sinnbild menschlicher Demut — wird dieses Bild nur mit tiefer Rührung betrachten können.

Die tirolische Historie ließ Egger damals seine nächsten Werte schaffen, die bestimmend sind für die erste Epoche seiner künstlerischen Entwicklung und zugleich den Abschluß einer Schaffenszeit darstellen, zu der der Künstler nie mehr zurückgegriffen hat. Das bedeutendste Bild dieser Zeit ist der „Spedbacher“, der tirolische Achill mit glühender Kampfesgier, mit unerbittlicher Entschlossenheit und mit unauslöschlichem Haß.

Er geht von München nach Wien; nicht leichten Herzens, die Kunststadt an der Donau war ihm in ihrer glücklichen Vereinigung von gesunder Seiftigkeit und naher Hochalpennatur ans Herz gewachsen. Aber in Wien hoffte er die Einsamkeit der Großstadt zu finden, ohne jene geistige Anregung entbehren zu müssen, deren er als junger Künstler noch nicht entzaten konnte. In Wien schuf er seine großen Werte, die seinen Namen in alle Welt trugen und in ihrer schlichten Sprache auch die Herzen jener eroberten, die bis dahin seiner Darstellungsweise fremd gegenüberstanden. Egger hat die Welt des Hochgebirges in ihren Schrecken und Tücken kennen gelernt, und auch er flüchtete gleich den Brüdern und Schwestern seiner Heimat zu Gott; er war jedoch stets zu stark, zu kraftvoll, um im Kultischen einer Religion steden zu bleiben. Weitab vom Konfessionellen liegt die sittliche Größe seiner Kunst, und nur so sind die „Wallfahrer“ aufzufassen, ebenso seine „Maria mit dem Kinde“ und seine „Christnacht“.

In Längenfeld im Ötztal weilte er viele Semester; in seinem dortigen hochalpinen Atelier reifte immer mehr sein Drang zur monumentalen Form: das Gemälde „Vorfrühling in Tirol“, das zum späteren Gemälde „Das Leben“ führte, läßt diese ihm eigenste Kunststrichtung schon deutlich erkennen. Er malte daselbst seine „Hirten“, das einzige Werk mit einem leisen Anflug feinsinnigsten Humors: müdegearbeitete Alpler stellt es dar, die gottergeben und blinzend mit einer köstlichen Geruhsamkeit dasitzen. Sein Werk „Mittagessen“ entstand dort, das von der italienischen Staatsgalerie in Rom angelaufen wird, der „Bergtraum“, ein Bild von erschütternder Einfachheit: ein troziges, massiges und breites Hochgebirgstal, eine mächtige Faltung des Bodens, eine Kerbe, die wie eine Wunde tief in den Bergkörper einschneidet; die Größe, die Erhabenheit der Schöpfung hat Egger in diesem Werk meisterhaft festgehalten.

Im Schatten einer Kirche in Längenfeld entsteht sein „Totentanz“, jenes Bild, das ihm zu dem verholfen, was er ein wenig spöttisch lächelnd Berühmtheit nannte. Man schrieb das Jahr 1909, die Furie des Krieges pochte an die Tore des Landes.

Deutschland war auf Egger aufmerksam geworden; der Direktor der Akademie in Weimar, Friß Madensen, berief ihn als Professor dorthin. Egger stand auf der Höhe seines Schaffens. Nichts schien den Himmel zu trüben. Und doch fehlte ihm etwas: seine Berge, die Größe des Hochgebirges, auf die seine Seele abgestimmt war, der urgewaltige Eindruck von außen als Antrieb seines Schaffens. „Mir war Weimar viel zu nieblich“, sagte er mir einmal lachend. Mit ehrllicher Trauer ließ man ihn ziehen, und wie sehr er als Lehrer geschätzt war, erhellt wohl

am besten aus der Tatsache, daß ihm Deutschlands Jugend bis nach Tirol folgte, um in einer dürftigen Dorfschule unter ihm weiterzuarbeiten.

Egger hatte in dieser Zeit den „Teufel und Säemann“ gemalt, das Gleichnis der Bibel verwendend, aus der er als Kind täglich der Mutter vorlas; ferner seinen „Weihwassernehmenden Bauer“, ein Werk, das zu den Lieblingswerken des Künstlers zählt. Er ist inmitten seines Schaffens (ein großes Werk, das eigentlich bis heute unvollendet blieb, harret der reifen Fassung); hatte er sich doch seine Arbeit nie leicht gemacht und stets in Dutzenden von Skizzen vorgearbeitet, „wie eine Geburt ist mir die geistige Konzeption, ein ruheloses, verzweifeltes Kreisen“.

Wie ein vernichtender Schicksalsschlag trifft der Ausbruch des Völkerringens das Gemüt des Meisters; die ersten heimkehrenden Soldaten erzählen von den Schrecknissen des Krieges, und der Künstler formt die ihm aus den Erzählungen gewordenen Eindrücke zu seinem Werk „Die Namenlosen“. Er schafft damit das Kriegsbild, dem die Kritik einmütig Ewigkeitswert beimesseu muß.

Der Künstler eilt als Standschütze in den Schützengraben, um sein Heimatland Tirol zu verteidigen; er malt zahlreiche Kriegsbilder, deren oft beträchtliche Rauffumme der Kriegsfürsorge erhalten bleibt.

Die reifsten Schöpfungen des Meisters entstehen nach dem Kriege. Das Leid der „Kriegsfrauen“ verkörpert er in einer tief zu Herzen gehenden Darstellung; in dem Gemälde „Die Mütter“ nimmt er die Heiligkeit der Mutterschaft zum gedanklichen Inhalt, um wieder in dem Bilde „Familie“ dem schlichten reinen Sinn, der für ihn stets in diesem Begriffe lag, warmen Ausdruck zu geben. An Stelle der wirklichen Bewegung tritt die Gebärde; Andeutung und Umriß lösen das Zeichnerische ab; große Formen und Flächen nehmen mit ungemein starker Eindringlichkeit den Blick des Beschauers gefangen und führen ihn in den Inhalt des Gemäldes, in seinen symbolischen Gedanken.

Im Sommer 1925 faßt seine Heimat Lienz den Plan, den im Weltkrieg gefallenen Helden der osttirolischen Gemeinden ein würdiges Denkmal zu setzen. Selbstlos eilt Egger nach Lienz und schafft an den Wänden der Kriegergedächtniskapelle seine Freskogemälde „Die Namenlosen“, den so viel umstrittenen „Christus“ und schließlich sein erschütterndstes Werk: den im offenen Sarge in unheimlicher Starre und majestätischer Todesruhe liegenden Soldaten; die Werke blieben unverstanden und setzten ihn heftigen Angriffen aus.

Hatte ihn seine Heimat Lienz schon vor vielen Jahren dadurch zu ehren gewußt, daß sie eine Straße Albin-Egger-Straße taufte und ihm nunmehr auch das Ehrenbürgerrecht zuerkannte, so wollte nun auch die Alma mater der tirolischen Hauptstadt nicht zurückstehen und verlieh ihm die seltene Auszeichnung des Ehrendoktorats der Universität Innsbruck.

Egger zieht wieder nach Bozen zurück, um seine Kraft einem neuen Werk zu widmen, dem „Protest der Toten“; er will arbeiten, schaffen, hat noch so viel der Welt zu sagen — da nimmt ihm der Tod den Pinsel aus der Hand . . .

Josef Soyka

## Zur Reform der evangelischen Kirchenmusik

Es sind sich heute wohl alle unvoreingenommenen Freunde der evangelischen Sache darin einig, daß eine der stärksten Verbemächte für Luthers Kirche in der Gegenwart die künstlerisch hochstehende Musica sacra sein kann und sein darf, und daß hier wiederum für den Erfolg die Frage entscheidend sein wird, wieweit es gelingen mag, das Kirchenchorwesen neu aufzuforschen. Denn so wichtig und echt protestantisch zweifellos der Gemeindegesang ist, bleibt er doch immer — auch im Fall günstigster Entwicklung der allgemeinen musikalischen Volksbildung — an die Tatsache unlöslich gebunden, daß er (künstlerisch genommen) Laienwerk dar-



stellt. So gewiß über Laienfrömmigkeit und private Andachtsgefühle des Kirchengängers hinaus der theologisch gebildete Prediger das eigentliche, entscheidende Wort sprechen darf, ist auch über den Eingrieb der gläubigen Menge hinaus ein sachmännisch geleitetes, kunsthaftes Musikwesen dem Gottesdienst unentbehrlich, das durch den harmoniestützenden, wesentlich nur dem Kirchenlieb dienstbaren Organisten nicht allein verkörpert werden sollte. Niemand hat herzlicher, dringender, stürmischer auf die Bedeutung des liturgischen Chorgefangs hingewiesen, als der Reformator selbst — man denke nur an sein zorniges Wort wider die „Schnarrhasen“ die aus falscher Sparsamkeit dem Kurfürsten geraten hatten, die Torgauer Schloßkantorei eingehen zu lassen. Wie in heutiger Zeit die sich gegen Neugründungen freiwilliger Kirchenchöre aufstürmenden Schwierigkeiten zu beseitigen und wenigstens zu mildern sind, habe ich leztlich verschiedentlich in Fachblättern (Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, Correspondenzblatt des evangelischen Kirchengesangsvereins für Deutschland) vorschlagsweise erörtert; neben den Fragen der Mitgliederwerbung, Dirigentenauswahl, Notenfinanzierung usw. spielt da eine Hauptrolle die Beschaffung wertvoller, echt kirchlich würdiger und doch vollstämmlicher Literatur, die leicht ausführbar und beschaffbar ist, die aber vor allem befähigt sein muß, die Hörerschaft in die Überzeitlichkeit zu erheben.

Der schwierigsten und wichtigsten dieser Forderungen, der stillistisch-kompositorischen, zu genügen, ist ein eigen Ding. Wohl werden auch heute noch von gar manchem Kirchenmusikdirektor mit Eifer und Können Motetten und Chorlieder für den Gottesdienst erfunden — aber wie selten sind da doch die Treffer! Der Fehler ist meist, daß in den Liedertafelfestil der Gesangsvereine mit ihrer weiblichen Sentimentalität verfallen oder im Gegenteil eine blasse, tote Korrektheit ohne Saft und Kraft erreicht wird, im besten Fall aber eine Persönlichkeitsverbundenheit, die im Zeitalter des Individualismus eine wirkliche Gemeinbewirkung, jenen tiefbefungenen, zusammenzwingenden „Geist der ersten Zeugen“ kaum zustandekommen läßt. Immerhin, hoffnungslos brauchen wir nicht zu werden, denn was Brahms, Herzogenberg, Reger geschaffen haben, darf auch noch den Ausgang des 19. Jahrhunderts mit hohen Ehren schmücken, und daß heute ein Meister von der Bedeutung Arnold Mendelssohns unter uns lebt, daß Kaminski Magnifikat, Curt Thomas' Markuspassion in den letzten Jahren entstehen konnten, gibt freudiger Zukunftshoffnung Raum. Dazu die ganze Herrlichkeit der Altmeister, die in vielen guten Sammlungen neu erweckt worden ist.

Aber der Gottesdienst soll ja nicht durch Konzerteinschübe — und seien sie noch so kirchenwürdig — erweitert werden, sondern soll recht aus sich selbst und der liturgischen Handlung heraus durch den Chor verschönt und belebt werden. Dabei erwächst ihm insbesondere die Aufgabe, das „*de tempore*“ auszuprägen, d. h. den in den Perikopen von Evangelium und Epistel festgelegten Sondercharakter und Einzelsinn der Feste und Feiertage im Ablauf des Kirchenjahrs zu betonen, zu vertiefen, zu festigen. Dazu hatte Luther aus der alten Zeit die Introiten, Antiphonen, Responsorien, Altarprüche übernommen, deren manche heut noch in den Sonntagsnamen („*Cantate*“, „*Oculi*“, „*Misericordias Domini*“) nachklingen, und das 16.—17. Jahrhundert hatte ein Lied *De tempore* hinzugefügt, das auch die sog. festlose Hälfte des Kirchenjahres mit Sinn, Spannung, Anteilnahme der Gemeinde zu erfüllen beitrug. Sachs Zeitalter hat schließlich noch die in den Perikopen verankerte Kantate als künstlerische Hochblüte beifeuert.

Die musikalische Aufgabe muß heut vor allem darin gesehen werden, das *de tempore* in a-capella-Sähen des Kirchenchors auszuprägen, und ein Meister der historischen wie praktisch-theologischen Forschung, der mit über neunzig Jahren verstorbene Schleswiger Ehrenabt D. Rochus v. Lillencron, hat in seiner „Chorordnung“ (Bertelsmann in Gütersloh) die entsprechenden Singtexte mustergemäß zusammengestellt, auch hochwertvolle — leider heut vergriffene — „Erläuterungen“ hineingefügt. Das wäre aber bloßes Schema geblieben ohne den rechten musikalischen Helfer. Da hat Lillencron — der erfahrene Organisator der Allg. deutschen

**Biographie** — mit sicherem Griff den besten Mann herausgegriffen, der sich finden ließ, Herzogenbergs Schüler Heinrich van Eyten, einen Tonsetzer, der in vier stattlichen Partiturbänden (Verlag Dreililien, Berlin) das gesamte Kirchenjahr mit Chorsätzen teils alter Meister, teils eigener Herkunft, vorschlagsweise, unvorgreiflich, versuchsweise versah. Wenigstens wollte der bescheidene Meister dieserhalb keinen monopolhaften Zwang ausgeübt wissen. Sieht man aber seine Sätze durch, die seine bekannten Lieder m. E. weit an Rhythmus und Haltung übertragen, so treffen wir auf geradezu ideale Lösungen des schwierigen Problems; in glücklichster Weise ist Würde, Leichtigkeit, Überzeitlichkeit des Satzes mit leis moderner, persönlicher Gestaltungsweise gepaart, die Auswahl alter Sätze verrät einen mit allen Jahrhunderten evangelischer Kirchenmusik vertrauten Kenner, und jeder Bruch zwischen Altem und Neuem ist dadurch feinsinnig vermieden, daß van Eytens eigene Sätze meist auf jenen gregorianischen Melodien aufgebaut sind, die den betreffenden Texten schon ein Jahrtausend hindurch zugeordnet gewesen sind. Das bedeutet gewiß keine Gefahr des Katholisierens der protestantischen Musik, sondern ist ein Wiederbefinnen auf den herrlichen Allgemeinbesitz christlicher Kunst vor der Kirchenspaltung, der uns heute ja auch wieder Augustin, Franz von Assisi, Meister Eckart nicht als katholisch, sondern als unsere gesamtchristliche Ahnenschaft, neu lieben und verehren läßt.

Heinrich van Eyten, aus holländischem Stamm, Sohn eines Elberfelder Organisten aus Schumanns Freundeskreis, am Leipziger Konservatorium unter den „Sieben Raben“ der Frau von Hofstein aufgewachsen, dann Kompositionslehrer an der Berliner staatlichen Musikhochschule und von Hermann Kretschmar an die staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik berufen, ist leider schon mit 47 Jahren verstorben, sonst wäre noch weiter Großes, zumal auf dem Gebiet der Motette, von ihm zu erwarten gewesen. Aber wir haben ja dies sein Hauptwerk, die Choroordnung. Nur saht man sich an den Kopf, wenn man hört, daß die herrliche Arbeit seit Jahren im Verlagsmagazin schlummert, ohne daß auch nur hie und da ein Exemplar verkauft wird. Da halten die Kirchenmusikbeflissenen Sitzungen, Konferenzen, Kongresse ab, philosophieren was geschehen könnte, müßte, sollte — und was sie suchen, ist in denkbar vorbildlicher Gestaltung vorhanden, ohne daß man es nutzt. Hier kann man nur werbend rufen und singen „Videte et gustate“ — „Sehet und schmedet!“

Man hat mir von praktischer Seite jenes bisherige Brachliegen damit erklärt, das alleinige Vorhandensein der Bände und Einzelausgaben nur in Partitur sei für die Kirchenschöre unhandlich und umständlich. Mag sein; und ich weiß zufällig, daß — da es sich um eine Art Selbstverlagsverfahren handelt, kaum private Mittel da sein werden, um heute eine Stimmenausgabe herstellen zu lassen. So kann nur der herzlichste Wunsch ausgesprochen werden, es möchten das Kirchenregiment und der Staat gemeinsam die entsprechenden Beträge flüssig machen, um dieses herrliche Vermächtnis sich auswirken zu lassen. Als nach vieljähriger Arbeit van Eyten das Werk mit einer prachtvollen Hallelujafuge zum Michaelstag beschloß, schrieb ihm Lillencron: „Ihre Zeit wird noch einmal kommen.“ Möge dies Wort der Zuversicht nicht zuschanden werden an kleinlichem Zögern und schwachherzigen Bedenlichkeiten — man packe zu und nutze den köstlichen Schatz!

Prof. Dr. Hans Joachim Moser,

Direktor der staatl. Akademie für Kirchen- und Schulmusik  
in Berlin

# Türners Tagebuch

Die Papiermühle · Freundschaftsverträge mit Hintergedanken  
Die lateinischen Schwestern · Der kluge Briand und der klügere  
Kellogg · Die Philosophie der Klosterküche · Der Völkerbund  
gegen den Völkerbund · Das Wohlwollen der Schöntuer  
Gezinkte Karten

Als wir noch Deutschostafrika besaßen, waltete dort für eine Weile ein Gouverneur, der ein erpichter Attenmensch war. Die Schwarzen mit ihrem scharfen Blick für menschliche Schwäche nannten daher das Regierungshaus die Papiermühle; ihn selber aber den großen Herrn des Papiers.

Zur Zeit ist unser erworbenener Besitz ein Kolonialmandat der Engländer, allein sie tun, als ob sie dort zu Hause wären. Die Papiermühle aber hat man offenbar nach Genf verlegt. Der neue Völkerbundspalast, den ein Franzose und ein Welschschweizer unter Beihilfe von drei Italienern und einem Ungarn, aber keiner der beiden preisgekrönten Deutschen, bauen sollen, wird besonders umfangliche Archivräume haben müssen. Denn die Staatsmänner sind heute große Herren des Papiers. Zum Unterschied von Wallenstein, der doch auch ein namhafter Politiker war, aber gerade darum nichts Schriftliches von sich gab. Zum Unterschied ferner von unsrem inzwischen selig entschlafenen Altengouverneur in Daressalam. Denn bei ihm war's übergewissenhafte Umstandsträmerei, ihnen aber ist's Mittel, nationale Eigensucht hinter internationaler Biederherzigkeit zu verknappen.

Wie viele Freundschaftsverträge werden jetzt zwischen den Staaten geschlossen! Es ist zum guten Ton geworden, sie einander anzubieten, wie Studenten zu vorgerückter Kommerzstunde das Schmollis. Sie werden auf büttengeschöpftes Papier geschrieben und eine Abschrift im Archiv des Völkerbundes hinterlegt. Was dort jetzt schon aufgestapelt ist, hält den Vergleich aus mit den siebenzig Haupt- und tausend Nebenbänden des Barmat-Prozesses. Aber alle diese Pakte ähneln einander an gähnender Inhaltslosigkeit. Denn die wirklichen, die wichtigen, zukunfts schweren, die werden dem Völkerbund gar nicht erst eingereicht. „Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen“, predigt Mephisto seinem Faust. Sein Gedankensplitter erweckt den Verdacht, auch er müsse einmole Außenminister gewesen sein.

Selbst Mussolini ist einer von denen, die gern von Staat zu Staat Brüderchaft trinken. So ungesellig er sonst ist. Natürlich verfolgt er seinen weitstichtigen Zweck damit.

Im Innern hat er gewiß Schätzbare geleistet. Zwar sagt Ritti, das sei alles nur Bluff. Die Industrie verelende, die Landwirtschaft stürze aus Krise in Krise, der Geburtenüberschuß gehe beklemmend zurück. Einzig faschistische Gewalttätigkeit unterdrücke diese Wetterzeichen und betrüge somit die Welt. Allein es ist ein miß-

handelter Hasser, der so spricht. Auch er könnte nicht bestreiten, daß im heutigen Italien nie dagewesene Ordnung und Sicherheit herrscht, daß der soziale Habitus zwischen Fabrikherr und Arbeiter, der grimmiger tobte als bei uns, völlig erloschen ist. Und wenn auch die Stabilisierung des Faschismus gleich einem rocher de bronze vornehmstes Ziel bleibt, so ist doch nicht minder die Stabilisierung der Lira auf der Goldparität von 19 für den Dollar eine Tat, die in Frankreich nie gelingen würde. Sie brachte der Finanzwelt eine Weihnachtsfreude und zugleich dem Staate ein gutes Geschäft.

Auslandslorbeeren hingegen, frische muntere Auslandslorbeeren hat Mussolini bis jetzt noch nicht gepflückt. Und gerade hinter denen ist er am eifrigsten her.

Diese Mißerfolge haben ihn in eine merkwürdige Sackpolitik hineingerissen. Er klopft hier und klopft dort an, geöffnet aber wird nirgends. Das hat er davon, daß er in seinen ersten Machtjahren an alle Nachbarn Fußtritte austeilte.

Um wenigstens einen Bundesfreund gegen Jugoslawien zu haben, schlängelte er sich kürzlich an Hellas heran. Aber da stand die rohe Bedrückung der Griechen auf den zwölf Inseln, da stand sein Gelüst auf Kleinasien und das östliche Mittelmeer wider ihn auf. Es wird kaum etwas werden.

Das ganze vorige Jahr über hatte der Faschismus nach Frankreich hin mit den Fäusten gedroht, in den Grenzorten sogar des öfteren diese Fäuste herzhast gebraucht.

Da bereitete der Duce wieder einmal eine seiner blitzartigen Überraschungen. Im Ministerrat verkündete er, ein herzliches und dauerhaftes Einvernehmen mit Frankreich sei nicht nur möglich, sondern geradehin nötig. Die vorhandenen Gegensätze zu begleichen, sei die nächste Aufgabe. Er halte dies für leicht.

Seine Presse zeigte, wie trefflich sie aufgeezogen ist. Hast du nicht gesehen, gab sie der transalpinischen Schwester zärtliche Roseworte und schwärmte für den lateinischen Bloß. Ein bißchen schlechte Regie war nur, daß sie auch zugleich die Rechnung darbot. Die italienische Liebe stehe und falle mit zehn Forderungen; gerade, weil sie so heiß sei, könne sie's nicht billiger tun. Neben allerlei Zugeständnissen in Tunis und Tanger sollte die Adria als italienischer Binnenteich anerkannt werden. Italien müsse gesicherten Anspruch erlangen auf Kolonialmandate des Völkerbundes. Das Mittelmeer sei aufzuteilen zwischen einer französischen Vorherrschaft im westlichen, einer italienischen im östlichen Teil.

Dies alles für Schwesterliebe? spottete man in Paris. Da ließ Mussolini auseinandersehen, was für Tragweiten darin lägen. Der europäischen Kultur sei ein lateinischer Bloß „gegen die Barbaren“ so nötig wie das liebe Brot. Frankreich möge doch gefälligst bis zum Jahre 1935 vorausdenken. Da müsse das Rheinland geräumt sein. Was werde dann aus seiner Sicherheit? Zwar habe es ja das Papier von Locarno. „Allein — unter uns gesagt, obwohl wir es selber unterzeichnet haben — es ist völlig wertlos. Sobald sich Deutschland erholt hat, wird es unausbleiblich ausbrechen aus dem Kerker von Versailles. Wie gut, wenn dann Frankreich die Schwester zur Seite hat, die politische, moralische und militärische Verbundenheit mit 42 Millionen Italienern.“

Das griff wohlbedacht an bei Franzosen empfindlichsten Nerv. In Paris über-

schlug man jedoch: Deutschland ist völlig entwaffnet. Man hat es außerdem ringsum luftdicht abgeriegelt durch Militärverträge mit Belgien, Polen, Tschechoslowakei, Rumänien und den Südslawen; lauter vollwichtigen Abkommen, die man eben dessentwegen der Wichtigkeitsbewahrstelle beim Völkerbund satzungswidrig vorenthielt. Was brauchte man da — und für eine unsinnige Gegenleistung dazu — noch den einstigen Dreibündler, von dem Deutschland so schmählich betrogen wurde? „Nein, so teuer erkaufen wir unsere Keue nicht.“

Das hat nun Italien von seinem Treubruch. Es steht auf der schwarzen Liste derer, die mit Vorsicht zu genießen sind. Selbst bei denen, die es dazu verlockten und ihrerseits während des Krieges Schindluder spielten mit Vertragstreue und Völkerrecht.

Freilich ist gerade Mussolini der höchste Heher zum Abfall vom Dreibund gewesen. Man weiß auch, daß er aller lateinischen Schwesterliebe hat, seitdem schon mehrmals insgeheim ein deutsch-italienisches Bündnis gegen Frankreich angeregt und sich noch obendrein gewundert hat, daß diese holde Einfalt im nachtragenden Berlin auf harte Schultern stieß. Das Schönste aber ist, daß auch jetzt der „Lavoro“ schon wieder andeutet, wenn Frankreich nicht wolle, dann sei ja schließlich immer noch Deutschland da.

Verhandelt wird zwischen Paris und Rom gleichwohl. Es ist ja so Diplomatenart, leeres Stroh in die Dreschmaschine zu schütten, damit die harmlose Welt sich an dem herbittlichen, fruchtverheißenden Surren ein bißchen erbaut. Es heißt auch, England bemühe sich als redlicher Makler um den Ausgleich. Man sieht nicht klar warum. Bestenfalls bringen jedoch die großen Herren des Papiers wieder einen Vertrag zustande, der reinlich und zweifelsohne beim Völkerbund hinterlegt werden kann. Also einen, der auch keine Lücke ließe, wenn er gar nicht geschlossen würde.

Trotzdem haben alle italienischen Neujahrsartikel rosenrot gemalt. Mussolini selber sagte, er fühle tief und ahnungsvoll, daß das Jahr 1928 alle die Staatsträume verwirklichen werde, die er sein Leben lang geträumt. Sein „Messaggero“ aber bringt es gar fertig, von der Gradlinigkeit der italienischen Staatskunst zu schwefeln; der einzigen, die grundsätzlich gebrochen habe mit der verderblichen Scheimpolitik.

Wie kommt er zu dieser verblüffend kühnen Behauptung? Vielleicht hat er nur an den Völkerbund gedacht. Da muß freilich anerkannt werden, daß in diesem Punkte Mussolini niemals geschwankt und niemals geheuchelt hat. Des öfteren schon hat er die Genfer Diplomaten unverblümt eingeladen, ihm im Mondschein zu begegnen.

Wer traut solche erfrischende Offenherzigkeit einem Briand zu? Graf Coudeenhove hielt jüngst in Berlin einen Propagandavortrag über sein Paneuropa. Dabei sprach er von falschen Parteigängern, die sich dafür einsetzten, weil sie nicht daran glaubten. Ich vermute, er hat dabei an das Vorstandsmitglied Aristide Briand in Paris gedacht.

Auch dieser ist ein großer Herr des Papiers und daher ein Förderer der überflüssigen Verträge auf gegenseitigen Edelsinn. Er bot den Vereinigten Staaten „zur Besiegelung der zwischen beiden Republiken bestehenden Freundschaft“ einen Pakt ewigen Friedens unter Achtung jedes Krieges an. „Solange wir uns kennen, woll'n wir uns Brüder nennen, ein Hundsfott, wer es anders meint“, singt unser deutscher

Bursch beim Landesvater, und so ähnlich — keineswegs drüber hinaus — war auch der Vertrag gedacht.

Was stat dahinter? Frankreich ist Amerikas Schuldner, und es hat noch nie geschadet, wenn man sich dem Gläubiger möglichst anfreundete. Außerdem sieht Paris mit scheelem Auge das offensichtliche Wiederannähern der Union an Deutschland. Hat Frankreich nicht dem amerikanischen Helfer ein Denkmal errichtet? Ist es da billig und recht, daß es auch noch achtzehn Milliarden Schulden obendrein bezahlen soll, derweil Botschafter Schurman drüben seinen Hut herum reicht und 400000 Dollars sammelt zum Neubau der Heidelberger Universität? Wer weiß, was alles noch werden mag! Als die amerikanische Besatzung, aus Frankreich kommend, sich in Koblenz eingelegt hatte, da äußerten des öfteren Soldaten zu ihren deutschen Quartiergebern: „Wir haben diesmal auf der falschen Seite gestanden. Aber wartet nur, wenn's wieder ist —“ Es war allerdings bloß der gemeine Mann, der so sprach, und der hat natürlich auch in der Republik nur den beschränkten Untertanenverstand. Aber der umjichtige Macher von Locarno und Tpoiry haute doch lieber vor; er wollte die Union binden für den Fall eines deutsch-französischen Zusammenstoßes.

Das war schlau. Washington indes zeigte sich als noch schlauer. Es fand den Vorschlag so schön, daß er noch unbedingt ausgebaut werden müsse. Das dürfe kein Bund zwischen zweien bleiben; die ganze Welt soll unter der Lojung „Nieder mit dem Krieg“ zum Beitritt aufgefordert werden.

Nach der anderen Seite bedürfe es freilich einiger bloß ganz nebensächlicher Vorbehalte. Von dem ewigen Frieden, also dem grundsätzlichen Haager Schiedsgericht, sollten ausgeschlossen sein alle inneren Fragen, alle Belange einer dritten Macht und endlich alles, was der Monroe-Lehre widerspricht; dem Grundsatz also, daß in Dinge, die auf dem amerikanischen Erdteil spielen, kein europäischer Staat dreinzureden hat. Auch im übrigen behält der Senat sich vor, ob er Haager Schiedsprüche annehmen will oder nicht.

Das heißt im klaren Deutsch: Ich bin für den ewigen Frieden; je ewiger desto besser. Ich hoffe den Krieg und belege ihn, wenn er von anderen geführt wird, mit meiner moralischen Acht und Aberacht. Nur in meine eigene Betriebsamkeit lasse ich mir nicht hineinschiedsrichtern. Wenn ich in Nitaragua 25000 Mann lande, um in diesem Gliederstaate des Völkerbundes, „vom Geiste der Freundschaft geleitet“, Unruhen zu dämpfen, die ich selber anzettelte, wenn ich die zweihundert Generale und dreihundert Soldaten dieses Ländchens mit Bomben belege und ihnen — so prahlte die gelbe Presse Neuyorks — „die größte Schlacht der Union nach dem Weltkrieg“ liefere, dann ist nicht dies gegen den Pakt, vielmehr jeder Einspruch von dritter Seite wäre es. Ganz ebenso behalte ich mir vor, mein Flottenprogramm durchzuführen, das sich auf zwanzig Jahre erstreckt und im ganzen vier Milliarden Dollars kosten soll.

Erinnert dies nicht alles an die Philosophie der mittelalterlichen Klostersüße? Fasten ist strenges Gebot; wer es bricht, tut schwere Sünde. Aber Fisch ist kein Fleisch; der Genuß also zulässig. Und der Biber, lebt der nicht von Fischen? So ist auch sein Fleisch gar kein Fleisch und Biberbraten daher kein Fastenbruch.

In Frankreich wurde man ärgerlich. Diese Vankees hatten die Sache gerade so ge-

dreht, wie sie nicht werden sollte. Die Presse warf ihnen ihre Vorbehalte vor. Ob sie denn gar nicht daran dächten, daß man auch in Europa sein Nitaragua und seine Monroe-Doktrin habe. Das erste geht natürlich mit verräterischer Klarheit auf uns. Was aber das zweite anlangt, so ist dies doch ein merkwürdiges Wort im Munde derer, die 1917 aufjubelten, als die Amerikaner mit Mann und Roß und Wagen übers Meer gefahren kamen, um auf der europäischen Monroe-Doktrin herumzutrampeeln.

Weltfriedensapostel Briand wäre nun in Verlegenheit gewesen, wenn es überhaupt möglich wäre, diesen in sieben Wässern gewaschenen Mann in Verlegenheit zu bringen. Aber flugs hatte er sich umgestellt. Als er den Pakt in Washington anbot, hatte ihm jeder Gedanke an den Völkerbund meilenfern gelegen. Jetzt wurde er plötzlich ein nibelungentreuer Eidgenosß. Die Sakung gestatte nicht nur, sie befehle sogar in gewissen Fällen den Mitgliedern den Krieg. Nämlich den gegen Friedensstörer. Wenn man sich nun nach Vorschlag Kelloggs an alle Staaten, die dem Bunde beiträten, die Zusicherung Davids an Saul: „Meine Hand soll nicht über dir sein“ mache, so gerate man in unausgleichbare Gewissenswiderstreite. Wer sage denn gut dafür, daß einer von diesen Brüdern nicht doch einmal einen Angriffskrieg vom Saum breche? Somit widerspreche ein ewiger Friedensvertrag dem ewigen Völkerbund, und Frankreichs peinliches Rechtsgefühl lasse sich daher um keinen Preis darauf ein.

¶ Hm! Hatte aber nicht Briand selber diesen selben ewigen Friedensvertrag angeboten? Ganz ohne seine jezige Einschränkung, daß er unter dem Krieg, der da geächtet werden solle, nur den Angriffskrieg verstehe? Wußte er denn, daß Amerika niemals Friedensstörer sein und mit dem Völkerbund zusammenprallen werde? Wir stehen also hier vor dem reizenden Zirkelschluß, daß der Völkerbund, der sakungsmäßig den ewigen Frieden will, einen ewigen Friedenspakt sakungsmäßig unmöglich macht.

Überhaupt dieses Genfer Statut! Mit ein bißchen Silbenstecherei läßt sich daraus sogar beweisen, daß es keinen anderen Lebenszweck hat, als sich selber ums Leben zu bringen. Baldwin, der Hochtorn, der Englands Geschichte leitet, steht an Spitzfindigkeit hinter dem französischen Sozialisten Paul-Boncour nicht im mindesten zurück.

Sein Klügeln nämlich hat hinwieder entdeckt, daß den zum Zwecke der Weltabrüstung gegründeten Völkerbund nichts mehr gefährde als jede Abrüstung. Artikel 16 und die Locarno-Verträge seien von der Gewißheit abhängig, daß im Falle eines nicht herausgeforderten Angriffs die Machtmittel Großbritanniens gegen den Angreifer in die Waagschale geworfen würden. „Der Völkerbund kann nicht gestärkt werden durch Schwächung des britischen Reiches.“ Es muß dann freilich die Frage erlaubt sein, weshalb England so eifrig an der Abrüstungskonferenz teilnimmt. Wohl, um dafür zu sorgen, daß die andern abrüsten?

¶ Das macht verständlich, weshalb England in der Frage des Friedenspactes auf Briands Seite trat. Man vertröstete auf den Entwurf eines allgemeinen Befriedigungspactes, den England dem Sicherheitsausschuß des Völkerbundes zu unterbreiten sich angeboten hatte. Er sollte von außerordentlicher politischer Bedeutung sein. Nun ist er heraus; allein eine Offenbarung wurde auch er nicht. Er sieht in Locarno „den Idealtyp eines Sicherheitsvertrages“. Auch in Zukunft wird man

Acht und Bann, hier zeitlich und dort ewiglich, auf den Angriffskrieg häufen, in dem selbstsicheren Gefühl, daß man in der Kunst, den Überfallenen zum Angreifer zu stempeln, erprobte Fertigkeit besitzt.

Aus diesem Gesichtswinkel heraus erblickt London in dem amerikanischen Vorschlag einen unlauteren Wettbewerb. „Tretet doch in den Völkerbund ein, wenn Ihr so friedfertig seid“, brummt es den jenseitigen Vettern entgegen. „Ihr ächtet gar nicht den Krieg an sich; nur den Krieg der andern. Und zwar bloß deshalb, weil dann eure Wirtschaftsmacht unwiderstehlich die ganze Welt beherrscht!“ Keiner kennt die Schlupfwinkel hinter dem Ofen besser, als wer sich selber gern dort versteckt.

Auch Mussolinis „Tribuna“ kommt uns moralisch. Sie hat herbe Worte über all dies diplomatische Heuchelwesen; diesen Chloroformschwamm, der wieder einmal der Welt vor die Nase gehalten würde. Man könnte dem Duce beistimmen, wofern die faschistische Gradlinigkeit nicht auch hier wieder auf halbem Wege stehen bliebe. Wenn er die Abrüstungskonferenz für Mache hält, weshalb beteiligt er sich? Wenn er das Heimlichtun verabscheut, weshalb schickt er seinen ungarischen Freunden unter der Deckadresse Warschau und falscher Zollangabe fünf Wagen mit schweren Maschinengewehren?

Eut doch mal nicht so! Euren schwarzen Punkt habt ihr doch alle. Ist es nicht eigenartig, daß Briand trotz seiner so oft betonten Freundwilligkeit weder Mittel noch Wege fand, das freche Hindenburg-Plakat zu beseitigen, das an allen Straßenecken von Paris heft? Man hat in Berlin sein Bedauern ausgesprochen, aber — du lieber Gott — so ein Wort der Entschuldigung kostet nichts als eine glatte Zunge. Gibt es überdies der Pöbelelei das Recht auf Permanenz? Es fehle die gesetzliche Handhabe zum Verbot, so heißt es. Als man im Elsaß die Autonomistenbewegung unterdrücken wollte, fehlte sie auch. Allein da griff man auf eine verstaubte Verordnung aus den Tagen des dritten Napoleon zurück und verhaftete schonungslos. Man durchblättere nur einmal die Präzisionsordnungen des bonapartistischen Ministers Persigny, und man findet gewiß. Wo ein Wille, da ist auch stets ein Weg gewesen.

Fragt nur Paul-Boncour. Der beweist euch alles. Jetzt hat er sogar heraus, wie man den Fehler von Versailles gutmachen und Deutschland eine ewige Heereskontrolle aufzwingen könnte. „Alle Abrüstungsverträge fordern eine Aufsicht. Auch Frankreich wird sich ihr unterziehen müssen, wenn es einmal abgerüstet sein wird. Deutschland ist jetzt schon abgerüstet, muß sich also jetzt schon kontrollieren lassen.“ Ein Meister dieser Mann. Fordert ein geschlachtet Masthuhn und verspricht dafür die Lerche, die da droben im Ätherblau so schön trillert.

Auch der polnische Außenminister Galeski hat in einer großen Rede dargelegt, was für Leute guten Willens die Polen sind. Seine ausgestreckte Friedenshand wurde von dem deutschen Gesandten Rauscher feurig ergriffen und gedrückt. Demgemäß hält es auch unsere Linkspresse für tattlos, warnend darauf hinzuweisen, daß in den Tagen des Wiederbeginnes der so oft unterbrochenen deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen ein Warschauer Diplomat immerhin leicht auf den Gedanken kommen könnte, durch ein bißchen billige Schönwörterlei eine gute Atmosphäre zu schaffen.



Ist es auch taktlos, an das Weihnachtsspiel zu erinnern, das im Stadttheater von Graubenz aufgeführt wurde? „Das polnische Bethlehem“. In ihm befiehlt als moderner Herodes der deutsche Kaiser den deutschen Lehrern, die polnischen Kinder recht grausam zu quälen. Ein kleines Mädchen legt denn auch an der Heilandstippe seinen Katechismus nieder, besleckt von dem Blute rohefter Züchtigung.

Darf man auch nicht auf Brzezie hinweisen? Dort wollte die Minderheitenschule eine deutsche Weihnachtsfeier halten. Der Polizeikommandant schalt aber den Gastwirt aus, weil er seinen Saal hergab. Er teilte mit, daß die Feier von Polen gestört, von der Polizei jedoch nicht geschützt werden würde. Zwei Stunden vor Beginn ist sie dann wegen Gefahr von Ruhestörungen ganz verboten worden. Die Sache liegt derart, daß der Präsident der völkerbündlerischen Minderheitskommission, der Schweizer Calonder, empört über diese schreiende Verletzung der Genfer Konvention, die sofortige Absetzung des schuldigen Polizeikommandanten fordert.

Ein deutscher Professor jedoch brachte gleichwohl fertig — allerdings nur in Försters „Menschheit“ — zu behaupten, die Behandlung polnischer Minderheiten in Deutschland lasse zu wünschen übrig und stehe hinter den Freiheiten der Deutschen in Polen zurück!

Auch denen hat Zaleski gut zugeredet. Sie möchten doch durch Wohlverhalten gegen die Obrigkeit, die Gewalt über sie hat, eine Politik deutsch-polnischer Freundschaft unterstützen. An seine lieben Landsleute sarmatischen Geblütes, wo es doch, wie die Beispiele zeigen, so nötig wäre, hat er dieselbe Bitte nicht gerichtet.

Ich beneide unsere Linksleute um die Unverwundlichkeit ihres Jesaja-Hoffens, daß die Zeit schon graue, da mit den Schafen friedlich die Wölfe grasen und die Löwen Stroh fressen. Daran werden sie so wenig irre, wie die Gläubigen des Tausendjährigen Reiches, wenn ihr Prophet ihnen wieder einmal angekündigt hat, übermorgen breche der Jüngste Tag herein. Ihrem fröhlichen Leichtsinne ist daher unser zugelassenes Flottchen immer noch unnötig groß. Sie strichen demgemäß den neuen Panzerkreuzer, und der „Vorwärts“ meinte harmlos: „Wozu Werftarbeiter? Schickt sie doch lieber zum Wohnungsbau.“ In Warschau erklärte man dies für einen sehr weisen Vorschlag. Aber selber bauen sie in Sdingen eine große Kriegswerft.

Unsere Regierung ist natürlich nicht so vertrauensselig. Sie kennt ihre Leute besser. Gleichwohl handelt sie ehrlich, wenn sie all die unehelichen Vorschläge freudig begrüßt. Da wir keinen Krieg mehr führen, kaum noch unserer Haut uns wehren können, so fordert unser nüchternster Vorteil, daß er außerhalb jeden Rechtes gestellt wird.

Wir täuschen damit weder uns noch die Welt. Allein wir verkennen keinen Augenblick, daß jene Papiermühlen nur auf große Welttäuschungen hinarbeiten. Wir wissen, daß wir in Genf mit Leuten zusammensitzen, die gezinkte Karten mischen. Das Spiel, das sie treiben, ist umschichtig politisches Rummelblättchen, Lustige Sieben oder Gottes Segen bei Cohn.

Dr. Friß Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 20. Januar 1928)

# Auf der Warte

## Deutsche gegen Deutsche

Wie erinnerlich, wurde im Weltkriege die Bevölkerung der Vereinigten Staaten durch eine beispiellose Verhehung in eine Art von Kriegstaumel und zuletzt in den Krieg gegen Deutschland selbst gestürzt. England hatte diese Verhehung entfacht und bei den amerikanischen Metallindustriellen wie bei der Newyorker Hochfinanz eifrigste Unterstützung gefunden. Nach ihren Massenlieferungen von Kriegsbedarf an England und Frankreich befürchteten die amerikanischen Interessenten im Falle einer Niederlage dieser Mächte eine Gefährdung ihrer großen Forderungen. Millionen kosteten die Verhehungen, wurden aber von den Interessenten unter Beihilfe der Wilson-Regierung aufgebracht. Die Verhehung war gegen das Deutsche Reich gerichtet, traf aber unmittelbar die Deutschamerikaner, die darunter bitterlich zu leiden hatten.

Der übelste Auswuchs des Deutschenhasses war die unzweifelhafte Tatsache, daß bei der Aufstellung der amerikanischen Heere gerade die Deutschamerikaner ausgesucht und verhältnismäßig zahlreicher als die englischen und irischen Amerikaner den Truppen eingereiht wurden, die nach den Schlachtfeldern in Frankreich vorangeschickt wurden zum Kampfe gegen Deutschland. Deutsche gegen Deutsche!

Nach den Berichten der amerikanischen Presse über die Steuben-Feier in Newyork glaubte der amerikanische Kriegsminister Davis einen sehr wunden Punkt, die Deutschamerikaner im Weltkriege, berühren zu dürfen. In seiner Festrede sprach er von den Diensten der Deutschamerikaner im Weltkriege und erzählte: „Eine amerikanische Brigade erhielt, nachdem sie schon tagelang gekämpft hatte, bei strömendem Regen den Befehl zum Nachtangriff gegen die deutsche Linie, um sie zu durchbrechen. Die deutschsprechenden Freiwilligen (?) wurden zu der ersten Sturmkolonne formiert. Vierhundert Mann aus allen Teilen der Vereinigten Staaten traten vor und bewiesen damit, daß der Geist Steubens

noch im amerikanischen Heer lebte.“ Nach Angabe des Kriegsministers sollen in diesem Nachtgefecht die Deutschamerikaner über die Deutschen gesiegt haben!

Diese Auslassungen des amerikanischen Kriegsministers über die armen, für den Kriegsdienst geprehten Deutschamerikaner zum Kampf gegen ihre eigenen Volksgenossen kennzeichnen einen Militarismus, wie er ehedem in den Zeiten der Söldnertruppen herrschte, als für den nationalen Gedanten noch kein Verständnis vorhanden war. Von einem so militaristischen Kriegsminister wie dem amerikanischen, war kein Verständnis zu erwarten für den tiefen Schmerz, der jedes deutschamerikanische Herz auffchauern ließ durch die Vorstellung, daß Deutsche gegen Deutsche zu kämpfen gezwungen wurden. Leider versagte selbst der deutsche Vertreter, Legationsrat Riep von der deutschen Botschaft in Washington, der nach dem Kriegsminister sprach. Als Demotrat und Weltfriedensmann mehr international gerichtet, jammerte er über vergangene und künftige Kriege und hatte den Mut, die bedauerliche, ja bedenkliche Anerkennung des amerikanischen Kriegsministers für die Kämpfe der amerikanischen Deutschen gegen ihre eigenen Volksgenossen ausdrücklich zu bekräftigen! Nach den vorliegenden Berichten sagte er: „Es sei ihm vergönnt, die Leute (die Deutschamerikaner), die tapfer ihre Pflicht für eine Sache taten, für die sie bereit waren, zu sterben, feiern zu können (nicht zu feiern, zu beklagen waren sie). Ich bin überzeugt, daß es keinen besseren Weg zur Wiederherstellung des Friedens gibt, als denen (den Deutschamerikanern), die auf der anderen Seite (also gegen Deutschland) ihre Pflicht getan haben, dieselben Ehren zu erweisen wie den eigenen Landesleuten. In diesem Sinne sollte Steuben geehrt werden und in diesem Sinne soll sich auch das deutsche Volk der Ehrung des großen amerikanischen (deutschamerikanischen!) Helden anschließen, ebenso der Ehrung seiner Nachfolger, die für dieselbe Sache kämpften wie Steuben.“

Hat etwa der deutsche Botschaftsrat sagen wollen, daß die Nachfolger des großen deutsch-amerikanischen Helden Steuben für dieselbe Sache kämpften wie einst Steuben? Liegt hier Unverständnis oder Mißverständnis vor? Steuben kämpfte freiwillig für die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten gegen England, die Deutschamerikaner dagegen unfreiwillig, gezwungen, nicht für eine Staatsnotwendigkeit, nicht für ein nationales Ziel, sondern für die Interessenten mächtiger Kreise, für England und gegen Deutschland! Wer geschichtlichen Sinn und nationales Gefühl hat, wird den gewaltigen Unterschied erkennen zwischen dem rühmlichen Kämpfen Steubens und seiner Deutschamerikaner und den niederdrückenden Gefechten deutschamerikanischer Soldaten im Weltkriege gegen ihre eigenen Volksgenossen, gegen ihr von übermächtigen Feinden bedrängtes Mutterland!

Man fragt vielleicht, was hätten denn die Amerikaner tun sollen, um eine so empfindliche Verletzung des deutschen Nationalgefühls zu vermeiden? Antwort: Von vornherein hätte man bei der Einziehung der Deutschen zu den Kriegsheeren schonend und nicht etwa böseartig und gehässig vorgehen müssen. In Frankreich selbst hätte man, soweit irgend tunlich, die Deutschen in der Etappe zurückhalten und keinesfalls bei Anstürmen auf deutsche Stellungen vorschicken dürfen. Das Vorschicken der Deutschamerikaner zum Kampf gegen die Deutschen war eine Rücksichtslosigkeit, eine Vergewaltigung guter treuer amerikanischer Bürger und wird im Buch der Geschichte als eine grobe Verübung an dem gerade von den Amerikanern hochgehaltenen nationalen Gedanken gekennzeichnet werden.

Paul Dehn

### Michael Georg Conrad

ist 82jährig in München gestorben. Mit dem Tode dieses alten Reden aus Frankenland ist ein Altmeister der einstigen Literatur-Revolution dahingegangen. Er leitete jahrelang die Zeitschrift „Die Gesellschaft“, anfangs zusammen mit Karl Bleibtreu, und beide Stürmer haben in der Tat neuen Lufthauch in die

Epigonen-Literatur gebracht. Aber man darf nicht vergessen, daß diese erste Schicht der Revolutionäre, obenan Bleibtreu, immerhin noch auf den großen Menschen, auf das Heroische, gestimmt war. Erst nach ihnen kam der eigentliche „Insequente Naturalismus“, vertreten durch Holz-Schlaf und Hauptmann. Es berührt uns heute geradezu tragisch, daß sich Bleibtreus heroische Lebensanschauung nicht durchgesetzt hat.

Conrad hat sich zwar in zahlreichen Romanen („Was die Har erzählt“, „Lutetia Töchter“ usw.) und Gedichten („Salvo Regina“) kräftig betätigt, aber seine Veranlagung war doch wohl mehr publizistischer Art. Als solcher nahm er durch seine ganze Persönlichkeit innerhalb jener Jahrzehnte eine Art Führerstellung ein.

Die Wirkung der von ihm gegründeten (1885) „Gesellschaft“ verblähte nach und nach, als Brahm mit der „Neuen deutschen Rundschau“ im S. Fischer'schen Verlag Hauptmann's Lebens Naturalismus förderte, so daß man sagen kann: der Geist des Händlerturns verdrängte den letzten Anfaß des Heldentums, dem übrigens Conrads ziemlich gemischte Männlichkeit nicht ganz eindeutig zuneigte. Er heiratete 1887 die Hofschauspielerin Marie Kamlo und ist nun in der fränkischen Heimatstadt Snodstedt begraben, die ihn zum Ehrenbürger ernannt und ihm auch ein Ehrengrab geschenkt hat.

### Der neue Eulenspiegel

Es ist um Gerhart Hauptmann immer das alte Schauspiel: die Berliner Linkspresse hat ihn von allem Anfang an durch Klamm hochgebracht; und auch jetzt, wo er in den meisten Fällen versagt, hält sie durch dick und dünn an ihm fest. Aber das Verhältnis Hauptmanns zur Presse wäre eine Doktor-Dissertation zu verfassen ...

Nun hatte Hauptmann in seinem neuesten Epos „Till Eulenspiegel“ die Absicht, die Seele des Nachkriegsdeutschen zu gestalten. Wie aus manchen seiner früheren Werke und aus seinen gelegentlichen Rundgebungen bekannt, steht Hauptmann politisch links — nicht

hoffällig über den Dingen — und hat auch  
 in dem neuen Epos diesen politischen Tageblatt-  
 Kempel aufgebracht. Infolgedessen wurde sein  
 Wert von der Berliner Linkspresse wieder  
 über alle Maßen gelobt, ein „zweiter Faust“,  
 eine „neue göttliche Komödie“, ein „Pandämo-  
 num“ genannt und von der „Literarischen  
 Welt“ den Dichtungen Goethes an die Seite  
 gestellt. Durch den letzten Vergleich wird Ger-  
 hart Hauptmann besonders beglückt gewesen  
 sein, da sein Äußeres — wie die Linkspresse  
 meint — Goethes Gestalt, Würde und Wesen  
 immer ähnlicher wird. Nimmt noch jemand in  
 kunsthaften Kreisen diese Kritik ernst? Karl  
 Schlegel, sonst kein Hauptmann-Gegner, und  
 einige andere kluge Berliner Kritiker (z. B.  
 Paul Fechter) haben ganz anders geurteilt.  
 Von den Hexametern Hauptmanns ist die  
 „Ragdeburgische Zeitung“ hingerissen und hat  
 einen „Eindruck großer elementarer und er-  
 hebener Poesie“. Einige der Hauptmannschen  
 Hexameter waren zur Probe in der „Rö-  
 mischen Zeitung“ zu lesen:

Die Mehrzahl ihn gleich nicht verstand.  
 Karl, wie kommst du auf so was?

Der Gärtner garte die Stadt. Speisehäuser, Cafés  
 und, wo sonst sich

Die allmächtige Nullität, einer Null gleich,  
 erhebt sich.

Die blutgierige Null, oder die Blut nicht  
 sehn kann, wie Nero

Die dünnste Luft. Weltraumäther nur noch?  
 Plötzlich rutschen wir abwärts.

Nun erst recht nicht: bevor du geblecht hast,  
 Mensch, wirst du nicht abziehen.

Wir können die Versart schon aus dem  
 ländlichen Liebesgedicht „Anna“ und können  
 diesen naturalistisch-saloppen ungriechischen  
 Hexametern keinen Geschmack abgewinnen.

Als ein „Gedicht für die Ewigkeit“ preist ein  
 Berliner Abendblatt das Epos an (was man  
 halt so im abendlichen Berlin unter „Ewig-  
 keit“ versteht!), und das „Berliner Tageblatt“  
 nennt das Werk „das Geschenk eines Unver-

gänglichen an die Zukunft“. In der „Rö-  
 mischen Zeitung“ bedauert D. J. Carnevati  
 mit Recht, daß die Berliner Presse diese  
 „Fehlgeburt in Geist und Form“ als „gigan-  
 tische Schöpfung“, als „geistigen Kosmos“  
 verherrlicht und die höchsten Superlative für  
 ein kleinformatiges Erzeugnis verschwendet.

Die beste Prägung für sein ablehnendes  
 Urteil scheint uns der genannte Paul Fechter  
 gefunden zu haben („Politische Wochenschrift“)  
 Er schreibt: „Das Ganze ist ein spätes Echo der  
 geistigen Malartzeit; man erlebt um Eil und  
 seine Abenteuer eine Welt von innerer Un-  
 ordnung, fehlender Haltung, und Er-  
 satz des Geistigen durch Gerede. Man  
 sagt einem Alternen nicht gern Worte, wie  
 man sie vor diesem Werke brauchen muß. Man  
 muß es aber tun, will man sich nicht mitschuldig  
 daran machen, daß die Anspruchslosigkeit  
 in geistigen Dingen, unter der die Nation  
 jahrzehntelang und immer noch leidet, weiter  
 und weiter verewigt wird.“ Das klug geleitete  
 „Gewissen“ meint freilich: „Der größte Teil  
 der nationalen Presse schein seine nationale  
 Aufgabe in der Verewigung dieses Zustandes  
 zu erblicken.“ Leider! Weil sie die ungeheure  
 Wichtigkeit gerade der Kulturarbeit noch  
 gar nicht begriffen hat.

Nachstehend eine Probe aus dem politisie-  
 renden Teil des Epos:

„Die Gewalt dem Erwählten des Volkes,  
 dem Sattler, zu rauben

hatten Menschen versucht, einen Mann, na-  
 mens Rapp, an der Spitze.

Diese hatten die Fahne entrollt des geflüch-  
 teten Herrschers,

der im selber gewählten Exil, auf dem Boden  
 von Holland,

ruhmslos saß, das Verdikt seiner harten Ge-  
 sieger erwartend:

Angeklagter der Welt! Doch der Retter des  
 Reiches, der Sattler,

der die Bügel ergriffen, nach Gottes (!) Be-  
 schluss, die der Flüchtling hatte von  
 sich geworfen ...“

Wir brechen ab mit dieser Tageblatt-Weis-  
 heit. Möge sich die deutsche Welt nicht blenden  
 lassen von dieser Art ober Unart von Dichtung  
 und der dazugehörigen Lobkritik! D—n.

## Nachlese

Der „Sozialistische Freidentler“ hat seine Leser belehrt, wie man stimmungsvolle marxistische Weihnachten feiert. Der Vater geht zunächst durch die Räume und reinigt sie von allen etwaigen Bibelsprüchen, Konfirmationscheinen oder Bildern aus der Militärszeit. Als Ersatz für den Tannenbaum kommt ein Transparent in die Stubenede. Er zeigt eine Hand mit Fadel. Es wird nachdrücklich gewarnt, in die Kinderbirne den Unsinn von dem Knäblein in der Krippe hineinzufügen. Dafür wird das Lied empfohlen: „Uns rettet kein höheres Wesen“.

Trefflich paßt in diesen Rahmen, wenn die sozialistischen Lehrer Hamburgs alle dem deutschen Gemüt so lieben Weihnachtsgesänge als „zerfungen und abgeleiert“ aus ihrem Liederbuch gestrichen haben. Nicht minder aber, wenn Herr Schminde, der kommunistische Großgebietiger über die Krankenhäuser von Neukölln, derselbe, der den Schwestern das Tischgebet unterfagte, des weiteren ein Gebot ausgehen ließ, daß die Weihnachtsfeiern in diesen Anstalten keinen religiösen Charakter tragen dürften. Was er sich unter einer Weihnachtsfeier ohne religiösen Charakter eigentlich vorstellt, das wurde leider beizufügen vergessen. Die Kranken haben daher auf diesen Genuß verzichtet, sich jedoch durch einmütigen Beschluß die Geistlichen auf ihre Stationen gebeten und dort nach christlichem Brauche gefeiert.

Sie werden ihren Segen davon gehabt haben. Allerdings dürfte es dabei kaum so wichtig zugegangen sein wie bei dem Weihnachtserfah der Hamburger Ortsgruppe des Monistenbundes, dem Feste der Wintersonnenwende. Sie wollte offenbar zeigen, wie würdig sie der Gerechtfame einer Körperchaft des öffentlichen Rechtes ist, die ihr kürzlich verliehen wurde. Daher lud sie dazu ein mit einer großzügigen Schalkheit, wie sie gerade Monisten, die doch so gern den Philosophenmantel um die Schulter hängen, so geschmackvoll ansteht:

„Kommt alle, Ihr lederen Teufelsbraten, Ihr schmutzen Satanshäppchen, Ihr süßen Höllenbissen und feurigen Herchen. Kommt,

Ihr gefamte sündig gesprochene Schwefelbände. Auf zum sinfonischen Heulen und Zähnklappern mit Jazzbegleitung im wohltemperierten Flammenjaale. Bei uns braucht sich niemand auf naßkalten Himmelswiegen beim Hallelujahen den Schnupfen zu holen. . . . Höllenhunde sind an der Leine zu führen. Gewissenswürmer haben nur mit Maulkorb Zutritt. Anzug dem Klima angepaßt: Lendentuch mit Schärpe, Gasmaste mit Orden; für Damen noch weniger — als im Vorjahr. In der Bar, da gibt es Letzbe, Styr und anderes höllisches Gemix. Die Teufelstüche führt als Spezialität: Missionare am Spieß und Pfäffchen im Met. . . . Wir erwarten Euch Sünden, alle zusammen! Kommt alle mit Euren Freunden und Flammen! Auf Wiedersehen denn in Satansnamen.“

Da hätte eigentlich Valesta Gert nicht fehlen dürfen, die jüngst in Berlin tanzte, wobei ein verzückter Verehrer ihr nachrühmte, sie gielte Laster und Unzucht in Tänze kongentriertester Fassung um, forme „Typen der Vertommenheit, in denen Verbrechen, Wollust, Fragil, bis zur Groteske verdrichtet, ganze Romane aufblättern“.

Da ist es nicht weiter zu verwundern, wenn Monsieur George Blun, der Berliner Vertreter des Pariser „Journal“, merkwürdige Begriffe von der deutschen Bevölkerung gewinnt. Er sammelte derartige Zeitungsausschnitte und braute daraus unter dem Hochdruck einer schmutzigen Phantasie ein pilantes Stimmungsbild von der Berliner Silvesterfeier, das auch seinerseits ganze Romane aufblättert. Dabei seien fünfzehn Millionen Weinflaschen geleert, drei Millionen Geflügel, zwei Millionen Pfund Karpfen und neun Millionen Pfanntuchen verzehrt worden. Bereits abends um acht Uhr seien die Hauptstrafen in der Stadt schwarz gewesen von einer angetrunkenen Menge. Die Frauen trotz der Kälte leicht gekleidet, hätten Boten gedrückt und den Männern die freimütigsten Angebote gemacht.

Das war natürlich frech gelogen und eine unverfälschte Beschimpfung der Berlinerinnen obendrein. Wenn die preußische Regierung gegen Monsieur George Blun soviel Sat-

kraft befähige wie gegen den Reichsminister von Reubell, dann hätte sie ihn genötigt, dieses Spree-Sodom binnen 24 Stunden mit seinem Seine-Babel zu vertauschen. Zwar hat er sich entschuldigt, aber es bleibt immer etwas hängen und vergrößert sich im weiteren Umlauf. Schon bringen spanische Blätter das Blunche Märchen mit dem Zusatz, daß die Berliner Polizei am Neujahrmorgen bis gegen Mittag beschäftigt gewesen, die in den Straßen herumliegenden Betrunknen aufzulesen. Was uns da eingebracht worden, sei es aus Lügenbeutelei oder bewußter politischer Absicht, das wird sich auswirken bei der Revision des Dawes-Plans.

Aber dergleichen kommt heraus, wenn man sich von Dalesta Sert Laster und Anzucht in konzentrierter Fassung vortanzen läßt und am heiligen Abend: „Uns rettet kein höheres Wesen“ singt. Wollen wir nicht doch lieber statt Sodoms Ende entgegenzutreiben, bei dem frühlichen seligen Christfest verharren und dem „ausgeleiterten“ Lied von der stillen, der heiligen Nacht? F. J.

## Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft

Zum dreizehnten Male ging das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft hinaus, von Max Hederers fürsorglicher Hand feinsinnig betreut. Gedankworte Viktor Michels für den verstorbenen Präsidenten Gustav Roethe leiten den Band ein (der Thüringer Landtag hat bekanntlich an Michels stramm nationalen Ausführungen Anstoß genommen). Der Band räumt Arbeiten zur naturwissenschaftlichen Tätigkeit Goethes diesmal ein weites Feld ein. In diesen goethischen Bestrebungen sucht man den tiefsten Zugang zum Wesen des Dichters, der, wissenschaftlich forschend, in Entdeckungen, Erkenntnissen und Beobachtungen den Gehalt seines Charakters verfestigte.

Hans Wohlbolds Zeitaussatz: „Die Naturerkenntnis im Weltbild Goethes“ stellt verdienstlich in geschlossener Darbietung die tiefmenschlich-feelische Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen Bestrebungen des Genies dar, worin leider unsichere und unbewiesene

Behauptungen erscheinen. Karl Lohmeyer behandelt das Meer und die Wolken in den beiden letzten Akten des „Faust“. Die meteorologischen Untersuchungen bieten zugleich ein Bild von Goethes Beziehungen zum deutschen Meere. Die Sturmflut 1825 und die Berichte Edermanns über die Wirkungen von seiner Hamburger Reise 1826 können auf die Lokalisierung der beiden letzten Faustakte eingewirkt haben. Bedeutungsvoll die Erwähnung einer örtlichen Faustsage von Rißebüttel an der Niederelbe! „Hat Goethe die Eiszeit entdeckt?“ nennt Robert Philippson seine Darstellung von Goethes Anschauungen über die vorweltlichen Granitfindlinge der Schweiz und die Gneis- sowie Granitblöcke in der norddeutschen Tiefebene. Maria Dahl behandelt Goethes mikroskopische Studien an niederen Tieren und Pflanzen im Hinblick auf seine Morphologie. Eine Ordnung dieser Untersuchungen bietet Karl Hae-Berlin mit seinem Beitrag: „Der Arzt Karl Gustav Carus und Goethe.“ Der Naturforscher und Philosoph Carus bewährte in seinen Untersuchungen Goethes Annahmen und verbreitete sie durch seine bis in die fünfziger Jahre gelefenen Schriften. Seine Seelentiefenforschungen „Psyche“, entscheidend von Goethes Anregungen befruchtet, mußten, nach Verschüttung in der massiven Zeit des Naturalismus, von den psychoanalytischen (welch ungenügende Bezeichnung!) Schulen neu entdeckt und weitergetrieben werden. Gehalt und Gestalt dieses Aufsatzes entsprechen sich in Fülle und Klarheit.

Die Veröffentlichungen leitet Jul. Wahle mit „Zwei neuen Goethe-Briefen“ an den Jenaer Botaniker Batsch und an Fr. Justin Bertuch ein. Max Hederer folgt mit einem „Brief Ottiliens an Goethe“, der zu desselben Herausgebers großer und prächtiger Arbeit weist: „Ferdinand Heintke in Weimar“, worin Hederer jart den Schleier vom Herzensroman Ottiliens und Adele Schopenhauers lästet. Bernhard Seuffert ergänzt durch neue Briefe aus dem Goethe-Schiller-Archiv den Briefwechsel Wielands mit Goethe. Nachklingend der Ausdruck zum Jahreswechsel 1800 auf 1801: „Lebe wohl und erhalte mir im

bevorstehenden 19. Jahrhundert (an welches ich sonst wenig Anspruch zu machen habe) Deine Freundschaft, die im letzten Viertel des achtzehnten mein Stolz und ein wesentlicher Teil meines Glückes war. Wieland.“ Herrn. Freiherr von Egloffstein veröffentlicht aus dem Nachlaß der Julie v. E. ein Doppelblatt: Blick auf Jena von der „Tanne“ aus und ihr Selbstbildnis, die samt den Bildnissen der Bettina v. Arnim und Grillparzers, von Julie, den Schmuck des Bandes bilden.

Wenige literarhistorische Untersuchungen fügen sich ein. Johanna Jarislowitz entwickelt einen konstruierten Aufbau der „Venetianischen Epigramme“, dessen selbst nur formaltheoretische Bedeutung geringfügig und bestreitbar ist. Karl Fr. Schreiber entwickelt in „Nochmals „Die drei Nymphen““ eine dritte Ansicht (1. Scheidemantel, 2. Cooper) zur Feststellung der letzten von Goethe eingefügten bindenden Szenen des „Tasso“. Eine Mißzelle zur Kenntnis des Malers und Radierers Ludwig Sebbers steuerte Otto Pniower bei: „Als ich ein junger Geselle war.“ Dieses Gedicht Försters hielten Edermann und Riemer für goethisch und nahmen es in ihre Ausgabe auf. Wilh. Freis äußerst verdienstvolle Arbeit: „Goethe Schrifttum“ läßt erkennen, zu welchen Dingen Goethe seinen Namen leihen muß. Er wird mißbraucht bei Werbung für einen Sportplatzbau; ja als Kronzeuge angeführt — gegen die Fürstenteignung!

Den reichen Band beschließt Max Wundts Festvortrag: „Goethes Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung.“ Dr. Ws.

## „Politik“ und „Feuilleton“ in den nationalen Zeitungen

Das „Gewissen“ berührte kürzlich einen Wunden Punkt der deutschen nationalen und rechtsstehenden Presse. Man läßt es hier vielfach ganz bedenklich an Einheitslichkeit und Geschlossenheit fehlen. Es kommt oft vor, daß man den Geist, den man im politischen Teil der Zeitung pflegt, „unter dem Strich“ betämpft. Man ist sich nicht genügend bewußt, daß die Einstellung zu Kunst und Literatur heute eine Weltanschauungsfrage ist in

mindestens dem gleichen Maße wie die Einstellung zu den Fragen der Nation. Man verzichtet mit der Außerachtlassung dieser Tatsache auf die große Linienführung. Die nationale Zeitung unserer Zeit bekäme einen ausgeprägteren Charakter, wenn sie sich aus der Enge des Parteiblattes zum Organ einer großen Richtung, einer Weltanschauung erhöbe. Das ist aber nur dann möglich, wenn strenge Einheitslichkeit in den grundlegenden Dingen herrscht, wenn politische Redaktion und Feuilletonredaktion in einheitlichem Geiste arbeiten. Das „Gewissen“ erinnert an den Faschismus in Italien, der als geistige und künstlerische Bewegung begann und sich zu einer lebendigen, das ganze Volkstum beherrschenden Macht auswuchs, und fährt dann fort: „Es sollte beispielsweise doch eine Unmöglichkeit sein, daß in einem Blatt wie dem ‚Tag‘ eine äußerst wohlwollende, nur mit einigen schüchternen Vorbehalten ausgestattete Kritik des neuesten Werkes von Gerhart Hauptmann, des ‚Epos‘ Till Eulenspiegel, erscheint, eines formalsprachlich qualvollen und völlig unzulänglichen, inhaltlich dummern und haltungslosen Werkes, das eine Art ‚demokratischer Ilias‘ von 1918 bis 1927 ist und eine innere Position hält — soweit man diesem Gerede überhaupt eine Position unterstellen kann —, die genau das Gegenteil der Einstellung ist, um die sich der ‚Tag‘ als Voraussetzung seiner politischen Linie bemühen müßte. Ja spüren denn die verantwortlichen Herren nicht die groteske Lächerlichkeit, daß man auf der ersten Seite den ‚Stahlhelm‘ preist und auf der nächsten nicht in aller Entschiedenheit ein Buch ablehnt, sondern anerkennend würdigt, daß u. a. den Tod des Kapitanleutnants Paasche zum Anlaß eines pazifistisch antikriegserischen Kapitels nimmt? Glaubst man, ‚Politik‘ und ‚Geist‘ im selben Zeitungsblatt in zwei entgegengesetzten Weltanschauungslagern pflegen zu können?“

## Der Kampf ums Gebetbuch

Gar manches ist dem englischen Parlamentarismus in den anderen Ländern abgesehen worden. Gutes und Fragwürdiges.

Gleichwohl bleibt vieles, was ihm keiner nachmacht. Auch außer der wallenden Allongeperrücke des Speaters und dessen herkömmlichem Sitz auf dem Wollsack.

Wo anders kommt es vor, daß die gesetzgebenden Körper über ein Gebetbuch verhandeln und abstimmen, also die Befugnisse eines Kirchentages wahrnehmen? Woraus sich die Wertwürdigkeit ergibt, daß Katholiken, Juden, Freidenker und Freikirchler mitzuentcheiden haben, ob die englische Hochkirche ein abgeändertes, mit unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten gesättigtes Commonprayerbook erhalten soll. Aber da dieses einen Bestandteil der Staatskirche, die Staatskirche jedoch einen Bestandteil der Verfassung bildet, wird auch der Altardienst zu etwas, worüber das Parlament zu befinden hat.

Der englische Abfall von Rom war bekanntlich keine Loslösung von der Lehre, sondern nur vom Papst. Wohl hat man ihn später reformatorisch auszubauen gesucht. Das neue Bekenntnis wurde damals in 42 Artikeln niedergelegt, die unter der Königin Elisabeth auf 39 gemindert wurden. Noch heute sind die Geistlichen darauf vereidigt.

Immerhin blieb noch so viel Papismus übrig, daß ein starkes Dissidententum entstand, viele Freikirchen und Selten sich auftraten, zu denen der angelsächsische Geist besonders hinneigt. Die Puritaner waren Calvinisten herber Prägung. Unter Cromwell erlangten sie die unbedingte Staatsmacht. Aber auch später blieb ihr Einfluß Jahrhundertlang selbst auf die Hochkirche gewichtig, so daß sie unter der Losung „no popery“ den katholisierenden Jakob II. verjagten und über die Köpfe von einigen siebzig näheren Anwärtern katholischen Bekenntnisses dem protestantischen Hause Hannover den Thron zuschanzten.

Vor drei Menschenaltern setzte jedoch die Orfordter Bewegung ein. Mit Hilfe des Ritus suchte diese sich der römischen Kirche wieder anzunähern. Ohne Ermächtigung von oben reformierten ihre Anhänger auf eigene Faust zurück. Aber Kreuzschlagen, Weibrauch und Weihwasser ging man zur Elevation der Hostie mit Messgoldlein und Kniebeuge über. Es folgten Prozessionen, letzte Ölzung und

Seelenmessen, Fasttage, Fronleichnamstage, Klöster, Marien- und Heiligentkultus. Es blieb kaum ein Unterschied von Rom mit Ausnahme der Verwerfung des Eölibats und der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Diese Ritualisten nennen sich daher Anglo-Katholiken und streiten der Hochkirche den evangelischen Grundzug hartnäckig ab. Einer ihrer Anreger, der vielseitig begabte John Henry Newman, trat offen zum römischen Katholizismus über und erhielt den Kardinalshut. Sein Freund Pusey vermied zwar diese letzte Tragweite, schuf sich aber gerade dadurch in der englischen Geistlichkeit eine große Gefolgschaft von solchen, die ihrem Amte das Gepräge eines heraushebenden Priestertums nach römischer Art geben wollten. Heute steht es so, daß von den 38 anglikanischen Bischöfen nur vier nicht ritualistisch gesinnt sind.

Allerdings haben sich infolge dieses Drudes die fest im protestantischen Bekenntnis verhaltenden Teile der Hochkirche seit lange fester zusammengeschlossen. Eine „evangelical alliance“ entstand; deren schärfste Verfechter waren die Königin Viktoria und Gladstone. Allein der Streit schwächt die Kirche sehr; sie ist keineswegs mehr so „established“, wie sie sich zu nennen beliebt, sondern ein innerer Wirrwarr; etwa dem vergleichbar in den deutschen Stiftern und Bistümern in Luthers Reformationstagen.

Um die eingeriffene Willkür zu bannen, wurde seit zwanzig Jahren an der zeitgemäßen Durchsicht des Commonprayerbooks gearbeitet. Dieses Vademekum jedes Anglikaners ist zugleich Bekenntnisschrift, für den Geistlichen Agende, den Laien Gesang- und Gebetbuch. Im Jahre 1549 eingeführt, wird es immer noch in einer Fassung aus dem Jahre 1662 gebraucht. Als jetzt die neue Form, vom Erzbischof von Canterbury geprägt, fertig war, nahmen die kirchlichen Behörden und das Oberhaus sie ohne weiteres an. Das Unterhaus jedoch lehnte in der Adventszeit mit 247 gegen 255 Stimmen ab.

Das war ein großer Tag und es kam hart auf hart. Man hielt im Parlamente Reden über Dogmatik, Liturgik und Ritualismus wie auf einer Synode. Mancher sprach so rührsam,



daß die Damen auf der Galerie in Tränen zerfloßen. Als die Entscheidung gefallen war, verließ der achtzigjährige Erzbischof von Canterbury, vom Erzbischof von York geführt, weinend das Haus. Die Mehrtheil der jedoch sprangen auf, schwenkten ihre Schriftstücke gleich Fahnen und riefen jubelnd: „Der Protestantismus ist gerettet.“

In der Tat spitz sich der Sinn des Vorfalles darauf zu. Der Entwurf unterlag, weil er der katholischen Richtung viel zu weit entgegenkam. Mag der Alerus ritualistisch gesinnt sein; die Laien gehen nicht mit. Die ganze Streitfrage hat deren evangelisches Bewußtsein mächtig aufgerüttelt. Die Abgeordneten entschieden mit der bewußten Absicht, darzutun, „was für überzeugte Protestanten die Engländer sind“.

Ministerpräsident Baldwin und Außenminister Sir Austen Chamberlain stimmten für den Entwurf. Aber einige ihrer eigenen Kollegen „meuterten“ gegen den Rabinettschef. So der Innenminister William Johnson Pids und der Justizminister Sir Douglas Hogg. Außerdem der Generalstaatsanwalt; selbstverständlich erst recht die, denen der Parlamentarismus die Pflicht des Meuterns zuweist: die Oppositionsführer Lloyd George und Macdonald.

Aufgehoben ist die Sache also. Wahrscheinlich aber überhaupt aufgehoben. Denn wenn sogar dieses Unterhaus, das konservativste seit hundert Jahren, sich versagte, dann ist bei dessen Nachfolger, von dem ein starker Linksruck zu erwarten steht, schon gar keine Hoffnung mehr.

Da die Anglikaner jedoch zäh und entschlossen sind, kann es darüber zur Trennung zwischen Staatskirche und Staat kommen.

Ob das ein Vorteil für sie wäre? Wohl ist sie dann frei, und den Ausfall der Staatsmittel könnten vermehrte Zuschüsse des in kirchlichen Dingen allzeit opferwilligen englischen Adels und sonstigen Reichthums decken.

Allein sicher würde dann auch ein großer Abfluß des Bürgertums zu den Freikirchen einsetzen, in denen der evangelische Gedanke von jedem krypto-katholischen Gegengewicht entlastet, puritanisch streng sich ausprägt. Die

Hochkirche umfaßt ja auch jetzt schon nur die knappe Hälfte aller christlichen Engländer. Sie würde dann bloß noch ein vornehmer Mügel sein.

Was aber dann? Völliger Anschluß an Rom? Der wäre nur möglich durch Preisgabe auch der letzten Unterscheidungsmerkmale. Insbesondere durch Anerkennung des päpstlichen Primats. Hierin liegt aber etwas derart Unenglisches, daß unfehlbar ein Abfall sogar der Hochtories folgen würde.

Daher spricht mehr dafür, daß das neue common prayerbook der Höhepunkt der Oxford-Bewegung war und dessen Ablehnung vielmehr der Anstoß zu ihrem Niedergang.

F. J.

## Die Mühle als Reklamevermieterin

Es ist wohl auch eine Erfindung dieser seelenlosen Zeit, daß sich die alte, ehrbare Windmühle als Reklamevermieterin hergibt. Jene Windmühle, die wie eine mächtige, graue Uhr des Segens in der Landschaft steht und von der sinkenden Sonne kupfern gefärbt wird. Jene Mühle, die rein bildlich schon tiefe Symbolkraft besitzt, gibt sich als anreizende Rattenfängerin für Zigaretten, Bier, Schokolade und Zeitungen her. — Als ob sie seelisch mit diesen Dingen eine Gemeinschaft hätte!

Die alte, uralte Schauspielerin und Flüglerin des Erdensegens widelt sich in das grellbunte Kleid einer schrilltönigen Bantelfängerin des Fabrikplattens. — Ach, das ist wahrhaft beweinenswert. Der Geist des commis voyageur ist über die ehrbare Windmühle gekommen. Sie steht nun in der Landschaft wie ein grellgeschminkter Krüppel, der den Stelzfuß hebt: Reklameflächen zu vermieten! Ach, arme Landschaft! Der Windmüller verschäpft das Antlitz seiner Mühle an den großen Reklame-topf dieser Zeit. Der Windmüller hat eine neue Einnahmequelle entdeckt. Er lächelt und reißt sich die Hände. —

Aber Troja weiden die Ziegen. Ja, das bringt die Zeit so mit sich. Aber daß sich ein Windmüller seine Mühle, jenes mächtige Segenssymbol, von Platten grausam verschmieren läßt: nein, das muß man in das

große Klagebuch schreiben, auf die Seite, die vom Abfall des Menschen von Gott berichtet.

Max Jungnickel

## Hans Pfitzners Eindrücke vom Jazz-Konzert

Der berühmte Komponist hat seine Eindrücke, die er in einem Jazzkonzert empfing, in seinen „Gesammelten Schriften“ (Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg), Bd. 2, S. 115ff. niedergelegt. Die Ausführungen, die wir hier im Auszug wiedergeben, sind das bereckte Zeugnis eines wahren Musikers über eine ernste Niedergangsercheinung, die mit echter, beseelter Kunst nicht das mindeste zu tun hat und wohl geeignet ist, den Geschmack unseres Publikums aufs gründlichste zu verderben.

„Die Instrumente des Jazz-Orchesters — ich brauche seine Zusammenfassung nicht zu beschreiben, harren auf dem Podium ihrer Bändiger und Meister; diese treten nun auf und erweisen sich bald — ich spreche im Ernste — als Virtuosen vom ersten Range.

Die Vorträge beginnen; von der ersten Note an wird das Orchester oder der Solist grell beleuchtet, rot, lila, grün, weiß — je nach dem Stild oder der Tonart wechselt die Farbe. Alle Darbietungen tragen dabei den Stempel der Vollkommenheit. Alles Wesentliche auswendig gespielt. Es müssen hundert Proben vorhergegangen sein. Das dreieinhalbtausendköpfige Publikum jubelt, glóht, lacht laut bei besonders grotesken Klängen, scheint innig vertraut mit dem Wesen und Gehaben der neuen Kunst und mit dem Dirigenten, der zeitweilig in mimischem Kontakt mit der Masse, den tosenden Beifall beschwichtigend, mit halber Wendung sein „Zugabbä?“ in den Niesenraum hineinfrägt, aus dem ihm prompt ‚Valencia‘ oder sonst ein Name einer bereits populären Programmnummer entgegenschönt, die als ‚Zugabbä‘ dann auch gewährt wird, nebst vielen anderen. Mit Neidgefühlen erlebt man diese ausgeprobte, virtuose Vollendung an einer Sache, die dem künstlerischen Gehalt nach der Sphäre des Zirkus, der Equilibristik, des Varietés angehört. Die vollendeste, unfehlbarste Technik hat vielleicht der Akrobat, der

Seiltänzer, Trapezkünstler, weil er seinen Mangel an Vollendung mit seinen Knochen, seinem Leben bezahlen müßte; und weil er Körper ist ohne Seele. Die Seele, ohne die keine hohe Kunst denkbar ist, spielt in der Technik hinein, färbt sie, macht sie vergessen, ja, stört sie. Mit den gleichen Gefühlen aber wie bei den perfekten, halbrecherischen, tomi-schen, bengalisch beleuchteten Produktionen im Zirkus erlebt man hier den Abend, hört die grotesken, nasal-quietschenden, rasselfönden, zum Lachen reizenden, in berechnet schneller Abwechslung sich folgenden Rhythmen, Geräusche und Klänge, staunt über die verbläffende Virtuosität des Saxophonbläfers, der, weiß beleuchtet, mit souveräner Sicherheit seine rasenden Läufe zum besten gibt, sieht hin, was der Posaunist da auf seinem Instrumente macht und wie er es macht, läßt drei Sänger über sich ergehen, die, ebenfalls vom Scheinwerfer bedient, quälende Töne in vollendetem Drill ineinanderziehen, um das Vierteltonsystem anscheinend zu propagieren und zugleich das Publikum zu amüsieren.

Das Gefühl, das ich dabei habe, ist schwer zu beschreiben — etwas Heimatloses, Unsolides, fast Bedängstigendes erfährt mich, wie wenn ich in üble, feindliche Gesellschaft geraten wäre, deren Sprache ich nicht verstehe: Hier gehöre ich nicht hin, heraus, nach Hause zu meinesgleichen! Andere hören es objektiv an, das Interesse überwiegt, besonders die Jugend, die so vieles assimiliert, teilt wohl kaum meine Gefühle. Die Freude sei ihr gönnt — aber sie sieht die Gefahr nicht der Überschwemmung durch diese Welle, die bald das Festland unserer hohen Kunst in internationalen Schlemm verwandelt haben wird.

Bei Gott — es reizt den Deutschen nichts mehr, als wenn er merkt, daß jemand gegen das Ausländische ist. Unsere Kunst in ihren edelsten und höchsten Erscheinungen durfte von jeher ruhig verspottet und geschmäht werden.“

## Der beleidigte Rastan

Leopold Jessner, der Leiter der beiden Staatstheater Berlins, ist eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei

und Jude obendrein. Er hat daher immer eine ausgezeichnete Linkspresse gehabt. Auch damals, als er den Hamlet im Smotting spielen ließ. Daß König Claudius, in moderner Generalsuniform mit Hahn-Schnurrbart und gelähmtem Arm, dem Kaiser Wilhelm angeglichen war, wurde als eine geistvolle Lösung schmunzelnd aufgenommen und verteidigt.

Jehner scheint daher geglaubt zu haben, ihm sei auch sonst alles erlaubt. Er puzte daher des alten Dänen Holberg „Ulysses von Ithaka“ nach Offenbachs verulkerter Art als Silberfestscherz auf. Es soll nicht besonders wichtig gewesen sein. Nun, das wäre schon verziehen worden. Aber Jehners Leichtsinm rührte frevelhaft an das Heiligste, indem er zwei Spieher im Stüd als Raftanjuden mit Ringelböckchen austaffierte. Das setzte einen Höllenstandal. Mit einem Male ist auch die Linkspresse überzeugt, daß es mit Jehner auf keinen Fall so weiter geht.

Das „Berliner Tageblatt“ fühlte sich als der nächste dazu, darzulegen, wie die Rippe regiemäßig hätte umschiffet werden müssen

„Zwei Smotings über Riejenrundbauch. Similigentlemen, vollgefressen und nie gesättigt. Sie brauchten nicht Christen, nicht Juden zu sein: nur Charakterfiguren dieser, unster eigenen Gegenwart, auf die man doch hinzielt, wenn man das Stüd mit seinem Hohn auf den milos gloriosus heraufholt.“

Nur wenige durchschauen, welche Blöße sich die Schreiber geben. Diese haben es bisher den Rechtsleuten immer als Banausentum und Knotigkeit angetreidet, wenn sie auf dem Hauschlüssel pfliffen gegen Hintemann, den Reigen oder den fröhlichen Weinberg. Nun aber haben sie selber einen Mordstrach geschlagen, weil auf der Bühne zwei Ostjuden eine typisch ostjüdische Rolle spielten. „Das kann verhängnisvolle Folgen haben und hat auf jeden Fall den Nationalisten einen moralischen Triumph geradezu in den Schoß geworfen“, schreibt daher bekümmert Hello von Gerlachs gewiß judenfreundliche „Welt am Montag“.

Und abermals springt die Frage auf die Lippen: Wie steht es denn mit dem demokratischen Recht für alle? Der Majestätsbeleidigungsparagraph ist für Majestäten beseitigt. Es scheint aber, daß er für Raftan und Ringelböckchen wieder aufliebt. F. S.

## Das Rudolf-Eudens-Haus

in Jena ist im Januar feierlich eröffnet worden. Eine solche Feier mit akademischem Hintergrund, in der Aula der Universität abgehalten (wobei Eudens Witwe zwischen dem Kultusminister und des Prorektors Goldbette gleichsam den Ehreuvorsitz führte), hat immer eine besondere Weihe und Würde. Im Mittelgrunde stand eine Festrede von Prof. Dr. Wundt über Kant im Wandel der Zeiten. Ansprachen vom Kultusminister Dr. Leutheuser, vom Prorektor Dr. Gerland, von Dr. Bed (Vorstand des Eudens-Bundes) und von Professor Dr. Walter Euden, dem Sohne des Verstorbenen, bildeten den übrigen Inhalt, der umrahmt war von musikalischer Umkleidung.

Wir stehen Rudolf Euden besonders nahe und verzeichnen gern diese weisewolle Feier, da hier eine Stätte des deutschen Idealismus dem Dienste des Geistes gewidmet ist. Das Euden-Haus in Jena, Hofstr. 5, soll kein totes Museum werden, sondern eine Stätte lebendiger Geistesforschung, lebendigen Geistes-Austausches besonders auch mit solchen Ausländern, die deutsches Wesen und Geistesgut ernstlich erforschen wollen. Es muß leider gesagt werden, daß Euden eine fast größere Wirkung im Ausland (bis nach Japan, Amerika usw.) gehabt hat als in Deutschland selber. Man bemerkte auch bei der Feier in Jena, daß sich einige Kreise zurückhielten; besonders die theologische Fakultät fehlte im Kranz der feierlich versammelten Professoren. Auch dies eine Wirkung des jetzt übermodischen Kampfes zwischen Christentum und Idealismus?

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard

Verantwortliche Schriftleiter: Dr. Gerhard Schmidt und Karl August Walther. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen An die Schriftleitung des Lärners, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart





Am Fenster

Franz Huth

# Der Türmer



Monatsschrift für Gemüt und Geist

ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard  
Gründer: Deannot Emil Freiherr von Grotthuß

30. Jahrg.

März 1928

Heft 6

Nicht human sollen wir sein,  
sondern Kinder Gottes;  
nicht liberal, sondern frei;  
nicht konservativ, sondern deutsch;  
nicht gläubig, sondern fromm.

Lagarde

# Aristokratie und Demokratie

Von Prof. Dr. Robert Sattischid

Jede Art von Zusammenleben der Menschen hat ohne Beziehung auf Höheres als der Mensch keinen Sinn. Der Mensch kann dem Menschen nicht genügen; auch die Menschheit ist nur eine Zusammenfetzung einzelner Bruchstücke ohne tieferen inneren Zusammenhang, ohne schöpferische Verschmelzung. Rassen, Stämme, Familien und selbst Völker sind ohne Vollendung, ohne Abschluß, ohne Ausblick auf das Unvergängliche doch nur Stückwerk.

Sobald die Menschen in einer Gesellschaftsordnung zu leben anfangen, hatten sie schon das Bewußtsein, daß diese Ordnung von höheren Mächten ihre Rechtfertigung und Gültigkeit entlehnen müsse. Die Begründung von Städten wie auch die von Familien galt von jeher als etwas, das einer Weihe bedurfte: es war kein natürlicher Akt, man empfand es auch nicht als etwas Natürliches. Wer in den Formen menschlichen Zusammenlebens Ähnlichkeit mit dem Zusammenleben gesellschaftlicher Tiere hervorheben wollte, mußte grundsätzlich sich auf einen flachen naturalistischen Boden stellen; er würde dadurch zeigen, daß seine Urteile kaum die Oberfläche des Lebens berühren. So nieder ging es bei den Anfängen geistigen Lebens, bei der Begründung dessen, was wir Kultur nennen, keineswegs zu. Es waren auch nicht die Mächtigeren, die im vollen Bewußtsein ihrer Macht Vorrechte, Gewalthaberei, Unterdrückung und Beherrschung der Schwächeren sich herausnahmen. Die rationalistische Betrachtung, die das Entstehen geistiger Gebilde erklären will, ist geneigt, auf Grund einiger Linien das Ganze zu verallgemeinern, und kann daher dem wirklichen Sachverhalte niemals gerecht werden.

Die Vorstellung von Aristokratie ist so alt wie die Kultur selbst. Sie ist in der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen begründet und auch in dem Verlangen, aus der gewöhnlichen Natur herauszutreten und die höheren Forderungen denen der Natur anzupassen. Dabei mußte sich die ganze Schwierigkeit zeigen, verschiedene Bestandteile, Wünsche und Interessen zu beherrschen oder gar in Einklang zu bringen. Diese Schwierigkeit wurzelt so tief in unserer ganzen individuellen Natur und auch im gesellschaftlichen Zusammenleben, daß alle Zeitalter sich ihrer fast auf die selbe Weise bewußt wurden. Welchen Namen wir dieser Tatsache auch geben, ihr verborgener Inhalt machte den früheren Geschlechtern viel zu schaffen und wird auch den spätern nicht weniger zu schaffen geben.

Am stärksten mußte der tiefe Gegensatz zwischen den Forderungen unserer einfachen Triebe und den höheren Forderungen, sie zu überwinden, und die ganze Schwierigkeit, so Verschiedenartiges zu vereinigen, mit dem Christentum hervortreten. Aber nicht durch Rückkehr zum vorchristlichen Bewußtsein, das mancher sich in seinem verallgemeinernden Denken so einfach vorstellt, können wir den in unserer geheimmten Natur begründeten Gegensatz lösen; wenn dies auch möglich wäre, so wäre damit für uns die Wahrscheinlichkeit, ja die Notwendigkeit verbunden, den gleichen Weg von neuem zurückzulegen. Was in den Widersprüchen und Reibungen der sichtbaren Natur begründet ist, kann keine einfache, natürliche Lösung zulassen: erst durch die unsichtbare Welt kann in die sichtbare eine Ausgleichung kommen.

\* \* \*

Die Aristokratie hat das Bewußtsein, daß durch sie hienieden eine höhere Ordnung der Dinge vertreten werde, deren Abglang sie sei. Sie ist folgerichtig darin, daß sie den Wert der Menge nicht hoch anschlägt und dem Leben überhaupt keinen positiven Wert zuschreibt; Wert hat für sie nur das, was über die gewöhnlichen Lebensvorgänge hinausgeht: Mut, Tapferkeit und Ehrgefühl, weshalb sie auch den Krieg will und für ihn eintritt; meistens sucht sie auch die Mittel ihrer Herrschaft in einer Atmosphäre, in der man geboren und aufgewachsen sein muß, um sie leicht zu ertragen. Unwillkürlich wird hier die Auffassung vertreten, daß zwischen Mensch und Mensch ein wesentlicher Unterschied bestehe, und daß die einen zum Herrschen und die andern zum Dienen bestimmt seien. In dieser Überzeugung liegt die ungebrogene Kraft aller Anhänger der Aristokratie: sie erheben das, was in der Natur, in der Wirklichkeit überall deutlich hervortritt und nicht in Abrede gestellt werden kann — die Ungleichheit der Charaktere und die Verschiedenheit der Zustände — zu einer Idee, die oft Glaubenskraft und Begeisterung wachzurufen fähig ist.

Freilich vermag Heldentum, Edelsinn, Tapferkeit, Tüchtigkeit und selbst einfache Stärke nicht so leicht vererbt zu werden, und das ist es, was dem Erbadel immer vorgehalten werden kann; da aber die Menschen einmal über die Familie, diese Zelle aller Kultur, nicht hinweg können, so wird es in irgendeiner Form immer einen Erbadel geben. Die Aristokratie beruft sich auch nicht auf die Liebe zum Menschen, sondern nur auf die Naturnotwendigkeit, die sich in den sichtbaren Unterschieden kundgibt, und sie sucht diese Notwendigkeit zu erläutern: an Stelle der Gewöhnlichkeit und der Trägheit möchte sie etwas Höheres setzen; sie will Werke ins Leben rufen, die in der Erinnerung der Jahrhunderte bleiben und den Verheerungen der Zeit Widerstand leisten. Die Aristokratie fühlt in sich die Bestimmung, das Ungewöhnliche zu vertreten, muß aber oft notwendig zum Gewöhnlichen, Irdischen, Vergänglichem ihre Zuflucht nehmen. An Stelle der Liebe zum Menschen tritt bei ihr das Selbstvertrauen, die Selbstherrlichkeit, die ungebrogene Kraft, wodurch große Ereignisse, geschichtliche Taten entstehen.

Der ursprünglichen Auffassung der Aristokratie mußten sich durch Verbreitung des Christentums und durch Eindringen christlicher Lebenswertung in die Gemüter neue Bestandteile beimischen, vor denen die alten aristokratischen Gesetzgebungen zurückgeschreckt wären: war es doch auch für die Apostel des Christentums in Japan überaus schwer, den japanischen Adel zu überzeugen, daß die höheren und die niederen Stände vom christlichen Standpunkte aus nicht so verschieden wären, und daß die Adelligen und die Niedergeborenen in gleicher Weise den Namen Mensch tragen dürften. Was die indische Gesetzgebung an grausamen Erniedrigungen für die untersten Rassen ausgedacht hat, bleibt nicht nur dem Christlich, sondern auch dem human empfindenden Menschen unerklärlich: wie konnten die Brahmanen, die doch keineswegs Barbaren waren, dazu gelangen, Tiere weit höher einzuschätzen und mit unvergleichlich größerer Schonung und Rücksicht zu behandeln als Menschen?! Sie betrachteten die niedern Rassen als eine ihnen ganz fremde, als häßlichste und schädlichste Tierart.

\* \* \*



Das Christentum steht im tiefsten Widerspruche zu jedem Rastengeiste, ebensoviele zu der „Aristokratie des Geistes“. Diese findet ihren deutlichsten Ausdruck in der Inschrift auf den Philosophen Herakleitos: „Was stört ihr mich, ihr Profanen? Nicht Menschen wie euch, nur den Weisen sei meine Arbeit geweiht. Ein einziger Mensch gilt mir gleich Tausenden in der zahllosen Menge.“ Auch hier spricht sich das Bewußtsein von dem wesentlichen Unterschiede zwischen Mensch und Mensch aus; wo dieses Bewußtsein als Überzeugung aufkommt, ist keine schöpferisch ausgleichende Lösung der Lebenswidersprüche möglich; wer sich zu dieser Überzeugung bekennt, muß hochmütig oder zum Menschenverächter werden.

In der vorchristlichen Zeit wurde in der Aristokratie durch ihre Ausschließlichkeit notwendig auch eine Mißachtung gegen die Angehörigen der andern Stände erzeugt. Als Herrschaft der Stärkern und Bessern, wofür sie sich von Anfang an hielt, mußte sie natürlicherweise in ihren Angehörigen Mißachtung für die Schwächeren und „Schlechteren“ großziehen. Neigt doch der Mensch überhaupt zu einer geradlinigen Einteilung der Lebensverhältnisse. Wenn man zwischen den Besseren und Schlechteren eine gerade Linie ziehen könnte, so wäre die Mißachtung von seiten der Besseren für die Schlechten begreiflich. Aber das Leben kennt keine geraden Linien: die Aristokratie selbst kann sich nicht immer aus guten und edeln Charakteren zusammensetzen, ebensowenig wie es als Gegensatz zu den Besseren eine durchgängige Plebs geben kann. Gewiß wäre es geboten, daß die Besseren herrschten. Wer sind aber die Besseren? Da beginnt gleich Uneinigkeit in der Auffassung und Beurteilung: sind denn die Besseren auch die Weiseren, die Edelgesinnten, die sich selbst Überwindenden? Wenn Aristokratie die Herrschaft der sich selbst Beherrschenden, innerlich Seläuterten, wahrhaft Edeln wäre, so müßte jeder, bei dem das Herz auf dem rechten Fleck ist, nur diese Form der Herrschaft, d. h. der Leitung der Menschen, anerkennen. Das Leben läßt aber eine reine Vorstellung von der Aristokratie gar nicht zu, denn die Wirklichkeit ist nicht so einfach und bewegt sich auch nicht in großen und reinen Linien.

In der Grundlage der aristokratischen Gesellschaftsform lag freilich Mut, Tapferkeit, Tugend, d. h. männliche Kraft, ordnende Gewalt, Entschiedenheit, energischer Kampf gegen gewisse niedere Mächte, aber zugleich auch Herrschsucht, Unterdrückung, Roheit der Instinkte. Wenn die Beherrschten nur aus niedriggesinnten und schwachen Menschen bestünden, so wäre die Aristokratie die einzig mögliche Gesellschaftsform und hätte sich als solche auch aufrechterhalten. Aber da in der Menge der Beherrschten von jeher viele waren, die ebenfalls Kraft, Mut, Tüchtigkeit und zugleich das Gefühl für Gerechtigkeit hatten, so mußte der Kampf der untern Stände gegen die oberen notwendig aufkommen. Diesem Kampfe lag das Bewußtsein einer gewissen Gleichheit der Menschen zugrunde, wovon sich freilich auch Gewalttätigkeit, Rachsucht und instinktive Abneigung mischten. Das wahre Bewußtsein der Gleichheit entspringt ja nicht aus dem Boden, in dem der Trieb der Auflehnung, Empörung und Rachsucht wurzelt. Solange die Auffassung von der überwindenden Lebenshöhe die Menschen noch nicht durchdringt, muß dem gesellschaftlichen Zusammenleben Ungleichheit innewohnen, denn diese beruht auf dem Instinkte und auf dem Grundgesetze unserer Natur. Daher wird die Aristokratie in irgendeiner Form

stets vorhanden sein und sich immer wieder aus der Demokratie selbst herausbilden, denn gleichwie es keine folgerichtige Aristokratie geben kann, gibt es auch keine folgerichtige Demokratie.

Da die Aristokratie in engem Zusammenhange mit der Wirklichkeit im Guten wie im Bösen steht, so wird sie sich stets auf dieses angeerbte Wirklichkeitsgefühl berufen, selbst wenn sie sich entschieden zu christlichen Grundsätzen betennt: sie wird auf die im Leben notwendig hervortretende Trennung der zwei entgegengesetzten Wirklichkeiten hinweisen. Sind denn alle Menschen fähig, das Höchste auch nur anzustreben, geschweige denn zu verwirklichen? Da nur ein Teil der Menschen dieses Bestreben hat, die meisten aber in Eigennutz und Gewöhnlichkeit verharren, so kann die Aristokratie ihre Kraft immer wieder aus der natürlichen Ungleichheit schöpfen. Sie wird so folgern: Wo die Menschen keine andere Höhe als ihren Lebenstrieb kennen und über sich selbst nicht hinausgehen, dort ist meine Herrschaft die einzige, die auf Höhe der Gesinnung und Fruchtbarkeit der Tat Anspruch machen darf, weil sie den Menschen aus der Trägheit und Niedrigkeit weckt und ihn auf etwas lenkt, das über ihn hinausragt. Tritt aber der einzelne Mensch aus der einfachen Lebenswirklichkeit heraus und wendet sich über die Grenze des Diesseits der höheren Welt, dem Jenseits, zu, so empfinde ich für ihn Ehrfurcht wie vor jeder Lebensüberwindung.

Diese Ehrfurcht hat die Demokratie, solange sie sich in ihren gegebenen Grenzen bewegt, keineswegs, da sie das Dasein in einen engen Kreis einschließt und den Wert des Menschen auf diesen Kreis beschränkt. Die Gleichheit, auf die sie sich beruft, wird von ihr als eine natürliche aufgefaßt. Ohne zu merken, daß sie etwas Naturwidriges aufstellt, sieht sie sich doch unwillkürlich genötigt, die einfache Vorstellung der natürlichen Gleichheit mit noch anderen Vorstellungen zu verquicken, vornehmlich mit der Vorstellung der Humanität, wobei auch diese nur als entwickelter Trieb aufgefaßt wird, der aus einem rohen zu einem geläuterten geworden ist.

Diese Auffassung findet sich in den älteren Demokratien noch keineswegs: sie ist unter den Einwirkungen der christlichen Kultur entstanden, durch die in dieser Kultur keimende Vorstellung der höheren Gleichheit. In der antiken Demokratie lagen die Dinge weit einfacher: die Gerechtigkeit wurde nicht als geistige Waffe ins Feld geführt; eine gewisse Vorstellung der Gerechtigkeit lag zwar auch ihrer Selbstbehauptung zugrunde, aber sie drang noch nicht tief. Es war der natürliche Kampf eines Machtgebietes gegen das andere. Daß die größten Denker des Altertums Gegner der Demokratie waren, kam von der Erfahrung, wie leicht das Volk, wenn es nicht von höheren Zielen geleitet wird, der Gewalt von Demagogen, Schmeichlern und Verführern verfällt und kleinlich, eigennützig und zügellos wird.

Mit der Demokratie in den antiken und mittelalterlichen Republiken war ein fortwährender Kampf der Parteien verbunden. Nicht umsonst sehnten sich tiefere und nachdenkliche Menschen aus den vernichtenden Kämpfen zwischen den einzelnen Parteien nach einer festen Bestimmtheit des einigenden Gesetzes. Die fortwährenden Umwälzungen in den italienischen Städten des Mittelalters brachten eine große Unsicherheit mit sich: die eine Partei lauerte darauf, der andern die Herrschaft zu entreißen, um sie nur für kurze Zeit in Händen zu behalten; Mecheleien, Ein-

ziehung der Güter der besiegten Parteigänger, Schleifung ihrer Häuser waren während der zahllosen Staatsumwälzungen etwas Gewöhnliches. Deshalb bildete sich auch bald das Verlangen nach einer Einigung der kleinen Gemeinden zu einem größeren Staatskörper. Die Monarchie galt als der sicherste Hafen, den man vor den Stürmen sowohl der feudalen als auch der demokratischen Willkür erreichte.

Bis auf die französische Revolution war die Demokratie eine elementare Erscheinung, die noch keine tiefere Grundlage in der geistigen Erfassung des Menschenlebens hatte. Sie war nur eine starke Särung der Kräfte der Gesellschaft, die Folge der allmählichen Ausdehnung des Kreises, worin das Volk bisher gelebt hatte, des Übergewichtes des Lebens in den Städten über das auf dem Lande, der größeren Beweglichkeit und Erregtheit gewisser Volksschichten, besonders im Zeitalter der Reformation. Es war aber unvermeidlich, daß aus dem erwachten Bürgertum des Mittelalters eine neue Aristokratie entstand, die auf ihre Privilegien später sich nicht wenig zugute tat. So war es ja auch im alten Griechenland. Der Wunsch, einem angesehenen und mächtigen Stande anzugehören, ist in der Beschaffenheit der menschlichen Natur tief begründet: die Nachkommen eines Mannes, der sich durch Verdienste hervorgetan hat, wurden stets mit Achtung betrachtet. Sind doch auch die Enkel der Revolutionsmänner in Frankreich auf ihre Abstammung nicht wenig stolz. Das Gefühl für Aristokratie lebt in der menschlichen Natur und entspringt dem für natürliche Ungleichheit. Diese zu überwinden, ist keinen Theorien und Utopien gegeben, die bald nur wiederum vernichtende Leidenschaften wachrufen. Nur religiöse Vorstellungen sind fähig, die Demokratie zu vertiefen und ihr einen weiten Ausblick zu eröffnen. Ohne diesen bliebe die Demokratie nur Verflachung, Unterordnung des einzelnen unter den großen Haufen.

\* \* \*

Weit mehr als eine bestimmte aristokratische Gestaltung der Gesellschaft ist die demokratische im tiefsten Grunde auf eine Beziehung zu der Welt, die nicht von dieser ist, und auf höchste Forderungen angewiesen; sie schöpft ja nicht, gleich der aristokratischen, ihre Kräfte aus dem natürlichen Unterschiede zwischen dem Stärkern und dem Schwächern, aus der angeerbten und dadurch rechtmäßigen Macht.

Die Stärke der demokratischen Ansicht im Gegensatz zur aristokratischen besteht darin, daß für sie der einzelne ohne Unterschied seiner Anlagen und Fähigkeiten einen selbständigen Wert hat; sie schreibt jedem unveräußerliche Rechte zu. Dadurch hebt sie den Menschen zu einer höheren Würde empor, nivelliert aber zugleich die menschliche Natur, da sie im Leben keinen tiefern Sinn sieht. Auf die Frage, wofür wir leben, hat sie, solange sie utilitarisch ist, keine einleuchtende Antwort, denn der Zweck des Daseins ist für sie nur eine Vermehrung der Lebensgüter und die Möglichkeit, sie gerechter zu verteilen und zum Gegenstande der Allgemeinheit zu machen. Wichtig ist für sie, daß der Mensch lebe, als wenn das Dasein als solches schon einen unbedingten Wert hätte, den niemand in Abrede zu stellen berechtigt sei.

Was der utilitarischen (d. h. auf Nutzen verzichtenden) Demokratie stets abgehen muß, ist die Ehrfurcht. Die Achtung vor dem Ungewöhnlichen kann sich zwar auch hier einigermaßen kundgeben, aber das Ungewöhnliche selbst wird verdünnt und wesentlich eingeschränkt auf die Verwaltung, auf das materielle Wissen oder auf die

populäre Redefertigkeit. In einer utilitarischen Demokratie müßte nach einer Reihe von Generationen die Opferwilligkeit, die Würdigung der feineren Charaktereigenschaften und die Anerkennung der Ausnahmenaturen verschwinden. Die Kunst müßte auf die Stufe des Mittelmaßes herabsinken und sich über ihre Nutzenanwendung ausweisen, denn mit der Nivellierung der inneren Gegensätze würde dem künstlerischen Schaffen der eigentliche Boden genommen. Auch würde unter nivellierenden Verhältnissen die bildende Wirkung eines großen Charakters keine freie Äußerung mehr finden, da sie ja folgerichtigerweise für überflüssig gelten müßte. Im Mittelpunkt der Lebensinteressen würde die enge Betätigung der menschlichen Fähigkeiten stehen: die Anwendung der wissenschaftlichen Ergebnisse auf den mittlern Lebenskreis, die Ausnützung der Naturkräfte, des Handels und der Industrie.

Die utilitarische Lebensansicht bringt auch eine mittelmäßige Vorstellung vom Glück mit sich: auf die Einengung der Vorstellung vom Glück folgt unvermeidlich Selbstzufriedenheit. Der Mensch wird dann folgerichtig dazu erzogen, sich mit dem Mittelmaße zu begnügen und diese Art Selbstgenügsamkeit an die Spitze aller menschlichen Tugenden zu stellen, ja durch sie alle andern Tugenden zu verdrängen. Das Glück ist dann nur der Ausdruck gewöhnlicher Wünsche und mittelmäßiger Bedürfnisse, der Ausgleichung der Gegensätze auf der Oberfläche, der Verneinung aller Tiefen und Höhen, der Vernichtung aller Selbsterkenntnis. Dem in der Selbstvervollkommnung fortschreitenden Menschen ist jede Selbstzufriedenheit fremd.

\* \* \*

Die demokratische Vorstellung von Glück ist eng verbunden mit der Vorstellung von der Gleichheit. Die Gleichheit müßte, wenn Schlußfolgerungen in der menschlichen Wirklichkeit möglich wären, entweder die unbedingte Ebnung der Charaktere durchführen und somit alles in die Mitte oder gar Niederung verlegen, oder, um eine Rechtfertigung zu erlangen, sich zu einer höheren Auffassung bekennen. Dies wäre aber nicht nur ein Aufgeben der gewöhnlichen Nützlichkeitslehre, sondern auch ein Streben nach Überwindung der mittleren Auffassung. Wer sich nicht zur höheren Welt entschieden bekennt, der wird aus den verwickelten und erniedrigenden Widersprüchen nie herauskommen können und bei allem Streben nach Gleichheit, die die Natur gar nicht zuläßt, mit Worten zwar Gleichheit und Gerechtigkeit verteidigen, in Wirklichkeit aber an die natürliche Ungleichheit und Unfreiheit gebunden bleiben. Nur die Liebe, die neue innere Erfahrung, ist nicht ein Gedanke des Kopfes oder gar ein Wort auf dem Papiere, sondern das stärkste Gegengewicht im Kampf ums Dasein.

Einer der auffälligsten Widersprüche des demokratischen Rationalismus besteht darin, daß er sich fortwährend auf die Vernunft beruft, als wenn die Vernunft die Fähigkeit hätte, die in der Natur begründete Ungleichheit wie durch eine Zauberkraft zu vernichten. In dieser einseitigen Ansicht äußert sich ein Mangel an Selbsterkenntnis.

Im Grunde ist diese Ansicht nichts als ein Glaube an die von der wirklichen Natur des Menschen abgelöste Vernunft. Dann kann freilich die Vernunft selbst nicht nur Utopien billigen, sondern sie auch erzeugen. Die Triebe des menschlichen Willens bleiben aber nach wie vor in ihrem natürlichen Zustande, und der Kampf ums Dasein wird nur mit veränderten Mitteln weitergeführt. Mag die Vernunft uns den schönsten Zustand versprechen, worin es keinen Streit und keine Zerstörung unter

den Menschen mehr geben würde, so ist das doch nur eine Täuschung, nach der unsere eigene Einseitigkeit verlangt. Die Vernunft verspricht dann Glück und Freiheit, ohne jedoch zu erklären, was dieses Glück und diese Freiheit sind; sie verspricht die Abschaffung des vernichtenden Kampfes, ohne auch den Willen des Menschen läutern und umgestalten zu können. Sie sagt, die menschliche Gesellschaft werde durch die Zunahme an Wissen und Kenntnissen die Einsicht erlangen, daß wir ohne vernichtenden Kampf hienieden weit besser und zuträglicher uns einrichten könnten. Dieses Bessere wäre also das höchste Ziel unseres Daseins. Im Grunde aber ist es ein mittelmäßiges Ziel, da es ja ganz auf das Nützliche hinausläuft.

Wer die Widersprüche der Natur durch Theorien und Utopien überwinden zu können glaubt, sieht nicht, daß unser Verstand das Erbübel nur in ein blaßes Licht rückt, wodurch es eine ganz andere Gestalt annimmt, die nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen hat. Die Natur würde den Kampf immer wieder erzeugen, selbst wenn sie ihn für einen Augenblick aufgeben zu wollen schiene; selbst die augenblickliche Unterbrechung, wenn sie möglich wäre, würde ja den Ausgangspunkt künftiger Kämpfe bilden, weil für die Natur Leben und Kampf unzertrennlich sind.

Das christliche Lebensgefühl stützt sich dagegen auf die volle Wirklichkeit, erfährt sie ohne jede Scheu, will nichts darin verschönern und durch die Vernunft idealisieren. Es vertritt weder das demokratische noch das aristokratische Prinzip, denn auch dieses bleibt ja noch zu sehr in den Widersprüchen der mittleren Wirklichkeit stecken: können doch selbst die, welche sich für stärker, besser, vornehmer, vernünftiger halten, die anderen Menschen, die ihnen schlechter, niederer, dümmter vorkommen, keineswegs entbehren und müssen, um ihre Zwecke zu erreichen, zu diesen ihre Zuflucht nehmen; in einem fort werden sie daran erinnert, daß sie mit ihren Mitmenschen zusammenhängen. Sowohl die Ungleichheit, auf die sich das aristokratische Prinzip beruft, als die Gleichheit des demokratischen Prinzips ist doch nichts als eine Theorie, die sich mit der vollen Wirklichkeit niemals deckt. Das menschliche Leben ist zu rätselhaft und unergründlich, als daß es unter einseitige Vorstellungen gebracht werden könnte.

Die christliche Lebensansicht, die zugleich die konkreteste ist, weiß, daß der Inhalt des menschlichen Daseins mit keinen Namen und keinen Worten erschöpft werden kann, denn in jedem Gedanken und in den Worten, in denen sich die Gedanken äußern, ist notwendig Einschränkung, Teilung und Zerbröckelung unseres Lebens enthalten.

## Märznacht

Von Ludwig Bäte

Tief durch die Nacht der Wälder dumpfes Grollen,  
Die Sterne funkeln ungewiß und bang.  
Im Strom die letzten Schollen rollen.

Der warme Wind harft trunkenen Liebesang  
Und weckt im Feld die süßen Lerchenlieder,  
Am Hang die Veilchen und am Bach den Flieder.  
Und lauter schwillt das Donnern durch die Nacht.

# Das Lächeln Asiens

Von L. Staël von Holstein

Abfahrtsbereit liegt der große Lloyd-Dampfer „Kleist“ im Hafen von Yokohama, aber noch ist die Zugbrücke nicht aufgehoben, und rege wogt es herüber und hinüber. Ich habe an einem Tischchen auf Deck Platz genommen und betrachte mir das bunte Durcheinander Europas und Asiens. Mir gegenüber, gleichfalls in Anschauen versunken, sitzt ein Geschäftsmann weißer Rasse. Da tritt ein japanischer Händler in dunklem Kimono an uns heran, verbeugt sich ehrerbietig, greift unter das Tuch, das seinen Korb bedeckt und legt ein schön gearbeitetes, silbernes Zigarettenetui auf den Tisch.

„Ich brauche das Ding nicht,“ sagt der Herr in barschem Ton, „meins ist viel schöner — besieh es.“ Er zieht es aus der Brusttasche und legt es neben das andere.

Der Japaner, der Aufforderung Folge leistend, streckt die Hand darnach aus.

„Besehn, hab' ich gesagt, nicht anrühren!“ fährt der Herr ihn an und gibt ihm einen derben Schlag auf die Finger.

Der Japaner zuckt mit keiner Wimper, er lächelt. Ein Lächeln, in dem weder Hohn noch Hochmut liegt, nur der ungeheure Abstand sich spiegelt, zwischen dem un-erzogenen und unbeherrschten weißen Barbaren und dem, sein vollkommenes Gleichgewicht währenden Sohne der aufgehenden Sonne. Dann nimmt er sein Etui, verneigt sich noch tiefer als zuvor und geht, wie wenn nichts geschehen sei, sein Erlebnis schweigend auf den Berg der Sünden und Noheiten weißer Männer im Osten zu legen, bis auf den Tag der Rache, der seinem Sohne, wenn nicht ihm, vielleicht erst seinem Enkel kommt, — der Asiate kann warten. Mir aber geht es blitzartig auf, daß er mit diesem selbst verbindlich eiskalten Lächeln seinen Beleidiger töten könnte.

Nachträglich schien der Vorfall dem Herrn etwas peinlich zu sein, auch mag er meinen entrüsteten Blick aufgefangen haben, denn er sagt ziemlich kleinlaut: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, Sie können doch nicht verlangen, daß ich diesen gelben Affen als meinesgleichen behandle?“

Ich kann nur erwidern: „Für mich entscheidet nicht die weiße oder gelbe Haut, ob meinesgleichen oder nicht, sondern nur das Betragen.“

Wir haben auf der weiten Fahrt bis Singapur unsere Bekanntschaft nicht erneuert.

Auf dem Vorderdeck kampiert, unter allerlei Volk, eine arme Chinesenfamilie. Auch hier Asiens phänomenale, lächelnde Selbstbeherrschung: während Vater und Mutter am Boden hockend den zwischen die Knie gemalmten Reisnapf mit den Eßstäbchen langsam und bedächtig leeren, stehen die zerlumpten Kinder herum, rührende kleine Bilder der Geduld, — Heißhunger in den schiefen, schwarzen Augen, das verbindliche Lächeln auf den Lippen. Sie wissen, daß sie auf der Welt sind, um ihren Eltern Freude zu machen, und das können Kinder nur mit lächelndem Antlitz. Mag Hunger, Schmerz, Entfugung, mag ein noch so großer Jammer das Kinderherz zusammenkrampfen, das Kind soll lächeln, wie seine Eltern und vor ihnen eine lange Reihe Ahnen lächelten, — das ist ein heiliges Gebot; du sagst vielleicht: „Das ist ja Erziehung zur ausgemachtsten Heuchelei.“ Mag sein — aber dennoch eine Übung in Selbstzucht und Willensbeherrschung ohne gleichen.

Spät abends legen wir in Robe an. Die ganze Nacht hindurch werden Kupferbarran mit Donnergepolter in den unteren Schiffsraum verstaут. Auf einer langen Kette flacher Röhne, beim Scheine trüber Öllaternen, gehen die schweren Stücke von Hand zu Hand, und zwar sind es Frauenhände, welche die harte Arbeit verrichten. In schnellem Takt biegen und strecken sich die zierlichen kleinen Gestalten, von denen fast jede ein Kindchen auf dem Rücken trägt. Das kleine Geschöpf sitzt fest im Obi, der breiten Seidenschärpe, nur das Köpfchen des winzigen Wesens mit den drei schwarzen Haarschöpfen über Stirn und Ohren, nickt schlaftrunken hin und her.

Stundenlang an der Reling lehrend, schaue ich dem Ameisenfleiß dieser Schar kleiner, gelber Arbeitstierchen zu — kein lautes, unnützes Wort, kein Kinderweinen, manchmal ein leises Richern — unheimlich diese geschüttelten und gerüttelten — um Mitternacht lächelnden Säuglinge!

Vor-Weltkriegseindrücke das. — Seither durchwühlen soziale Stürme das Völkermeer Asiens, viel Schaum, auch blutigen Schaum, an die Oberfläche wirbelnd, allein der Tiefgrund, die Mentalität, der etwa sechshundert Millionen Chinesen und Japaner, diese uns fremde Wesenheit, wird unberührt bleiben. Und welche moralische Riesenstärke sie in sich birgt, das sah noch jüngst das Abendland mit Staunen, bei der furchtbaren Erd- und Seebeben-Katastrophe. Als urplötzlich blühende Landstriche des lieblichen Inselreiches mit fruchtbaren Aedern und Gärten, reizenden Ortschaften, volkreichen Städten und weihervollen Tempelbauten mit samt ihren herrlichen Hainen gigantischer Koniferen in höllischen Feuermassen und tosenden Springfluten verschwanden oder in gährende Abgründe hinabstrudelten, — da bewahrte das Volk eine heroische Haltung. Und als die tobenden Elemente in Stille versanken, stand es in klagloser Würde den ungeheuren Verlusten an Menschenleben und Kulturwerten gegenüber, aber nicht erstarbt in dumpfer Resignation. Keinen Augenblick verlor es an lähmende Verzweiflung, sondern in beharrlichem Lebenswillen griffen Männer und Weiber, Greise und Kinder zu — räumten die Trümmer hinweg, bauten, pflanzten, säten. Wer noch Obdach hatte, nahm den Obdachlosen auf, wer etwas Speise besaß, teilte brüderlich, ein jeder zu jeglicher Hilfeleistung bereit. Der das miterlebte, sah eine zu Taten, ja zu Großtaten gewordene uralte Religion und Lebensrichtung, sah auch hier das Unheil und Tod überwindende, für das nervenschwache, seelisch unstat fladernde Europa vielleicht verhängnisvolle Lächeln Asiens.

## Vorfrühling

Von Ludwig Bäte

Nun spinnt das Dorf der stille Abend ein,  
Die blauen Schatten heben sich gemach  
Und breiten sacht das weiche Schwingenpaar  
Am Eichenknorren, Feld und Bauerndach.

Und immer schluchzt ein süßer Drossellaut  
Von eines alten Hauses steilem Firn ...  
O-dah in seiner scheuen Melodie  
Mein übervolles Herz nicht jäh zerbricht!

Das Lebenswunder ringt sich stark empor,  
Die jungen Halme träumen neues Brot.  
Verlöschend fliehet der süße Vogellaut  
Hinüber in gedämpftes Abendrot.

# Die Hand des Reisenden

Von Ewald Banse

Der Samum erhob seine vielfarbenen Pranken über der Stadt. Die Gäßchen waren voll Sandmassen, und oben in den Lüften heulte es wie aus der Glut eines Hochofens.

Der englische Generalkonsul hatte mich zum Nachmittag eingeladen. Wir plauderten öfters über ältere Reisende, die von hier in die Sahara aufgebrochen waren, damals als das noch etwas ganz Besonderes bedeutete, so vor hundert, vor fünfzig Jahren.

Es war unerträglich heiß. In der Nähe des Konsulats angelangt, trat ich in eine Nebengasse und riß den Kragen herunter. Ich war nur zehn Minuten gegangen, aber er war nichts mehr als ein nasser Lappen. Die Stärke wischte ich mit dem Taschentuch vom Halse. Dann band ich einen neuen Kragen ein — freilich auch der würde, wenn ich erst drinnen saß, zu Wasser aufgelöst sein.

Ich schritt jetzt, erfrischt und zuversichtlicher, auf das Konsulat zu. Ein mächtiges Bauwerk, nein, eine Ballung von Bauten, ein Häuserblock für sich, fast ein ganzer Stadtteil. Wände von zehn bis fünfzehn Meter Höhe, ungleichmäßig aneinandergeschachtelt, fast ohne Fenster, hier weiß, dort rot getüncht — das wuchtet und steigt, das troht und droht. Aufstand der Mohammedaner? Zerfellt an diesen Mauern. Und selbst wenn sie eindringen, sie finden sich in dem Gewirr von Häusern und Höfen, von Winkeln und Stiegen nicht zurecht.

Am Tor, einem schlichten Eingange, den nur das Löwen- und Einhornschild von den übrigen Haustüren der Stadt unterschied, erhoben sich die Kawaffen, grüßten und stöhnten über die Hitze.

Ich schritt durch einen gepflasterten völlig leeren Hof, durch ein Quergebäude, durch einen Garten, dessen Granatapfelbäume um ein Wasserbecken herum die Blätter hängen ließen, und trat schließlich, auf einen Ruf des Konsuls, in ein Pförtchen.

Sein krebserotes Gesicht unter weißem Haar lachte mir fröhlich entgegen:

„Dachte fast, Sie würden mich heut im Stich lassen.“

„Oho, wegen des Samums etwa? Müßte ein schlechter Reisender sein.“

„Na, er hat schon manchen Plan umgeworfen.“

„Nun sagen Sie bloß noch, er verschütte die Karawanen unter haushohen Sandmassen und zwingt die Männer, den Kamelen die Mägen aufzuschneiden und deren wohlgeschmeckenden Inhalt zu trinken.“

„Haha, immer german jokes. Aber lassen Sie uns die Treppe hinauffsteigen, wenn das heut auch viel verlangt ist. Ich werde Ihnen etwas zeigen.“

Er sagte die letzten Worte leiser und mit einem geheimnisvollen Unterton.

„Hier hinauf“, fuhr er fort. „Dies ist ein Haus, das jetzt kaum noch benutzt wird. Es ist nämlich der älteste Teil des Konsulats, schon vor hundertfünfzig Jahren von uns erworben. Die anderen Gebäude, die Sie ja kennen, sind erst später entstanden. Doch, wissen Sie, Mitte des vorigen Jahrhunderts war dies noch das Wohnhaus des Generalkonsuls.“

„Und es steht völlig leer?“



„O, der alte Hausrat ist noch drin. Sie werden's gleich sehen. Indes, niemand wohnt hier mehr. Wir würden unsere Landsleute in den Räumen unterbringen, verstehen Sie — wenn einmal in der Stadt was geschehen sollte.“

„So so?“

„Aber lassen Sie uns eintreten, durch diese Thür. Der alte Rasten hat übrigens einen bedeutenden Vorzug vor allen anderen Häusern — seine dicken Wände lassen die Hitze nicht eindringen. Deshalb verbringe ich hier manchmal den Tag — freilich, freilich ich allein.“

Dann beugte er sich herüber und flüsterte mir ins Ohr: „Sonst wagt sich niemand her. Sie munkeln, es sei in diesen Zimmern nicht geheuer.“

„Was Sie sagen? Das ist höchst merkwürdig. Aber wie kommt es, daß ich noch nie davon gehört habe?“

„Es wird nicht offen davon gesprochen. Dieses Haus ist gewissermaßen nicht vorhanden. Es lebt eigentlich nur in der jährlichen Rechnungsablegung des britischen Generalkonsulats, und auch für mich wird es lediglich an besonders heißen Tagen lebendig.“

„Sehr seltsam“, murmelte ich. „Aber woran liegt's denn nur?“

„Sie werden es sofort sehen.“

Damit schloß er eine Thür auf. Wir betraten ein Gemach, das halbdunkel und, wie mir im ersten Augenblick schien, eiskalt war. Mich fröstelte in meinem dünnen Leinenanzug. Er sah es und beruhigte:

„Das kommt Ihnen nur im ersten Augenblick so vor. In dem Zimmer herrscht, das ganze Jahr hindurch gleichbleibend, eine Wärme von etwa siebenzig Grad.“

„Siebenzig? Ach ihr Engländer mit eurem umständlichen Fahrenheit — siebenzig Fahrenheit, das sind doch — sind doch so um zwanzig — nein, das sind zweiundzwanzig Celsius.“

„Mag sein. Indes wir haben keinen Grund, uns nach den anderen zu richten.“

„Nein, den habt ihr nicht, aber ihr stellt euch damit immer mehr abseits.“

Inzwischen hatten sich unsere Augen an das Halbdunkel gewöhnt, und wir nahmen Platz.

Das Zimmer war ziemlich groß, die Wände standen weißgetüncht und fast ohne Bilder. An einer Seite zeichnete sich ein marmorner Ramin ab. Die Möbel sahen recht bescheiden aus, Stil von achtzehnhundertdreißig etwa, als man auch in England noch weniger üppig war.

Der Raum enthielt nichts Bemerkenswerthes. Herrlich war nur die Kühle, die schnell in meinen Körper eindrang.

Nach einigen Augenblicken, während deren ich mich umgedreht hatte, empfand ich etwas wie den Atem eines lebenden Wesens, eines Dritten, in dem Gemache.

Ich neigte unwillkürlich den Kopf und paßte auf.

Da war irgend etwas — aber was nur?

Der Konsul blickte mich an; mir schien, in seinen Augen liege Spannung auf der Lauer.

Ganz von ferne, weit — weit her begann etwas in mein Bewußtsein zu sickern. Es klang wie — wie — mein Gott, wo hatte ich das schon gehört?

Jaß — das war's. Nachts in der Wüste. Wenn alles schlief. Dann fing der Sand in den Dünen an zu singen. Ganz fein — ping ping — ping ping — ping — ping . . .

Die Wüstenacht, die große Weite und die pudernben Sternenschwärme hoch — hoch darüber.

Ja, es mußte der klingende Sand sein.

Aber — ha, aber wie kam das hierher in diese abgeschlossenen Räume?

Ich stand auf und blickte an den vier Ecken empor. Sollte das Sandtreiben des Samum draußen — ich schlug mich vor die Stirn — natürlich, in der Gasse trieben ja die Sandwolken. Vermutlich war irgendwo eine Zuleitung, und man hörte es deshalb hier drinnen.

Der Konsul verfolgte mich mit erwartungsvollen Blicken.

Aber ich fand nichts. Jetzt bückte ich mich zu dem Kamin und lauschte hinein. Richtig, da war's ja, verstärkt — ping ping — ping ping.

Und jetzt lachte ich laut — verstummte jedoch, da ich des Konsuls abwehrend erhobene Hand sah und — nun ja, und da ich vor dem Hall meiner eignen Stimme erschrak.

Ich setzte mich wieder:

„Du lieber Himmel, die alte Stuhuh auf dem Kaminsims ist's. Sie hat ein feines Stimmchen, aber ich dachte wirklich einen Augenblick, es wäre — wäre —“

„Nun, was?“ lehnte der Konsul sich vor.

„Ja, was eigentlich? Es war irgendwas mit Wüste. Klingender Sand und solch Zeug, wissen Sie.“

„So haben Sie's also auch gehört? Ich dachte mir wohl, daß Sie, grade Sie es hören würden. Wie manche einsame Stunde hab ich hier gefessen und vernahm die Stimme der Wüste.“

Seine Worte hatten den Klang sichtlich Befriedigung. Aber mir paßte diese Geheimnisträmerie doch nicht recht, und ich fragte nachlässig:

„Ich hoffe, daß dies nicht alles ist, wegen dessen Sie mich in einem Eiskeller einsperren?“

„Alles? O — nein — es ist erst der Anfang.“

„Ah so — dann laß ich mir's gefallen, Sir. Schießen Sie los, wenn's beliebt.“

Er schlug ein Bein über die Lehne seines Sessels, starrte ein wenig vor sich hin und begann.

\* \* \*

„Versehen Sie sich in die Zeit um achtzehnhundertfünfzig zurück.“

„Im, als hier in Tripolis Barth und Overweg weilten?“

„Ganz recht, aber auch Richardson — und der vor allem“, lächelte der Engländer. „Sie wissen, unsere Regierung dachte damals an die Erforschung des Innern von Afrika, das noch so gut wie unbekannt war.“

„Ja und besonders an die händlerische Erschließung“, gab ich mit todernter Miene dazu.

„Was wollen Sie?“ Er legte behaglich das andere Bein auch noch auf die Lehne. „Geschäft ist die Seele der Welt. Ohne das sähen wir beide nicht hier, obwohl wir keine Kaufleute sind. Beide sind wir wissenschaftlich eingestellt, aber die Früchte unserer Arbeit erntet der Kaufmann. Wir Engländer haben dies längst erkannt und richten uns danach. Ihr werdet es niemals begreifen.“

„Hm.“

„Na, also weiter. Mister Palmerston hielt für gut, den Suban von Norden her anzuschneiden, und betraute James Richardson mit der Sendung. Auf Betreiben Ihres Londoner Gesandten erlaubte er den Deutschen Barth und Overweg, sich anzuschließen.“

„Damit das Unternehmen doch nicht gar zu sehr handelspolitisch aussehen sollte.“

„O — Richardson war ein erfahrener und bekannter Reisender. Doch lassen wir das. Die Reise ging also los, und nach zwei Jahren schon hieß es in Tripolis, die ganze Gesellschaft sei tot. Da tauchte der Gedanke auf, jemand ins Innere zu schicken, der Nachforschungen über das Schicksal der Verschwundenen anstellen sollte. Die Wahl fiel auf Ihren Landsmann Eduard Vogel.“

„So —“, des Konsuls Blick schweifte nach dem Raminims hinüber, „jetzt sind wir am richtigen Punkt angelangt.“

Ich spitzte die Ohren. Nunmehr würde ich wohl erfahren, weshalb er mich in dieses ungemütliche Zimmer geführt hatte. Einen Augenblick stahl sich das Ticken der Uhr wieder in mein Bewußtsein, winzig fein und zitternd. Doch des Konsuls Stimme übertönte es schnell.

„Er hatte natürlich in erster Linie mit unserm Generalkonsulat zu tun, reiste er doch in englischem Auftrage.“

„Damals verwaltete doch Major Herman das Amt?“

„Ganz recht, G. T. Herman, ein tüchtiger Mensch und guter Kenner der afrikanischen Verhältnisse. Mehrere Monate lang ist Vogel in diesem Hause hier,“ er stampfte leicht mit dem Hacken auf, „aus- und eingegangen. Namentlich auch mit Mrs. Herman stand er sehr gut. Sie nahm sich seiner mütterlich an, denn er war ja noch so jung — und er war, als Reisender, rührend unbeholfen. Indes er konnte was, hatte auch gute Manieren — und so liebten sie ihn alle.“

Er schwieg. Das Zimmer umspannte uns mit seiner kühlen Dämmerung. Draußen pritzelten die Sandkörner des Samum gegen die Hauswand. Grad als erneut das leise Singen der Uhr in mein Hirn kriechen wollte, erhob sich der Konsul, stellte sich breitbeinig vor mich und rief laut, erschreckend laut für die Stille des Raumes:

„Was denken Sie, Sir, wo er immer gegessen hat? Hier hat er gegessen, in demselben Sessel, den Sie jetzt einnehmen.“

Er starrte mir in die Augen. Mir war, als erhalte der Sessel, in den mein heißer Körper geschmiegt war, tausend winzige Händchen und rolle eine Gänsehaut nach der andern über mich. Dazu fing wieder das dünne Ping-ping der Raminuhr an.

Ich konnte nicht anders — ich sprang empor. Es schien mir, ich sei der Umarmung eines Toten entronnen. Dann sah ich den Sessel an — ein bescheidener Polsterstuhl mit verblichenem Bezug.

Wir nahmen wieder Platz — ich in einem andern Sessel.

„Ich war damals ein kleiner Junge; mein Vater lebte als Vikonful hier. Aber ich habe noch die Erinnerung an einen sehr lustigen Onkel in schwarzem Schnürrod —“

„Ach ja,“ fiel ich ein, „Vogel, der erst kurz vorher mit der Universität fertig geworden war, trug eine Piletsche.“

„Ganz recht — Piletsche heißt so'n Ding ja. Später in Heidelberg mußte ich oft an Vogel denken. Hier in Tripolis spielte er viel mit uns und ließ uns auf seinem Pferdchen reiten — kurz wir Kinder hatten ihn ganz besonders gern.“

„Nun, seine Reise begann von vornherein nicht gut. Im Begriff aufzubrechen, stürzte er mit dem Gaul und verrenkte sich den linken Fuß. Ich weiß noch genau, wie Mrs. Herman jammerte, als er zurückkam. So mußte er, während seine Karawane langsam vorauszog, noch vierzehn Tage bei uns bleiben. Schließlich, am — warten Sie mal — ja, am achtundzwanzigsten Juli sollte es endgültig losgehen.“

„Am Abend vorher war er noch einmal bei Hermans. Wir Kinder wurden vorher zu Bett gebracht, aber später ist so oft davon gesprochen worden, daß ich jetzt immer vermeine, ich hätte alles miterlebt.“

„Ja — was war's denn?“

„Sie saßen ziemlich gedrückt beieinander — der verrenkte Fuß stand, wenn ich mich so ausdrücken darf, als unheimlich Zeichen zwischen ihnen. Das Gespräch kam zuletzt auf arabischen Aberglauben und solch Zeug — Sie wissen, das ist ein sehr weites Feld, und Vogel, noch wenig bekannt mit den hiesigen Anschauungen, wird große Augen gemacht haben.“

„Herman erzählte unter anderm, daß die Eingeborenen als Zauber wider den bösen Blick die Hand, in Asche getaucht, gegen die weißgetünchte Mauer zu schlagen pflegen, zumeist an der Tür. Sie kennen das ja.“

„Da fiel Mrs. Herman lebhaft ein:

„Neulich hörte ich von der Frau des Straußfederhändlers Nahum, daß dieser Handabdruck nicht allein Mann und Haus beschütze, sondern auch dem Reisenden sichere Heimkehr verheiße. Doktor, wie wär's, wollen Sie nicht auch Ihre Hand bei uns abdrücken? Ja, bitte, tun Sie's. Auf gute Rückkunft!“

„Vogel lachte munter auf:

„Warum nicht, Mrs. Herman? Wohin würde ich lieber heimkommen als in Ihr Haus — aber wo kriegen wir schnell Asche her?“

„Die Lady erhob sich und trat an den Ramin — sehen Sie, an diesen Ramin da vor Ihren Augen.“ Der Konsul zeigte mit dem Finger drauf. Sein Gesicht war ernst und sichtlich ergriffen.

„Sie blickte hinein, gewahrte, daß noch etwas kalte Asche darin war, und sagte: „Hier, Doktor, finden Sie grad noch so viel Asche, wie Sie brauchen, um sich unserm Hause unverlöschlich in die Erinnerung einzugraben. Frisch los.“

„Vogel beugte sich nieder und hob fragend die geschwärtzte Rechte:

„Wohin damit, Mrs. Herman?“

„O — zuerst über die Tür, das ist das notwendigste. Sie sind ja groß genug um da hinauf zu langen.“

„Und wapp — sah Vogels Handabdruck über der Tür.““

Ich trat an den Eingang und blickte scharf hin, vermochte aber nichts zu erkennen. „Er ist leider verschwunden“, bemerkte der Konsul. „Als nach drei Jahren Mrs. Herman das Zimmer neu weißen ließ, fiel ihr ein, daß Vogels Hände geschont werden sollten. Sie lief schnell von drüben hierher — ich sehe sie noch, ganz gegen ihre Gewohnheit, über den Hof rennen — um den Anstreichern Weisung zu geben. Aber die hatten schon angefangen, und der Abdruck über der Tür war längst verschwunden.“

„Ah, grade der wichtigste“, rief ich, trat ins Zimmer zurück und blickte mich um. Jetzt erst bemerkte ich über dem Kamin eine dunklere Stelle; vorhin hatte ich sie, in dem Halbdämmer kaum verwunderlich, für einen schmutzigen Fleck gehalten und nicht weiter beachtet.

Der Konsul folgte meinem Auge:

„Ganz recht, das ist der andere Abdruck. Den ließ Mrs. Herman aussparen, und er wird selbtdem sorgsam gehütet — ja, man kann behaupten, er ist das Schutzzeichen des Hauses geworden.“

„Die Hand des deutschen Reisenden als Schutzzeichen eines britischen Generalkonsulats?“ murmelte ich. „Das ist ja sehr — sehr seltsam.“

„Das ist es,“ pflichtete der Konsul mit gesenkter Stimme bei, „das ist es bei Gott.“

Ich stellte mich dicht vor das Mal. Aus dem schlichten Weiß der Mauer trat jetzt deutlich die Hand hervor — eine lange, schmale, etwas nervöse Hand. Noch nicht sehr ausgebildet, noch ohne die Spuren innerer Kämpfe, nur voll von Hoffnung und Uberschwang. Ich blies vorsichtig darüber hin — wahrhaftig, sogar das feine Liniengeäder der Fingertuppen war zu erkennen.

Und diese selbe Hand hatte sich drei — jawohl drei Jahre später da unten in Wabai, das Eduard Vogel als erster Weißer betreten hatte, im Todeskampfe verkrallt — an jenem furchtbaren Tage, da die Meuchelmörder des Sultans ihn umbrachten.

Ich mußte gewaltsam den Atem anhalten, denn es arbeitete und zuckte gar mächtig in mir.

„Ja,“ kam mir der Engländer zu Hilfe, „es ist eine erschütternde Angelegenheit — diese Hand des Toten, die hier immer noch lebendig ist.“

„Und nun sagen Sie mir folgendes. Am 28. Juli vor dreißig Jahren ist Vogel von Tripolis abgereist. Wissen Sie, welchen Tag wir heute haben?“

„Heute? Warten Sie — ich glaube — o, wir haben den 27. Juli. Mein Gott, das ist ja der Tag, an dem er die Hand dort abdruckte.“

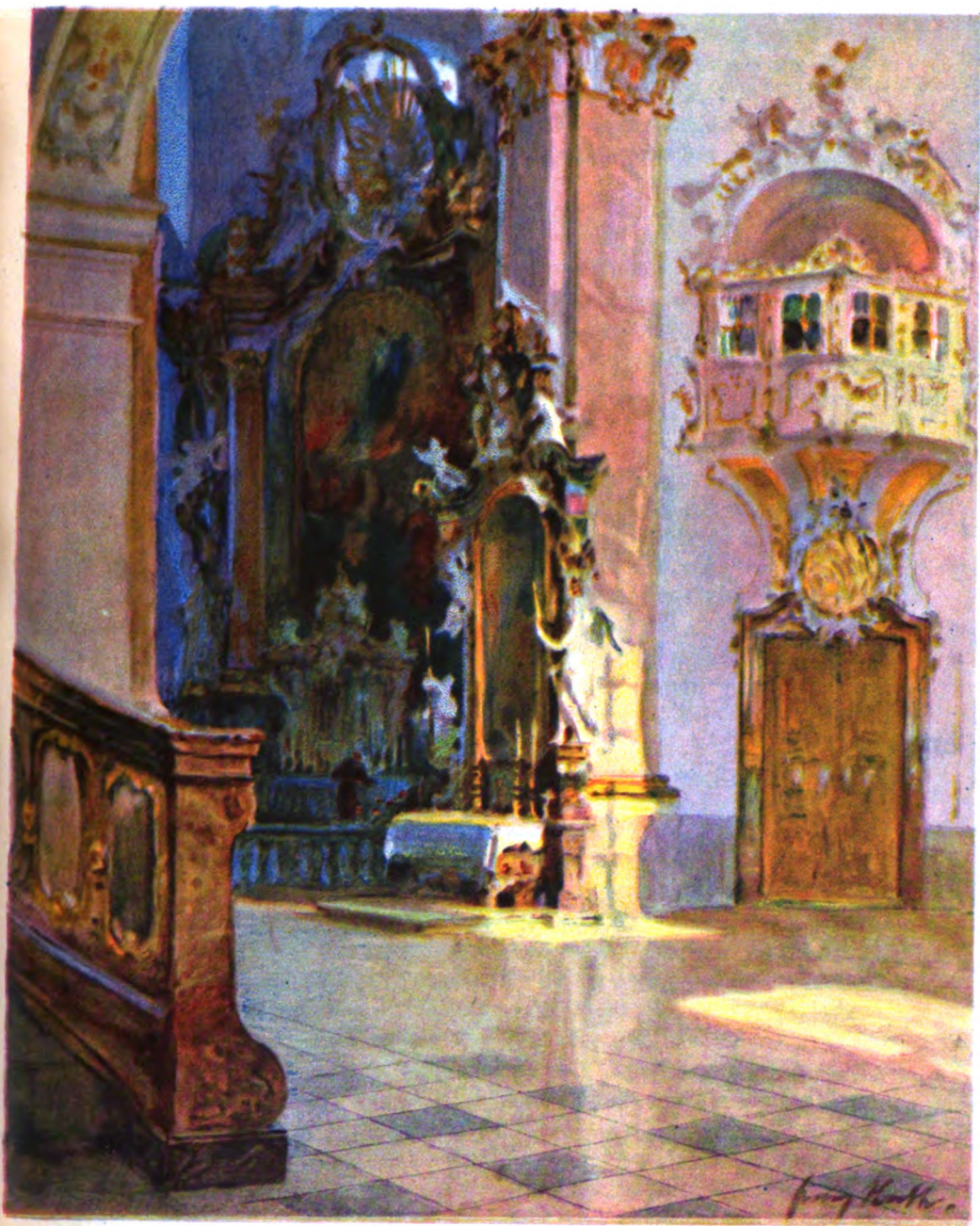
„Weil. Und deshalb hab ich Sie auch grade heut eingeladen“, versetzte der Konsul mit Bedeutung.

„Wunderbar — höchst wunderbar“, weiter vermochte ich nichts zu stammeln.

„Doch nun sagen Sie mir noch, in welchem Jahre Eduard Vogel ermordet worden ist?“ drängte er.

„1856 — hab, genau vor einem halben Jahrhundert. Wie seltsam sich das trifft.“

Ich nahm wieder Platz und starrte unverrückt nach der Hand hin, die dunkel und, wie mir jetzt vorkam, mit geheimnisvollem Flimmern, in der Dämmerung hing.



Kircheninneres

Franz Huth



Von draußen drangen gelegentlich die Stöße des Samum herein. Hier drinnen, wo ich nichts mehr von Kälte spürte, hub wieder die feine Stimme der Uhr an, die schon Vogels Abschiedsstunde angezeigt hatte.

Ich sah die grelle Wüste und hörte das Klingeln des Sandes. Verloren zwischen Blut und Schutt trock die kleine Karawane dahin, voraus der Jüngling in der deutschen Studentenjade.

Den Konsul beschäftigte sicher ein ähnliches Bild.

Wir schwiegen.

Schließlich fragte ich, leise, ich glaube, fast zagend:

„Geschah noch fernerhin etwas? Ich meine, damit — mit dieser — Hand?“

Nach einer Weile räusperte er sich, seine Worte kamen heiser heraus:

„Ja, es ereignete sich noch was. Und das ist vielleicht erst das Wunderbare an der ganzen Sache. Hören Sie zu.“

\* \* \*

Wir setzten uns neu zurecht. Ich blickte zu der Hand hin, deren Umrisse in dem dunkler und dunkler werdenden Gemach mit der Wand verschwammen. Nur der Wüstenwind rüttelte draußen in der Gasse, und das wunderfeine Stimmchen der Raminuhr, das so manches Jahr unmittelbar unter des Verschollenen Hand geweint hatte, machte drinnen die Stille lebendig. Horchte man lange hin, so konnte man glauben, das Gewissen des Morgenlandes zu hören.

Auch der Konsul, dem diese Töne ja gleichzeitig Erinnerungen der Kinderzeit heraufbeschworen, vermochte sich nur schwer aus der traumumspinnenen Versunkenheit zu retten. Aber er war Engländer, also weniger belastet mit Gefühlsduselei als ich. Sein Wort schreckte mich auf:

„Ja — also die Jahre rannen dahin. Nur ein- oder zweimal traf Nachricht von dem Reisenden aus Kuta ein — kurze Briefe, voll Jubel über die Arbeit im Neuland, voll Klagen über die Gesundheit. Man kennt das ja.

„Eines Tages kam Heinrich Barth, der fälschlich Totgesagte, aus dem Innern zurück, im Spätsommer 55. Sie können sich vorstellen, wie Mrs. Herman ihn ausquetschte. Bedenken erregte Barths Ansicht, daß Vogel zwar wissenschaftlich hervorragend sei und als Mensch der beste, den man sich denken könne — allein, als Reisender erscheine er immer noch recht ungewandt, und er vermöge nicht im geringsten den Anschauungen jener Länder Rechnung zu tragen. Vogel beabsichtigte am Jahresende nach Wadai zu reisen, in dieses Land, das noch nie von einem Weißen betreten wurde und in dem selbst die Leute von der Nordküste Afrikas als Feinde und Spizel verfolgt wurden. Er habe ihm abgeraten, aber Vogel dürfte sich kaum davon abhalten lassen.

„Sir, Sie können sich denken, welche Empfindungen diese Worte in der Mrs. Herman Herzen aufwühlten. Sie wanderte wochenlang in größter Unruhe umher.

„Eines Tages, es war der 8. Februar 56 — wir wissen den Tag genau, weil Mrs. Herman dicht unter der Hand dort die Zahlen eingeritzt hat. Wenn wir nachher Licht machen, können Sie es noch lesen. An jenem Tage also zog sich Mrs. Herman in dieses Zimmer zurück. Wenn sie das tat, so ging alles im Hause leiser.“



„Es war gegen Abend — vielleicht eine Dämmerstunde wie die gegenwärtige, aber wohl eher mit Regen und Seewind draußen. Die Lady saß in jenem Sessel, in dem Sie vorhin so eifertig Platz genommen haben.

„Wir glaubten nachher immer, sie müßte wohl eingeschlummert gewesen sein. Sie hat das aber stets heftig bestritten. Sie sei völlig wach gewesen und bei ganz klaren Sinnen. Später als ich älter wurde und mancherlei Wunderliches erlebt hatte, bin ich auch über diesen Fall nachdenklich geworden und vermeine, die Lady hatte doch recht.

„Sie erzählte es uns mit folgenden Worten:

„Denkt euch, ich träume so für mich hin und versuche mir auszumalen, wo unser Edward jetzt wohl ist und was er grade tun wird. Dabei blicke ich zu der Hand hinüber. Aber weil ich sie in den verflossenen zweieinhalb Jahren so oft angeguckt hatte, sah ich sie kaum mehr. Nicht seinen Handabdruck suchte ich ja — nein, sein Tun und Treiben wollte ich in ihr finden. Wenn man aus der Hand eines Anwesenden sein Geschick herauslesen will — warum nicht auch aus der eines Abwesenden? Seine Hand bleibt es immer.

„Und stellt euch vor — auf einmal gewahre ich statt der dunklen Handfläche hell und sonnegebadet Felsklippen und Buschwerk — aber darum herum lief doch stets der Umriss der Hand, und es rieselte in dieser Umrisslinie, als sei dort Wasser in ununterbrochener Bewegung.

„Ich starrte wie gebannt in die Landschaft hinein, die klein und dabei klar vor mir stand, leicht zitternd und wabernd. Plötzlich kam Leben hinein. Die Zweige der Büsche bewegten sich, und ein paar Männer erschienen zwischen dem Gestein. Ein — zwei, drei — nein, vier Stück, alle in weißer Eingeborenentracht.

„In dem, der voranging, erkannte ich aber sehr wohl unsern Edward' — wenn Mrs. Herman an diese Stelle kam, schluchzte sie jedesmal — schaltete der Konsul ein — und hinterher sprach sie sehr stoßend weiter:

„Er blickte nach mir hin, und er sah sehr bleich aus, sein frisches gesundes Rot war völlig verschwunden. Er war sichtlich schlecht zuwege.'

„Und dann“ — der Konsul unterbrach sie und sich selber — „das muß jener Augenblick gewesen sein, in dem sie laut aufschrie, so daß das ganze Konsulat draußen vor der Tür zusammenlief.

„Und dann', erzählte sie weiter, „schlichen die drei Kerle von hinten an ihn heran und schlugen mit Knütteln auf ihn ein, mit Knütteln! O, ich werde sein Antlitz nie wieder los — der jähe Schrecken darauf — wie der Turban abrutschte — ach, und sein schönes blondes Haar wurde ganz dunkel. Ich erkannte noch, daß er die Arme hob und — daß er umfiel.'

Wir schwiegen.

Nach einiger Zeit räusperte ich mich und sprach vor mich hin:

„So — das hat sie also gesehen. Hm, war sie Schottin?“

„Ja, sie stammte aus einer Hochländerfamilie, und Sie wissen ja — second sight.“

„Gewiß, wie bei uns in der Heide. Wann, sagten Sie, geschah's?“

„Am 8. Februar.“

„Soviel ich weiß, kennt man den Tag seiner Ermordung nicht, nur den Mond. Februar — wenn ich mich recht erinnere, dürfte der stimmen.“

„Er stimmt“, sagte der Engländer sehr sicher. „Wir haben nur eine einzige Möglichkeit, den Mond sowohl wie den Tag zu berechnen.“

„Es hat nicht daran gefehlt, daß man Hilfsexpeditionen ausschickte. Aber keine einzige drang durch, mehrere Reisende bezahlten den Versuch sogar mit ihrem Leben. Ihr Landsmann Moriz v. Beurmann fiel auf Geheiß desselben Sultans von Wabai, aber schon an der Grenze seines Reiches.“

„Wir schwebten hier in dauernder Ungewißheit über Vogels Schicksal. Jede Karawane, die aus dem Sudan eintraf, wurde gründlichst ausgefragt. Aber, Sie wissen ja, wie diese Leute sind — immer in Angst, Dinge auszulaudern, die ihnen Nachteil bereiten könnten. Das Generalkonsulat lobte Belohnungen aus für alle, die Nachricht, gleichviel welcher Art, beibrächten. Jeder, der sich meldete, mußte unverzüglich vor Mrs. Herman geführt werden. Sie nahm ihn regelmäßig in dieses Zimmer und verhörte ihn stundenlang — sie sprach ausgezeichnet Arabisch und hatte Vogels wegen sogar Haussa gelernt.“

„Es kam nie was Rechtes heraus. Aber zu den Eingeborenen, nicht allein in der Stadt, nein im Lande, ja selbst bis in den Sudan hinein, drang die Kunde von der weißen Frau und von der Hand des Reisenden. Mancher Araber und Neger ist im Angesicht jener Hand da überm Ramin in Weinen ausgebrochen. Viele mögen sich nur gemeldet haben, um die Hand einmal zu sehen und die Botschaft davon in ihre entlegenen Wüsten- oder Steppenstädte zu bringen. Diese Hand hat sicherlich den Mördern das Leben schwer gemacht, und ich glaube wohl, daß deren letzte Stunde unter dem Zeichen dieser dräuenden Hand gestanden hat.“

„Da endlich, nach langer Zeit kam sichere Nachricht. Im Februar 63 — beachten Sie, wieder im Februar — ward ein Mann hereingeführt, schwarzbraun, entsetzlich mager und völlig zerlumpt.“

„Er brach im Hofe zusammen, so entkräftet war er. Mrs. Herman, sofort herbeigerufen, ließ ihm Raffee und Tabak reichen. Davon bediente er sich mit Eier. Die Lady stand vor ihm und musterte ihn genau. Schließlich nahm sie einem der Kawassen den Fes ab und stülpte ihn auf des Fremden Schädel. Sie betrachtete ihn noch einmal eingehend und sagte zuletzt:

„Hör mal, du da. Ich glaube fast, du könntest Ali bin Slum, der Diener Abd el Wahabs sein“ — so nannte Vogel sich, wie Sie wissen.“

„Bei Gott,“ flüsterte der Kranke, „ich bin's. Allah hat mich errettet aus der Not. Er hat mich in meine Vaterstadt Tripolis zurückgeführt, nachdem ich zehn Jahre fortgewesen bin. Ihm sei Preis und Dank. O Konsulin, laß mich nicht verhungern, ich bin fremd worden in diesem Orte, und meine beiden Eltern sind tot. Ich weiß nicht, wo ich bleiben soll.“

„Damit machte er Miene sich auszustrecken und zu schlafen. Aber Mrs. Herman packte ihn an der Schulter, daß er aufschrie, und rief:

„Ali — was ist's mit Edward — mit Abd el Wahab? Sprich. Hab' keine Sorge um dein Leben, du stehst in meinem Dienst.“

„Der Farbige lächelte dankbar. Stodend und stöhnend erzählte er dann.“

„Gar zu viel wußte er ja auch nicht. Er hatte das Verbrechen selber nicht mit angesehen. Sein Herr war, begleitet von einigen Leuten Akid Oschernas, des Vertrauten des Sultans, fortgegangen, um große Steine zu untersuchen —“

„Die Rippen in Mrs. Hermans zweitem Gesicht“, fiel ich flüsternd ein.

„Sehr wahrscheinlich“, nickte der Engländer. „Na, plötzlich brachen Neger in das Haus, wo die Diener mit Arbeit beschäftigt waren, und erklärten sie für Sklaven. Ihr Herr komme nicht wieder. Der Sultan habe ihn wegen seines gottlosen Treibens umbringen lassen. Ali war dann nach Bornu verkauft worden, und erst vor einem halben Jahre war es ihm gelungen, mit einer tripoliner Karawane durch die Wüste zu entfliehen.“

„Und Mrs. Herman?“

„Ja, über die Lady haben wir uns alle sehr gewundert. Wir glaubten, sie würde jeden Augenblick zusammenbrechen. Aber bei Frauen weiß man nie, woran man ist.“

„Ganz recht.“

Der Konsul lächelte nachsichtig:

„Sie in Ihrem reifen Alter müssen das ja verstehen. Mrs. Herman erklärte, es liege also immer noch kein Beweis vor, daß Edward tot sei. Der Diener habe es ja nicht mit angesehen und spreche nur nach Hörensagen.“

„Genug, diese Frau hoffte jetzt noch! Sie hat nachher den Diener wohl tausendmal auf das genaueste ausgefragt, hat förmliche Berichte darüber niedergeschrieben und immer und immer wieder verglichen und berechnet. Und schließlich kam sie auf den 8. Februar als den wahrscheinlichsten Tag der Ermordung — denselben Tag also, an dem sie jenes Gesicht hatte.“

„Sehr — sehr merkwürdig.“

„Und wieder vergingen zehn, nein sogar elf Jahre. Da kam eines Tages ein Brief an, der trug den Poststempel Kairo und war von Ihrem Landsmann — weiß Gott, lauter Germans — Nachtigal geschrieben. Nachtigal hatte ja seine Reise von Tripolis aus angetreten und damals Vogels Hand erblickt. In dem Briefe stand, daß Nachtigal in Wadai gewesen sei und die Stelle gesehen habe, an der, zwischen Granitklippen! im Februar 1856 Eduard Vogel auf Geheiß des Sultans ermordet worden sei. Als Grund habe er in Erfahrung gebracht, daß Vogel bei Vornahme seiner Forschungen keinerlei Rücksicht auf die Empfindlichkeit der glaubenswütigen Bevölkerung genommen habe.“

„Mrs. Herman war inzwischen eine alte Dame geworden. Aber sogar auf Nachtigals Schreiben hin wollte sie immer noch nicht von der Hoffnung lassen. An der einen Seite zögerten die Nachrichten und ihr Gesicht für Schwarz, an der andern sprachen ihre Erwartung und der Glaube an die Kraft der Hand dort für Weiß.“

Nach einigem Schweigen fragte ich:

„Wie alt war sie eigentlich, als sie Vogel kennenlernte?“

„Wie alt? O — so um die vierzig herum.“

„Und er zählte damals vierundzwanzig — hm“, sann ich.

„Sie denken doch nicht etwa?“ Er sah ganz erschreckt aus. „Rein Gedanke! Sie war rein mütterliche Freundin zu ihm.“

„Wer blickt ins Herz, zumal in das Herz einer alternden Frau?“

„Nein!“ Er rief es mit entschiedener Stimme und stand auf. „Das ist Unsinn.“  
 „Ja.“ Ich erhob mich ebenfalls. „Sie war mit hin sechzig Jahre, als Nachtigals  
 Heilen eintrafen. Und wann ist sie gestorben?“

„Nicht sehr viel später. Hier in Tripolis. Sie liegt auf dem evangelischen Friedhofe  
 begraben, draußen in Schähraschät, nicht weit von Ihrer Wohnung.“

„Wissen Sie was? Ich begleite Sie nach Hause, und wir besuchen bei der Ge-  
 legenheit ihr Grab.“

„Einverstanden.“

Und wir schritten hinaus zu dem winzigen Friedhofe, auf dem zwischen Meer  
 und Oase die paar nordischen Menschen schlafen, welche ihr Geschick an diesen  
 Strand spülte.

## Vorfrühling

Von Maurice Reinhold von Stern

Im blassen Grün des Winterhimmels schwimmt  
 Die Silberfichel zart in kühler Ferne.  
 Ein mattes Licht vom Blütenkranz der Sterne  
 Im Dämmerlicht, bald hier, bald da erglimmt.  
 Im Raubreif stehn die Wälder unbewegt,  
 Im Traume trinkend diese Himmelsmilch,  
 Die von des Abends goldgestirntem Schilde  
 Sich segnend auf die weite Erde legt.

Aus tausend Quellen quillt die Lebensflut,  
 Die allem Sein das ew'ge Leben spendet.  
 So daß der Keim sich schon zum Lichte wendet,  
 Da still er noch in Todesbanden ruht.  
 Die Knospe perlt aus welkem Laub empor,  
 Es schmückt sich je mit purpurnen Rosetten  
 Ein dürres Reis, und an den sonnigen Stätten  
 Des Waldesrandes webt ein Veilchenflor.

Im Raubreif glihern wohl noch Baum und Strauch,  
 Im Winde aber wehn die leisen Lüfte  
 Vom Seidelbast, und in die reinen Lüfte  
 Mischt sich ein Ahnen wie von Veilchenhauch.  
 Die Silberfichel schwebt so zart und fein  
 Im ätherhellen, frostigklaren Raume,  
 Doch aus den kühlen Sternen bricht im Traume  
 Der Blütenfrühling durch die Nacht herein.

# Gespräche mit Türken

Von Hans Tröbst

Der Deputierte

**D** obwohl er Abgeordneter der „Großen Nationalversammlung“ war, zeichneten ihn Verständnis für politische Notwendigkeiten und politische Tagesfragen aus.

Wir saßen häufig zusammen, auf den niedrigen Hockern vor dem kleinen Kaffeehaus, an der „Hölzernen Brücke“, gegenüber der „Grünen Moschee“. Und wenn die Gaslichtlampen auf den grellen Farben der „modernen“ Wandteppiche wie Scheinwerfer leuchteten und schneidende, schmerzende Lichtegel auf die stille Gasse warfen, sprachen wir von Vergangenen und Zukünftigen, von der Größe und dem Niedergange des fernen Vaterlandes . . .

Der Deputierte las mir aus dem „Kara-Gös“, dem türkischen „Kladderadatsch“ vor. Und er zeigte mir ein Bild. Der alte Feldmarschall im Lehnstuhl und vor ihm: Kemmal Pascha im Kalpat, den Säbel an der Seite. „Alter Junge!“ — so stand darunter — „jetzt werde ich Dir einmal erzählen, wie Du ‚es‘ machen mußt . . .“ Wir beide lachten.

. . . „Gewiß,“ so sprach mein würdiger Freund, „ihr habt gute Generale, aber ihr habt die Geschichte nicht studiert und die Politik nicht begriffen. Ihr bildet euch heute noch ein, Politik zu treiben und habt doch nichts gelernt und alles vergessen. Noch heute sucht ihr Freunde zu werben und wundert euch über die Zahl der Feinde im großen Kriege. Warum? — Ihr wart wie ein nichtsnutziger Junge, der abends oder nachts an die Türen der Menschen läuft und mit dem großen Messingklöpfer Lärm schlägt. Und wenn der Hausbesitzer erschreckt heruntereilt — findet er niemanden vor. Und er weiß nicht: War es ein Räuber oder ein trunkener Störenfried? Eure Diplomaten haben die Fenster eingeworfen, wie die Straßenjungen und dann von weitem gespottet. Weil der große Bruder mit dem langen Messer neben ihnen stand. Und wenn dann die Hausbesitzer heraustraten und drohten und zankten, ließt ihr fort und verstecktet euch und schautet höhrend über euren Saun. Und sagtet: „Wir werden es nicht wieder tun!“ Aber ihr kamet immer von neuem, zeigtet euer langes Messer, lärmtet an den Türen und wecktet die Schläfer oder störtet sie bei der Arbeit. Ist es ein Wunder, wenn die Nachbarn sich besprachen und sich verabredeten, den Gassenjungen, wenn er noch einmal kommen sollte, zu packen und zu züchtigen? Wenn sie beschlossen, ihm das lange Messer wegzunehmen, mit dem er immer zu stechen drohte? Wenn ihr schon einmal einbrechen und Apfel stehlen wolltet, warum nicht damals, als alles wirklich schlief oder die Hausbesitzer verreist waren? Nach der Mandschurei! Nach Südafrika! Nach Marokko? Politik ist die Kunst des Unmöglichen! Wäre sie die Kunst des Erreichbaren, dann ist es keine Politik mehr, sondern ein Geschäft. Wie die Arbeit von Ali, dem Krämer. Dort gegenüber . . .“

Und der Deputierte zeigte auf den kleinen Laden, wo zu später Stunde um fünf Pfaster Salz und Streichhölzer gehandelt wurden . . .

## Der abgedankte Soldat

Einst wanderte ich von Milet durch die unendliche Mäanderebene nach Norden. An einem der wenigen Rohrdächer, unter denen in großen Kontrügen Trinkwasser für den Reisenden von heimatlos streifenden Jörrücken bereitgestellt ist, traf ich einen abgedankten Soldaten. Er unterschied sich in nichts von den verwitterten, sehnigen Gestalten der Kameltreiber; den sonnenverbrannten Bauern, die im Schatten des Theaters der Stadt Milet, die der Eribsand des Mäander langsam zum Sterben gebracht, ihr trauriges, mühseliges Leben dahinleben. Zur Linken dämmerte die Akropolis von Priene auf jäh herabstürzendem Felsen, rechts von der untergehenden Sonne bestrahlt, leuchtete der Latmos. Und im Rücken die zum Berge gewordene Insel Lade. Weibende Kamele, in den Gräsern der Meerwind und um uns die große, in Fesseln schlagende Stille der Einöde . . .

Wir tranken und wanderten zusammen. Stunde um Stunde, von einer Wasserstelle zur andern.

Vierzehn Jahre war Memed Soldat gewesen. Er hatte im Jeman gefochten, und gegen die Bulgaren bei Lüle-Burgas. Vom Kautasus bis nach Bagdad war er mit dem Bagagewagen gezogen und an den Dardanellen Unteroffizier geworden, weil er als erster Patrouillenfürher den Abzug der Engländer gemeldet. Und er hatte in drei großen Schlachten unter Kemmal Pascha seinen Mann gestanden.

Aber als der Friede gekommen über Nacht, hatte man ihm ein zerknittertes Papier gegeben und ein Snadengeschenk, und ihn heimgeschickt in sein zerstörtes und verbranntes Dorf. Fast wie im Traum nahm er sich dort einen kleinen Acker und baute Tabak. Ohne Liebe und ohne Lust . . .

. . . „Ach! Effendim! Was sollen die alten Soldaten machen in der Welt!“, so sprach Memed zu mir, mit weitausholender Handbewegung, als wir mit untergeschlagenen Beinen nebeneinander auf der Erde im Schatten eines Rohrdaches saßen und in die weite unendliche Ebene starrten. „Meine Freunde sind dahin, und die Menschen kennen mich nicht in meinem Dorf. Und der Krieg ist zu Ende und in den Kasernen die Jungen . . . was wissen sie von der Schlacht! Sie verlachen die Alten und gehen an ihnen vorüber im Basar, als wären es Fremde . . . ach! Das Leben ist schwer für die alten Soldaten . . .“ Und ich nickte schweigend mit dem Kopf.

„Du bist ein Alleman? Was meinst du? Wird noch einmal Krieg sein? Mit den Franzuß? Den Inglis?“

„Inschallah!“ sage ich laut! „Möge es Gott geben!“

Und Memed schaut mich prüfend von der Seite an, reicht mir Tabak und rückt näher heran:

„Höre! Der Hodja im Dorf . . . dort hinten . . . hat ein Buch. Bid ssene ewwel! Von vor tausend Jahren und mehr. Und manchmal liest er am Abend darin. In der Kaffeeshenke von Abdoullah. Dort steht geschrieben: ‚Noch einmal wird ein großer Krieg sein in der Welt. ‚Bütün milotler‘, alle Völker der Erde, alle zusammen, gegen die Inglis, die Franzuß, die Italian, die Jonan . . . Und aus ‚Eschin‘ (China) werden die Soldaten kommen und eine große Schlacht wird noch sein gegen das

ganze ‚Europa!‘ Und dann wird der große Pascha die Hälfte der Welt regieren und ihr, die Allaman, die andere. Dann erst wird Friede sein! Ölo! So ist's! . . .“

Ich blickte schweigend und nachdenklich in den Abend. Und dann zu Memduha über. Denn etwas Seltsames, Zwingendes liegt in seinem Blick, als er mit erhobnem Finger spricht: „Hodja ölo dedi! So hat es der Hodja gesagt! . . .“

### Memduha

Memduha ist Lehrerin an der Mädchenschule der kleinen anatolischen Stadt. Ich sah sie zum ersten Male am „Unabhängigkeitsfest“ der Republik. Im Eschartschaff, den Schleier zurückgeschlagen. Als sie die Rede hielt, vor der Tribüne. Umgeben von den vielen kleinen Mädchen in den schwarzen Kleibern, mit den weißen Hals-tragen und den roten Schleifen im Haar . . .

Neulich sprach Memduha mich an. Bei Ali, dem Krämer. „Ob ich ein Deutscher sei und ihr Unterricht zu geben wünsche?“ Überrascht sagte ich zu. Denn in der schweigenden Stadt weiß man noch wenig von der Emanzipation der Frau. Ein Glauer, ein Andersgläubiger, im Hause der türkischen Frau! . . . Aber Memduha, die „Gefällige“, zerstreute meine Bedenken. Der neue Schuldirektor aus Konstantinopel, jener wohltriebende, gebügelte, junge Bey, der mit seinem Elfenbeinstod à la mode so vorsichtig mit abg gespreizten Armen über das holprige schmutzige Pflaster zu wandeln pflegt, Tefik-Bey, hatte Memduha erst neulich wieder den übrigen Lehrerinnen als Muster hingestellt. Weil sie unverhüllt geht und modern ist. Und die Haare „à la garçonne“ trägt. Die schönen, schwarzen Haare, die doch eigentlich immer verhüllt sein sollen . . .

Und ich ging täglich zu Memduha. In den späten Nachmittagsstunden, wenn das Abendrot über der stillen Stadt liegt und die Fenster leuchten wie flüssiges Gold. Und in der singenden, summenden, klaren anatolischen Sommerluft die unbewußte Sehnsucht schwingt, nach Wandern und Weite, nach Erleben und Leben . . .

Heute saßen wir uns wieder auf der kleinen Veranda gegenüber, an dem niedrigen, eingelegten Tisch, stützten die Arme auf die Estrade und blickten schweigend hinein in das weite Land. Ringsherum die große Stille. Wie am Sonntagnachmittag in den kleinen alten Städtchen am Rhein. Wenn die Menschen hinausgezogen sind vors Tor und nur dann und wann ein Wagenraffeln, der hallende Tritt eines einsamen Spaziergängers zu hören ist. Irgendwo läuteten melanchollisch die Glocken einer staubwirbelnden, schwankenden Karawane. Eintönig traurig, langsam verhallend, verklingend . . .

Memduha sah heute seltsam gealtert aus. Sie erwachte plötzlich aus ihrem Traum:

„Was heißt in Deutsch ‚bedacht‘“ — so fragte sie müde und unvermittelt.

„Bedacht?? . . . Unglücklich!“

Memduha schloß die Augen und strich sich über die Stirn. Und dann sprach sie langsam ständierend, übersehend ins Leere hinein: „Das . . . un . . . glücklich . . . lichte Mensch in ganze Welt ist Leh . . . re . . . rin! Man hat viele Kinder. Man arbeitet immer für sie. Aber keine Dank. Immer gehen sie fort. Man gibt viele Liebe. Aber keine Dank . . . keine Dank. Und immer . . . so! Das ganze Leben . . . Ach! Das Leben ist fere traurig . . . Bedacht . . . Un—glück—lich! Ich werde nicht vergessen . . .“

## Der Journalist

Abdullah-Bey hat vier Jahre in Wien studiert. Er ist dreißig Jahre alt und spricht deutsch. Er liebt die Österreicher, aber haßt die Deutschen.

„Die Österreicher sind ... ich weiß nicht, wie ich soll sagen ... sie sind weich. Immer weich. Ich liebe die Österreicher. Sie sind ... gemütlich. Jawohl, gemütlich. So sagt man in Deutsch. Aber die Deutschen! ... Ich liebe nicht die Deutschen. Immer schreien sie. Immer sagen sie: Wir haben recht! Wir wissen allein: Chemie und Algebra und Maschinen und Arbeiten und Zeitungen ... Und immer schreiben sie Schlechtes für die Türken. Immer! Immer! Liman von Sanders. Und Major Endres. Alle Deutschen schreiben schlechte Bücher für uns. Immer nur Lügen!“

Abdullah-Bey ist „Gasottadschi“, Zeitungsschreiber. Deswegen hat er keine Zeit, Bücher zu lesen. Er kennt Nolke nicht. Auch nicht Goltz. Denn Abdullah zählt zu jenen „Gebildeten“, die das „Neue System“ an die Oberfläche gespült hat. Die alles können und alles wissen, außer dem einen: Nichts zu wissen.

Wir streiten uns oft in dem kleinen Rassehause. Aber es gelingt mir nicht, ihm den Unterschied begreiflich zu machen zwischen „wohlmeinender Kritik“ und „zersehnender, verletzender Belehrung“. Aber doch treibe ich ihn langsam in die Enge. Er wehrt sich mit Händen und Füßen und Argumenten. Er sucht nach einem Reulenschlag, den er mir versetzen kann.

Es ist ihm gelungen!

Er springt vom Sitz auf, triumphierend: „Haben Sie gelesen? Nein! Sie haben nicht gelesen! Tausendundeine Nacht! Alles Lüge! Serr schlecht für die Türken! Wer hat geschrieben? — ich weiß nicht die Name — aber ein Deutscher! Ich habe gelesen in Wien!“

Ich strecke die Waffen. Denn in der Türkei liest man französische Romane und im nüchternen Europa die Märchen des Morgenlandes. Das ist der Lauf der Welt. „Abdullah-Bey, welches Jahr schreibt Ihr heute in der Türkei? Nach Eurer Rechnung?“ — „1342!“ — „Du hast recht, mein Freund! Bis 1925 sind es genau noch 583 Jahre! Verstehst du mich?“

Abdullah-Bey verstand mich nicht ...

## Beitula

Beitula, das „Haus Gottes“, ist ein Krimtatar und arbeitet als Tischler in einer „Fabrik“. Er besucht mich oft in meinem Häuschen, und wir philosophieren zusammen über Vergangenes und Zukünftiges. Er hockt dann in seinem langen Mantel mit angezogenen Beinen auf dem Boden an der Wand, die kleine Mokkatasse in beiden Händen — meist sitzen wir uns so schweigend gegenüber. Dann aber holt er seine Tabakdose heraus, und wir drehen uns Zigaretten. Nur ab und zu ein hingeworfenes Wort. Über die Schwere der Zeit. Und die Not. Und die Teuerung in der Welt. Über die Rechtlosigkeit der Menschen ...

„Baok! Sieh!“ sagt Beitula und beschäftigt sich umständlich mit seiner Zigarette, ohne emporzusehen. „Sieh! Ist das recht? 60 Jahre bin ich alt, von klein auf habe ich gearbeitet und verdiente hundert Piafter am Tage. Ich mache „Sandallsa's“,



Stühle. Schöne Stühle. Mit Armlehnen und weichen Polstern. Für die großen Effendis. Sehn Stunden arbeite ich am Tage in der Fabrik. Für hundert Plaster. Und zwanzig kostet ein Brot in der Stadt. Ich bin alt. Was soll aus mir werden, wenn ich nicht mehr arbeiten kann?"

Wir runzeln beide die Stirn und schweigen. Das ist Frage und Antwort zugleich.

„Den neuen Müdir, den ‚Direkteur‘, Ibrahim-Bey, du kennst ihn? Ein junger Mensch! In seinem Schreibzimmer steht ein Stuhl von mir. Wallach! Bei Gott! Genau fünf Stunden sitzt Ibrahim in meinem Stuhl am Tage. Er liest und schreibt und raucht und trinkt Raffee. Denn er ist ein großer Effendi. Er braucht nicht zu arbeiten. Aber jeden Tag bekommt er tausend Plaster! Ist das recht? Ich habe den Stuhl für hundert Plaster gearbeitet und er sitzt darin, für tausend? Die Welt ist schlecht! Früher . . .“

Und Beitula starrt durch das Fenster ins Leere.

Ich beginne aufmerksam zu werden. „Iki-Gösüm, mein Zweilauge, du warst doch sonst immer zufrieden! Wer hat dir das gesagt?"

Beitula schielt argwöhnisch von unten zu mir herauf. „Öle diorlar! So sagt man!“ Und er macht Ausflüchte. Dann aber erzählt er: „Raschid, der lesen und schreiben kann, der erst kürzlich aus Konstantinopel gekommen, hat es gesagt. Er hat auch ein gedrucktes Papier mitgebracht. Daraus hat vorgelesen. Als ‚Poidus‘, Pause, war. Nur eine kleine Gasetta“ — Und Beitula zeichnet mit der Hand in die Luft ein winziges, imaginäres Rechteck. „Aber der Müdir darf diese Gasetta nicht sehen“, so hat Raschid gesagt. Und Beitula dreht sich nachdenklich bedrückt eine neue Zigarette.

„Renner“ der orientalischen Psyche versichern und haben es in gelehrten Büchern niedergelegt, daß der Türke gegen bolschewistische Propaganba gefeit sei. Weil er immer zufrieden und der Islam bereits „idealisiert“ Bolschewismus ist. Mag sein! Asien hat lange geschlafen . . .

Es wird bereinst ein Erwachen mit Schrecken werden . . .

## Abend

Von Anton Schnad

Uralte Ulmenstämme, schlanker Fichten Flucht,  
Blau dunkel steigen sie zum Silberabend hin,  
Durch südlicher Kastanien edle, ernste Fucht  
funkelt des Marmorbeckens Wasser golden und rubin.

Im Abendsamt tief schläft das Schloß, unrauscht,  
Aus Erz getriebne Leuchter funkeln an den Toren,  
Der Buchs der Wege ist geziert und gleichgeschoren,  
Ein Griechengott steht nackt im Grün und lauscht ...

Die Bäume rauschen an des Brunnens Rand  
Im weichen Wind, der tastend aus den wilden Gärten streift,  
Ein Frauenlied, weither und unbekannt,  
Laut in die Wiesen, die mit weißem Hauch die Nacht bereift ...

# Rosen des Saadi

Aus dem Persischen von Dr. Max Funke

## Hatâm Taji

Hatâm Taji besaß ein Pferd, schwarz wie Ruß. Es war schneller als der Wüstensturm, denn es nahm es in seinem Lauf mit dem Blitz auf. Wenn es sich bäumte, glaubte man auf einer vom Sturm gepeitschten Wolke zu sein. Wie ein dahinschießender Wassersturz sprengte es über alle Hindernisse; und die Adler, die ihm zu folgen versuchten, ließ es hinter sich.

Infolgedessen verbreitete sich der Ruhm des Hatâm im gesamten Lande. Da sprach eines Tages der Sultan von Rûm zu seinem Vater: „Wissen möchte ich, ob Hatâm seines Rufes würdig ist; so will ich ihn ersuchen, mir sein berühmtes Pferd zu geben. Wenn er mir es gibt, dann glaube ich an seine Wohltätigkeit, aber wenn er mir es verweigert, dann sind seine Verdienste gerade nicht groß.“

Deshalb sandte der Sultan von Rûm einen klugen Boten mit einer Soldatensorte zu Hatâm. Von Müdigkeit überwältigt gelangte die kleine Truppe zur Wohnstätte des Hatâm, der alsbald befahl, sein berühmtes Pferd zu töten, um ein Mahl zu bereiten. Während der Nacht bewirtete Hatâm seine Gäste. Am nächsten Morgen, als der Bote den Zweck seiner Reise bekanntgab, biß sich Hatâm wild in die Hände, und rief aus: „Edler und ergebenen Diener, warum hast du nicht bei deiner Ankunft mir deine Mission offenbart? Dieses einzige Pferd habe ich zu deinen Ehren getötet . . . denn Großwasser verhinderte mich, von der Weide Vieh zu holen, das wir sonst verspeist hätten. Und hier hatte ich nur dies einzige Pferd. . . Wie kann ich meinen Gast Hunger leiden lassen! Wenig Ursache über den Verlust des berühmten Pferdes, wenn nur mein Ruf keine Einbuße erleiden wird!“

Und Hatâm Taji beschenkte die sich immer noch wundernden Boten reichlich.

\* \* \*

Berühmt war die Milbtätigkeit eines gewissen Herrschers von Yemen. Seine Untertanen nannten ihn „wohlthuenden Regen“. Aus seinen Händen floß ein unerlöschlicher Goldregen. Nur einen Fehler hatte er, nämlich, wenn er den Namen Hatâm Taji hörte, wurde er recht ärgerlich, und einmal sprach er: „Nicht länger soll man über dies dunkle Männlein sprechen, das weder ein Königreich noch Reichthümer besitzt!“

Eines Tages lud der König seine Freunde zu einem glänzenden Mahle ein, und im Verlaufe des Festes rief ein Gast den Namen Hatâm Taji mit Begeisterung aus. Darüber wurde der König wütend, und so befahl er am anderen Tage einem seiner Offiziere, den Rivalen zu töten . . .

Als der Soldat in Venu Taj anlangte, bemerkte er einen vornehmen Greis in bescheidener Haltung, der ihm sein Haus für die Nacht anbot. Am nächsten Morgen bat dieser Greis fast kniend den Soldaten, seinen Aufenthalt zu verlängern. Aber dieser antwortete: „Es ist unmöglich, hier länger zu bleiben, denn ich bin mit einer wichtigen Mission betraut!“

Da antwortete der Gastgeber: „Ich stehe zu deinen Diensten! Willst du mir nicht deine Mission bekanntgeben? Vielleicht kann ich dir behilflich sein!“

„Also vernimm, doch sei schweigsam! Du kennst sicher einen gewissen Hatâm, dessen Weisheit und Güte berühmt sind . . . Zwar weiß ich nicht zu welchem Zweck, aber ich muß dem König von Jemen seinen Kopf überbringen. Erweise mir den Dienst, damit ich bald den Mann habhaft werden kann!“

Da sprach der edle Hatâm lächelnd: „Ich bin, den du suchst! Zieh dein Schwert und töpfe mich, denn ich will nicht, daß dir dein Herrscher grollt!“

Weinend warf sich der Bote zu seinen Füßen, küßte die Hände und die Füße, zerbrach dann seinen Säbel und Bogen und rief aus: „Ich bin nicht fähig, dich mit der Dorne einer Rose zu verletzen!“ . . . Noch einmal umarmte er seinen Gastgeber, und dann zog er gen Jemen.

Sofort verstand der König, daß der Soldat seine Mission nicht erfüllt hatte. „Warum hängt der Kopf des Hatâm nicht an deinem Sattel? Mußtest du kämpfen? Wurdest du beslegt?“

Da warf sich der Soldat nieder und sprach: „Gnädiger Herr! Ich habe Hatâm gesehen und bin von ihm besiegt worden, besiegt von seiner Güte und Ergebenheit!“ Und so erzählte der Soldat die wundersame Geschichte, die ihr eben erfahren habt.

Begeistert übergab der Herrscher seinem Gesandten eine Geldbörse, indem er sprach: „Hatâm verdient wirklich die Lobsprüche!“

### Die Ringer

Ein Athlet war ein großer Ringer geworden. Er kannte dreihundertsechzig Griffe, und jeden Tag erfand er eine neue Kampfesart. Einmal bezauberte dieser Athlet einen seiner Schüler, dessen Schönheit bemerkenswert war. Er lehrte ihm dreihundertneunundfünfzig Griffe. Auch der junge Mann wurde ein unbesiegbarer Ringer. Und eines Abends sprach dieser vor dem Sultan: „Wenn mein Lehrer unbezwingbarer ist als ich, so tue ich dies nur aus Rücksicht auf sein Alter, auch weil er mein Lehrer ist. Aber an Kraft bin ich keineswegs unbedeutender, und meine Geschicklichkeit gleicht der seinigen.“

Das mißfiel dem Sultan sehr, und deshalb verlangte er einen Zweikampf der beiden Ringer. Man wählte einen Platz, und viele Staatsmänner und Höflinge wohnten dem Schauspiel bei. Wie ein wütender Elefant stürmte der junge Mann in die Arena. Er wollte hohe Berge bezwingen. Da der Lehrer sah, daß sein Schüler ihn besiegen wollte, griff er ihn mit dem ihm verheimlichten Griff an. Der alte Ringer hob ihn in die Höhe, warf ihn über seinen Kopf, und ließ ihn dann zu Boden fallen. Natürlich nahm der Beifall kein Ende.

Der Sitte gemäß überreichte der Sultan dem alten Ringer eine große Geldsumme, indem er sprach: „Führt mir euren Gegner zu mir!“ Und der junge Mann erschien. Der Herrscher sprach: „Du wolltest deinen Lehrer besiegen, doch ist es dir nicht gelungen . . .“

Der junge Athlet erwiderte: „Gnädiger Herr, nicht durch seine Stärke hat mein Lehrer mich besiegt, sondern mit einem geheimen Griff, den er mir nicht zeigen wollte.“

Da rief der alte Ringer aus: „Ich beehle ihn für einen solchen Tag vor, denn die Weisen sagen: Nicht alle deine Wissenschaften lehre deinem Schüler, denn du weißt nicht, ob er nicht eines Tages dein Feind werden wird . . .“

### Die Feuersbrunst

Ein ungerechter Mann kaufte armen Holzhackern ihr Holz ab. Er selbst stellte den Preis, der dem Wert des Holzes bei weitem nicht entsprach. Da sprach ein Weiser zu ihm: „Bist du eine Schlange, um die Menschen zu stechen, die du siehst? Bist du eine Eule, um zu krächzen, wo du bist? Wenn deine Gewalt dir oft glückt, wird Gott sie dennoch nicht gutheißen, der ja das Verborgene sieht. Gebrauch keine Gewalt gegen deine Nächsten, damit Gott nicht immer die Schwüre hört, mit denen man dich überschüttet.“

Doch, weil er diesen Rat verachtete, hatte er einen großen Ärger, denn eines Nachts brach in seiner Küche Feuer aus, und all sein Holz ging in Flammen auf. Da ging gerade der Weise vorüber, der seine Worte vernahm: „Wie konnte nur dies Feuer entstehen? . . .“

Und der Weise sprach: „Nur die Schmerzensrufe aller Armen, die du geknechtet hast, haben dieses Feuer erzeugt!“

### Der Traum

Der Sultan von Khorasan hatte einen Traum. Er sah den Sultan Mahmüd, den Sohn des Sebuq Teghim, dessen Körper zu Staub verfallen war. Nur seine Augen lebten noch im Totenschädel. Keinem Weisen gelang es, diesen Traum zu deuten. Da sprach ein Derwisch: „Der Sultan Mahmüd nimmt an, daß sein Reich einem andern gehören wird, nachdem es einem anderen gehört hatte.“

Wie viele berühmte Menschen hat man schon begraben, von denen auf Erden keine Spur mehr zu sehen ist! Den Leichnam, den man in den Sand verscharrt, hat der Sand zerstört, ja selbst nicht einmal die Knochen sind verblieben. Der glückliche Name Rutsch-Trewân lebt nur noch dank der Wohltaten, die er vollbrachte, obgleich Rutsch-Trewân schon lange tot ist.

O, Leser, der du mich liest, vollbringe wenigstens eine gute Tat, und pflüde maßvoll die Früchte deines Lebens, bevor die Stimme ruft: „Nun ist es genug!“

## Winternachtlang

Von Fr. Bethke

Noch dehnt sich da draußen ein Schneefeld weit,  
Unendlich weit im Raume.  
Eine kalte, gliedernde Herrlichkeit  
Mit blauem Schattensaume.

Mitunter geht, seit der Abend sank,  
Über den Schnee ein Funkeln.  
Mir ist, als ob ein Ton erklang:  
Da hinten — ganz fern — im Dunkeln . . .

# R u n d s c h a u

## Das russische Trauerspiel

**T**oll und widerspruchsvoll wie der Titel ist das, was uns der ausgezeichnete Schriftsteller René Fülöp-Miller in seinem Buche: „Der heilige Teufel Rasputin“ (Verlag Grethlein & Co., Leipzig) auf Grund von Akten, Dokumenten, Memoiren erzählt.

Das Werk bedeutet durch den Einblick, den wir nicht nur in das Leben des russischen Volkes in den Jahrzehnten vom Regierungsantritt des letzten Zaren bis zu dessen Ende, sondern auch in die Seele unserer östlichen Nachbarn erhalten, eine ganz hervorragende Erscheinung. Was der Verfasser uns mit unerhörter Eindringlichkeit schildert, liest sich wie eine Tragödie und zugleich wie ein burleskes Spiel. Indessen ist nun der große Vorzug dieses Schriftstellers, daß er selbst ganz unbeteiligt bleibt und im allgemeinen nicht Partei nimmt. Das gibt seiner Darstellung ihre Objektivität.

Es eröffnet sich die Aussicht auf die allerschwerste Frage: Was kann Rußland für uns sein oder werden? Aus Fülöp-Millers umfassendem Gemälde gewinnen wir den Eindruck, daß das ganze ungeheure russische Reich von einem Wahnsinnsfieber, einer Krise des Geistigen geschüttelt worden ist und noch geschüttelt wird, und dann wieder sehen wir ukträftiges Leben von unten aufsteigen, eine Bauern-Bodenwüchsigkeit, die bei aller ihrer Problematik Achtung abndtigt, weil eine gewisse unbegriffene Größe und ein breites Volksmassiv dahintersteht.

Es sei hier gleich gewarnt, Fülöp-Millers Buch allzueng als einen Rasputin-Sensationsroman aufzufassen. Hätte ein solcher geschaffen werden sollen, so würde ein viel geringerer Umfang genügt haben. Für Fülöp-Miller ist Rasputin nicht nur der Einzelheld, sondern auch der Typus des russischen Muskit, der in eine als falsch und fanatisch zu bezeichnende Religiosität gerät. Rasputin genießt eine gemäßigte Sympathie des Verfassers, der allen Spuren, allen Entwicklungslinien der mystischen Erweckung dieser im zwanzigsten Jahrhundert für unmöglich gehaltenen Gestalt nachgegangen ist. Die Kapitel, in denen des „Predigers aus dem Kellerloch“ Kindheits-, Mönchs- und Wanderjahre vorgeführt werden, sind Beiträge zur Psychologie der russischen Religion und der russischen Seele überhaupt, wobei das Wort Seele eine höchst eigenartige Bedeutung hat, die es etwa in Deutschland gar nicht haben kann. Der diese Abschnitte über das Werden Rasputins nicht lesen wollte, der würde niemals Verständnis für dessen spätere Macht und Möglichkeit gewinnen.

Seltam, wenn wir sein Bild betrachten — das Buch enthält sämtliche jemals angefertigten Aufnahmen — so können wir uns, nachdem diese Blicke schon seit über zehn Jahren erloschen sind, doch nicht einem tiefen Eindruck entziehen, d. h. es ist ganz einerlei, ob wir diesen Mann widerlich oder anziehend finden — wir fühlen, daß er über unheimliche Kräfte verfügt haben muß; er hätte ja auch sonst niemals zum „Zaren über dem Zaren“ werden können. Fülöp-Miller verschweigt keinen von Rasputins Fehlern (seinen teilweise wüsten Lebenswandel), aber auch keine seiner Tüchtigkeiten. In der Tat wird es schwer sein, zu sagen, ob diese merkwürdig klaren Augen die eines Scheufals, eines Tiers in Menschengestalt, oder die eines Propheten sind. Wenn uns westliche Menschen vor dem Manne graut, so beurteilen wir ihn dann wieder anders und milder, sobald wir seine paradoxe, für uns allerdings unannehmbare Lehre von der Sündenerlösung durch die Sündenbegehung, die sich in einer Art praktischer Psychoanalyse auswirkt, wenigstens psychologisch verstanden haben. Und das macht uns Fülöp-Miller durch seine religionshistorischen Exkurse möglich. Aber natürlich fügen wir als Deutsche aus unseren eigenen Bedingtheiten hinzu: gegenüber dieser entsetzlichen Mystik, deren wir schon bei Dostojewski etliches zu kosten bekamen, bedürfen wir des Ausgleichs durch einen großen Posten mitteleuropäischer, das heißt eben deutscher Vernunft.

Denn die Tragödie der Romanows ist die Tragödie der Mystik. Es ist mit Fjälöp-Millers Buch — ob mit oder wider Willen — der Nachweis geliefert, daß das Schicksal Rußlands anders hätte verlaufen können und müssen, wenn nicht zuerst die Zarin, dann auch der Zar der Macht dieser zweideutigen Mystik, verkörpert in der zweideutigen Figur des heiligen Teufels Rasputin, erlegen wären. Gewiß scheint es nicht ausgeschlossen, daß dieser Insult gewesen wäre, den Weltkrieg zu verhüten oder aufzuschieben — er lag damals durch ein Attentat schwer verwundet und konnte, fern vom Zaren, nur telegraphieren, während die suggestive Macht seiner Gegenwart ausgeschaltet war — aber man zweifelt doch, ob nicht auch dann die Dinge schon zu weit gediehen waren, um nicht zu irgendeiner verheerenden Explosion führen zu müssen.

Damit komme ich zu meiner einzigen Einwendung gegen dieses treffliche Werk: Fjälöp-Miller stellt es so dar, als habe Fürst Jussupoff die Ermordung Rasputins im Grunde nur aus der Langeweile des Reiches heraus unternommen, allenfalls noch aus der Sektanttheit des Adligen, mit dem Zarenhaufe Verschwägerten, der neidisch war auf die einflußreiche Stellung des simplen, schmutzigen Muschi. Damit kommt man schwerlich aus. Wie die Tat begangen worden ist, das mag verworfen werden; daß ihre Motive unedel oder minderwertig waren, davon bin ich nicht überzeugt worden.

Mußte nicht Fürst Jussupoff, der über den Lebenswandel des Zarengünstlings genau unterrichtet war, zu der Meinung kommen, daß die völlige Abschließung des Kaisers von allen andern Ratgebern und die Zwischenträgerel und Spionage, die dadurch unvermeidlich wurde, daß die Befetzung der höchsten Stellen durch Rasputins Machtanspruch ein Unglück für Rußland bedeute?

Am wenigsten mißverstehen können wir den Einfluß, den der sibirische Starez auf die unglückliche Zarin hatte. Rasputins Anwesenheit wirkte auf den armen kranken Thronfolger wunderbar heilsam, und da müssen wir dem Mutterherzen alle Konsequenzen, die sich aus der Heiligendevotion diesem seltsamen Arzt gegenüber ergaben, zuguthalten. Fjälöp-Miller läßt übrigens das Bild des Herrscherpaares keineswegs als das unsympathischer Menschen vor uns erstehen, zeigt uns vielmehr, wie beide sich in ihr glückliches Eheleben und in ihr Idyll von Zarstoje Selo einspannen, die grausamen Fragen der Welt, die ihnen gestellt wurden, aussperrend. Zar und Zarin sind gewissermaßen immer auf der Flucht vor dem drohenden Schicksal und gehen ihm um so sicherer ins Netz, weil sie nicht die Kraft haben, sich dagegen zu wehren und zu erheben. Es ist erfreulich, den Russenkaiser hier einmal nicht als den Dioten auf dem Thron, sondern als einen für seine Aufgabe zu kleinen, sonst vernünftigen menschlichen Menschen zu sehen, der für seinen Charakter schwer genug hat büßen müssen. Ergreifend zu lesen, wie das Schiff mit der kaiserlichen, von Kerenski verbannten Familie auf dem Flusse Tura am sibirischen Heimatdorf Rasputins vorüberfährt, in den Tod von der Hand der bolschewistischen Mörder.

Alles in allem muß man nach der Lektüre gestehen, daß kein Mensch imstande war, das Unheil zu verhüten. Religiöser Wahnsinn, Aberglaube, Korruption, Wollust, Grausamkeit, Intrige, Bestechung, Feigheit, Unentschlossenheit, Laster aller Art, kurz ein Niedergang, der einen andern als den katastrophalen Ausgang unmöglich scheinen läßt! — Fjälöp-Miller hat alle Stücke gesammelt, die zur Aufhellung des Trauerspiels dienen können: Archivalische Schriften, Chiffrekorrespondenzen der Staatsmänner, Geheimakten der Polizei, Tagebücher von Würdenträgern, Liebesbriefe, Bekenntnisse hochgestellter Damen der „besten“ Gesellschaft, die dem Einfluß des Heiligen, des Kranke heilenden, predigenden, den Armen spendenden, tausenden, zur Zigeunermusik tanzenden, wilde Orgien feiernden doppelgesichtigen Rasputin erlagen, dessen Originalaufzeichnungen von seiner Bühnenfahrt nach Jerusalem, von der Kaiserin persönlich nach den schmutzigen Betteln des Pilgers abgeschrieben, und noch vieles andere.

Eine wirkliche Gestaltung liegt hier vor, ein Buch der Belehrung und der Erskütterung! Und was wir hier lernen, das ist im Grunde dieses: nicht das Evangelium von der Erlösung durch die Sünde, diese Irrlehre des östlichen Fanatismus der „Chleiti“, kann uns helfen, sondern

nach wie vor nur die unverfälschte echte und urchristliche Heilsbotschaft möglichster Enthaltung von der Sünde.

Ein Buch von eschatologischer Wucht, voll von Grauen, das nur in die Hände der Reifen gehört, die fähig sind, aus den fürchterlichen Zeichen der Zeit zu lesen und zu lernen.

Rudolf Paulsen

## Rasputin — der böse Genius des kaiserlichen Rußland

Dieses Kapitel entnehmen wir dem jüngst bei der Hahn'schen Buchhandlung in Hannover erschienenen Werk des ehemaligen Generalquartiermeisters der kaiserlich russischen Feldarmee J. N. Daniloff: „Dem Zusammenbruch entgegen“. Der Verfasser mißt dem „Teufel“ Rasputin wegen seines unbegreiflichen Einflusses auf Zar und Zarin und damit auf die gesamte russische Aegeopolitik eine Hauptschuld am russischen Zusammenbruch bei. Daniloff sieht in dem russischen Bauernpropheten nur den strupellosten Betrüger und moralischen Lumpen und spricht ihm kurzerhand jede seherische Gabe und mystische Bedeutung ab.

**S**trigori Rasputin! — Mit welchem Haß spricht jeder Russe diesen verhängnisvollen Namen aus!

Wer war er? Woher ist er gekommen, welcher Art war seine innere und äußere Einstellung? Und worin beruhte die Macht seines Einflusses? . . .

Ein simpler Bauer aus dem Dorfe Pokrowskoje im Gouvernement Tobolsk, der erst in einem Alter von dreißig Jahren in Petersburg schreiben und lesen lernte, trotz alledem aber bis an sein Lebensende darin ein völliger Stümper blieb. Seine Zuschriften an die Kaiserin und die Minister bildeten eine Schmach für die Empfänger, für alle, die sie lasen und die darin enthaltenen Ratsschläge und Befehle zur Ausführung brachten. — Ein in der Bibel bewandeter Betrüder, der schon in seinem Hause in Sibirien irgendwelche geheimnisvollen Messen abgehalten hatte. — Angeblich ein Anhänger der Sekte der „Altgläubigen“. Ein Säufer und Wollüstling, der seine scheußlichen Instinkte mit dem Schleier göttlicher Abkunft zudeckte. . .

Sein Bild zeigt ihn als hochgewachsenen, ziemlich schlanken, etwa vierzig- bis fünfzigjährigen Mann mit dunklem Vollbart, langem, wirrem Haar und zusammengetrippenen, unangenehm blickenden Augen, von denen man sich möglichst schnell abwenden möchte. Auf einer anderen Photographie ist er mit gesenktem Kopf dargestellt, der den Ausdruck seiner Augen verbirgt, wodurch der abstoßende Eindruck abgeschwächt wird. Seine gewöhnliche Kleidung war die Nationaltracht des russischen Bauern, das Hemd aber war immer aus Seide.

Strigori Rasputin — oder Strigori der Neue —, wie er seine Telegramme an das Kaiserpaar unterzeichnete.

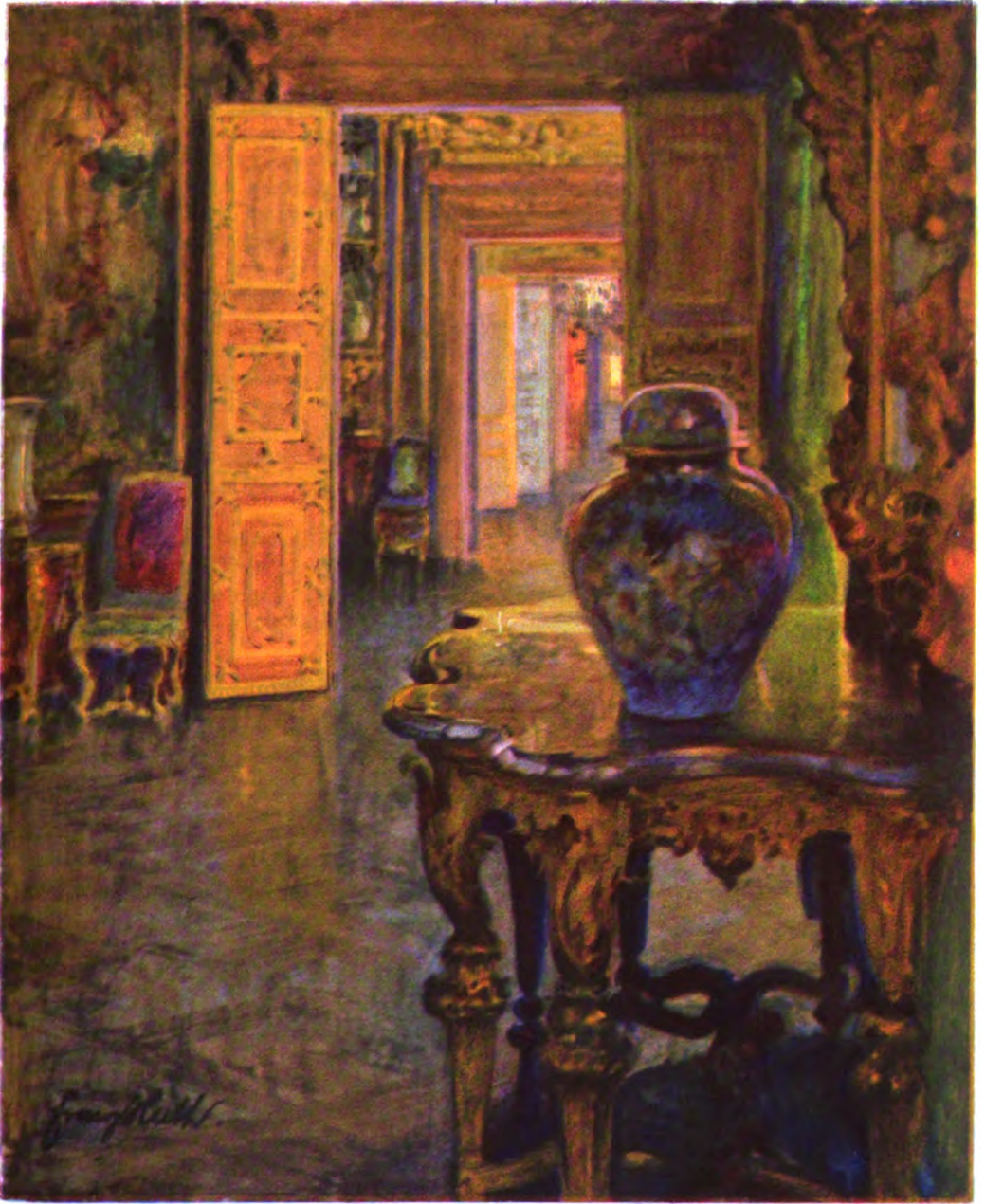
Woher jener Beiname?

Es wird erzählt, daß ihn der Thronfolger Alexei Nikolajewitsch Rasputin beigelegt hätte. Gewohnt, nur dieselben Gesichter um sich zu sehen, war er über das Erscheinen eines fremden und noch dazu fremdartig gekleideten Mannes aufs äußerste erstaunt. „Ein Neuer, ein Neuer ist gekommen!“ rief er, seinen Eltern Rasputins Eintreffen im Schloß antäuschend.

Daher der Name Strigori der Neue.

Die von ihm bezauberte Kaiserin gab ihm den schon ehrenvolleren Titel: „Unser bester Freund“ . . .

Der gewandte Bauer hatte eine große Geschicklichkeit darin, seine Art, sich zu geben, seiner Umgebung anzupassen. — Im Schloß erschien er stets als friedlicher Pilgersmann, als der Fürsprecher der kaiserlichen Familie und Rußlands vor dem Thron des Allerhöchsten, als ein Mensch, der die Weisheit des Volkes, seine Hoffnungen und Wünsche in sich vereinigte. In welt-



Schloßräume

Franz Huth





licher Umgebung aber war er, ohne jedoch das ihm stets anhaftende Rätselhafte abzustreifen, durchaus nicht abgeneigt, sich zu jeglicher Art sündhaften Tuns herabzulassen.

Niemals aber kam es vor, daß er in dieser Umgebung versuchte, sich an charakterfeste und unabhängige Leute heranzumachen, ihnen zu schmeicheln. Er wußte sehr wohl, daß sich seine Macht nur auf Kranke beschränkte, auf Schwächlinge und Streber, deren es in der besten Gesellschaft der Hauptstadt in der Zeit vor dem Weltkrieg leider mehr als genug gab.

Solche Leute wie Rasputin werden sich stets einfinden, sobald nach ihnen Nachfrage besteht. Dagegen werden sie in gesunder Atmosphäre sehr bald verschwinden. An ihre Fersen heften sich mit Vorliebe Abenteuer aller Art, deren einziger Zweck darin besteht, im „Trüben zu fischen“. Und es muß leider gesagt werden, daß gerade vor dem Kriege in der Hauptstadt an derlei Gestalten kein Mangel war. . .

Sie haben ohne geringsten Gewissensstrudel Rasputins Einfluß benützt, um die Leute, welche sie brauchten, nach oben gelangen zu lassen und damit die Interessen ihres eigenen kümmerlichen Ichs vor das Staatswohl gestellt.

Jedoch das Furchtbarste in dieser Rasputinschen Zeit war, daß durch den Einfluß jener Leute die Autorität der Zentralgewalt und des sie krönenden Monarchen endgültig ins Wanken gebracht wurde.

Alle lautereren und unabhängigen Personen, die der Heimat uneigennützig und in Ehren gebient hatten, erhielten den Abschied oder gingen von selbst. An ihre Stelle traten Schmeichler und Egoisten, die ihre eigene Karriere allem anderen voranstellten. Um dieses Zweckes willen taten sie alles, was der verantwortungslose und ungebildete „Pilger“ und seine Handlanger von ihnen verlangten.

Dieser Weg, einmal beschritten, mußte das Reich an den Rand des Abgrundes führen. Rasputin ist niemals im Hauptquartier gewesen. In der Zeit, wo an der Spitze der Armee der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch stand, konnte davon natürlich auch nicht die Rede sein. Der ehemalige Höchstkommmandierende war schon damals über die schädliche Tätigkeit und die lasterhaften Neigungen des „Pilgers“ ausgezeichnet unterrichtet. Jedoch nachdem der Kaiser selbst Höchstkommmandierender geworden war, konnte diese Angelegenheit sehr leicht eine andere Richtung nehmen.

Wenn es auch Rasputin vorzuziehen mußte, seinen unverantwortlichen Einfluß nicht direkt, sondern durch Vermittlung der expansiven und willfähriger veranlagten Kaiserin geltend zu machen, so hielt letztere die persönliche Anwesenheit des „Pilgers“ im Hauptquartier dennoch für durchaus nützlich.

Daß ihm dieser Ort bisher verschlossen gewesen war, mußte Rasputin selbst nicht wenig erzürnt haben; die krankhafte Vorstellung der Kaiserin aber, Rasputin wäre eine Quelle göttlicher Gnade und eine Bürgschaft jeglichen Erfolgs, war durch jenes Verbot nicht im geringsten berührt worden.

Bereits unmittelbar nach seinem Eintreffen im Hauptquartier gab der Kaiser seinem Generalstabschef Alexejew zu verstehen, die Kaiserin, bei ihrem lebhaften Interesse für das Hauptquartier, sähe es gerne, daß man Rasputin kommen lasse.

Es gelang, das Erscheinen des „Pilgers“ im Hauptquartier zu verhindern; General Alexejew aber hat aus diesem Anlaß sehr wenig schmeichelhafte Bemerkungen der Kaiserin Alexandra Feodorowna anhören müssen.

„Sagen Sie mal,“ wandte sie sich einmal an ihn, „was haben Sie eigentlich an unserem Freunde auszusetzen, und weshalb widersehen Sie sich seinem Herkommen? Er wäre dem Kaiser hier eine große Stütze!“

„Majestät,“ entgegnete Michail Wassiljewitsch Alexejew, „ich kenne Rasputin nicht und habe ihn niemals gesehen; man redet aber so viel Schlechtes über ihn, daß . . .“

„Ich weiß,“ unterbrach sie ihn traurig, „Ihr alle mögt ihn nicht. Ihr kennt aber unseren

Freund nicht: Er ist ein lauterer und Gott wohlgefälliger Mann. Wie oft ist er unser Fürsprecher gewesen, wenn ich an der Genesung des Thronfolgers verzweifeln wollte! Die Gebete unserer Hierarchen gelangen nicht bis zu Gott, weil er an ihnen kein Wohlgefallen hat; es sind das Menschen, die allzusehr von weltlichen Dingen beherrscht werden. Nur die Fürsprache jenes schlichten Mannes, auf dem der Segen des Höchsten ruht, schafft meinem kranken Knaben Erleichterung."

— — Im September 1914 weilt Rasputin bereits in Petersburg, und von dieser Zeit ab wächst sein Einfluß zusehends. . .

(Daniloff schildert dann die Kriegsereignisse bis zum Januar 1916. Die unerfreuliche Situation an der Front hatte auch zu einem Sinken der Regierungsgewalt im Lande geführt.)

.. Als aber Wesen und Charakter dieser Regierung — die mehr und mehr unter den Einfluß des bösen Geistes des damaligen Rußland, des „Pilgers“ Rasputin, geriet — sich völlig herauskristallisiert hatten und keinem mehr ein Geheimnis waren, da begann das längst schon in der Bevölkerung vorhandene Gefühl der Unzufriedenheit sich in lautem Unwillen Luft zu machen.

Die Tatsache allein, daß die Regierung vor derartigen unverantwortlichen Einflüssen kapituliert, war die übelste Seite der russischen Selbstherrschaft. . . In der zweiten Hälfte des Januar 1916 hatte Kaiser Nikolai endgültig beschlossen, sich von J. L. Goremykin zu trennen. . .

Daß der gebrechliche Ministerpräsident Goremykin seinen Posten verließ, konnte natürlich nur begrüßt werden, an seine Stelle aber trat das Reichsratsmitglied B. W. Stürmer — der als Staatsmann noch weniger geeignet erschien als sein Vorgänger.

.. Wenn man nun aber dem alten Goremykin allzu große Nachgiebigkeit gegenüber der jungen Kaiserin und ihrer Umgebung hatte vorwerfen dürfen, so war der ebenso alte Stürmer geradezu eine Kreatur Rasputins. Mit seiner Ernennung wurde somit der verhängnisvolle Einfluß des allmächtigen Mannes endgültig befestigt.

Es gelang Stürmer, vom Rasputinschen Kreise in jeder Beziehung unterstützt, das Vertrauen, das er beim Kaiser und besonders der Kaiserin genoß, derart zu befestigen, daß ersterer sich eine Weile mit der Absicht trug, ihm in allen Fragen, die mit dem Kriege zusammenhingen, besondere Rechte einzuräumen. . .

(Die Erbitterung der Rasputin-Gegner stieg immer mehr und drängte zu einer Katastrophe. Im November 1916 wies Stürmer zum Rücktritt genötigt, und am 17. Dezember trat das Ereignis ein, das die Renner der russischen Volksseele längst vorausgesagt hatten.)

.. Viele Jahre schon hatten die Besten und Edelsten des russischen Volkes tief unter dem erniedrigenden Bewußtsein gelitten, daß die Regierungsgewalt völlig von dem zudringlichen, fatalen Grigori Rasputin in Abhängigkeit geraten war. Letzterer hatte, wie wir gesehen haben, in Gemeinschaft mit seinen Handlungen diese Regierungsgewalt, indem er sie seinen persönlichen Interessen dienstbar machte, systematisch demoralisiert.

Der Kaiser und die Kaiserin jedoch glaubten felsenfest an seine Uneigennützigkeit und folgten widerspruchslos seinen von Sachkenntnis ungetrübten Ratschlägen. Weder die Bitten der Großfürsten noch die Warnungen der dem Kaiserpaar nahestehenden Personen, ja nicht einmal die Drohung mit dem Sturz der Dynastie vermochten das Kaiserpaar zu veranlassen, dem zersetzenden Einfluß Rasputins ein Ende zu bereiten und entscheidene Maßnahmen zu treffen, um dem Lande das Vertrauen zur Regierung wiederzugeben. Alle an den Kaiser und seine Gemahlin gelangenden, von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit getragenen Mahnungen wurden von ihnen als üble Nachreden und verleumderische Ausfälle gegen den „heiligen Pilger“ aufgefaßt.

Unter diesen Umständen und um das Land vor noch Schlimmerem zu bewahren, mußten sich Männer finden, die aus Liebe zur Heimat das schwere Kreuz auf sich nahmen, jenes schädliche Subjekt aus dem Leben des russischen Volkes gewaltsam zu entfernen.

Und diese Leute fanden sich. . .

Man wußte oben sehr gut, daß das Leben Rasputins bedroht war, und hatte ihn deshalb auf höheren Befehl hin mit einem dreifachen Neß von Geheimagenten umgeben.

„Das ist von morgens bis abends und von abends bis morgens unsere einzige Beschäftigung“, bekannte einmal ein Beamter des Innenministeriums, damit auf die Wachsamkeit und Pflichttreue der erwähnten Schutzwache anspielend.

Rasputin selbst legte sich gleichfalls völlig Rechenschaft von der Möglichkeit eines Attentats ab. In den letzten Jahren vor seinem Tode war er außerordentlich mißtrauisch geworden und vermied es, Leute, die er nicht persönlich kannte, zu besuchen. Jedoch das Fleisch war auch hier oft stärker als der Wille. Unter falscher Vorpiegelung holte der junge Fürst Jussupoff in der Nacht zum 17. Dezember Rasputin ab und brachte ihn in sein Haus.

Er wurde in das Arbeitszimmer des Hausherrn geführt und mit Wein und vergiftetem Ruzen bewirtet. Als aber das Gift wirkungslos blieb, gab man auf Rasputin einige Revolver-schüsse ab. . .

Der Leichnam Rasputins wurde noch in der selben Nacht in ein Eisloch eines der Petersburger Kanäle geworfen.

„Ich kann und will nicht glauben, daß er tot ist. Gott wird sich unser erbarmen“, schrieb die Kaiserin nach der ersten Mitteilung, daß Rasputin „verschwunden“ sei. . .

Der Unhold war tot, sein Blut aber vermochte Rußland vor dem unaufhaltsam herannahenden Unheil nicht mehr zu retten.

## Bolschewismus und Antisemitismus

Die Zustände in der Sowjet-Republik sind wenig bekannt. Wie geben hier einem genauen Beobachter das Wort. D. E.

**W**as die bolschewistische Revolution von allen früheren revolutionären Bewegungen wesentlich unterscheidet, war nicht nur das Fehlen der nationalen Idee, sondern mehr als das: die Feindseligkeit, mit der sie jeden nationalen Gedanken bekämpfte.

Diese Revolution bezweckte nicht sowohl eine Umwälzung der russischen Staatsordnung, als vielmehr die Erreichung eines größeren internationalen Zieles: die Zerstörung aller Grundlagen der bestehenden staatlichen, sozialen und moralischen Weltordnung.

Die Lösung des Klassenkampfes, um materielle Güter zu gewinnen, der Aufruf zu Raub und Gewalttat und die Verhetzung der Massen gegen die oberen Schichten der Bevölkerung, — das alles wurde nicht mit dem utopistischen Ziele unternommen, den russischen Staat auf der Basis kommunistischer Prinzipien neu aufzubauen, sondern zu dem Endzweck, diesen Staat als solchen zu vernichten. Während der neunjährigen Dauer der bolschewistischen Fremdherrschaft ist in dieser Richtung viel erreicht worden. Das russische Volk ist nicht mehr Herr in seinem Lande, und sogar der Name „Rußland“ ist ausgetilgt. Es gibt nur noch die vereinigten sozialistischen Räterepubliken.

Von Beginn dieser Herrschaft an bestand die weit überwiegende Mehrzahl der Führenden aus Personen nichtrussischer Herkunft, die schon infolge ihrer Rasseneigenart dem Russischen feindselig gegenüberstanden, und bis heute ist dieses Element herrschend auf allen Gebieten des staatlichen Lebens. Die wenigen bolschewistischen Führer russischer Nationalität spielen keine maßgebende Rolle. Der Staatspräsident Kalinin, ein halbgebildeter Bauer, ist eine Marionette. Er wurde erwählt, weil an der Spitze der Arbeiter- und Bauernrepublik ein Bauer oder Arbeiter stehen sollte. Auch Rykoff ist schließlich nur eine Größe zweiter Ordnung. Der verstorbene Krassin hatte jüdisches Blut, ebenso der vielgenannte Tomski. So ist von den bolschewistischen Größen eigentlich nur Bucharin ein „Russe“.

Das ist kein Zufall und keine natürliche Auslese der Starken und Fähigsten, sondern eine ganz logische Entwicklung des Planes der Vernichtung Rußlands. Das Volk ist die Seele eines

jeden Staates, seine Lebensquelle, und die Vernichtung der kulturellen Kräfte eines Volkes ist der Tod des Staates.

Zur Verwirklichung der bolschewistischen Ziele war es also erforderlich, die gesunden lebensvollen Kräfte des Volkes auszurotten, um es zu einer menschlichen Herde machen zu können.

In diesem neuemporkommenen Elemente, das eine privilegierte Klasse bildete, spielte das Judentum sowohl numerisch als auch wegen seiner besonderen Aktivität die größte Rolle. Das ist eine historische Tatsache, die auch bis heute noch unverändert fortbesteht. Die Juden sind dominierend geblieben und neben ihnen sind es andere Fremdstämmige, wie namentlich Karakafier und Letten.

Diese Verhältnisse haben nun eine Erscheinung gezeitigt, die bisher von der roten Presse möglichst verschwiegen wurde, jetzt aber so unverhüllt zutage tritt, daß sie gar nicht mehr geleugnet werden kann und daher ganz offen zugegeben wird: nämlich den Sowjet-Antisemitismus, der beständig anwächst und dessen fast alle ausländischen Korrespondenten Erwähnung tun.

Bestätigt wird das auch durch Briefe und Mitteilungen aus Sowjetrußland, die alle darin übereinstimmen, daß die Feindseligkeit gegen das Judentum eine ganz allgemeine Erscheinung geworden sei und alle Schichten der Bevölkerung beherrsche. Dabei kommen solche Nachrichten gerade aus denjenigen Kreisen, die früher der progressiv-liberalen Richtung angehörten, alle Erscheinungen des Antisemitismus stets verurteilt hatten und für volle Gleichberechtigung der Juden eingetreten waren. Hat doch sogar ein so unentwegter Verteidiger des Judentums wie Miljutoff in seiner in Paris erscheinenden Zeitung das bedrohliche Anwachsen der judenfeindlichen Strömung zugeben müssen.

Daß sich eine solche Wandlung vollziehen und daß die berechnete Empörung über das Verhalten vieler einzelner Juden einen Rassenhaß auslösen konnte, beweist, wie das allgemeine Volksempfinden sich in seinem Innersten tief verletzt fühlt.

Der bolschewistische Führer Bucharin, Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Partei, hat auf der Parteikonferenz erklärt, daß der heutige Antisemitismus dadurch zu erklären sei, daß nach der Beseitigung der russischen Bourgeoisie sich eine jüdische Bourgeoisie gebildet habe. „Wenn früher der kleine Ladenbesitzer ‚Swanoff‘ hieß, so sei es jetzt ein ‚Rosenblum‘, — und ebenso sei die jüdische Intelligenz an die Stelle der russischen getreten. Zum jetzerten Händler und Intelligente darüber, daß überall ‚Rosenblums‘ sitzen.“

Eine solche allgemeine Feindseligkeit gegen die Juden war früher nicht vorhanden gewesen und eigentlich nur im sogenannten „Ansiedlungsrayon“ zutage getreten, d. h. den ehemals polnischen und litauischen Gebieten, in denen die Juden von jeher in kompakten Massen gelebt hatten. Wohl waren sie von hier aus allmählich auch in die benachbarten Gouvernements eingedrungen, aber die Spezialgesetzgebung über das Wohnrecht der Juden hatte sie bald völlig auf den Ansiedlungsrayon verwiesen und das eigentliche Rußland vor einer Überflutung durch das jüdische Element geschützt, während der genannte Rayon ein mehr und mehr jüdisches Gepräge erhielt. In diesen Gebieten ist die Bevölkerung, namentlich die bäuerliche, von den Juden stark ausgebeutet worden; denn die Bauernschaft stand sowohl kulturell wie wirtschaftlich auf einer niedrigen Stufe und hat es daher nicht vermocht, sich gegen diese Ausbeutung zu wehren.

Diese Verhältnisse waren es, die eine stark judenfeindliche Stimmung entstehen ließen. Nach der Revolution haben jedoch die Juden das Recht der Freizügigkeit erhalten, sie sind überall vorgebrungen, haben ihre Geschäftspraktiken mitgebracht, durch die sie das Volk nicht gewinnen konnten, und so verbreitete sich die judenfeindliche Stimmung im ganzen Reiche.

Das Journal der „sozialrevolutionären Partei“, der „Wille Rußlands“, brachte unlängst eine Korrespondenz aus Moskau, die diese Frage sehr eingehend behandelt und nach allen aus den verschiedensten Teilen des Reiches eingegangenen Informationen das starke Anwachsen der judenfeindlichen Bewegung feststellt. In der Ukraine sei eine solche Strömung von alters her

unter den Bauern vorhanden gewesen, jetzt aber nehme sie auch in Zentralrußland zu. Überall verfolge die Bevölkerung mit sichtlich zufriedenheit alle Maßnahmen der Regierungsgewalt, die gegen das Judentum gerichtet sind, so namentlich die „Reinigung“ der höheren Lehranstalten, die ja durchaus nicht zu diesem Zwecke unternommen wird, der aber stets ein großer Prozentsatz von Juden zum Opfer fällt. Ebenso herrscht große Freude über die Verdrängung der Juden aus den Trusts und den mit diesen in Zusammenhang stehenden Institutionen des Außenhandels, die bisher ganz in jüdischen Händen waren.

Die Animosität gegen das Judentum mußte sich naturgemäß noch verschärfen, als die Sowjetgewalt damit begann, jüdische landwirtschaftliche Kolonien inmitten einer nationalen Bevölkerung zu schaffen. Diese absurde und unter den gegebenen Verhältnissen direkt gefährliche Politik hat in der bäuerlichen Bevölkerung die größte Erregung und Erbitterung hervorgerufen. Wie sollte der Bauer es verstehen, daß die Gutsbesitzer gewaltfam enteignet worden waren, angeblich um ihr Land den Bauern zu übergeben, und daß nun auf diesem Lande ein rassenfremdes, von ihnen verachtetes Element angesiedelt wurde?

Bei der Auswahl der für die jüdische Kolonisation zu wählenden Gebiete wurden außer der Krim in erster Reihe diejenigen berücksichtigt, die an benachbarte Staaten angrenzen oder doch nicht weiter als etwa 60 Kilometer von der Grenze entfernt sind. Diese Verfügung der jüdischen Sowjetregierung war auf den Wunsch zurückzuführen, ihren Stammesgenossen einen gewissen Schutz zu gewähren für den Fall einer jubenfeindlichen Volksbewegung. Die jüdische Bevölkerung, die in geschlossenen Massen in der Nähe der Grenze angesiedelt sei, sollte dadurch die Möglichkeit gewinnen, sich selbst zu verteidigen und sich im Notfall durch eine Flucht über die Grenze in Sicherheit zu bringen.

Die Sowjets wußten jedoch, daß gerade in diesen Gebieten die Bevölkerung besonders jubenfeindlich gesinnt ist und gar kein Verständnis haben würde für eine Siedlungspolitik, die mit dem ausgesprochenen Zwecke unternommen wird, die Juden zu schützen. Offiziell wurden daher ganz andere Gründe für diese Maßnahmen angeführt, nämlich der Wunsch, den ganzen Grenzstrich mit einer zuverlässigen und dem Kommunismus ergebenden Bevölkerung zu besiedeln, die die Sowjetgewalt wirksam verteidigen würde. Das eigentliche Ziel war also: Schutz der Juden, aber die offizielle Losung lautete: Festigung und Schutz der kommunistischen Gewalt. Das beweist, daß die Sowjetregierung selbst mit dem Anwachsen der jubenfeindlichen Stimmung im Volke rechnet und nicht sicher ist, ob sie die jüdische Bevölkerung gegen mögliche Massengrogrome werde schützen können.

Dieser sowjetrussische Antisemitismus ist also nicht auf eine „Propaganda der Gendarmarie“, auf eine künstliche Verheißung zurückzuführen oder etwa durch Verbreitung der Legende von jüdischen Ritualmorden usw. hervorgerufen; und daß er innerhalb einer Partei entstehen und groß werden konnte, die theoretisch und praktisch jede nationale Unzulässigkeit, insonderheit aber den Antisemitismus perhorreszierte, beweist schon, daß hier andere Ursachen vorliegen müssen.

Es ist gar nicht zu verkennen, daß die Innenpolitik der gegenwärtigen Regierung mit der früheren Bevorzugung des jüdischen Elements gebrochen hat; und manches spricht dafür, daß die großen Differenzen, die innerhalb der leitenden Sowjetkreise hervorgetreten sind, zum Teil wenigstens vielleicht wirklich auf die Judenfrage zurückzuführen sind.

Der heutige Beherrscher der Lage, der Kaulasler Dschugaschwilli-Stalin, war nach Lenins Tode, außer dem Polen Derschinski, der einzige Nichtjude, der es in der Sowjetunion zu einer wirklichen Machtposition gebracht hatte. Er steht nun im Kampfe mit der gesamten Opposition, die sich aus lauter jüdischen Führern zusammensetzt, die trotz der sehr erheblichen Meinungsverschiedenheiten über die einzuhaltende Innenpolitik, sich doch fest zusammengeschlossen haben zum Kampfe gegen Stalin. Das ist sehr beachtenswert und kann wohl dahin gedeutet werden, daß die große jüdische Frage, obwohl sie gar nicht aufgerollt worden ist, tatsächlich doch einen der wesentlichsten Differenzpunkte bildet.

Die Opposition — das ist das Judentum, das alles Erdentliche tut, um für sich Anhänger zu werben und namentlich die Arbeiter zu gewinnen trachtet. Diese Auffassung ist jedenfalls in weiten bürgerlichen Kreisen Sowjetrußlands sehr verbreitet, und es mag etwas Wahres daran sein. Damit würde nun allerdings nicht übereinstimmen, daß Stalin den jüdischen Kolonisationsplänen der Sowjetregierung bisher nicht entgegengetreten ist, obwohl gerade diese die größte Unzufriedenheit in der bäuerlichen Bevölkerung hervorgerufen haben, und doch Stalin selbst wiederholt erklärt hat, daß alles davon abhängt, die Bauern für das kommunistische Regime zu gewinnen.

Die Kolonisationsbestrebungen nehmen jedenfalls ihren Fortgang, zum großen Unwillen der Bauern, die sie an vielen Orten gewaltsam zu hindern versucht haben. So wurde im chersonischen Gouvernement im Herbst 1926 eine Partie von 200 jüdischen Kolonisten, die mit vollem Inventar an Ackergerätschaften und mit Traktoren aus Amerika anlangte, von den Bauern der umliegenden Dörfer gewaltsam vertrieben, ihre Baracken wurden niedergebrannt und das Inventar vernichtet. Ebenso erging es einer anderen Gruppe, die sich im Taurischen Gouvernement (Krim) niederlassen wollte. Auf einer in Moskau unter dem Vorsitz von Smidowitsch, des Gehilfen des Staatspräsidenten Kallinin, abgehaltenen Konferenz wurde allseitig zugegeben, daß der Antisemitismus in der Bevölkerung erheblich zunehme. Man müsse damit rechnen, daß diese Bewegung nicht nur die alte Parole: „Haut die Juden“ ausgeben, sondern, was weit gefährlicher sein würde, unter der Losung: „Rettet Rußland“ zum Kampfe gegen das Judentum aufzufufen könne.

Das ist inzwischen bereits geschehen. Vor einigen Monaten erschien in der roten „Prawda“ ein Artikel, in dem gesagt war, daß die bürgerliche Konterrevolution am Werke sei, die Massen durch die ausgegebene Parole des „Antisemitismus“ zu gewinnen suche und alle Russen dazu auftrufe, sich gegen das Judentum zu vereinigen. Diese Propaganda werde eifrigst und so erfolgreich betrieben, daß die Bewegung bereits in den Reihen der Arbeiterschaft Wurzel gefaßt habe. Der Antisemitismus, hinter dem sich tatsächlich die Konterrevolution verberge, sei zu einer großen Gefahr geworden und es müsse ihm ein schonungsloser Krieg erklärt werden. Ein einziger Konferenzteilnehmer hatte den Mut, offen zu erklären, daß die allgemeine Segnerschaft gegen die Juden auf die Tatsache zurückzuführen sei, daß der jüdische Einfluß auf allen Gebieten des staatlich-öffentlichen Lebens ein so gewaltiger sei, wie es der jüdischen Bevölkerungsziffer keineswegs entspräche. Diese Worte riefen aber in der Versammlung einen solchen Unwillen hervor, daß der Redner seine Ausführungen nicht einmal beenden konnte.

Die allgemeine Stimmung ist „zweifellos gegen die Juden“; und diese antisemitische Woge hat bereits die Jugend in den mittleren Lehranstalten erfaßt.

Aber auch in einsichtigen jüdischen Kreisen wächst die Erkenntnis dieser Gefahr. Sie geben zu, daß zu kaiserlicher Zeit ein solcher Judenhaß nie vorhanden gewesen sei, und sagen offen: „Das alles wird uns teuer zu stehen kommen, und wir werden schwer zu büßen haben.“

Diese Einsicht kommt jedoch reichlich spät, und vielleicht sogar zu spät; denn was die Juden befürchten und was ihnen möglicherweise bevorsteht, ist eine direkte Folge der führenden Rolle, die das Judentum in der Revolution gespielt hat und, vor allem, seines Verhaltens zu der dem russischen Volke verhassten bolschewistischen Macht.

Juden hatten die Hauptmenge der bolschewistischen Kommissare und Funktionäre gestellt; sie haben die bolschewistische Gewalt organisiert und gefestigt, die sich als eine Herrschaft des jüdischen Elementes darstellt, und die Juden haben dieses Regime fortgesetzt unterstützt und gehalten.

So ist ihr Schuldbonto im Laufe der Jahre derart angewachsen, daß sie es kaum noch auf friedlichem Wege werden begleichen können. Das wäre nur möglich, wenn sich die Juden aus einem staatszerstörenden in ein staaterhaltendes Element wandeln würden. Aber selbst wenn eine solche innere Wandlung denkbar sein sollte, bedürfte es eines sehr langen Zeitraumes, um sie zu erweifen.

Baron Foelderjam

# Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungs-austausch dienenden Einsendungen  
sind unabhängig vom Standpunkt des Herausgebers

## Bücher über Astrologie und Seelenkunde

Alle Weltverbesserung von außen her bleibt Stümperei. Ein solcher Weltverbesserer gleicht einem Mann, dem sein Spiegelbild mißfällt, und der zu dessen Verschönerung den Spiegel bemalt.“ — „Der Revolutionär lebt ja ganz und gar vom Alten, gegen das er revolutioniert. Der wirkliche Pfadfinder läßt das Alte auf sich beruhen und geht tatsächlich weiter.“ Diese Worte entstammen einem Büchlein von Oskar A. S. Schmitz, das als Widrus in unsere Zeit hinein-tönen möchte: „Psychoanalyse und Yoga“ (Otto Reichl, Darmstadt). Es bietet wesentliche Aufschlüsse über seelische Fortentwicklung und Heilung krankhafter Veranlagungen. Yoga heißt Sucht oder innere geistige Übung. Wer sie besitzt, der klagt nicht mehr über Unglück, sondern erkennt alles Geschehen als folgerichtige Entwicklung seiner eigenen Verfassung. Mit frei-müthiger Einsicht stellt der belehene Verfasser das Verhältnis zwischen dem Grafen Resslering und sich selber dar, als Bildnis für verschiedenartiges Wachstum nach außen oder nach innen hin (Extraversion und Intraversion). — Hier mag auch das hübsche und lesenswerte Bändchen von Dr. P. Braun „Die Kunst der Selbstheilung“ (F. E. Baumann, Bad Schmiedeberg bei Halle) Erwähnung finden; durch den verstorbenen Coué ist ja diese Methode hinreichend bekannt geworden, und sie übt sicherlich eine ebenso gute wie sichere Wirkung aus — voraus-gesetzt immer, daß der Kranke noch imstande ist, sich selber beeinflussen zu können, und ihm die geistigen Kräfte noch zur Verfügung stehen.

Daß sich in den Bügen der Handschrift die seelische Veranlagung treulich wieder spiegelt, ist nun allgemein erkannt worden, und diese Tatsache findet in Kriminalfällen, bei Fälschungen auch praktische gerichtliche Verwendung. Kürzlich verfaßte der bekannte Schriftsteller Ottomar Enking eine ausgezeichnete Betrachtung „Mensch und Schrift“ (Carl Schünemann, Bremen), in welcher namentlich modernen Schriftzügen Genüge getan und abwechslungsreiches Material dargeboten ist. Wie man es nicht anders erwarten durfte, ist der Inhalt äußerst belebt, dichterisch gesehen und durchleuchtet von psychologischem Wissen und mitschwingender Schicksalserfahrung. — Ein bedeutend umfangreicheres Werk schrieb Dr. Otto Kellner: „Vom Ausdrucks-gehalt der Handschrift“ (Alster-Verlag, Hamburg). Alle Sattungen von Persönlichkeiten sind vertreten: Studenten, Dürren, Verbrecher, Gelehrte, Kranke, Künstler usw. Dieses Buch ist wegen der Ausführlichkeit, Bildhaftigkeit, der sauberen Ubersichtlichkeit sowie tief-schürfenden Erklärungsweise wohl geeignet, zu belehren und zu weisen, zumal zahlreiche Beispiele durch Abbildungen vertreten sind; wem daran gelegen ist, sich selbst und seine Nächsten zu erkennen, sollte diese fleißige Arbeit nicht unbeachtet lassen. Daß sich hier und dort Abweichungen in Einzelheiten der Deutung finden, ist nur erklärlich; äußern doch auch die Ärzte verschiedene Meinungen über einen Krankheitsfall; selber suchen und forschen gilt hier als erstes Erfordernis.

Heftiger umstritten ist selbstamerweise noch die Frage, ob das Liniennetz der Hände Sinn und Bedeutung berge. Nur die dem flachen Rationalismus ferneren Völker besaßen hierin Kenntnisse, und da es Zigeuner gewesen und keine Professoren, so war man allzu geneigt, die Tatsachen lächelnd anzuzweifeln. Und doch ist die unkritische Ungläubigkeit ebenso verwerflich wie die unkritische Leichtgläubigkeit. Professor Kettys Werk „Die Hand“ ist sehr gut von Walter Bergemann aus dem Französischen übertragen und übersichtlich angeordnet (Talis-Verlag in Leipzig); es enthält Einführungen und unterrichtende, besinnliche Abhandlungen sowie zahl-



reiche gute Bildbeigaben. — Von persönlicherer Gestaltung ist das Ergebnis langjähriger Erfahrung, das der bekannte, vielseitige Arzt Dr. Georg Lomer in dem Buche „Die Sprache der Hand“ (F. E. Baumann, Bad Schmiedeberg bei Halle a. d. S.) niedergelegt hat. Es verrät besonders auf dem weiten Gebiete der Medizin erhebliche Erkenntnisse, die bereits gründlich verwertet wurden. Es behandelt die Vorgeschichte, ferner Merkmale am Händedruck und anderen rein „äußerlichen“ Zeichen und Befundungen. Eine Vertiefung erfährt das Werk durch die Zusammenarbeit mit astrologischen Lehren. Die beigelegten Horoskope der Leidenden ergänzen überaus geschickt die Handprognose. Auch Dr. Lomer bekämpft die irrite Meinung, als wären die astrologischen Lehren hinfällig geworden mit der Galileischen Erkenntnis der Erdbrehung um die Sonne. Natürlich bleiben die einmal gewonnenen Erfahrungen immer bestehen, da sie uns ja aus den Planetenständen überkamen, welche an sich keine Änderung genommen haben, auch nicht durch die Befundungen des Kopernikus; hegten wir auch ehemals eine falsche Vorstellung, so vermag sie an der Empirie nichts Wesentliches zu ändern.

Hiermit gelangen wir auf ein Gebiet, über das noch auffallende Unkenntnis verbreitet ist (vgl. meinen Aufsatz „Die Frage der Sternendeutung“ im „Fürmer“, November 1925). Wir erfahren doch nun durch die Funkenapparate genugsam, daß unsichtbare Ätherschwingungen, welche bisher so hartnäckig angezweifelt wurden, wirklich bestehen; also wäre es nach dieser „wissenschaftlichen“ Erkenntnis tödlicher als jemals, den weit stärkeren kosmischen Strömungen den bestimmenden Einfluß auf unser Leben absprechen zu wollen. Es bestehen Zweifel und Mißverständnisse, ob nun jede Willensfreiheit verloren sei und blindester Fatalismus herrschen müsse. Im Grunde wissen wir alle, daß niemand seiner angeborenen Natur leicht hin entspringen kann; wie weit wir sie indessen bewältigen, untersteht eben der uns durch Sterneneinfluß zuteilten Kraft. Den Widerständen werden wir niemals entgehen; wohl aber vermögen wir die Kämpfe auszuwerten: Reibungsflächen schleifen ab und veredeln! Hans Wolf gibt in seiner „Astrologischen Prognose“ (Niels Kampmann, Celle bei Hannover) gerade hierzu manche treffenden Bemerkungen. Sein Werk setzt einige Kenntnisse voraus, belehrt in vertiefender Form, zeigt einige neuartige Auffassungen und ist stark auf die indische Theosophie gestützt, die entgegen der deutschen wurzelstark und unverwässert ist. — Ein Werk, das fast alle strebenden Astrologen als Sprungbrett benutzen, ist die Astrologische Kollektion von Karl Brandler-Pracht (Linser-Verlag, Berlin-Pantow). Die fünf Bände helfen das Rechnen mit Logarithmen überstehen, selbständig das Aufstellen von Lebensspiegeln bewirken; sie leiten recht sicher und hilfsbereit. Die astrologische Prognose erklärt erschöpfend die Deutung der Horoskope, soweit es überhaupt möglich ist bei dem Umstande, daß jedes Horoskop einen Spezialfall darstellt, was leider nur allzu häufig übersehen wird. Fragen der Erziehung, des Berufes, des gegenseitigen Einvernehmens verschiedener Menschen untereinander werden ernsthafter Betrachtung unterzogen. Direktionen (neue Aspektbildungen des stetig fortschreitenden Stundenbildes) lassen erhoffte Blicke in die Zukunft offen, und die Stundenastrologie wiederum beschäftigt sich sogar mit leblosen Dingen wie Haustauf, Wohnungswechsel, Ehebruch, Diebstahl, Erkrankung, von der Gewißheit ausgehend, daß günstige und ungünstige Augenblicke uns manchen Gedanken einflößen und manche Tat bewirken, über denen dann folgenswer das Wirken jener Stunde sich erfüllen wird, der wir unterstehen. Erleichternde Tabellen und sehr wertvolles Material berühmter Persönlichkeiten wie Napoleon I. und III. oder Erzberger, Bebel, Eisner, Marie Antoinette usw. spenden lehrreiche Ausblicke. — Der Übersetzung Wilhelm Wulffs verdankt die seit Jahrtausenden bestehende „Altindische Astrologie“ in Form eines wertvollen Lehrbuches ihre Erweckung (Atair-Verlag, Hamburg). Eine fremde Welt weht uns entgegen mit der Erklärung der Geburten von Asketen und Königen. Erfreulich bleibt die hohe Anforderung, welche der Verfasser Waraha Mihira an die geistigen Fähigkeiten wie auch an die äußere Beschaffenheit der Astrologen stellt, denn nur solche können edle Vertreter dieser Wissenschaft sein, welche so viele Segner und Scharlatane aufweist, wie es leider in allen Wissenschaften sich zu ereignen

pfllegt, und über welche die Meinung verbreitet ist, es handle sich lediglich um blinden Glauben, während alle Kenntnis vielmehr auf rein empirischen Gesetzen beruht. — Alan Leos „Astrologische Lehrbücher“ sind in handlicher und preiswerter Form veröffentlicht (Astrologischer Verlag W. Becker, Berlin-Steglitz); ob es sich nun bei den Einzelbänden um die Begründung der Sternendeutung handelt oder um Erklärung und Berechnung oder um den Einfluß der Planeten in den verschiedenen Tierkreiszeichen —: immer sind die Prognosen klar und sicher. Verfügt man selber über die dringend nötige Intuition, so kann man sich auf diese Hinweise, auch ohne eigene Erfahrung, durchaus verlassen. — In erschöpfender Weise behandelt gerade Band XIX der Astrologischen Bibliothek diese „Symbole des Tierkreises“ (Theosophisches Verlagshaus, Leipzig). Es kann als umfangreiches Sammelwerk gerühmt werden; nur liegt in den zum Schluß angefügten symbolischen Auffassungen immer die nahe Gefahr des blutleeren Mystizismus, welche die Ursache bleibt, daß kritisch rechnende Köpfe die Wissenschaft der Sternendeutung als Hirtengepinst abzulehnen bemüht sind. — Die „Botschaft der Sterne“ aus den Max Heindelschen Erkenntnisbüchern des neuen Rosenkreuzerordens wurde durch Rudolf von Sebottendorf in nachschöpfender Gestalt frei und gelaßig übertragen (Theosophisches Verlagshaus, Leipzig). Das Werk vermag gerade diejenigen, die nicht selbst mit Phantasie und Kombinationsgabe begnadet sind, bei der Arbeit gründlich zu beeinflussen, und zwar in leichtverständlicher und dem Leben völlig angepaßter Form. Dantenswert sind auch die sechsunddreißig angefügten Übungshoroskope mit den Charakterstilen mancher vom Leid (Blindheit, Trunksucht, Wessensheit, Selbstmordmanie usw.) heimgesuchten Nebenmenschen. Eingehende Berücksichtigung erfährt erfreulicherweise auch die medizinische Astrologie. — Ein Buch, das in der Reihe des Lehrmaterials eine außerordentliche Ergänzung bildet, schuf Elise Parter in dem Werke „Astrologie und ihre Verwertung fürs Leben“ (P. D. Veen, Amersfoort, Holland), das für die Lernenden wirklich unentbehrlich ist, wenn sie durch seelische Weiterentwicklung die Aspekte zu lösen bestrebt sind. Das vollständige Fehlen eindeutig materialistischer Prognosen sichert der Verfasserin den Erfolg. Daß sie zuweilen stark theosophische Einstellung verrät, dürfte nur diejenigen stören, die alles Okkulte durchaus abzuweisen beflissen sind. Das knappe Büchlein „Einführung in die moderne Astrologie“ (derselbe Verlag) dieser Schriftstellerin bietet unter den jetzt üppig sprießenden Anweisungen, dem Können der Verfasserin entsprechend, das Beste. — Dem häufig gerühmten Werk von C. Qu. Libra „Astrologie, ihre Technik und Ethik“, das in hervorragender Weise alle nur denkbaren Fragen behandelt mit Hinnelung zu Esoterik und weiter Schau, ist von demselben Verfasser der stattliche Band „Kosmos und Mikrokosmos“ gefolgt (Verlag P. D. Veen, Amersfoort, Holland), eine astrotheosophische Betrachtung von solcher Tragweite und Fernsicht, daß niemand daran vorübergehen sollte, der sein geistiges Auge auf das dem Alltag verschlossene, große kosmische Geschehen hinlenken möchte, auf den erstaunlichen Weltenthythmus des unermeßlichen Raumes. Freilich stellt das bedeutende Werk in seiner gesammelten Darlegung beträchtliche Anforderungen an den Leser, bildet jedoch für die Fortgeschrittenen eine Fundgrube vergessener Schätze und lehrreicher Hinweise. — Da liegt noch ein Buch von Anton Seih vor über „Okkultismus, Wissenschaft und Religion“ (Verlag von Dr. Franz A. Pfeiffer, München), das auf den ersten Blick den theologischen Rationalisten verrät, der alles verstandesgemäß bewiesen zu sehen wünscht, was äußerlich unbeweisbar ist, es sei denn aus der geheimnisvollen Rette der Erfahrung heraus, und der darum hartnäckig zu verneinen bereit ist. Seltsam bleibt immerhin, daß der Verfasser menschliche Fernwirkung gelten läßt, obgleich nach seiner Meinung „selbst die stärkste kosmische Beeinflussung des Temperaments mittels des Gangliensystems nie die Willensfreiheit aufzuheben vermag“, — und daß er viele nach astrologischen Voraussetzungen eingetroffene Tatsachen erzählt, ohne sich des inneren Widerspruchs bewußt zu werden. Wenn Seih schlechthin sagt: „Die Behauptung, die Horoskopie hätte sich irgendwie durch Tatsachen als richtig erwiesen, ist unwahr“, so kann man sich eines bedauernden Lächelns

über solche Unkenntnis und Enge nicht erwehren, zumal wenn der Verfasser gar den „Glauben an eine Allverbundenheit im Weltganzen anzweifelt“.

Wie das Wunder des gestirnten Himmels immer wieder Geist und Phantasie der Völker zu den ewigen Rätseln und Geheimnissen hinangelockt hat, läßt sich aus dem stattlichen Buche von Friedrich Normann „Mythen der Sterne“ (Leopold Klotz Verlag, Gotha) aufs deutlichste wahrnehmen. Zahlreiche Beispiele aus Sage und Dichtung und Märchen der unkultivierten und zivilisierten Völker sind mit freudigem Sammeleifer aneinandergereiht; Abbildungen erhöhen den Wert des schönen Buches erheblich, das allen Freunden auch der Astrologie zum Studium empfohlen werden soll, ebenso wie auch der in dieselbe Richtung führende „Sternweiser“ von Robert Henseling (Greifenverlag, Rudolstadt in Thür.), der eine begrüßenswerte Erläuterung der mannigfachen Sternbilder bietet, unterstützt durch Beispiele aus Sage und Geschichte.

Den Beschluß bilde das grundlegende Werk über „Die Astrologie des Johannes Kepler“, in welchem Heinz Artur Strauß und Sigrid Strauß-Kloebe in anerkennenswerter Weise eine Auswahl aus den Schriften des berühmten Astronomen getroffen und z. T. neu aus dem Lateinischen übersetzt haben (Verlag R. Oldenbourg, München). Keplers Urwürdigkeit, Humor und tiefe Eigenart, welche den Lesern immer wieder in Erstaunen setzen, treten deutlich zutage, desgleichen sein hartes und schweres Ringen um den Alltag, den er so häufig über dem Studium der Sternenwelt vergessen hat. Gerade Kepler ist eines jener oft „massifrierten“ Kinder neuer Geistesströmungen, und sein Wort, daß die Astrologie in ihrem bisherigen Zeitgewand ein närrisches und verworrenes Ding (oder auch „Töchterlein der Astronomie“) sei, wird zwar gern zitiert, doch ohne den unzweideutigen Nachsatz: „aber doch zapft sie uns bei den Ohren und führt uns auf den Kreuzweg, der zur Rechten nach der Philosophie zugehet.“  
 Elisabeth Schellenberg, Frankenhäusen am Kyffh.

## Von geistiger Not und ihrer Überwindung

Unsere geistige Not ist heute noch größer als die wirtschaftliche“, schrieb mir vor einiger Zeit ein sehr bekannter deutscher Verleger, und diese traurige Feststellung lehrt leider überall und in jeder Form wieder, so daß sie nachgerade alltäglich zu werden beginnt. Trotzdem möchte ich sie doch an dieser Stelle noch einmal wiederholen, denn man kann die absolute Bewußtmachung dieses bellagenswerten Zustandes gar nicht eindringlich genug erstreben; ist dies doch die erste Voraussetzung zu jedem Versuch einer Besserung. Es sei darum gestattet, zur Erhärtung der Tatsachen noch eine Briefstelle, und zwar diejenige eines verdienstvollen Autors anzuführen. Es handelt sich da um die Frage, wie man ein neu erschienenenes Buch mit einiger Aussicht auf Erfolg durchsetzen könne. „Man muß, um für dieses Werk zu wirken“, heißt es in dem Briefe, „ganz neue Wege suchen, denn der Weg über Zeitungen und ähnliches ist — glaube ich — völlig verwirtschaftet, nachdem die großen Blätter für geistige Dinge kaum mehr ein Zehntel des Raumes frei haben, den sie für das letzte Fußballspiel oder den letzten Box-Match bereitstellen, und so glaubt man ihnen auch in diesem Zehntel nicht mehr.“

Fruchtlose Resignation darf natürlich trotz und alledem nicht Platz greifen, deshalb verlangt der Briefschreiber weiter, daß man „die Kreise für bestimmte Bücher einfach suchen und festhalten“, daß man „sich mit jedem Buch an sein Publikum wenden“ müsse; nur weiß er leider keine Wege zu diesem Ziel zu weisen. Er konstatiert nur, daß ein solches Vorgehen „neue geistige Gruppierungen“ und „neue geistige Mittelpunkte“ bedingt, und daß es „schwer und schmerzhaft“ ist und „endlose Geduld, immer neue Geduld“ erfordert. Lauter Negativismen also — mit richtiger Blickrichtung allerdings.

Bezeichnend für die Sachlage ist auch das vor längerer Zeit erfolgte Erscheinen einer Broschüre „Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur“ im Verlage des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und der Umstand, daß niemand sich mit dieser Doktorfrage ernsthaft beschäftigte. Im allgemeinen sind unsere Autoren nur darauf aus, fleißig Stoffe zu sammeln und zu verarbeiten, — unsere Verleger, erfolgreiche Buchschreiber zu gewinnen, sie sich gegenseitig abzugeben. Diese Konkurrenzhaft beansprucht einen wesentlichen Teil ihrer Zeit, ihrer Kraft und — ihres Geldes. Man gibt sich so wenig und ungern der Mühe hin, neue und wirkliche Talente zu entdecken; es blüht ja ringsherum soviel Neues und Interessantes: auf tausend Wegen bringen Reime zum Licht. Man überläßt es anderen oder den Talenten selbst, sich durchzuringen, und stürzt dann mit der Lockung des gewichtigen Firmennamens oder auch des relativ großen Geldbeutels auf ihr junges Können los. Selbstverständlich gibt es auch hier wie überall die die Regel bestätigenden Ausnahmen, aber das Volk ist der leidende Teil in dieser Betriebsamkeit. Es wird mit Anklindigungen übersättigt, in immer phantastischeren Lobpreisungen werden ihm die Neuererscheinungen des Büchermarktes ins dröhnende Ohr trompetet, und nun ist es in Folgerichtigkeit dahin gekommen, daß niemand mehr glaubt, keiner mehr weiß, jeder verirrt in einer immer höher ansteigenden Flut treibt.

Glücklich, wer eine bestimmte Lese-, richtung“ sich gewonnen hat, eine bestimmte Linie verfolgt, einen Führer hat, dem er vertraut. Wie viele aber sind es, die so vollbewußt ihren Weg gehen? Von den wenigen, die überhaupt lesen, die allerwenigsten! Die anderen drohen dem Buche abtrünnig zu werden, geben sich lieber bei einer guten Zigarre der Muße des Radios hin und befinden sich wohl dabei. Gewiß, das sind nicht die richtigen Leser und Bücherliebhaber aus Passion; aber hier dreht es sich gerade darum, eine breitere Masse dem Buche überhaupt zuzuführen, das „Volk zu gewinnen“!

Der oben zitierte Buchhändlerbörsenverein hat den Gedanken gehabt, ein Preisaus schreiben zu erlassen: „Welche 12 Bücher aus der Zeit der letzten drei Geschlechter gehören in die Hausbücherei jedes gebildeten Deutschen?“ Von den 13 Preisträgern waren beziehungsweise nur drei von der „Junst“. Ein Beweis dafür, daß die Lösung und Überwindung der geistigen Krise von dieser Seite nicht kommen wird.

Leider reicht der hier zur Verfügung stehende Raum nicht aus, um praktische Vorschläge zu machen. Nur eines sei gesagt, daß jeder zweckbewußt Lesende in sich die Berufung erkennen muß, an der Gewinnung und Wiedergewinnung weitester Schichten des deutschen Volkes praktisch mitzuarbeiten. Nicht nur die Einberufer von Kongressen, die über der Wichtigkeit ihrer eigenen Kursausstellung den eigentlichen Zweck in den Hintergrund drängen, — nicht die Pädagogen, die aus Beruf und — seltener — aus Berufung ihre Röpfe mit dem zerschnittenen Thema beschweren, — nicht die Führer aller möglichen Jugend- und anderer Gruppen, die die Vielfalt ihrer nicht genügend klar erkannten Bestrebungen nicht zu vereinen wissen, können die große Aufgabe lösen, die sie sich in tausend Tagungen kleineren und größeren Formats immer wieder stellen: die stille tätige Kleinarbeit tausender Menschen in allen Gauen des deutschen Vaterlandes zugleich muß einsetzen, um ganz persönlich auf alle ihnen Nahestehenden zu wirken und Vorbild zu sein denen, die auf der Fahrt durchs Leben strandeten und fielen, die Rettung suchen, aber blind ins Dunkle greifen und die nicht wissen, wo Beginn und Ende ist. Zu ihnen geht und spricht und macht es ihnen klar, daß sie dem Allzuirdischen entfangen müssen, daß Umkehr Elnkehr ist und volles Glückgewinnen, daß wahre Freiheit aus der Einsicht blüht, daß wir als Mensch verkörpert auf der Erde wandeln, um etwas Unerhörtes zu erfassen und irdisch nah die Dinge zu begreifen. „Wer sich des tiefen Lebenszwecks bewußt, kennt Arbeit, Spiel, Erholung, Fleiß und Freude. Greift zu den Lebensschätzen, die die Kunst euch bietet! Lernt wieder Bücher lesen! Nehmt jeden Tag euch eine halbe Stunde und seht, was ihr versteht: lernt wieder neu begreifen, bringt in die Wunderwelt des guten Buches ein!

Stellt wenige Bücher auf den Arbeitstisch, die voller Reiz und Ansporn euch erteuern. Streicht

euch die Stellen an, die euch gefallen und lest sie wieder, lest sie noch einmal und sprecht darüber auch mit Freunden und Bekannten! — So etwa sagt es allen, die gewonnen sind. Leih ihnen auch im Anfang mal ein Werk, von dem ihr glaubt, daß es dem Freunde zusagt, zwingt ihn zuerst mit einem leisen Nachdruck, der Trägheit harten Widerstand zu brechen, und immer, wenn ihr's gut und recht beginnt, wird es euch reich und wunderbar belohnen.

Paul Röppe

## Mein Buch

Ob es wohl Menschen gibt, die ihre Bücher so lieben wie ich? Gar viele sind der Bücher müde. Sie haben alles gelesen, was ein gebildeter Mensch kennen muß. Mit dem breiten Stoff langatmiger Romane haben sie sich vollgestopft, neuzeitliche Dichtungen wurden überflogen, Naturwissenschaft, Philosophie, alles wurde gelesen, nur noch das Neueste kann jetzt vielleicht vorübergehend interessieren. Was an innerem Wert aufgenommen und verarbeitet wurde, darf man nicht fragen, erfährt man auch nicht. Mit Schlagfertigkeit wird mit einem Satz jedes Buch kritisch bewertet. Die Hauptsache, man kennt die Titel und die Verfasser, so ist man im Bilde — und gebildet.

Anderer wiederum haben angeblich keine Zeit zum Bücherlesen; und fürwahr, Romane und wissenschaftliche Werte durchzugehen, ist nicht ganz leicht in unserer heut so knapp bemessenen Zeit.

Wieder andere schwören auf ein ganz bestimmtes Buch mit ausgesprochener Tendenz, sei es nun national, sozial, monistischer, pantheistischer. Sie haben ihren Lieblingsverfasser, der alles das sagt, was ihnen zusagt.

Nun möchte ich auch einmal hier zu Worte kommen und meine Gedanken über Bücher sagen.

Ich muß gleich vorausschicken, daß ich über jeder Partei, über jeder Richtung stehe und somit überparteilich bin. Ich liebe nicht nur ein Buch noch einen Verfasser, sondern viele Bücher.

Wenn ich gelegentlich meine immerhin kleine, aber feine Bibliothek mit Blicken überfliege, so ist ganz tief, kaum merklich, ein Aufglänzen in mir. Es ist wie eine feine Bindung zwischen uns, magisch und liebevoll.

Mit Sorgfalt wurden sie gesammelt, manchmal mühselig erstanden, mehrere sind ein Geschenk aus lieber Freundeshand. Jedes Buch entspricht einer Zeit meines Werdens, immer reicher wurde der Bestand, und jetzt sind sie wie ein ständiger trauter Freundestreu um mich versammelt. In meist schmucklosem Einband stehen sie da, ihr Gehalt macht ja den Wert. Auch ist in einigen mancher Satz am Rand vermerkt — ein Zeichen, wie sehr ich mich darein vertiefte.

Es vergeht selten eine Woche, da ich nicht eines davon zur Hand nehme, darin blättere, vielleicht eine Seite lese, um es dann mit stiller Genugtuung wieder wegzustellen. Auch meine Zeit erlaubt mir oft nicht, länger dabel zu verweilen.

Nun, wirst du mich fragen, kennst du denn deine Bücher nicht schon auswendig? Ja, antworte ich dann, und doch nie genug, um mich nicht immer wieder von neuem daran zu erheben. Es ist eine solche Mannigfaltigkeit an Melodie, Schönheit, Wahrheit, Sinn und Leben in ihnen, daß ich stets wie gebannt wieder hinhorche oder — wie manchmal in müden Stunden — mich sanft hinwegtragen lasse.

Oh, wie oft fand ich durch wenige Zeilen wieder Zusammenhang mit Gottes Natur und ihren Wundern, der verwirrende hegende Alltag versank vor der Ruhe und Unendlichkeit des Odems, der uns alle in sich schließt und beglückend mir aus einem Buch entgegenwehte. Zuzeiten aber hatte ich meine Bücher ganz vergessen. Das war, als ich verbittert, voll ohnmächtigen Hohns umherging, gegen Umstände, Schicksal, ja, gegen mich selbst und alle, die mir lieb waren, ankämpfte. Ich wehrte mich gegen das Gute, Kluge, mochte somit auch meine Bücher nicht sehen.

Ich glaubte, mein Wille sei alles, er müsse zwingen, und wildglänzenden Blicks sah ich Welt und Menschen an. Und da ist es mir einmal begegnet — das Wunderbare, das in einem Buche liegt.

Ich war von einem unendlich tiefen Schmerz befangen. Meinem Trost zugänglich, ließen mich meine Lieben allein. Mechanisch griff ich nach einem Buch, das auf dem Tisch liegen geblieben war. Wer weiß, wer es dorthin gelegt hatte, unabsichtlich. Meine Augen gingen über die Zeilen, ohne daß ich sagte. Mir wurde nur klar, daß das gar nicht Ich war, die las, sondern mein rein äußerer Mensch, während ich fern und losgelöst in meinem tiefen Schmerz verkapstelt war. Durch das Fixieren des Gehirns auf die Worte des Buches wurde mir das Gefährliche und Eigene meiner Verfassung bewußt. Ganz mechanisch las ich — da, bei einem Satz, klang es in mir wie ein Ton. Ich hielt inne, lauschte. Eine warme Welle strömte über mich hin, und ich fühlte, wie ich langsam, ganz langsam zu mir selbst zurückkehrte. Ein tiefes Aufseufzen zeugte davon, daß sich ein versperrtes Tor in mir aufgetan hatte. Und was war der Schlüssel dazu gewesen, den niemand fand? Ein schönes Dichterwort, aus blutendem Herzen geboren. Es hatte mich wie ein Blitz berührt und einen Funken in meinem armen, verkrampften Herzen entzündet. Dankbarkeit, beglückende Dankbarkeit stieg in mir hoch. Jetzt las ich weiter, wie berauscht, mit weitoffnem Herzen. Ich wollte mehr des Schönen entdecken. Gott, hier war ja auch mein Schmerz ausgesprochen, nur anders getragen als von mir. Ich hatte mich mit allen Zeichen der Leidenschaft in meinen Schmerz hineingewühlt, hatte aufgeschrien — hier fand ich etwas Größeres. Die erhabene Ruhe über allem Schmerz, die alle Schreie in sich erstickt und den erschütternd schweren Weg dazu. Ein großer Mensch zeigte sein blutendes Herz, wie ich es nie wieder in Wirklichkeit bei einem Menschen wahrnehmen konnte. Das ganze Buch war Leben, echtes schmerzendes gottverklärtes Leben und mir so nahe gekommen, daß ich unmittelbar daraus schöpfen konnte.

Ist es nicht herrlich, daß wir uns so nahe kommen können — im Buch? Uns das Beste sein und geben können und empfangen? Ein Buch ist ja mehr als ein Freund, es unterliegt keinem Wandel wie das Menschengeschlecht mehr und ist der Größe, seines Dichters entsprechend, kristallisiertes Leben. Von diesem Buch aus fand ich dann aus meinem Schmerz zur Welt zurück, durch des Dichters Seele erfaßte ich der ganzen Menschheit Weh und ihren Zusammenhang, unnennbare Schönheit und Trost strich in rhythmischen Wogen über meinen wunden, matten Menschen hin, daß es neu aus mir erblühte, neu an Gedanken, neu an Empfindungen und neu an Kräften.

Ach, und ich wußte nun: Ich bin nicht allein! — Man kann ja so einsam sein in seinem Schmerz, der Schwermut dunkler Vorhang läßt keinen Laut der Welt in uns widerhallen, wir fühlen nur unser eignes Herzzucken, diese stechende Nadel, die den dunklen Vorhang fest zusammenhält.

Echte Freunde gibt es selten. In einem rechten Buch haben wir einen wahren stillen Freund. Wir fühlen uns verstanden, ohne daß wir sprechen müssen, und werden gewahrt: Es gibt noch Größeres als unser Leid und unser Schicksal. Die Tiefe und Schönheit der Wahrheit hebt uns mit mahnend liebevollen Armen über unser Gegenwärtiges hinweg und weist uns immer wieder neue Wege, die zu gehen es sich lohnt.

Was ich meinen Büchern danke, ich sagte es mit nur zu kurzen Worten, und wünsche nur:

Möchtet auch Ihr die rechten Bücher suchen und auch finden! Sie sind der Beachtung wert, diese stillen Freunde der Menschheit.

Ratti André

# Literatur, Bildende Kunst, Musik

## Westöstliche Romane

Anmerkungen zum Werke von Friede S. Kraze

Ist es Fluch, ist es Gnade, daß der Deutsche immer von neuem danach trachtet, in fremde Länder zu schweifen, bevor er die eigenen Bezirke durchforscht und ermessen hat? Ist es seine unstillbare Sehnsucht, über Grenzen zu schreiten; daheim zu sein im Schrankenlosen? Jedenfalls wird der echte, wurzelsichere Dichter niemals seiner Heimat Wesen austilgen, seine innerste Verpflichtung leugnen können. Und wenn Friede S. Kraze sich dem Osten neigt, so ist es nicht nur der fremde Tropfen Blutes, den sie überkommen, sondern das Bestreben, deutsche Art und Sitte gerade dort zu zeigen und zu preisen, wo sie beharrlich und gefährdet ins Nachbarliche überzufluten droht. Hat ja die Dichterin sich in mehr als einem Werke deutlich genug zum Vaterlande bekant; hat sich in der geschichtlichen Erzählung „Der Kriegspfarer“, in dem Kolonialromane „Heim Neuland“, in dem gegenwartdurchzuckten „Dom der Zeit“ der aufbauenden Arbeit gewidmet, — um gerade in drei ihrer entscheidenden Bücher erneut den Schritt hinüber in Grenzländer zu versuchen.

Sie selber rechtfertigt sich also: „Daß gerade Rußland und der russische Mensch mir so besonders nahe und deutlich sind, stammt wohl aus einem starken Einschlag slawischen Blutes in mein ausgesprochen nordisches, wie wir meinen, sogar schwedisches. Vielleicht hat die lebhafteste Blutmischung mich überhaupt besonders geeignet gemacht, Grenzgebiete zu verstehen und mich in sie einzufühlen, Grenzgebiete des Räumlichen wie des Zeitlichen. Absterben und neue schmerzhafteste Geburten, Dumpsheit, Erwachen, Not, Kampf, leid- und lustvolles Werden hat mich immer stärker ergriffen und gelockt als die Ruhe und Vollenbung und das klassische Höchstmäß einer Einzelentwicklung oder einer Epoche.“

Sicherlich bleibt vor allem dieses bewunderungswürdig, wie die ausgreifende Phantasie sich vollkommen im Unbekannten heimisch macht, aber doch immer irgendwie den Duft der Heimat bewahrt und hinüberträgt. Und wenn etwa bei Dostojewski die rasende Flamme, die himmelanglutende, auch mancherlei dumpfen Rauch und Qualm mit emporwirbelt, wenn die Maßlosigkeit seiner Menschen mitunter ein wenig der Hintertreppentromantik nahe rückt, so fühlt man bei der deutschen Dichterin sich doch ständig geborgen im Bekannten, Sicherem und Bewußten.

Da ist die Novelle „Die Birke von Dondangen“ (Verlag E. F. Amelang, Leipzig), die rätselvolle Erzählung von der verhaltenen, verleugneten Liebe zweier starker, nach innen verlorender Menschen und von dem jähen Ausbruch der Leidenschaft, welche dennoch fluchbelastet und unfruchtbar bleibt. Es ist viel Szenerie um die Handlung gebaut; um so bestimmter drängt das Ende heran und entfaltet sich wie eine plötzliche Blüte in unerhoffter Sommerglut. Grenzland auch hier, innen und außen.

Weit und dunkel rauschen die Wälder Rußlands auch durch den schmalen Roman „Jahr der Wandlung“ (Verlag Kösel & Pustet, München), die schwermütigen Aufzeichnungen eines Künstlers, eines Plastikers, der droben, in der großen Einsamkeit des Wipfelwebens, sein bestimmendes Erlebnis erlitten. Fort aus der Tragik der Zivilisation, aus dem Wirrsal der lebenden Städte, aus dem Irrtum des Rausches! Und die Natur, die sich wandelnde, uner schöpfliche, tröstende und erregende, begleitet den Wechsel der Gesehnisse, urtümlicher Gnade voll. Und das mensch-

liche Ereignis, das sich da vollzieht, außer aller Gewöhnung, zeitlos und gesondert? Grenzland... Zwei Gestalten, die sich begegnen, um einander zu gehören, bis die large Weile der Gemeinsamkeit gleich einem Regenbogen verleuchtet, tröstlich und segnend. Man fragt nicht nach äußeren Möglichkeiten; man nimmt das Märchen der Waldwiese wie einen Traum, der schwebend ins Erwachen hinüberklingt. — „Ja, dieses alte Europa war krank zum Sterben. Selbst hier, wo es sich mit Asien berührte“, so klagt es zum Beginn des Buches. „Wo war das Land der Erde, aus dem die Erlösung der Menschen kommen könnte? Oder war es vergeblich, Schiffe der Sehnsucht nach ihm zu entsenden? War es vielleicht ein Land der Seele, das allein in Betracht kam? Das jeder für sich selber entdecken mußte?“ Das ist es, was nottut: ein Land der Seele! Und so finden sich die beiden Seelen, die nach dem altgermanischen Mythos sich Asq und Embla nennen, die Urwesen, die Anfänge der Natur und ihres Wachstums.

Aber nun greift die Dichterin entschlossen in das rege, stürmende Leben der Gegenwart. Ihr Balteneroman „Die von Brod“ (E. F. Amelang, Leipzig) kündigt von deutscher Not, vom freudigen Kampfe der Versprengten draußen auf Vorposten. Welch ein starkes, reiches und gutes Buch! Zwischen den Ufern rollt die Handlung entlang: vaterländisch zuversichtliche Kraft und russische Unterjüngung. Gefahr des Abgleitens in dumpfe Umtriebe, in gefühllose Lockung des Fremden. Deutsches Schicksal. Die Dichterin müht sich um redliches Verständnis, urteilt niemals einseitig befangen; und dies eben steigert den inneren Wert des Romans um ein Beträchtliches. Denn hier gilt das Letzte und zittert in den Herzen dieser aufrechten, bestimmten Menschen: „Nicht Deutschland als geographischer oder politischer Begriff — aber das Deutschland, das sie alle in sich tragen in Gedanken und Seelen, in Willen und Sehnsucht, die Großen und die Kinder, bewußt oder noch schlummernd — dieses Tiefste, Eigenste und Reinste ihres Wesens.“ Und wie leben die Gestalten: die Familie von Brod bis hinab zur kleinen Tanna; die Revolutionäre Ossipoff und Gruschewan; die benachbarten Freunde und Gegner — man bleibt immer regsam und hingenommen. Und auch im Zusammenbruch, in Leid und Entfagung leuchtet das Gestirn überstehender Helmmattreue. In unseren Tagen der Herbstfröste und Verarmung wird dieser Roman ein laises Duften der Verheißung aus fernen Lenzen herüberwehen, denen unsere Hoffnung nur allzu willig entgegenträumt.

Und schließlich weist der Pfad nach Rußland selbst hinein, in diese weiten, zusammenhanglosen, zwiespältigen Gefilde der Barbarei und des Glaubens, des Rückstandes und der Zukunft. „Die Freiheit des Kolja Swanow“ (Hellmuth Wollermann, Braunschweig), noch sicherer, gefaßter in der Entwicklung, bewegter in der Handlung, ein Roman zwischen Tag und Traum, zwischen Gestern und Heute. Es ist nicht nur die grausame Tatsache, daß es eine Zeit gegeben, in welcher der Mensch als Ware gewertet wurde, mochte seine seelische Entwicklung auch noch so hoch geblieben sein, sondern vor allem die tiefe Einsicht, daß jede — auch noch so liebenswürdige — Untreue an sich selber eine Buße und Umkehr heißt. Und so ist der Schlag, der den aus Niederungen angestiegenen, aber noch immer selbigenen Arzt Kolja zurückschleudert, zugleich Mahnung und Prüfung und Erkenntnis. — Man empfindet in diesem vielfältigen und gütigen Buche die russische Welt nicht so unmittelbar wie aus den Dichtungen dieses Landes selber; der Roman der deutschen Dichterin ist verhaltener, gefaßter, ohne Abschweifung und ausbrechende Leidenschaften. Man fühlt es deutlich: hier ist ein religiöses Problem umkreist, und alle Gestalten zielen auf die eine Lösung: Ergebung, Sühne, seelische Auferstehung.

Und so ist das Werk Friede S. Krajes, rüstig ansteigend, immer deutsch geblieben, und vielleicht wird sie, zurückgekehrt aus den östlichen Abenteuern, sich nun um so bestimmter und entschlossener wieder der Heimat zuwenden, wie man nach dem Aufenthalt in fremden Zonen das Mitgeborene, Mitgewordene desto treuer und beglückter wiedererkennt.

E. L. Schellenberg



# Wilhelm Rohde

Zum 50. Geburtstag am 1. März

**E**in Kämpfer um die nationale Sache wird 50 Jahre alt. Voller Blut steckt ihm die Seele, und das Herz ist voll Liebe zur Scholle, zur Heimat, zum Vaterland. Keiner weiß von den heute Lebenden das Lied von der erdbuftenden Heimatflur heller und reiner zu singen als er, der am Ersten dieses Monats auf fünfzig stille Lebensjahre zurückschaut.

Wenn ein Mensch über die Schwelle eines halben Jahrhundertts tritt, dann hört man es gerne, was er uns bisherg ewesen ist. Der aufmerksame „Türmer“-Leser ist schon einmal auf Wilhelm Rohde hingewiesen worden, damals als Professor Dr. Günther Holstein über ihn schrieb. Der Übergang ins zweite Lebensjahrhundert wird aber für Wilhelm Rohde selbst keine wehmütige oder überhebliche Rückchau sein; er blickt mit seinen klaren Augen wie ein Falke und Adler hinüber zu den kommenden Jahren. Auf der Höhe seiner Kraft freut er sich der Dienste, die er seinem Volke leisten konnte, und ist dabei, letzte Höhen zu erreichen.

Darum sei in diesen Zeilen, die den Meister im deutschen Schwarzwald grüßen sollen, nicht die Rede von seinen bisherigen Erfolgen, sondern es mögen hier ein paar Festtagsgedanken niedergeschrieben werden, was wir von ihm noch zu erwarten haben. Das ist rechte Rohde-Art.

Vor seinem stillen Haus im Breisgau, das die schweigsamen Tannen des Schwarzwaldes grüßen, steht in stolzer Kraft ein Johanniter-Mal wie ein treuer Wächter dieser deutschen Heimstatt. Der ernste, kühne Johanniter ist Rohdes Lebenssymbol. Auch er will ein mutiger Wächter des Deutstums sein und hat tausenden in seiner „Burg im Osten“ das Gewissen geschärft und die Herzen stark gemacht. Er weiß gut, daß man den modernen Deutschen nur mit guten Vorbildern gewinnen kann; darum graben alle seine Werke in Zeiten großer deutscher Geschichte, sei es nun in seinen ersten Büchern, deren Stoffe aus der engeren märkischen Heimat genommen sind, oder seien es die späteren Werke wie die „Wittenbergisch Nachtigall“, „Wolfram“ oder „Die Pilgerin“.

Bedeutung wird der Roman werden, der in seinem Jubiläumsjahr erscheinen wird und den er erst kürzlich abgeschlossen hat. Rohde wird darin zum Erzähler des Volkes, der es mit unendlich feinen Szenen versteht, zu der irrenden Seele des modernen Menschen zu sprechen. Es ist etwas ungemein Sympathisches, wenn Wilhelm Rohde gleichsam als sein Jubiläumswort einen Roman schreibt mit dem Titel: „Die liebe Frau von der Geduld“. Die Frau ist oft im Leben des Künstlers ein entscheidendes Moment; hier macht Rohde die liebe Frau von der Geduld zur schicksalhaften Pädagogin aller deutschen Jugend. Wer mit solcher Liebe um die Seele seiner Mitmenschen ringt wie Rohde, dem sind auch noch starke zukünftige Fähigkeiten gegeben, durch seine Kunst zur ganzen Nation zu sprechen.

Wir dürfen von ihm noch manches erwarten. Sein zukünftiges Streben wird ein großes Ziel wollen, allen Deutschen einzuhämmern: Deutsch das Herz, fromm die Seele, klug der Kopf! Daß sein Ziel von starkem Willen aller seiner Freunde mitgetragen werde, das zu erreichen wünschen wir Wilhelm Rohde zum 50. Geburtstag.

Fr. Alb. Böhmte

## Gedankenwerte aus der Gefolgschaft Goethes

**N**icht kritisieren, sondern anzeigen möchte ich hier drei wertvolle Bücher, deren jedes in irgendeinem Sinne von Goethischem Philosophengeist zeitgenössischer Prägung erfüllt ist.

(Wir freuen uns, feststellen zu können, daß auch von anderer Seite das wertvolle Werk Saltichs immer mehr Anerkennung findet. So schreibt die „Schöne Literatur“ (Grolmann): „Es



**Kindergruppe**

**A. Volz**



ist dankbar zu begrüßen, daß sich bei Verlagen der Mut findet, die lange nicht nach Gebühr gewürdigten und, um es zu sagen, die vortrefflichen Werke Saitschids in neuen Auflagen vorzulegen.“ (D. L.)

Neulich erschien von Robert Saitschid (1928) die dritte Auflage seiner „Sprüche in Prosa“, unter dem alten Titel „Wirklichkeit und Vollenbung, Gedanken zur Menschenkenntnis und Lebenswahrheit“ (Darmstadt und Leipzig, Ernst Hofmann & Co.). Indem ich das über 500 Seiten starke Buch mit der Spruchsammlung Goethes in Parallele setze, glaube ich schon auszudrücken, daß dies ein Werk ist, das man sich zum bleibenden Freund machen kann. Es gibt in lebenskundigen Aphorismen, von denen viele an guter Prägung beste Vergleiche aushalten, die Weisheitsernte eines Lebens — nicht im Sinne der trivialen Angleichung an die übliche Weltanschauung des „modernen“ Ritsches, sondern selbständig in echter Nachfolge der großen Kulturlinie von der Renaissance über den deutschen Idealismus bis Wagner. „Was einer für sich selbst denkt, das denkt er auch für andere“ — an diese Schopenhauersche Ansicht vom Wert des Denkens und Schreibens fühlt man sich bei der Lektüre des reichhaltigen Bandes angenehm erinnert. Ich lese gern unentwegte Außenseiter in Aphorismen: denn in ihnen steckt das eigentliche Ethos, das durch Wortverschwendung nur verschüttet wird. Saitschids Aphorismensammlung ist zudem monumental geartet und dadurch wieder ein ganzes System, so daß es sich von Einfällen, die jeder einmal hat, als tüchtiges Kunstwerk unterscheidet.

Was der hier vorgetragenen Weisheit nach meiner Beurteilung eine gewisse Einseitigkeit verleiht, ist die bei den meisten idealistisch wollenden Denkrichtungen vorkommende allzu einfache Erlebung der Widerspruchs- und Spannungsproblematik des Lebens durch reinliche Unterscheidung des „Guten“, das allein richtig, und des „Schlechten“, das durchaus abweisenswert ist. Wie schön wäre die Welt, wenn Dämonisches und Göttliches so einfach auseinander wären, daß man bloß nach der richtigen Seite zuzugreifen brauchte, um aus der Wirklichkeit Vollenbung zu gestalten! Dies scheint mir eine Strukturverlehnung zu sein, die den meisten Menschen eben deshalb einleuchtet, weil sie so einfach ist. Daher predigen sie auch alle Kirchen und Idealisten. Mir scheint dagegen, daß das Verschlungensein des Dämonischen und des Göttlichen in der Menschheit zu vielen Problemen Anlaß gibt, die nicht durch bloßen „Idealismus“, sondern durch Spannungsphilosophie realidealistischer Art ihrer ethisch bestmöglichen Lösung zugeführt werden. (Vgl. hierzu mein Buch „Die Welt als Spannung und Rhythmus“ [Erkenntnistheorie, Ästhetik, Naturphilosophie, Ethik], das soeben im Universitätsverlag von Robert Koske in Leipzig erschien [411 Seiten].) Dies nur als Anmerkung zu dem überaus anregenden, reichhaltigen und lebensweisen Buch eines idealistischen Meisters.

August Ludowicis „Denkfibel“ (München, Bruckmann) teilt auf 135 Seiten eine Fülle echterworbener Einsichten und Anregungen mit, die der langen Lebenserfahrung eines unabhängigen, wirklichkeitsweisen Privatmannes entstammen und von wortreicher und gedankenarmer Phrasologie, wie man sie heute so oft gedruckt sieht, wohlthuend abstricht. In drei Abschnitten, „Dasein“, „Denken“, „Tun“, sucht der Verfasser den großen Hauptgedanken Goethes von der Zweifelt und Ganzheit für das Verständnis der Welt nutzbar zu machen, und ich habe den Eindruck, daß ihm dies weitgehend gelungen ist, wenn man auch über viele Einzelheiten der überlieferten Philosophiegeschichte anders mag denken können. Nicht diese Beziehungen zur Geschichte, in denen besonders Kant eine hervortretende Rolle spielt, sondern die Beziehungen zur Natur und Wirklichkeit des Lebens enthalten Ludowicis starke Seiten. Seine Kritik des Darwinismus ist schlagend: „Damit die Ähnlichkeit für das Fischdasein besser hervortrete, zeichnete Haedel die Embryonen des Menschen absichtlich fischähnlich und nicht getreu nach den Vorbildern der Natur. Das Vergleichen sollte erleichtert werden, das gelang mit der Fälschung.“ Seine methodische Grundeinsicht, welche die Goethesche ist, drückt der Verfasser kurz und klar so aus: „Eine jede Lehre ist erst dann richtig, wenn sie sich an die Natur anlehnt und einen Gegensatz enthält. Sie ist gesund und lebensfähig, wenn sie Ruhe und Bewegung zugleich auf-

weist, sie ist aber faul und totgeboren, wenn sie nur eine einzige Seite beleuchtet.“ Manches schöne Zitat macht die Darlegungen des erfahrenen Praktikers lebendig. Wie man auch über die Eristigkeit der Einzelheiten denken mag: daß die Hauptidee des Buches nicht nur richtig, sondern für unsere Zeit besonders wertvoll ist, scheint mir unzweifelhaft.

Aus Goethes Quelle leitet sich auch das feinsinnige kleine Buch eines offenbar noch jüngeren Verfassers ab: Julius Raab, „Wissenschaft, Philosophie und Kultur“. Dieses stellt sich geschickt in den Kreis der führenden zeitgenössischen Philosophie, soweit sie frei und geistvoll ist, und erspart sich dadurch die Einsamkeit und manchen Kampf, der sonst mit solchen Ideen reichlich verbunden wäre, die den besonderen Zukunftswert der Philosophie für die Kultur mit Goetheschem Mut laut verkünden. Das Wesen der heutigen Kultur liegt im „Übergewicht der Mittel über die Zwecke“. Das Buch läßt in seiner Vertretung intuitiver Erkenntnisformen die wünschenswerte Vorsicht in der Vermeidung des Phantastischen nicht vermissen, und sein ästhetischer Wert macht die Lektüre zur Freude. Das Buch erschien in der Meyerschen Hofbuchhandlung Detmold 1927.

Privatdozent Dr. Ernst Barthel (Röln).

## Dänischer Höferschwan und kanadischer Singschwan

Ein Vergleich der Tierdichter Svend Fleuron und Charles G. D. Roberts

Der Verlag von Eugen Diederichs in Jena hat vor zwei Jahren in der glücklichweise noch immer nicht abgeschlossenen Reihe der Tierromane Svend Fleurons „Die Schwäne vom Wildsee“ in deutscher Übersetzung erscheinen lassen. Seitdem (zweite Auflage!) griffen einige tausend tiergeschichtlich interessierte Leser zu diesem Buche, um beim freudigen Aufnehmen der Bilder und Klänge, der Geschehnisse und Stimmungen eines meisterlich erfahnten und meisterlich gestalteten Stückes des wirklichen Lebens Kunst und Natur in einem zu genießen.

Mancher unter diesen Lesern erinnerte sich vielleicht daran, daß der Höferschwan bei Fleuron schon einmal den Gegenstand sorgfältig einbringlicher Betrachtung bildete, ja, daß der Schwan eigentlich am Anfange der Tierdichterlandbahn steht, die als die glänzendste der Weltliteratur bezeichnet werden darf. Denn das erste Kapitel des ersten Tierromans, den Fleuron schrieb („Die Kalb erzogen wurde“), ist dem zum heimatischen Hirschpfluß im Klampenborger Park zurückkehrenden Schwanenwitwer gewidmet, der in seiner Vereinsamung und Verbitterung geradezu als „das einzige Wilde im Wildpark“ erscheint. Bis dann „Kalb“, der junge Hirsch, ihm mehr und mehr diesen Rang streitig macht.

Aber nur wenige Leser werden sich an ein anderes, gleichfalls literaturgegebenes Bild erinnern haben, das in vielen Zügen mit jenem, das Fleuron vor ihrem Blick entfaltet, übereinstimmt. Es zeigt nicht den Höferschwan inmitten dänischer Landschaften, sondern den Singschwan in den fernen Gefilden Nordamerikas. Das Werk, das dieses zweiten Bildes Farben und Linien schaubar macht, ist das zweite der Tierbücher des Kanadiers Charles G. D. Roberts, das der Universitasverlag in Berlin unter dem Titel „Jäger und Gejagte“ in deutscher Übersetzung herausgab.

Selbsterständlich vermag Roberts in der knappen Gebrängtheit seiner Skizze — sie heißt „Hüter des Nests“ und umfaßt 41 Druckseiten — nicht genau ebensoviel darzubieten, wie Fleuron in seinem Roman auf 162 Seiten. Fleuron schildert ein ganzes Lebensjahr des fast zwei Jahrzehnte alten Schwanenpaares Troll und Lille, und es zeigt im Wechsel und in der Fülle seiner Freuden und Leiden den durchaus typischen Verlauf. Roberts stellt nur den Bruchteil davon dar: den Zug der Schwäne von den palmumfäumten Lagunen Floridas zu dem unwirtlichen, mit

Kleinscen durchsetzten Ländergebiet am Nordwestufer der Hudsonbai, das Bauen des Nestes und das Verteidigen der Eier und später der Jungen gegen feindliche Angreifer. Bei Fleuron findet sich sachlich das gleiche auch. Denn die Gattung der Schwäne hat in ihren beiden bekanntesten Arten nur geringe Unterschiede, die sich hauptsächlich auf die Haltung der Flügel und des Halses, auf die Färbung des Schnabels und den Tonfall der Stimme erstrecken. Der Hergang und Ausgang der Ereignisse zeigt daher bei beiden Dichtern so starke Übereinstimmungen, daß die Nichtgleich-Ärteigkeit der Hauptträger der Handlung (Höckerfchwan — Singschwan) kaum auffällt. Die Tierpersönlichkeiten freilich, die in den Rollen der feindlichen Partner auftreten, sind hier und dort nicht dieselben. In Dänemark nehmen Dachs und Hund die Stellen ein, die in Kanada Fischmarder und Luchs innehaben. Aber hier wie dort wird mit gleicher Unerbittlichkeit gekämpft, und die Schwäne tragen den vollen Sieg davon.

Es ist außerordentlich reizvoll und zugleich aufschlußreich, zwei kurze, inhaltlich fast gleiche Stücke aus den Erzählungen der beiden Dichter miteinander zu vergleichen. Die überraschende Ähnlichkeit, die sich da sowohl bezüglich des Dargestellten als auch bezüglich der Darstellung ergibt, könnte leicht die Überzeugung auskommen lassen, daß auch zwischen den beiden Dichtern eine nahe, innere Verwandtschaft bestünde. Aber diese Meinung wäre falsch! Es liegt nur der eigenartige Fall vor, daß jene beiden Richtungen der Kunstübung, die seit den Urzeiten des menschlichen Schaffens als lebendige Gegenpole einander gegenüberstehen, sich im Gebiet der Dichtung auf eng umgrenztem Felde begegnen. Beim gleichen Stoff vollzieht sich das ewig neue Widerspiel zwischen dinghafter und denkhafter Kunst mit mannigfachen Stufen, Mischungen und Zwischenformen.

Fleuron sucht und hält den Naturstoff, um ihm vom eigenen Innern her erhöhten Wert zu verleihen. Er reißt die Gelassenheit des Alltags in die Erhabenheit des Sonbertags empor und hat dabei ein gutes Gedächtnis für eindrucksvolle Gesamt- und Dauerbilder, die er von der empfindend sinnlichen Anschauung her bis in mythische und mystische Ahnungen hinein ausweitet und überstrahlt.

Roberts hat die erhöhende Innenwertung schon bereit, wenn er sich dem Naturstoff zuwendet. Er überwindet den Gleichmut der Alltäglichkeit durch die Erhabenheit der Feiertunde und hält mit dem, was er aus flüchtigen Einzelzuständen und -vorgängen erfaßte, auch das fest, was die Einsicht in ihre Ursachen und Bedingungen ihm erschloß.

Nur so ist es möglich, daß die Gaben beider Dichter in kaum unterscheidbarem Maße Wirklichkeitsgeläufige, lebendurchzitterte Gestalt gewinnen und aufweisen.

In der Schilderung des Kampfes zwischen Höckerfchwan und Hund findet sich bei Fleuron folgende Abschnitt (Seite 55 und 56):

„Mit ausgebreiteten Schwingen drückt sich Troll (der Schwanenwatter) über die Stelle, an der der Unglückliche (der Hund) verschwand. Seine hinterhältigen, kleinen Kohlenaugen glühen vor Rachedurst, und der starke, gezahnte Schnabel mit dem abscheulichen Nagel reißt das Hundefell in Fetzen, sobald er sich oben zeigt. Ein Fauchen, als rühre es von einer Schlange her, entringt sich der Schwanentehle; dazwischen aber sieht der Hund, wenn er den Kopf einmal über Wasser hat, mit Dankbarkeit das Himmelsblau über sich.

Schnaufen und Pusten nützt freilich dem Ärmsten nicht mehr viel. Erstidend strömt das Wasser ihm in die Schnauze und fließt in einem dicken Strahl durch den Hals in ihn hinein. All seine Kratzbürstigkeit ist einer einzigen, großen Verwirrung gewichen ob dieses plötzlichen heftigen Überfalles.

Es war ein Ereignis, wie er es nicht erwartet! Beißen mag er nun nicht mehr, nur solle man ihm gestatten, lehrzumachen und davonzutrotten.

Weißer Nebel von gespreizten Flügelflächen senken sich unablässig auf ihn herab, und sobald er nach oben gelangt, setzt es Schläge sowohl von den Flügelgelenken als auch von den Schwimhäuten und den scharfen Krallen. Schließlich trampelt der Schwan auf ihm herum wie auf einer Insel — und die Insel weicht willenlos, hinab in die Tiefe.“

Bei Roberts hat die entsprechende Stelle, die dem Kampf zwischen Singfwan und Fischmarder entnommen ist, folgenden Wortlaut (Seite 133 und 134):

„Der ‚Fischer‘ tauchte unter, aber in seiner Überraschung nicht schnell genug, einem schrecklichen Hieb zu entgehen, den der Vogel mit dem mächtigen Schnabel über sein rechtes Licht führte. Für Sekunden war er auf diesem Licht blind, aber zugleich beinahe wahrjinnig vor Wut. Daß irgendein armseliges Ding aus Federn ihm widerstehen könnte, war unglaublich! Sofort kam er wieder an die Oberfläche, warf sich halben Leibes über das Wasser und führte mit seinen langen, weißen Fangzähnen einen grausamen Vorstoß. Da aber geriet er in einen unerhörten Aufruhr von wild schlagenden Flügeln, schäumendem Wasser, einem nie gehörten Bischen und starken, weißen, blendenden Federn. Was er mit seinen tödlichen Riefen zu erschnappen bekam, war nichts als ein Maul voll dieser Federn. Ratlos würgend, fiel er zurück, tauchte wieder unter und trachtete, zu einem mehr versprechenden, seiner Kraft besser angemessenen Angriff zum zweiten Male zu erscheinen. Aber da, etwa einen Fuß unter der Oberfläche, fühlte er sein Genick von einem Paar stahlharter Zangen eingeklemmt. Der Schwan hatte seinen langen Schlangenhals ins Wasser getaucht, als wollte er nach Wurzeln von Seelilien fischen. Jetzt hatte er den Feind zu packen getriegt und schüttelte ihn wie ein Terrier einen alten Schuh. Sein Hals und Schnabel waren für diese Art Kampf wie geschaffen, denn Seewurzeln sind zähe, und sie auszureißen, bedarf gewaltiger Kraft.“

Jeder der beiden Tierdichter gestaltet, wie es seinem Wesen gemäß ist. Fleuron stellt sich in die Natur hinein und schreibt grundsätzlich von ihr aus. Roberts steht der Natur gegenüber und schreibt vornehmlich von sich aus. Bei Fleuron ist die Naturhaftigkeit des eigenen Wesens das Mittel und das Maß des Erfassens und des Formens. Er zeigt die Tierwelt inmitten der wechselreichen Bedingungen der Landschaften und Jahreszeiten, und er tut das, um in ihr Wesen tieftens offenbar werden zu lassen. Jedes leichte Wehen und jedes starke Brausen im Walten und Wandeln der Zustände und Vorgänge sind ihm Ausbruch und Bestandteil der Natur, die ihm Herz und Sinn gefangen nehmen. Seine Freude besteht darin, die natürlich lebendige Welt zu sehen und zu verstehen und ihr darin nahe zu sein. Bei Roberts ist die Naturhaftigkeit des eigenen Wesens gleichfalls das Maß und Mittel des Erfassens und des Formens. Aber er zeigt Landschaft, Jahreszeit und Tierwelt nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um seiner schöpferischen Fähigkeiten und phantasiedurchströmten Kenntnisse willen, denen er damit zu denkend gestaltender Tat die Mittel und Maße zur Verfügung stellt.

So spricht denn Fleuron die Sprache des wiedergebend Darstellenden, Roberts die des gebend Darstellenden. Fleurons Gestalten sind ausgewählt, behauen und eingeordnet. Bei Roberts ist jedes Dingsstück überprüft, ausgemeißelt und eingebaut. Fleuron erzählt in voller Durchführung aller bildgebenden Linien und Farben. Roberts schildert straff und gewollt. Der eine holt die Stimmung und ihre Voraussetzungen aus der Natur, der andere legt sie hinein.

Fleuron wird, weil er vom Stoff her gestaltet, stets zum sachgerechten Stilisten. Er sucht die stoffgemäße Form, weil er zuerst den Inhalt hat. Roberts arbeitet von vornherein planvoll, weil er zuerst das Problem hat und von der Idee her nach dem Stoffe greift. Der eine packt die Wirklichkeit und gibt ihr Sinn und Tiefe durch die Fassung. Der andere besitzt von Anbeginn das zweckhaft eingestellte Gegeneinander der Bewegung und geht dann in zuverlässige Erinnerungen zurück, ohne noch der sichernden Aufzeichnung nach der Natur zu bedürfen. Während Fleuron sich an die Tiere als lebendige, seelenbegabte Wesen hält, nimmt Roberts sie — wenn auch dem Sein nach ebenso — als Träger und Maß formgewordener Kräfte, die er gegeneinander ausspielt. Doch läßt er dann im Streite nicht die rohe Gewalt siegen, sondern die durch besondere Bedingungen zu gesteigerter Machtentfaltung erhobene Tierpersönlichkeit.

Fleuron ist als Wirklichkeitsdichter Impressionist und Psychologe, Seher und Deuter. Ihn lockt und fesselt stets das Ganze mehr als das Einzelne. Der ungewöhnliche Grab seiner Naturnähe verleiht ihm als Tierdichter die Kongenialität für die Stoffbemeisterung, die in gleicher Voll-

endung keiner neben ihm erreicht. Roberts schreibt, weil er Erinnerungen von sinnfälliger Klarheit und Frische hat. Veranlaßt wird sein Schreiben durch seine Einsichten und Absichten, begründet jedoch durch seine hundertfältigen Beobachtungen und seine noch zahlreicheren Überlegungen. Die frühere äußere Schau vermittelt ihm das gegenwärtige innere Gesicht. Daneben besitzt er eine von unmittelbarem Augenblicksbahnen hergeleitete Einschau in die Seele des betrachteten Tieres, die bei ihm stets die Führung der dramatisch bewegten Handlung entscheidend mitbestimmt.

Zusammenfassend darf daher gesagt werden, daß Fleuron und Roberts nicht Stufen der Tierdichterschaft bedeuten, sondern Arten. Von beiden Dichtern im Zusammenhang sprechen, heißt also, ihre Verschiedenheiten aufdecken und hervorheben. Ist Fleuron der naturverbundene, subjektiv aufschließende Erlebnisgestalter, so Roberts der naturvertraute, objektiv aufweisende Erkenntnisgestalter. Trotzdem der eine die Gesamtheit des Ich zum reflexlos hilfsbereiten Diener seiner Darstellung macht, der andere aber zum beherrschenden Gebieter, kommt doch im fertigen Werk eine Ähnlichkeit zustande, die sich nur daraus erklärt, daß die Schöpfungen beider zwischen Ich und Welt einen Ausgleich bilden, der hier nicht anders zu erreichen ist als durch die gebend nehmende Stoffgemäßheit, die beide Male den Namen trägt: Naturgerechtigkeit.

In solch unterscheidendem Mitgehen die Fülle der Leistungen beider Dichter zu betrachten (von Ewend Fleuron liegen bisher in deutscher Übersetzung acht Tierromane vor, von Charles G. D. Roberts vier Bände mit tiergeschichtlichen Novellen), das bietet Reize von seltener Art, weil es Einblicke gewährt in die Zwiefältigkeit des Schaffens beim künstlerischen Menschen überhaupt.

Adolf Glupe

## Bühnenvolksbund und Freie Volksbühne

Diese beiden Bünde liegen sich oft in den Haaren, denn sie vertreten grundsätzlich zwei verschiedene Richtungen. Die Freie Volksbühne ist von der Berliner Demokratie und Sozialdemokratie ausgegangen und täuscht eine „Vereinigung freier, souveräner Kunst“ vor, vertritt aber in Wahrheit alle Belange, die irgendwie links eingestellt sind und ist von Partecipolitik trotz aller Redensarten nicht freizusprechen. Dagegen bildete sich der mehr konservativ eingestellte Bühnenvolksbund; er wünscht die Kunst nicht losgelöst von den nationalen und religiösen Belangen, sondern organisch damit verbunden und gilt im ganzen als „christlich und deutsch“.

Im letzten Heft des „Bühnenvolksbundes“ (Reichsblätter, 3. Jahrgang) greift nun Dr. Joseph Nowak einen Hauptvertreter der Freien Volksbühne, Julius Bab, in sachlicher Form grundsätzlich an, im Anschluß an eine Entschließung des Magdeburger Volksbühnentags. „Einerseits nämlich“, sagt Nowak, „soll die Kunst frei und souverän sein, andererseits aber auch menschenbildend, was doch bereits einer Einschränkung der Souveränität gleichkommt. Und wenn wir fragen, ob zu den verworfenen politischen Gesichtspunkten auch die revolutionären zählen, ob außer den konfessionellen — besser gesagt christlichen — Gesichtspunkten etwa auch die sozialistischen abgelehnt werden, so sind wir leider ohne Antwort geblieben. Es sieht doch sehr danach aus, als ob nicht die politischen, sondern die nationalen, als ob nicht die konfessionellen, sondern ganz einfach die christlichen Gesichtspunkte von der Freien Volksbühne verworfen würden. Und das trotz der betonten ‚Freiheit und Souveränität‘ der Kunst... Vor diesem inneren Widerspruch wurde die Freie Volksbühne durch die — Biologie gerettet. Und zwar ist der sattem bekannt: Julius Bab der Theater- oder Kunstbiologe, dessen Meinungskampf mit dem Kommunisten Ernst Toller uns die Magdeburger Resolution begreifen lehrt. Ein Glück, daß die abendländische Wissenschaft bereits die Disziplin der Biologie besitzt. Sie allein ermöglichte es Julius Bab, eine peinliche Zwischenfrage Ernst Tollers abzutun. Toller, der Intolerante, betrachtet die Kunst als



Mittel zum Klassenkampf, als Ausdruck des Klassenkampfes. Von seinem Standpunkt aus stellte er mit vollem Recht die Frage, ob, da man sich zur „Souveränität der Kunst“ bekannte, ob denn die Volksbühne gegebenenfalls auch bereit wäre, ein Drama von nationalem oder nationalistischem Charakter (wir dürfen gewiß hinzufügen auch von christlichem Charakter) aufzuführen, wenn eben nur die künstlerischen Voraussetzungen erfüllt wären.

Und gerade in diesem entscheidenden und höchst interessanten Augenblick mußte die Magdeburger Formel die Biologie in Anspruch nehmen. Julius Bab erklärte nämlich, solche nationalen Kunstwerke (und doch wohl auch christliche?) seien wohl theoretisch, nicht aber biologisch möglich. (!) Bab nannte als Beispiel etwa ein Schlageter-Drama. Große Kunstwerke könnten in dieser Richtung gar nicht entstehen. Es sei darum ausgeschlossen, daß die Volksbühne jemals vor die Notwendigkeit der von Toller vorgesehenen Entscheidung gestellt werde.“

An dieser höchst fragwürdigen Erklärung des „Biologen“ Bab übt Nowak mit Recht Kritik. „Nun erhebt sich die Frage, wenn Männern wie Bab (Bab ist eben so wie Toller Jude. S. 1.) die Erlebnissnähe zu christlichen und nationalen Kunstwerken fehlt: wer entscheidet denn dann darüber, welches Werk ein Kunstwerk ist und welches nicht? Auf Grund welcher Kriterien kann denn eine Dichtung als Kunstwerk bezeichnet werden? Sind diese Kriterien Eigentum einer ausgewählten Schar Berliner Kritiker?“ Nowak fügt hinzu, Herr Bab scheine Literaturpapst werden zu wollen (Anlagen sind dazu da. S. 1.), denn eine Stellung zum nationalen Kunstwerk ist ihm überflüssig, denn solche Werke (wie er behauptet) gibt es heute nicht und kann es nicht geben!“

Die Wahrheit ist, so meinen wir unsererseits, daß der Standpunkt der „freien souveränen Kunst“ völlig in der Luft schwebt; es ist ein literatenhafter Standpunkt; und die Antisemiten haben nicht unrecht, wenn sie diesen Standpunkt dem Vordringen des wurzellosen Judentums in der Literatur zuschreiben, das weder christliche noch nationale Belange zu fördern den Drang in sich spürt und dann einfach behauptet: es ist kein Kunstwerk! Deshalb ist es ein Unding, sagen die Antisemiten, wenn jüdische Führer ein christlich und nationales Volk leiten wollen; da muß dann die „souveräne freie Kunst“ herhalten. Heuchler! Nein, das mag in einem Warenhaufe angehen, aber nicht im Reich der deutschen und christlichen Gemütskräfte. In Wahrheit sind die Führer der Freien Volksbühne nicht objektiv; ihr Parteistandpunkt schillert bewußt oder unbewußt durch; während der Bühnenvolksbund offen und ehrlich seine Verbundenheit mit nationalen und christlichen Belangen zugibt, ohne daß er deshalb in Tendenzmacherei zu geraten braucht.

Bab hat nun in der „Volksbühne“ (Zeitung für soziale Theaterpolitik und Kunstpflege) geantwortet. Da lesen wir:

„In den ‚Reichsblättern‘, die der Bühnenvolksbund herausgibt, findet sich ein Aufsatz von Dr. Joseph Nowak mit dem Titel ‚Julius Bab als Biologe‘. . .

Bei dem Vortrage in Magdeburg, in dem es meine Aufgabe war, die Grenzen zwischen Theater und Politik zu ziehen, entwickelte ich den Begriff der souveränen Kunst. Ich sagte, daß nur die formende Kraft, mit der ein Werk zu Gefühlsmacht über die Zuhörer kommt, für uns entscheidend sein könne, daß aber keine politische Gesinnung irgend einer Art, die sich im Rohstoff des Wertes abspielt, an und für sich Grund sein dürfe, ein Werk anzunehmen oder abzulehnen. Zu den zahlreichen entrüsteten Einwendungen, die in der Diskussion Ernst Toller gegen mich vorbrachte, gehörte auch die Frage: ob die Volksbühne denn um des Standpunkts der souveränen Kunst willen auch ein Stück spielen müsse, das in künstlerisch bedeutender Weise Tendenzen im Sinne der Schlageter-Poesie oder der Fredericus-Filme zum Ausdruck bringt. Darauf antwortete ich, die Existenz eines solchen Stückes (das bei hoher künstlerischer Qualität allerdings auch die Volksbühnen verpflichten würde) ist eine rein theoretische, aber keine biologische Möglichkeit. — Es ist dieser letzte Satz, an den sich die kritischen Ausführungen des Dr. Nowak heften.

Der Sinn meiner Worte ist klar und ist auch von Dr. Nowak ziemlich richtig verstanden worden. Ich bin der Meinung, daß die Tatsachen uns stündlich beweisen: Es gibt oberhalb aller Zeiten

und Bedingungen eine künstlerische Wirkung an sich; es gibt eine Kraft, mit der große Kunst überall den ihr gegebenen Stoff (und alles, was in jeder Zeit lebt, ist für die Kunst Stoff!) durchbringt, um bleibende Erschütterung zu wecken. Wenn trotz völliger Verschiedenheit jeder Lebensbedingung eine Komödie des Aristophanes, ein Lied des Li-tai-pe, eine Novelle des Boccaccio heute einen französischen Bürger oder einen deutschen Arbeiter ergreifen können, so muß es eine letzte Kraft der Kunst geben, die sich an nichts als das Zeitlose im Menschen wendet. Und hierin hat der zu Unrecht viel verspottete Begriff des ‚Menschlich-Großen‘, zu dem alle Kunst strebt, seine Begründung. — Das war es, was ich die ‚souveräne‘ Kunst nannte, das ist es, was theoretisch sich zu jeder Zeit, an jedem Stoff vollziehen kann. Theoretisch, aber nicht praktisch! Denn was ich mit den biologischen Bedingungen der zeitlosen Kunst meine, ist, daß es in jeder Epoche nur bestimmte Interessentkreise, bestimmte äußere und innere Stoffgebiete geben wird, bei deren Durchbringung das Wunder der großen Kunst geschieht, bei deren Anblick die tatsächlich vorhandenen großen Talente der Epoche zur Betätigung gereizt werden.

Über diese Grundanschauungen wird Dr. Nowak vielleicht sich mit mir noch verständigen können. Seine Meinung ist nur, daß es volle Willkür ist, zu meinen, von der nationalen Tendenz oder vom christlich-konfessionellen (?) Standpunkt her könnten heute solche großen künstlerischen Kräfte nicht mehr in Bewegung gesetzt werden. Dies scheint mir nun der Punkt zu sein, wo die Tatsachen laut und deutlich gegen den Standpunkt des Bühnenvolksbundes sprechen.

Wir sind keineswegs unempfänglich für große dramatische Kunstwerke, die aus der christlichen Anschauung hervorgegangen sind, als diese noch (?) eine wirkliche lebendige Volkskraft bedeutete. Das alte Spiel vom ‚Jedermann‘ ergreift uns, es gibt Dramen von Calderon, die uns kaum weniger wichtig sind als Werke von Sophokles oder Shakespeare, und keine Volksbühne wird daran denken, sich dem Erlebnis solcher Gedichte zu verschließen. Auf dem Magdeburger Tage ist schon davon die Rede gewesen, daß ein Werk wie Kleists ‚Prinz von Homburg‘ aus einem nationalen Erlebnis in solche Menschheitstiefe gewachsen ist, daß es auch für jede Volksbühne ein unentbehrliches Gut bedeutet. Daß wir vom Volksbühnenstandpunkte aus also große Kunstwerke ablehnen, nur weil ein christliches oder nationales Erlebnis sie entzündete, ist nicht richtig.

Eine ganz andere Frage aber ist, ob aus diesen Bezirken heute noch (!) die Anregung zu einer großen dramatischen Dichtung zu erwarten ist. Diese Frage aber wird verneint — wahrhaftig nicht von unserem privaten Wähnen, sondern seit mehr als dreihundert Jahren durch die Geschichte des Dramas! Das neue Drama ist in dem Moment entstanden, als die Welt der Renaissance den Menschen in seinem unchristlich irdischen Wert wieder entdeckt hatte und sich im England Shakespeares vollendete. Seitdem hat es nur den einen christlichen Reaktionsversuch in Spanien gegeben, aber eine Fülle großartiger Variationen des unchristlich-irdischen, zum Teil sogar des betont unchristlichen Dramas. Es ist (und darin besteht ja die ewige Repertoirenot des Bühnenvolksbundes!) ohne Gewaltanwendung, ohne absichtliches Zubrücken beider Augen, völlig unmöglich, auf einer Bühne, die nicht der souveränen Kunst an sich, sondern nur der christlich grundierten Kunst offen stehen will: Lessing und Goethe, Hebbel und Anzengruber, Ibsen und Büchner, Wedekind und Beaumarchais zu spielen. Wenn all diesen Dramatikern höchst verschiedener Art seit dreihundert Jahren kein einziger von annähernd gleichem Rang entgegenzustellen ist, der vom christlichen Weltgefühl ausgeht, so sieht das doch wahrhaftig nicht nach willkürlicher Meinungsäußerung einiger Volksbühnenleute, sondern nach einem vollkommen unmißverständlichen Edikt der Weltgeschichte aus. Das sind die ‚biologischen‘ Tatsachen, die gegen das christliche Theater des Bühnenvolksbundes sprechen und für die freie Kunst, die wir meinen.

Aber nicht minder deutlich äußert sich die Geschichte des Dramas über die spezifisch nationale Kunst. Der schon erwähnte ‚Prinz von Homburg‘ ist, so weit das Auge blickt, die letzte dramatische Dichtung großen Formats, die ihre Entstehung einem wesentlich nationalen Feuer verdankt. Aber seit mehr als hundert Jahren sehen wir die steigende Bedeutung, die der Stoff der sozialen

Kämpfe für den dramatischen Dichter hat. Der Weg von Hebbel zu Ibsen und Shaw ist weit und bekannt genug. Wenn im ungefähr gleichen Zeitraum das heftig verpuffende, so sympathische wie unschöpferische Talent eines Wildenbruch sich mit rückwärts gewendeter Begeisterung am nationalen Thema abmüht, während Gerhart Hauptmann, das schöpferische Genie der Epoche, vom leidenschaftlichen Anteil am sozialen Problem vorwärtsgetrieben und in Schwung gesetzt wird, ist das ein Zufall? . . .

Eine höchst bezeichnende Antwort! Das Christentum ist über die Welt gegangen, hat sich der Menschheit seit Golgatha auf das allertiefste eingeprägt, so daß sich kein Mensch mehr auf der verwandelten Welt seinem Einfluß entziehen kann — und Herr Sab, in seiner alttestamentlichen Religion stehengeblieben, behauptet einfach, „aus diesen Bezirken wäre nichts mehr zu erwarten, dafür aber hätten wir eine großartige Fülle von „betont unchristlichen Dramen“. Nun, da müßte man sich denn doch von ganz anderen Höhen her darüber unterhalten, was Christentum mit all seinen Ausstrahlungen eigentlich heißt. Wir haben in solchem Zusammenhang keine Lust dazu, begnügen uns aber mit folgenden Feststellungen. Wir ertennen unsererseits nicht nur schon im berühmten Antigone-Wort oder in Goethes „Iphigenie“ oder in Shakespeares Weltanschauung vorchristliche und christliche Höhepunkte, sondern jeder geübte Blick wird den Geist der Weisheit und der Liebe, der durch das Christentum hindurchgegangen ist, auch in allen andern großen Künstlern, als den Vorkämpfern der Menschheit, erblicken müssen, wenn er nur ein bißchen den Blick dafür geübt hat — bis herauf zu Richard Wagner und zum „Antichristen“ Nietzsche. In dieser verworrenen und wurzellosen Zeit stehen freilich die Verneiner — wie Sab und die Seinen — im Vordergrund. Wo ist etwa Grillparzer auf dem Bühnenspielplan geblieben? Wo Hebbel oder Otto Ludwig? Will das „Publikum“ diese Dichter nicht mehr — oder sind die jüdischen Direktoren die ablehnenden? Aus welchen Gründen lehnt es z. B. die „Freie Volksbühne“ in Weimar ab, Lienhardts außerordentlich erfolgreich gespielten „Münchhausen“ oder „Gottfried von Strakburg“ in den Spielplan aufzunehmen? Da müssen dann andere Ausreden herhalten. Oder wo bleibt z. B. Paul Ernst? Wo Eberhard König etwa mit seiner edlen Dietrich-Erlogie? Machen Sie uns doch kein Geschwätz vor, meine Herren! „Die ganze Richtung paßt uns nicht“ — da steckt das ganze Geheimnis. Und in dieser Hinsicht wirken Sie Tag und Nacht in Kritik und Kaffeehausgesprächen, um die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Der Bühnenvolksbund hat recht, dreimal recht, daß er diese Frage wieder einmal anschnitt.

S. S.

## Frauenbücher

Immer ist es für den Betrachtenden von Reiz, dem Werden einer Künstlerpersönlichkeit in ihren eigenen Aufzeichnungen, seien es Briefe, Tagebücher oder Erinnerungen, zu folgen. Von doppeltem Reiz ist es bei Frauen, die diesen Weg gegangen sind, da die meisten unter ihnen mit erhöhten Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und nicht nur den äußeren Zugang zum Reich der Kunst sich bahnen mußten, sondern in den meisten Fällen erst gewissermaßen von sich selbst frei werden mußten, ehe sie der Stimme ihres Innern zu folgen wagten.

So freuen wir uns der wachsenden Zahl von Büchern, die uns Aufschluß darüber geben, wie Frauentum und Kunst sich verbinden lassen. Den Anfang bilde das Erinnerungsbuch der Baltin Monika Hunnius, die den Anhängern des Salzerschen Verlags durch seine Schilderungen aus ihrer nordischen Heimat („Mein Onkel Hermann“, „Aus der Zeit der Volkshewitensherchaft“) bekannt geworden ist („Mein Weg zur Kunst“, Salzer, Heilbronn). Wir bekommen darin einen guten Einblick in die deutsche Musikerwelt im letzten Viertel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ihr selbst war es nicht gegeben, über die Randbezirke in die Welt der Kunst selbst zu dringen. In ihrer Natur lagen zu große Hemmungen, als daß sie ihr Inneres im Gesang hätte ausströmen lassen können. Sie kam nicht über die „isländische Pastorentochter“ in sich

hinaus. So wurde sie Gesanglehrerin in ihrer Heimat und erfüllte dort und in den mannigfachen Schicksalen, die sie wiederholt mit kranken und hilfsbedürftigen Menschen zusammenbrachten, ihr eigenstes Schicksal: zu dienen. So ist das Buch trotz seines Titels mehr eines vom Frauen- als vom Künstlertum.

Den Abstand ernennt man erst ganz, wenn man damit das Erinnerungsbuch an Eleonora Duse vergleicht, das Edouard Schneider bei Grasset, Paris, hat erscheinen lassen und das überseht im Inselverlag herausgekommen ist. Hier ist die geborene Künstlerin, die aus Nacht und Elend sich den Weg bahnt zur höchsten Höhe der Kunst. Freilich zu der vergänglichsten Kunst, die mit dem Künstler verweht. Es liegt dadurch eine Tragik in diesen vermittelnden Künsten selbst, während sie auf der andern Seite ihren Trägern eine unmittelbare Macht über die Menschen geben, wie sie in diesem Maße kein anderer Künstler kennt. Die Tragik der Duse liegt aber tiefer. Sie, die als Mensch einen unerhörten Reichtum der Empfindung, des Verständnisses, des Mitleidens und Mitleidens in sich trug, die von ihrer Kunst die höchste und idealste Auffassung hatte, die in ihr wirklich ein Priestertum sah — sie suchte ihr Leben lang nach den Dichtungen, die ihrer suchenden Seele entgegenkamen, sie suchte ihr Leben lang nach dem Theater, auf dem sie nicht nur Geld für gierige Impresarios spielen, sondern ihre Ideen wirklich werden lassen konnte. Der erste Schmerz lag in der Zeit und ihrer Nation beschlossen, der andere fällt ihrem verständnislosen Volk und seinen großsprecherischen Führern D'Annunzio und Mussolini mit zur Last.

Eleonora Duse, die gewissermaßen aus dem Instinkt spielte, konnte es nur in ihrer Muttersprache tun, so gut sie auch andere Sprachen, besonders das Französische, beherrschte. Es gab aber kaum ein italienisches Drama großen Stils, auch heute haben wir nur Ansätze. Überseht war vor allem das französische Gesellschaftsdrama der Dumas, Augier, Labiche. Daß eine Feuernatur wie Eleonora Duse selbst in der berühmten „Kameliendame“ nur unvollkommen geben konnte, was in ihr war, ist jedem Kenner dieser Dramen klar. Ein einziger hat sie in das Bereich großer Dichtung eingeführt: Ibsen. In seiner „Frau am Meer“ fand sie die dichterische Gestalt, die ihrem Innern am meisten entsprach. Aber leider teilte ihr Publikum durchaus nicht diese Vorliebe, ein Beweis, wie wenig es vom innersten Wesen der Künstlerin verstand. Wiederholt wird ihr, besonders seit ihrem zweiten Auftreten nach dem Kriege, bei ihren Kunstreisen von ihrem Impresario, ihrem „Skavenhändler“, wie sie ihn nennt, zur Bedingung gemacht, dies Werk nicht zu spielen. In dies Leben, voller Einsamkeit trotz aller Bewunderung und Freundesliebe, tritt der feinfühligste Franzose Edouard Schneider, der vielleicht der treueste Freund ihres Lebensabends geworden ist und ihr mit seiner jungen Frau wenigstens zeitweilig etwas wie Seelenheimat schenkte. Seine Erinnerungsblätter sind voll von jener Ehrfurcht vor menschlicher und künstlerischer Größe, wie sie etwa Edermann Goethe gegenüber befehlen haben mag, nur daß hier noch ein unendliches Erbarmen mit der inneren und äußeren Schutzlosigkeit und Hilflosigkeit der Frau hinzukommt. Wahrhaft erschütternd lesen sich die Kapitel, in denen er von ihrem vergeblichen Bemühen, in Rom ein kleines Theater zu erringen und dem ihr antwortenden Phrasenschwall von D'Annunzio und Mussolini berichtet, besonders wenn man damit vergleicht, was Frankreich einer Künstlerin von zu mindesten geringerem menschlichen Formate, der Sarah Bernhardt, geboten hat. Alt und krank muß Eleonora Duse nach Amerika gehen, um den Verpflichtungen gegen die von ihr abhängige Künstlerschar nachzukommen. Dort stirbt sie in einer der häßlichsten Städte der Erde, in Kälte und Winterdunkel, sie, die ihre sonnige Heimat und das blaue Meer über alles geliebt hatte. Ihrem Leichenzug bereitet Italien den Triumph, den es der Lebenden nicht gegeben hatte.

Es ist ein künstlerisch geformtes, künstlerisch gesehenes Buch. Aber sein tiefster Wert liegt, wenigstens für unser deutsches Gefühl, in der menschlichen Wärme, mit der es das Geschick dieser „ewigen Pilgerin“ erzählt. „Ich gehe wie eine, die ihre Straße weiß, während ich doch im Grunde meines Wesens einem inneren Rhythmus folge, der mich immer vorwärts trägt. Was werde ich am Ziele eines so langen Laufes finden? Vielleicht . . . die geheime Süße, meinem

Schicksal gefolgt zu haben. Vielleicht! Das ist es, was ich hoffe, und was ich gelitten habe — ich vergesse es.“ Das Wort ist unter den zahlreichen, die von ihr angeführt werden (und die das Buch unmittelbar wie eine Selbstbiographie wirken lassen), für die geistige Haltung der Künstlerin vielleicht am meisten kennzeichnend.

Welch ein Abstand von dieser selbstlosen Güte zu dem Tagebuch der George Sand, das kürzlich eine Enkelin von ihr herausgegeben hat! Dieses Buch (*Journal intime, Calman-Lévy, Paris*) ist ein wertvolles Dokument für die Entwicklung der Frau aus einem abhängigen, nur von andern bestimmten Wesen zu einem, das zu sich selbst erwacht ist und ein eigenes Gesetz in sich spürt, dem sie gehorchen muß. Es ist ein Kampfbuch, ohne sich so zu nennen. Diese Frau rang mit dem Leben, mit den Menschen, besonders den Männern, mit denen sie ihr Weg zusammenführte, von denen mehr als einer ihr Herz entflammte, und von denen doch keiner es halten konnte. Daraus Schmerz, Verzweiflung, Todesverlangen, besonders nach dem Bruch mit Alfred de Musset, über den so viel herumgerätselt worden ist, bis jetzt endlich über „die Liebenden von Venedig“ Klarheit herrscht. Immer bleibt sie Siegerin in ihren Kämpfen, denn auch ihr gab ja ein Gott zu sagen, was sie litt. Aber sie bleibt nicht unverehrt. „Härte, Ironie, Verachtung, Ungerechtigkeit in jeder Form“ sind nach ihrem eigenen Wort die Eigenschaften, die sie ganz gegen ihre Natur langsam in ihrer Seele wachsen sieht. Und doch bekennt sie: „Es ist nicht der Glaube, es ist die Liebe, die Berge verseht.“ Diese Liebe bringt sie am reinsten ihren Kindern entgegen. Nächst ihnen den Armen ihres Dorfes, in deren Not sie früh verstehende Einblicke getan. So kann sie wohl am Ende von sich sagen: „Ich habe alles gebüßt, alles wieder gut gemacht, soviel an mir lag.“ Ihr Leben klingt in Frieden aus. Mehr vom Menschen als von der Künstlerin spricht sie in diesen Aufzeichnungen. Doch erhalten wir einige wertvolle Aufschlüsse, besonders über den Roman „Lélia“, den sie nach dem Bruch mit Musset schrieb und der damals ungeheuer viel Staub aufwirbelte. Sie bekennt, daß in allen seinen Personen ein Stück ihres Lebens stehe, in einem anderen Zeitpunkt und von einem anderen Gesichtspunkt gesehen. Dies menschlich Wahre ist es wohl auch, das auch heute noch den Werken der George Sand einen Leserkreis verschafft und ihren Worten über die Beziehung von Mensch und Künstlerin in ihr Wert verleiht.

Wenn bei ihr diese Reflexionen nur für sich, gleichsam unabsichtlich, gemacht sind, so haben wir in Gabriele Reuters Buch „Vom Kinde zum Menschen“ (S. Fischer, Berlin) eine bewußt geformte Darlegung eines künstlerischen Entwicklungsprozesses. „Die Geschichte meiner Jugend“ hat sie das schöne Buch anspruchslos genannt. Aber es bietet viel mehr. Es ist ein Ausschnitt aus dem Deutschland der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, so wie es sich in dem begüterten Bürgertum, das mit dem Abel schon in enger Fühlung war, abspielte. Das elterliche und verwandtschaftliche Milieu, in dem das Kind heranwächst, ist typisch für die geistig interessierte, künstlerisch veranlagte, konservativ gerichtete „gute Familie“ jener Jahrzehnte. Diese so lebendig, wahr und doch künstlerisch geformt vor uns gestellte Welt wird einmal als ein nicht unwichtiges Stück deutscher Kulturgeschichte gelten können. Wichtig vor allem dadurch, daß sie den Nährboden gab, aus dem die Menschen einer neuen Generation die Kraft saugten, sich gegen diese Welt aufzulehnen und ihren eigenen Weg zu gehen. Selten ist mir bei einem Erinnerungsbuch so klar geworden wie bei diesem, wieviel von den Vorfahren in dem Enkel lebendig weiterwirkt, auch wenn dieser Wege einschlägt, über die sich besagte Vorfahren noch im Grabe umdrehten, wie der Volksausdruck so anschaulich sagt. Leider, leider läßt uns die Dichterin nur bis an die Türe mitgehen, die sie in das neue Land der Kunst und des auf sich gestellten Lebens führt. Wir erleben ihre teils aus Not, teils aus innerem Drang geschriebenen ersten schriftstellerischen Versuche, in denen sie noch andere nachahmt, immerfort bewußt und noch mehr unbewußt, reichste Nahrung trinkend aus all dem Schicksal, eigenem und fremdem, das ihr begegnet. Wir hören noch von dem langsamen Wachsen ihres Romans „Aus guter Familie“, den sie selbst nur zagend aus der Hand gibt und der sie mit einem Schlag in die ersten Reihen der deutschen Dichterinnen versetzt. Dann bricht das Buch ab, nur noch in wenigen Strichen den äußeren

Lebensumriß seiner Schreiberin andeutend und die innere Entwicklung, die ihre Seele genommen hat. Und da stellt sich eine seltsame Parallele zu Eleonora Duse heraus.

Eduard Schneider erzählt, wie diese Künstlerin, je mehr ihr Leben voranschritt und seine Rätsel sich lösten, um so mehr ihr Herz Gott neigte, dem Gott, der die Liebe ist und sich als solcher geoffenbart hat. „Du suchtest mich nicht, du hättest mich denn schon gefunden.“ Dies Wort Pascals steht als Motto über einem der Schlußkapitel. Ganz ähnlich bekennet Gabriele Reuter, die ausführlich die Loslösung ihrer Jugend von den überkommenen Formen des Christentums erzählte, wie ihr langsam „aus der entgötterten Welt“ wieder Gottes und Christi Antlitz emporsteigen. „Oft ist mir zumute, als hätte ich eben erst angefangen, ein Christ zu sein und als läge noch ein weiter Weg der Erfahrung und Entwicklung vor mir, ehe ich herangereift sein werde zu einem Streiter für das Reich Gottes auf Erden, das Reich der Liebe.“ So reichen sich über die Schranken der Völker hinweg gleiche Seelen die Hand.

Gabriele Reuter spricht im letzten Kapitel von der menschlichen Enttäuschung, die ihr ein tieferer Einblick in die Münchener Künstlerkreise gegeben habe. Mitten hinein in sie führt uns das Tagebuch der Gräfin Franziska Reventlow, das eine ihrer Verwandten mit ihren dichterischen Werken und einem in unangenehmem Ton geschriebenen Vorwort herausgibt (München, Langen). Franziska Reventlow ist auch eine Tochter „aus guter Familie“, die aber, als sie endlich die Freiheit erlangt hat, kein Gesetz und keine Grenzen mehr kennt, sondern der Stimme ihres Blutes in jedem Augenblick folgt. Dabei liegt auf allem ihrem Tun, so merkwürdig das Wort auch klingen mag, etwas wie Unschuld. Es ist wirklich so, als ob sie „jenseits von Gut und Böse“ stände, richtiger, als ob sie den Begriff der Sünde gar nicht kannte. Ihr Tun kommt aus der Wahrhaftigkeit ihrer Natur. Nur wenn sie einmal von dieser abweicht, hat auch sie das Gefühl begangenen Unrechts. Etwas von einer antiken Hetäre lebt in ihr, die ja auch, wie uns das Beispiel der Aspasia zeigt, in ihrer Zeit Achtung erfahren konnten. Nur kommt bei Franziska Reventlow ein neues Moment hinzu: sie ist mit Hingabe und Leidenschaft Mutter, so ausschließlich Mutter, daß sie von dem Vater ihres Kindes nichts wissen will. Unter den größten Opfern und Entbehrungen zieht sie „Bubi“ groß, und wenn man manchmal auch verschriebener Meinung über ihre Erziehung sein kann, unzweifelhaft tut sie alles, ihn zu einem gütigen und graden Menschen zu erziehen. Man kann dies Menschenschicksal nirgends einordnen. Es besteht für sich. Daß es keinerlei normativen Charakter haben kann, wird auch dem klar sein, der nicht den Maßstab bürgerlicher Moral anlegen will. Die beigegebenen dichterischen Werte erreichen nirgends die Lebendigkeit und den hinreichenden Schwung der Tagebuchblätter. Interessant ist auch hier zu verfolgen, wie sie fast wider Willen, aus Selbstnot Schriftstellerin wird, während ihre künstlerische Natur immer wieder in der Malerei das Feld ihrer Betätigung zu finden glaubt.

Machen wir hier einen Seiten sprung und weisen hin auf das Jugendbuch der Helene Voigt-Diederichs „Auf Marienhoff“ (Jena, Diederichs). Im Gegensatz zu Gabriele Reuter tritt die Person der Erzählerin ganz zurück. Sie könnte ebensogut nicht mit dabei gewesen sein. Aber nein, dann wüßte sie es uns nicht so behaglich zu machen auf diesem alt-schleswiger Hof und wüßte auch nicht mit solcher Liebe „von Leben und Wärme einer Mutter“ zu erzählen. Auch dies Buch ist kulturgeschichtlich interessant und zudem mit schönen Bildern aus der alten Heimat geschmückt. Aber durch diese absichtliche Zurückhaltung der Erzählerin bekommt es etwas Unpersönliches, als ob jemand über die starken Farben eines Bildes leise gewischt habe, damit es nicht so leuchte.

Mag sein, daß dieser etwas blasse Eindruck wie herbstlicher Abendhimmel bei mir mithervorgehoben wurde durch die Nachbarschaft eines anderen Buches, das auch aus Norddeutschland kommt, aber mit den leuchtenden Farben von blühender Heide, glutendem Himmel und widerspiegelndem Wasser in unserer Seele haften bleibt. Es ist der stattliche Band, in dem uns Briefe und Tagebuchblätter von Paula Moderjohn-Beder mit biographischer Verbindung und einem erläuternden Vorwort geboten werden (München, Kurt Wolff). Eigentlich ist dieses über-

flüchtig, wenigstens insoweit es die mitgeteilten Selbstzeugnisse erläutern will. Denn zu wem diese nicht selbst mit unwiderstehlicher Gewalt sprechen, dem helfen auch die Einführungen und Erläuterungen nichts!

Welches Leben! Es will mir scheinen, als ob ich noch nie von einem Frauenleben gehört hätte, das diese unerhörte Selbstverständlichkeit der inneren und äußeren Entwicklung gehabt hat. Wie ein Baum ist sie, der aus seiner Wurzel wächst, grade und kraftvoll, dem Sonne und Wind helfen, den die Stürme umblasen und biegen, der aber seine Wurzeln nur immer tiefer senkt in Gründe, darein der Menschen Blick nicht reicht, die ihn betrachten. Sie können ihn nur anschauen und bewundern oder tadeln: er wächst weiter, wie das Gesetz des Wachstums es ihm gebietet. Was auch kommt, Gutes und Schlechtes, Glück oder Leid, Förderung oder Hemmung — alles wird wachsen. Und als sie mit 31 Jahren stirbt, nachdem ihr noch das lang und still ersehnte Glück der Mutterschaft zuteil geworden ist, da ist man so benommen von all dem Reichtum, der da so selbstverständlich auf den weißen Blättern ausgebreitet liegt, daß man zuerst nicht weiß, ob man das letzte Wort der jungen Toten: „Wie schade!“ wiederholen soll oder ob nicht der Tod hier ein in sich schon gerundetes Leben abgeschlossen hat, dem man kaum noch etwas zuzusetzen wünscht. Nur ganz selten hat man bei jungen Toten im Reich der Kunst dies Gefühl, das sie gesagt haben, was ihnen der Welt zu sagen aufgetragen war; daß sie darum so schnell und hoch wuchsen, daß sie darum mit so eiligen Schritten der Vollkommenheit zuschritten, weil ihnen nur kurze Zeit gegeben war.

Ganz seltsam ist bei Paula Beder das früh ausgesprochene Wissen um ihr frühes Ende. — Ein Mensch mit ungewöhnlichen Anlagen, aufgewachsen in einer mit Liebe und Harmonie gesättigten Umgebung, aufs tiefste mit Eltern und Geschwistern, besonders einer Schwester, verwachsen, ohne Herzensstürme in eine auf Liebe und gemeinsamen Idealen aufgebaute Ehe fast unmerklich hineingeschritten, nur einmal einen inneren Abschied von einer Freundin, der Frau von Rainer Maria Rilke, erlebend, so scheint ihr Menschen- und Frauenleben, als sie endlich auch noch Mutter wird, glücklich wie nicht allzu oft eins. Und doch füllt sie das alles nicht bis zum Letzten aus. Sie ist im wahrsten Sinne eine Priesterin der Kunst. Immer stärker wird die Kunst die herrschende Göttin. Wenn in dem stillen Worpswede der Quell ihres Schaffens versiegt, so muß sie fort, sie kann sich der gebieterischen Herrin nicht entziehen, sie muß das Opfer der Trennung von ihren Liebsten bringen. Wie oft lehrt in ihren Briefen und Tagebuchblättern das Wort wieder: Die Kunst ist schwer, schwer! Beinahe wäre auch ihre Ehe daran zerbrochen, wenn auch nicht ihre Liebe zu ihrem „König Roter!“ Aber sie findet den Weg zu ihm zurück und diesmal am Ende des Weges das heiß ersehnte Kind. 19 Tage später stirbt sie! —

Und jetzt, da ich ihren Weg noch einmal zurücksehe, steigt doch eine Frage auf: Wie wäre ihr Leben weitergegangen? Hätte das Kind sie halten können, wo der geliebte Gefährte es nicht konnte? Vielleicht ist auch das ein Grund, warum man ihren Tod nicht in dem Sinne tragisch empfindet wie etwa den Heinrich v. Kleists. Rein Sturm hat die feine, grade, stolze Birke zerspellt, da sie der Tod in sein Land verpflanzte. An der Biegung des Weges wartete aber vielleicht schon der zerspellende Sturm!

Erst nach ihrem Tode hat die zünftige Kritik die überlegene Kunst dieser Frau anerkannt und in ihr eine Wegweiserin in die Zukunft gesehen. Sie ist es vielleicht auch noch in einem anderen Sinne, der ihr freilich noch ganz verborgen war, verborgen sein mußte. An ihrer Entwicklung kann man zeigen, was der Sinn einer wirklichen deutsch-französischen Zusammenarbeit auf geistigem Gebiet ist. Seit Paula zum erstenmal als Malschülerin in Paris war, wird in ihr fast jedes Jahr das unabweisbare Bedürfnis wach, ein paar Monate dort zu verbringen und sich neuen Schwung zu holen, nicht nur für ihre Kunst, sondern auch für ihr Leben. In einer Fülle von Beobachtungen und Bemerkungen gibt sie ihr tiefes Eindringen in französische Art kund. Es gibt kaum ein Buch in deutscher Sprache, das dies in gleichem Umfang, gleicher Gründlichkeit und Tiefe tut. Sie sieht genau, was die französischen Künstler vor ihren deutschen Kollegen, was

das Volk vor ihrem eigenen voraus hat. Aber sie sieht grade darum auch klar, was wir vor den Franzosen voraus haben, und ihre eigene Kunst wird in der Berührung mit der fremden Sicherheit, aber nur in ihrer eigenen Richtung vertieft. Diese Vereinigung von Abstand und Nahkommen, von Aufnehmen und Sichbewahren, von liebevollstem Verständnis und klarer Kritik und dabei dies immer klarere Sichbewußtwerden der eigenen Art möchte man allen wünschen, die sich auf irgendeinem Gebiete mit diesem großen europäischen Problem befassen!

Wie stark die Künstlerkraft von Paula Moderjohn-Beder auch war, ihr frühes Sterben hat die Zahl der hinterlassenen Werke notwendig beschränkt. Sie hat neue Wege gewiesen, die sie selbst nur ein Stück gehen konnte, und wir wissen aus ihren Aufzeichnungen, daß sie selbst sich bewußt war, erst am Anfange ihrer Möglichkeiten zu stehen.

Einer anderen Frau ist es vergönnt, bis auf den heutigen Tag ihr bildnerisches Schaffen fortzusetzen und jeder erreichten Stufe eine neue hinzuzusetzen. Ihr Werk liegt jetzt in guten Reproduktionen vor. Ja, da es ein graphisches ist, nicht wie bei der andern ein malerisches, so kann das Rätke-Rollwih-Werk ganz andere Eindrücke vermitteln als dies bei der Malerin möglich ist. 153 Bildtafeln in Großformat in ausgezeichneter Technik reproduziert, dazu eine Einführung und ein guter Leinenband (Dresden, Reißner). Das alles für 13 *M.* Man fühlt sich in die besten Buchhändlerzeiten vor dem Kriege zurückversetzt! Im Inhalt allerdings weniger. Wohl sind die meisten dieser Bilder schon vor dem Kriege entstanden. Aber unsere Augen waren noch nicht so geöffnet für ihre Modelle, wie sie es heute sind. Denn Rätke Rollwih gibt vor allem Bilder der Armut und Not: armselige Kinder, ausgemergelte Frauen, niedergedrückte Männer. Daneben ein paar große Serien, deren Kraft aber auch aus der Beobachtung der Gegenwart geschöpft ist: der Bauernkrieg und der Weltkrieg. Es steigt ein unendlicher Jammer aus diesen Blättern auf, ein Jammer, der um so lauter redet, weil die Menschen, die uns die Künstlerin zeigt, selbst schweigen. Sie haben nicht das Wort, um ihrer Not Ausdruck zu geben, sie haben nur die hilflose, stumme Gebärde: „*Rain, wo ist dein Bruder Abel?*“ Diese unerbittliche Frage schwebt über all diesen Blättern. An uns ist sie gerichtet, die wir die Früchte der heutigen Gesellschaftsordnung genießen. Eine Anklage sind diese Bilder. Und doch sind sie nicht nur das. Sie drücken nicht nur nieder, wie das die meisten naturalistischen Dramen tun, die ihre Gestalten aus den gleichen Kreisen nehmen. Denn inmitten all dieser Armseligkeit, der Körperlichen und der geistigen, leuchtet bald hell, bald fast verglimmend das Licht der Seele. Es liegt manchmal in diesen häßlichen Gesichtern (in dem abschiednehmenden Paar S. 81), in den zu ihren elenden Wärmern sich beugenden Müttern, in den an Liebnechts Leiche sich neigenden Männern. Sie alle haben etwas von der Seele, die in altdeutschen Bildern oder bei Rembrandt durch alle Häßlichkeit hindurchscheint. Nimmt man dazu einige Köpfe von jungen Arbeiterfrauen, die voller Zuversicht und ruhiger Kraft dreinschauen, und die beiden glücklichen Mütter mit ihren lachenden Kindern (S. 108 und 109), so könnte man den Sinn dieser Bilder fast dahin zusammenfassen: Auch im Proletariat lebt eine Seele, die nur darauf wartet, an das Licht zu kommen und sich zu entfalten. Wann ist Raum genug da, daß auch ihr das möglich ist?

Künstlerisch zeigen die Bilder eine stetig sich aufwärts entwickelnde Linie, die besonders an den Selbstbildnissen der Künstlerin sichtbar wird. Seit dem Kriege hat sie sich auch des Holzschnitts bedient, der ihrer herben Art ungemein entgegenkommt. Unvergesslich bleibt das Bild der beiden ineinanderversunkenen Frauen, der alten und der jungen, die wohl die Nachricht vom Tode des Sohnes und Gatten erhalten haben. Es ist, als ob alles Frauenleid, das der Krieg getostet hat, darin versteinert sei. Aus eigenstem Erleben ist grade dies Bild erwachsen, denn das Werk ist dem bei Dirmuiden'gefallenen Kriegesfreiwilligen Peter Rollwih, ihrem jüngsten Sohn, gewidmet.

Im dem Vorwort will Artur Bonus nachweisen, daß Rätke Rollwih in ihrer Kunst religiös sei. Mir scheint der Nachweis nicht gelungen, weil die Deutung dieses Wortes willkürlich und gezwungen ist, und weil die dunklen Worte gar nicht zu dieser einfach großen Kunst passen. Aber um einiger Briefstellen willen von Rätke Rollwih selbst, nimmt man auch das Vorwort mit in



den Kauf. Mir selbst scheint diese Kunst aus dem tiefsten Quell des Christentums gespeist: aus der Liebe zu allen Mühseligen und Beladenen. „Mich jammert des Volkes!“ könnte man über all diese Bilder schreiben, und wie inbrünstig wünscht man, daß diese Not wieder einmünden möchte in das Meer der göttlichen Kraft und Güte. Und wie sehr wünscht man, daß diejenigen, die sich dessen Hüter, bestallt oder nicht bestallt, nennen, diese Bilder sehen und an ihnen ihre Augen klar werden, wenn sie es noch nicht sind, für die Not rings im Lande, die schreit! Es schiene mir den tiefsten Sinn dieser Kunst mißzuverstehen, ja sie entweißen, wer vor diesen Bildern nur ihren ästhetischen Wert würdigen und bewundern wollte. Aus dem Leben ist sie geschöpft, aus dem Erbarmen erwachsen. Dem Leben will sie dienen, indem sie das Erbarmen weckt und die Gewissen wachruft.

Kann eine Frau ihr Frauentum schöner mit ihrer Künstlerkraft einen?

Dr. Klara Marie Faßbinder

## Franz Huth

In England, wo sich alles nach einem ungeschriebenen gesellschaftlichen Kodex richtet, steht die Aquarellmalerei in höherer Blüte als in Deutschland, aus dem einfachen Grunde, weil eben dieser Kodex als Schmutz des wirklich eleganten Damenzimmers nur Aquarelle gestattet. Das hat naturgemäß eine englische Aquarell-Kultur zeitigt, die der deutschen wesentlich überlegen ist; denn nicht nur Übung, auch Nachfrage zeitigt Meister.

Warum der Deutsche das Ölbild unter allen Umständen vorzieht — dieses Geheimnis mögen die Leute lösen, die sich mit Sammlerpsychologie befassen, wofür es deren gibt. Sicherlich hat es der ausgesprochene Aquarellist bei uns nicht leicht, und er muß schon ein großer Köhner sein, wenn er sich durchsetzen will.

Ein solcher ist Franz Huth. Er hat sein ganzes Leben mit eisernem Fleiß und tiefem Verständnis nur der Kunst der Wasserfarben gewidmet und ist damit zu vollem Erfolg und allgemeiner Anerkennung gelangt — allen Vorurteilen zum Troß. Freilich ist es auch etwas Besonderes eines seiner so reizvollen Blätter zu besitzen: Technisch vollendet, mit besonderen — sagen wir seelischen Kräften ausgestattet, bedeutet es immer einen guten, freundlichen Hausgeist, der Anmut, Eigenart, Glanz und Wohlbehagen atmet, und der immer wieder das Zauberwerkstück vollführt, den Beschauer aus dem Grau des Alltages in eine bessere Welt zu entrücken, wo es nicht Neid, nicht Mißgunst, nicht Hohn und säuerliche Besserwissererei gibt, sondern eitel Bejahung und Freude an den schönen Seiten des Lebens herrscht. Das hat natürlich seinen guten Grund wie alles auf Erden, denn sie sind eben nicht mehr und nicht weniger als das Spiegelbild der Seele dessen, der sie schuf. Was aber von dieser Seele zu halten ist, dieser Seele eines gottbegnadeten, klugen, heiteren, gütigen und allesverstehenden Menschen, das können vor allem die sagen, denen Meister Huth als Mensch und Maler zum Freunde geworden ist. Huth ist in seinen Werken so recht eigentlich ein Erzleher zur Lebenskunst. Ein stiller Erzleher zur rückhaltlosen Freude an den vielen schönen Dingen dieser Erde, zur Freude, die sein eigenes Leben durchtränkt und die ihm Evangelium bedeutet, unerschütterlich durch all die tausend kleinen Widerwärtigkeiten, die keinem erspart sind, der mit der Öffentlichkeit in Berührung kommt.

Man kann Huths Kunst nicht modern nennen, aber sie ist auch weit davon entfernt, unmodern zu sein; es steckt in ihr etwas, das sie über den Zeitgeist erhebt: Sie ist allgemein menschlich, sie ist Ausfluß einer Persönlichkeit, die über den Dingen und den Zeiten steht und darum fast allgemeingültig wirkt; in ihr lebt sich ein Mensch aus, der sich sorglos ganz so geben kann, wie er ist — das macht sie so erfreulich und unmittelbar lebenswürdig.

Das Schöne ist das Wahre + X. Das hat Lombroso vor vielen Jahren einmal definiert und damit angedeutet, daß für die Beurteilung von Kunstwerken ein unwägbarer Rückstand bleibt. Für eine frühere Periode war dieses X das Schlagwort Persönlichkeit, der Expressionismus fand es

im Ausdruck, die jüngste Zeit glaubt das Rätsel mit dem Worte „neue Sachlichkeit“ zu lösen, alle haben bis zu einem gewissen Grade recht und auch wieder unrecht. Das geheimnisvolle X enthält sicherlich alle diese Fermente, aber es hat auch noch andere Bestandteile, ich möchte sagen magischer Art, die sich vorläufig noch der Analyse entziehen.

Franz Huths Kunst ist durchaus persönlich, sie ist durchaus seelischer Ausdruck, sie verläßt nie die Pfade klarer Sachlichkeit; und doch ist ihr Wesen damit nicht erschöpft. Ihren eigentlichen Zauber kann man mit diesen Bezeichnungen nicht umschreiben, es ist ein „mehr“ an ihr! Bald möchte man dieses „mehr“ Kunst der Atmosphäre nennen. Wenn man eines seiner Interieurs aus den Prunkräumen des Darmstädter Schlosses längere Zeit betrachtet, dann wird das dargestellte Gemach plötzlich lebendig. Der Geist uralter Kultur vermittelt sich, Gestalten erscheinen, vornehme Herren und Damen in prächtigen Uniformen und Kleidern, und ehe man sich's versteht, ist man Zeitgenosse Napoleons oder der großen Landgräfin Caroline. Dann wieder möchte man es Märchenkunst heißen. Ich besitze eine Studie von ihm: Rosa Fingerhut-Stauben am geheimnisvoll dunklen Waldesaum! Man betrachtet es länger — auf einmal ist man mitten im Märchenzauber, man hört vereinzelt Amselgeschlag, Insekten summen, kübler Baumodem steigt auf, und plötzlich lüpft der Zwergenkönig schmunzelnd den Hut vor den erstaunten Augen.

Denkt man an eines der prächtigen Kircheninterieurs, die unser Meister geschaffen hat, bei deren Anblick man Orgel und frommen Sang und getröstete schlichte Seelen plötzlich auf wunderbare Weise empfindet, dann schwört man, das „mehr“ bei ihm sei, am besten „Religiosität“ zu heißen — und so kann man beliebig fortfahren mit der Suche nach dem ganz befriedigenden Ausdruck für das geheimnisvolle „mehr“ in seinen Werken. Aber es wird ein endloses Bemühen bleiben, denn bei jedem neuen Bilde drängt sich ein neues Wort auf, das beim nächsten sich wieder von einem anderen ablösen läßt!

Huth ist sehr vielseitig. Aber vielleicht besteht gerade in dieser Vielseitigkeit der eigentliche Zauber seiner Kunst; vielleicht beruht gerade auf ihr die Fülle der Ideen und Empfindungsassoziationen, die seine Bilder auszulösen vermögen.

Trotzdem ist Franz Huths Kunst streng begrenzt. Sie hält starr an ihren Ausdrucksmitteln fest, der Wasserfarbe und dem Zeichenstift, sie kennt kein Experimentieren mit ihr wesensfremden Techniken, sie bleibt sich im Formalen immer treu, um den Inhalt immer reicher, immer liebevoller auszugestalten und in sich steigender Schönheit zu erfassen. Als Aquarellist steht Huth in Deutschland ohne Zweifel an erster Stelle. Seine Meisterschaft, gewisse Lieblingsthemen seiner pracht- und festliebenden Phantasie mit immer neubelichteten Facetten strahlen zu lassen, ist erstaunlich! Immer ist der Ausdruck gefunden, der Material und Künstlerhand vergessen macht und das Dargestellte als ein wirklich Seiendes auf anderer Ebene erscheinen läßt.

Das Merkwürdigste an Franz Huth ist, daß er eigentlich Autodidakt ist, was allerdings nicht so wunderbar erscheint, wenn man weiß, daß schon sein Vater ein tüchtiger Porzellanmaler war und daß ihm daher wenigstens die Porzellan- und Glasmalerei erstes Spiel und erstes Vergnügen waren. Bestimmend für seine Entwicklung sind sie freilich nie geworden, man wolle denn sagen, daß sein schier unglaubliches Vermögen, den Reiz alter Schäfer-Porzellan-Gruppen auf das Papier zu bannen, unbewußt Erworbenes aus der Jugendzeit sei. Bedeutsamer waren sicherlich kurze Studienaufenthalte in Dresden, Berlin und München, wenigstens was Anregungen und die kulturelle Verfeinerung seines Könnens betrifft; freilich irgendwie einschneidend konnten sie nicht wirken, da Franz Huth der Künstler schon vom Tage seiner Geburt an war und es bei ihm also nur darauf ankam, zu werden und aus sich selbst zu reifen!

Franz Huth wurde am 9. November 1876 zu Pöfned in Thüringen geboren. 50 Jahre, darunter schwere, aber auch schöne glückliche Schaffensjahre liegen hinter ihm. Möchte diesen noch manches andere folgen und sein stattliches Lebenswerk mit vielen echten „Huths“ bereichern, zur Freude aller derer, die in ihm den großen Könnner ehren und den sonnigen, weisen Menschen lieben.

Graf von Hardenberg

# Türners Tagebuch

Ein Ganzes oder dienendes Glied? · Die Reichskonferenz für Reichserneuerung · Stresemann, Briand und der Rhein  
Französische Autonomistenbegünstigung im Rheinland und  
Autonomistenverfolgung im Elsaß · Paneuropa, Panamerika  
und der verpuschte Völkerbund

„Immer strebe zum Ganzen“ mahnt Schiller als Pflicht für jeden. Allein er macht den Zusatz, daß, wer selber kein Ganzes werden könne, sich einem größeren Ganzen anschließen solle als dienendes Glied.

Alle politischen Dinge von heute drehen sich um die Lebensweisheit dieses Distiktons. Sie ist so klar und klug; woher rührt's, daß sie dennoch nicht durchbringt? An unserer Menschlichkeit liegt's. Jeder Staat hält sich ganz reinlich und zweifelsohne für ein Ganzes; verlangt daher, daß die anderen als dienende Glieder sich ihm anschließen. Selber eins zu sein, lehnt er hingegen voll zornmütiger Hoheit ab.

Ein Bund zur Erneuerung des Reichs hat sich zusammengetan. Nach dem heiligen römischen deutschen Nation und dem Bismarckschen Ausgleich zielt er bewußt auf das „dritte Reich“: den Einheitsstaat. Leute aller Parteien haben den Aufruf unterzeichnet; von dem Deutschnationalen v. Gayl bis zu dem Sozialdemokraten Noske. Als Führer fand sich die ernsteste Persönlichkeit des früheren Reichskanzlers Luther.

Auch das Reich selber ging vor. Es berief eine Konferenz der Landesregierungen. Reichsdeputation hieß sie vielleicht, wenn man an den gleichartigen Regensburger Vorgang vor fünf Vierteljahrhunderten gedacht hätte. Es trafen sich achtzehn Ministerpräsidenten mit je einem Innenminister und mehreren Beiräten; der Reichskanzler begrüßte daher die stattliche Schar von hundert Gutachtern in Bismarcks denkwürdigem Kongreßsaale.

Was aber sprang dabei heraus? Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 war sicherlich ein eisernes Wollen gegenüber der leeren Entschließung von diesmal, der deshalb einhellig zugestimmt wurde, weil sie sorglich vermied, irgend etwas zu sagen, was irgend wen ärgern konnte.

Hornberger Schießen! So stöhnen die Einheitsstaatler; je weiter links desto mehr. Da man nun gerade so klug wie zuvor ist, war diese Aussprache in der Tat ein Fehlschlag. Sogar einer, den man voraussehen konnte. Nicht übel meinte der Demokrat Koch-Weser, die Landeshäupter über die Entbehrlichkeit der Einzelstaaten zu befragen, das sei gerade so, als wenn man die Schwadronchefs darüber abstimmen lasse, ob die Reiterei abgeschafft werden könne.

„Nicht durch Reden und Konferenzbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden.“ Der Wirklichkeitsblick des alten Bismarck behält doch immer wieder Recht. Sie liegen stets in den Händen der ungestümen Presserin Not; dieser hartköpfigen Mutter der Zwangsläufigkeit.

Nur ein Vorteil sprang heraus. Auch der Fingerschnelle erkannte, wie heiß das Eisen ist, und hütet sich vor unbedachtem Zugriff. Die Länder pochen sämtlich auf ihre Ganzheit; kein einziges, das sich bereit fand zu der Rolle des dienenden Gliedes. Dies Selbstgefühl nimmt zuweilen späßhafte Formen an. Braunschweigische Winkelhuber befreunden sich zwar für ein Einheitsland Niedersachsen, aber aus geschichtlichen Gründen nur dergestalt, daß Hannover zu Braunschweig geschlagen werde, keineswegs Braunschweig zu dem zehnmal größeren Hannover.

Dem Erneuerungsbund gegenüber hat sich sofort ein Cruz-Uri aufgebaut. Der Reichsbund deutscher Föderalisten. Er schwört auf Konstantin Franz, wie Jener auf den Freiherrn vom Stein, der nur ein Vaterland kannte, das Deutschland heißt.

Auch die Reden, die im Kongresssaale von den Ministern der Mittelstaaten gehalten wurden, spitzten sich allesamt bundesstaatlich oder staatenbündlerisch zu. Sie suchten den Spieß umzulehren, und während Preußen über die Weimarer Verfassung hinaus will, verlangten sie dahinter zurück; ein Anspruch, der den Geist der Zeit merkwürdig verkennt.

Manche Äußerung glitt hart an der Grenze entlang, wo der Föderalismus aufhört und ein Partikularismus anfängt, mit separatistischen Möglichkeiten zu drohen. „Sie werden das Lachen schon verlernen“, rief der Bayer Leicht den Sozialdemokraten zu, als diese ergötzlich fanden, was ein vaterländisches Gemüt aufs Schwerste bekümmern muß.

Auch der württembergische Staatsminister Bazille hat Unerwogenes gesagt. Die Einheitsstaatsbewegung erwecke eine Gefahr für den Fortbestand des Reiches. Denn die Mittelstaaten würden sich niemals dreinfügen, und so sei sie ein Spiel mit dem Feuer, das den ganzen Erdteil entzünden würde.

Man soll niemals „niemals“ sagen; am allerlehten aber drohen mit fremder Einmischung. Mir kam dabei die Erinnerung an einen ähnlichen Vorfall, der im Jahre 1860 spielte.

Damals war der Nationalverein, was heute der Bund für Reichserneuerung ist. Der hannoversche Innenminister v. Borries sagte daher in der Ständekammer, dessen Wühlen könnte die deutschen Fürsten zu Auslandsbündnissen zwingen und manche Mächte würden auf diese Weise ihre Hand gern in die deutschen Dinge bekommen. Also dem Sinne nach wie Bazille, nur noch schärfer geprägt. In ganz Deutschland entstand darüber leidenschaftliche Erregung, und Borries, wenngleich von seinem blinden König mit dem Grafentitel beehrt, genießt bis heute darob in der Geschichte eines üblen Rufes.

Wie mögen die Franzosen aufgehorcht haben, als derart auf Rheinbundmöglichkeiten angespielt wurde! Sumal von Bayern Widerhall kam. Es verriet da nämlich die „München-Augsburger Abendzeitung“, Kronprinz Ruprecht könnte schon längst König sein, wenn er nicht in den Ruhrtagen der Pariser Lodung zum Abfall vom Reich ehrenhaft widerstanden hätte. Weshalb stellt man nicht das schandbare Gemächel öffentlich bloß?

Nicht minder hat der Kölner Separatistkongreß einige Scheinwerfer spielen lassen über die französische Maulwurfsarbeit zum Zerfall Deutschlands. Zeugen beschworen, daß das scheußliche Gefindel, das die Wehrmacht der Orten-Republik

bildete, von Frankreich bewaffnet und bezahlt worden ist. Man hat 800 000 Franken in das Unternehmen hineingesteckt, das unter den Knütteln der rheinischen Bauern so jammervoll zusammenbrach.

Auch nachher hielten die Franzosen ihre schützende Hand über den Verrat derer, die lieber dienendes Glied des Erbfeindes hatten sein wollen als des Vaterlandes. Sie setzten im Ruhrabkommen durch, daß gegen die Separatisten nach der Räumung deutscherseits nicht eingeschritten werden dürfte.

Aber Gottes Mühlen mahlen dennoch. Die Gebrüder Limbourg hatten geglaubt, mit der Sühne falle auch die Schuld. Sie klagten daher beleidigt gegen den „Rölnner Stadtanzeiger“, der sie Helfershelfer Dortens genannt hatte. Jedoch schlug da dem herausfordernden Paare ein Wahrheitsbeweis ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging. Der eine Bruder wurde von der Zeugenbank herunter wegen Meineids verhaftet. Er wird noch lange zu löffeln haben an der schwarzen Suppe, die er einem anderen hatte einbroden wollen.

Auch das mitteldigste Herz verstopft sich in einem solchen Falle, wo der Fluch der bösen Tat fortzeugend Böses gebiert. Nur in Paris wurde erwogen, ob man sich nicht rettend einmischen solle auf Grund des Ruhrabkommens. Bei dem völligen Mangel eines rechtlichen Anhaltes beschränkte sich aber die Besatzungsbehörde auf die rachsüchtige Bosheit einiger Nadelstiche. Man verbot in Vitburg eine Pfadfindergruppe und stellte deren Führer vors Kriegsgericht.

Ist es nicht dumm, auf diese Weise beinahe Woche für Woche Pfeffer in die deutsche Wunde zu reiben? Im Grunde nützt es doch nur uns, wenn durch immer neue Vorfälle die Rheinlandfrage dauernd im Munde der Welt bleibt.

Nichts natürlicher, als daß unsere Staatsmänner dies Problem nie einschlafen lassen. Aber ob Hindenburg, ob Marx oder Stresemann daran rührt, immer heult die Boulevard-Meute laut auf. Als letzterer die Sicherheitsangst einem entwaffneten Deutschland gegenüber kurz, scharf und wahr eine Heuchelei nannte, da gab's geradezu einen Skandal.

Im Pariser Senat setzte es einen Platzregen von Beschimpfungen. Senator Eccard, leider ein Elsässer, breitete aus, was Förster und Martens in der „Menschheit“ „enthüllt“, was verlorene Söhne des deutschen Volkes wie Schreck zusammengefälscht, um den über ganz Deutschland verbreiteten französischen und polnischen Spitzeln Verräterlöhne abzuschwindeln. Und man klatschte seinem Unsinn minutenlangen Beifall. Briand aber, der Mann von Locarno, saß dabei und rührte sich nicht.

Er ließ Eccards Hejrede auch dann unberührt, als er einige Tage später das Wort nahm. Dagegen ging er gegen Stresemann vor, der ohne geben zu wollen, nach den Olivenzweigen von Locarno greife. Das vielberufene Chamäleon ist doch ein rechtes Pfluschgemächte der Mutter Natur gegenüber diesem Tausendkünstler. Im Herbst erschütterte er den ganzen Völkerbund durch seinen Mahnruf: „Denken Sie an die blutigen Schrednisse des Krieges und schreien Sie Frieden“, jetzt im Winter lüchelt er dem militaristisch-chawinistischen Senat ein fast einstimmiges Vertrauensvotum ab.

Und wo hat er's ernst gemeint? Ich fürchte nirgends. Dieser Meister der Rede hat die Politik nie in dem Sinne Cromwells aufgefaßt, der nur mit Leuten arbeiten

zu können erklärte, die sich ein Gewissen machten aus ihrem Tun. Er sieht sie vielmehr als einen Prozeß an, den man gewinnen muß durch Einsetzen der Geschworenen. Dazu sind alle Mittel recht, auch der Widerspruch mit sich selbst. Krieg vermeiden, ist bei der heutigen Stimmung wichtig; wichtiger, daß Frankreich Europa beherrscht, am wichtigsten jedoch, daß Briand Minister bleibt.

Die französische Rechte möchte das Rheinland überhaupt nicht mehr loslassen. Wenn's ginge, dann gäbe es keinen volltönenderen Verfechter dieses Anspruches als den unbedenklichen Aristide. Allein die Gelegenheit ist verpaßt, daher geht der Anschlag nunmehr auf ein möglichst einträgliches Tauschgeschäft. „Was gebt ihr für frühere Räumung? Internationale Kontrolle, Ostlocarno, Verzicht auf den Anschluß Österreichs; allerlei Milliarden obendrein? Billiger tun wir's nicht.“

Seine Rede deutete an, daß das begonnene Jahr wohl Entscheidungen bringen werde. Das heißt, daß er uns mit Vorschlägen kommen wird. Schon deshalb, weil jeder verstrichene Monat den Preis verringert, den er fordern kann. In sieben Jahren wird das Pfand zerronnen sein wie ein Schneemann, den man mit in die Stube brachte. Wir dürfen daher damit rechnen, daß die französische Räumungslust zunächst einmal wächst. Wir werden hinhalten, weil der Preis zu hoch ist und die Zeit ihn drückt. Aber dann kann es kommen, daß der Wind auf's neue umspringt und Vorwände herbeigesucht werden, an den festgelegten Terminen nicht räumen zu müssen. Deutschland hat dann wieder einmal irgendeine Bedingung nicht erfüllt.

Wir sind ja die weitherzigsten Menschen von der Welt, so etwa drückte sich Briand aus; läge es einzig an uns, dann wäre die Sache rasch bereinigt. Aber die anderen, die anderen! „Ja, allerdings; wir sind auch da“, tönte es sofort aus Rom. Das war die Anmeldung eines Abfindungsanspruches auch von dieser Seite.

Im englischen Unterhaus ist die Regierung über das Rheinland befragt worden. Sie antwortete, sie würde sich sehr über baldige Räumung freuen, könne aber allein nichts tun. Daß die Fortdauer der Besetzung dem Geist von Locarno widerspreche, das vermöge er nicht einzusehen, fügte Chamberlain hinzu. Man sagt ihm aber nach, er sei spät von Begriff. Sie halten überhaupt nicht viel von ihm in England. Sein kaltes Starren durchs Einglas hat neulich Macdonald derartig verbittert, daß er sich „dies höhnische Grinsen“ mitten in der Rede temperamentvoll verbat.

Wer zweifelt daran, daß Frankreich nie etwas anderes für uns im Rückhalt hat als gebranntes Herzeleid? Sobald wir uns streiten, dann heßt es, und wenn wir stracheln, dann stößt es noch. Je loderer das Reichsgefüge wird, desto lauter kräht der gallische Hahn sein Siegeskriterik. Wenn wir gar ganz auseinanderfielen in ein Nord- und ein Südreich, mit ewigem Geplänkel am Main, dann würde der 87jährige Clemenceau händereibend in die Grube fahren.

Grundsätze werden nur in Genf gepredigt; in Paris hingegen arbeitet man auf Macht. Das haben sie sich seit alters so angewöhnt. Wie man vor dreihundert Jahren drinnen die keiserlichen Hugonotten verfolgte, gleichzeitig aber sich draußen mit den keiserlichen Schweden verbündete, so unterstützt man jetzt alle Autonomiegelüste im Rheinland, unterdrückt sie jedoch mit Feuer und Schwert im Elsaß.

Unglücklicher Volksstamm, der nie zur Ruhe kommt! Die Masse seiner Leute wird gewahrt, daß die deutsche Zeit nicht so schlecht gewesen, wie der Nörgler sie machte, allein der Franzose keineswegs so gut, wie er sich damals anzubiedern pflegte. Wer es mit seiner Heimat wohlmeint, der muß heute noch Ludwig den Vierzehnten verfluchen, dessen Raubsucht sie in diese Zwitterstellung hineinriß.

Den Französlingen aber wandelte sich ihr Lohn rasch zur Strafe. Die „befreiten Brüder“ werden genau so geknechtet wie die Oberschlesier und Südtiroler. Wie diesen, so will man auch ihnen ihr Deutschtum gewaltsam abstreifen. Das erregt heißen Haß. Der Stadtrat von Hagenau weigerte das Hissen der französischen Farben und wurde abgesetzt. Der Deputierte Broglie riß das rote Bändchen der Ehrenlegion aus dem Knopfloch. Der Abgeordnete Ridlin ließ dem Oberstaatsanwalt sagen, am Weihnachtsabend 1927 sei ihm und seinen Landsleuten der letzte Tropfen Franzosenliebe eingefroren in seinem Blute.

Diese Christvesper schien nämlich der Regierung der sinnigste Zeitpunkt zu einem großen Schlag. Schon vorher waren Straßburger Blätter verboten worden; aus der Begründung ersah der empfindliche Elsässer, daß man seiner Muttersprache auf seinem angestammten Erb und Eigen als einer Fremdsprache das Daseinsrecht absprach.

Nun holte die Polizei auch noch allerlei Männer des Heimatbundes unterm Tannenbaum weg ins Gefängnis. Eine Verschwörung sollte entdeckt sein; ein Rütli zum Abfall von Frankreich und Auftun einer Elsaß-Lothringischen Republik. Sie sei natürlich von deutschem Gelbe gespeist, was zwar Unsinn ist, aber besondere Wut erregte. Und es wäre doch gar nichts anderes, als was Frankreich im Rheinland tat.

Allerlei Haarsträubendes wollte man bloßgelegt haben. Eine Ministerliste des geplanten Sonderstaates, die Stammrolle des Stoßtruppes, der den französischen Millionenheeren den Wasgau aus den Klauen zu reißen bestimmt war. Auch ein Bäckermeister wurde verhaftet, der ausersehene Kommisbrotlieferant dieser furchtbaren Armada. Nicht minder mehrere katholische Pfarrer, während ein evangelischer nach wilder Autohebe über den Rhein entkam.

Ja, im Lande des Dreyfuß-Prozesses weiß man, wie es gemacht wird! In parlamentarischen Republiken werden Verschwörungen just immer vor den Wahlen entdeckt. Dann steht die betroffene Oppositionspartei geschändet und ohne Führer da. Nach der Wahl jedoch verflüchtigt sich alles in blauen Dunst.

Die Elsässer haben glücklicherweise einen harten Alemannenschädel. Sie sind nicht von der Art Klaus Zorn v. Sulachs, der zuerst alles Französische marktweiberisch beschimpfte, dann aber vor Gericht Abbitte tat, weil er von gewissenlosen Leuten mißbraucht worden sei, und fortan ein loyaler Franzose zu sein versprach. Sie werden den Kampf führen, der, wie Ridlin an ein Pariser Blatt schreibt, ein Kampf auf Leben und Tod ist um geheiligte Freiheit und Recht. Und siegen werden sie auch. Denn ihr Geschick zeigt, daß sie in einen Zusammenhang verstrickt wurden, in den sie gar nicht hineinpaffen. Aberdies ist für den Einheitsstaat nach französischem Schnitt, der alles in denselben Topf rührt, die Zeit vorbei. Den wollen auch die deutschen Einheitsstaatler gar nicht; die Leute vom Bund für Reichserneuerung.

Sogar England gibt seinen Gliedstaaten auf Schritt und Tritt nach. Zum Teil sind sie schon selbständige Mitglieder des Völkerbundes, haben ihre eigenen Flaggen und Gesandtschaften; schließen eigene Verträge, die oft genug dem Mutterlande höchst unbequem sind. Es bedarf nur irgendeines Seniestreiches in London, und der Abfall der Dominions erfolgt, wie einstmals jener der Neuenglandstaaten. Der Traum vom Empire, den Chamberlain der Vater noch so lebhaft träumte, zerflattert unter Chamberlain dem Sohn.

Staats- und Staatenrecht schieben sich allenthalben um. Veraltetes, Verkünsteltes zerbricht und sucht sich einzuformen in die natürlichen Entwicklungsgänge unseres vorwärtstrebenden Zeitalters. Selbst, was bisher wirklich ein gefestigtes, sicher auf sich selber ruhendes Ganzes war, versinkt allmählich in die Rolle des dienenden Gliedes. Das ist ja der Sinn des paneuropäischen Gedankens, daß er aus Fixsternen Planeten machen will.

Ganz ebenso suchen in der neuen Welt die Vereinigten Staaten ein Panamerika herzurichten. Sie hatten ihre subtropischen Lateinbrüder nach Havana zusammengetrommelt, wo sich sogar Coolidge mit einem großen Stabe einstellte. Er hielt ihnen eine lehrreiche Rede über das Schillersche Distichon; sie reichte bis dicht an die Nutzenanwendung heran. „Das Ganze, wer ist's anders als wir, die Viertel und Achte! aber, das seid ihr; also kommt und werdet die dienenden Glieder der allmächtigen Union.“ Diesen Kreolen und Mestizen fehlte jedoch das Verständnis; sie kamen mit allerlei Protesten gegen nordamerikanische Übergriffe, und wenn die uneigennützigte Freundschaft des Yankee betont wurde, dann höhnten sie: „Nikaragua“. So kraftlos wie die meisten von diesen Staaten sind, für ein vollwertiges Ganzes hält sich ein jeder dennoch und läßt davon nicht ab.

Zu Zusammenschlüssen wird es gleichwohl kommen müssen. Das liegt so in der Luft. Der Geist des Großbetriebs hat die Welt erfaßt; eine Zeit, die sich zwischen Washington und Berlin unterhält, als ob man in demselben Zimmer säße, denkt in Erdteilen und gibt sich mit Kleinigkeiten nicht mehr ab. Darin liegt die Bedeutung des Völkerbundsgebankens.

Warum führt aber dieser immer noch nicht zu einer Weltföderation? Ganz einfach darum, weil sich hinter ihm der eigensüchtigste Imperialismus versteckt. Die Großen haben den Bund gemacht, um durch ihn die Kleinen zu beherrschen. In Versailles ist er erfunden, also verseucht durch den Geist von Versailles. Ein Segen für die Menschheit aber würde er erst, wenn er wiedergeboren würde aus dem Geist der zehn Gebote und der Bergpredigt.

Dr. Fritz Hartmann, Hannover

(Abgeschlossen am 18. Februar)



# Auf der Warte

## Übersfremdung des deutschen Schrifttums

In den „Deutschen Monatsheften“ schreibt Johannes Höffner zu dieser im „Fürmer“ bereits häufig erörterten Frage: „Wenn heute, sagen wir zum Zweck der Sammlung für verdiente und notleidende Geistesarbeiter, dem Volk eine Steuer von anderthalb Millionen auferlegt werden würde, so würde sicherlich unter Hinweis auf die allgemeine Lage ein heftiger Widerspruch zu erwarten sein. Annähernd die gleiche Summe bringt unser Volk in Not freiwillig für das Werk einer ausländischen Schriftstellerin auf, von dem der Verlag mit Genugtuung verkündet, daß er bereits 140000 Bände zum Durchschnittspreis von etwa 10 Reichsmark davon abgesetzt habe! Ich meine das Buch: „Kristin Lavransdatter“ der Norwegerin Sigrid Undset.

Daß das große Publikum, das ja gewöhnlich der allgemeinen Suggestion leicht unterliegt, sich bedingungslos in dem großen Neß mitschleppen läßt, kann niemand wundernehmen; aber nicht ohne Unwillen sieht man, daß auch jene Kreise der deutschen Kritik, deren selbständiges Urteil erprobt ist, und die den Dichtern des eigenen Volks gern in übergroßer Zurückhaltung gegenüberstehen, in diesem Fall sich in Ausdrücke verlieren, denen das fremde Werk wirklich nichts Entsprechendes entgegenzusetzen hat. Vollends muß man sich schämen, wenn hier und da behauptet wird, wir hätten diesem „mächtigen Werk“ nichts an die Seite zu stellen! Das Wichtigste eines historischen Romans, wie ihn unsere Zeit verlangen muß, die Befeehlung der Menschen aus dem Geist ihrer Zeit heraus, ihre Konflikte, seelischen Kämpfe und Läuterungen eben aus den Gebundenheiten ihres Jahrhunderts, ist nicht gegeben. Das ganze Werk ist wie geladen mit Sexualität, und die Anwendung selbst unanständiger Ausdrücke berührt zumal aus dem Munde einer Frau höchst peinlich.

Liegen hierbei die Motive klar am Tage, so darf man im Fall der Übersfremdung der

Bühne wohl nur die Geldgier anklagen. Es muß auf diesem Gebiet weit gekommen sein, wenn sogar ein Mann, den man gewiß nicht der Abneigung gegen das Ausland zeihen kann, der Dramatiker Ludwig Fulda, in bittere Klagen über die Zustände auf den deutschen Theatern ausbricht, die er als eine Kulturschande bezeichnet. Er führt als alter Theatermann aus, daß Ausländer ihn wiederholt gefragt haben, ob man denn in der Reichshauptstadt nicht auch einmal ein deutsches Stück sehen könne; er beweist an der Hand der Statistik, daß nur ein ganz geringer Bruchteil deutscher Stücke Aussicht habe, jemals aufgeführt zu werden, daß die Presse jedem ausländischen Schmarren mit unendlich viel mehr Wohlwollen begegne als den Werken der ersten deutschen Dichter. Stehen die Theaterdirektoren hierbei auf dem sicher nicht unangreifbaren Standpunkt, daß sie bei der traurigen Lage der deutschen Bühnen nur das aufführen können, was im Ausland Rasse gemacht hätte, wobei sie offenbar eine völlige Blindheit gegen die ausschlaggebenden Unterschiede in Empfindung und Auffassung der Nationen bezeugen, so weiß man nicht, welche Entschuldigung man suchen soll, wenn ein großes und gut fundiertes Unternehmen es für seine Aufgabe hält, nicht etwa das deutsche Schrifttum in schwerer Zeit zu unterstützen, sondern den wirklich glücklichen Gedanken einer billigen und vortrefflich ausgestatteten Bücherreihe vornehmlich in den Dienst fremder Autoren stellt. Es paßt zu dem Stil, daß Thomas Mann, der Sohn einer kreolischen Mutter, und bei jeder Gelegenheit sein Weltbürgertum laut bekennend, die Einleitung zu einem Unternehmen schreibt, das, statt dem deutschen Volk die eigenen verschütteten Lebensquellen zu eröffnen, die art- und wesensfremde Erzählungskunst oder Nichtkunst, zumal amerikanischer Herkunft, auf den Markt schleudert. Romane der Welt nennt sich dieses Unternehmen des Verlages E. Knauer Nachfl. in Berlin. In riesigen Ankündigungen wird dem Buchhandel „sein großes Geschäft“

in Aussicht gestellt: „Jeden Freitag halten Sie Ihren größten Trumpf in der Hand, denn jeden Freitag erscheint ein neuer Roman — große Namen, neue Titel.

Wenn der deutsche Buchhandel sich nicht mit voller Entschiedenheit auf seine Bedeutung als Faktor des nationalen Lebens besinnt, werden in wenigen Wochen deutsche Bücher nur noch vereinzelt verkauft werden, denn die anderthalb bis zwei Millionen Bände, die dies Unternehmen in kurzer Zeit zu einem konkurrenzlosen Preise auf den Markt werfen wird, werden die Kaufkraft des verarmten Landes für Literatur erschöpfen — dann können wir, die wir in Glauben und Hoffnung auf das Wiedererwachen deutschen Geistes warten, das Haupt verhüllen.“

Es ist Sache der Bücherfreunde, hier die Entscheidung zu treffen und durch die Tat den Ruf zu verkünden: Kauft deutsche Bücher!

### Nochmals Geistesnechtung in Rußland

Der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ veröffentlicht in seinem Organ „Der Schriftsteller“ den Notschrei russischer Geistesarbeiter im Wortlaut, den wir im Oktoberheft des „Türmers“ auszugsweise bekanntgaben. Die unerhörte Geistesnechtung durch die russischen Gewalttätiger ist ein nicht wieder gut zu machendes Verbrechen und zugleich ein warnendes Flammenzeichen für die gesamte Menschheit. Den Moskowitern in unseren Landen und zugleich den unverbesserlichen Völkerbundspantasten sei dies Stück neuzeitlichen Despotentums ein Wehruf!

„An euch, Schriftsteller der ganzen Welt, sind unsere Worte gerichtet“, heißt es im Wortlaut des Aufrufes. „Wie ist es zu erklären, daß ihr Hellscher, die ihr die Tiefe der Seele des Menschen, das Gemüt der Epochen und Völker ergründet — an uns Russen vorbeigeht, die wir an den Ketten des furchtbaren Kerlers rütteln, der dem freien Wort errichtet ist? Ihr, die ihr an den Werken auch unserer Großen gelernt habt — weshalb schweigt ihr, wenn doch in unserm großen Reich unsere große Literatur in ihren Anfängen und in ihrer Entwicklung erwürgt werden soll?

Wißt ihr nicht, daß unser freies Wort in einem Kerler schmachtet — dem Kerler der kommunistischen Zensur des zweiten Viertels des 20. Jahrhunderts, der Zensur des ‚sozialistischen‘ Staates? Wir fürchten — es ist wohl so. Weshalb haben aber die Schriftsteller, die Rußland besucht haben — die Duhamel, die Durtenne und andere —, weshalb haben sie nichts über diese Zensur verlauten lassen? Hatten sie etwa kein Interesse für die Situation der Presse in Rußland? Oder schauten sie und sahen nichts, sahen und begriffen nichts? Es schmerzt uns der Gedanke, daß das Klingeln der offiziellen Gläser mit dem offiziellen Champagner, mit dem man in Rußland die ausländischen Schriftsteller bewirtete, das Klirren der Ketten übertönt hat, in die unsere Literatur und das gesamte russische Volk geschlagen ist.

Jedes für die Druckerei bestimmte Manuskript muß zunächst in zwei Ausfertigungen der Zensur unterbreitet werden. Nach der endgültigen Drucklegung geht das betreffende Werk wieder zur Zensur, um nochmals durchgesehen und geprüft zu werden. Es sind Fälle vorgekommen, daß einzelne Sätze, ein einziges Wort, ja ein einziger Buchstabe, die der Zensurbeamte, der Verfasser, der Verleger oder der Korrektor übersehen haben, bei der zweiten Durchsicht die unbarmherzige Beschlagnahme der gesamten Auflage des Werkes zur Folge hatten.

Ohne vorherige Genehmigung des Zensurbeamten, ohne ein besonderes Gesuch mit Stempelmarken, ohne langes Warten darauf, daß der mit Arbeit stets überhäufte Zensor endlich den Fesgen Papier mit Vor- und Zunamen bemerkt, dürfen sogar Visitenkarten nicht gedruckt werden. Die Herren Duhamel und Durtenne haben leicht bemerken können, daß sogar die Aufschriften in den Theatern ‚Rauchen verboten‘, ‚Notausgang‘ u. dgl. mit dem sakramentalen Vermerk der Zensur versehen sind, von der die Genehmigung zum Aushängen dieser Aufschriften abhängt. Es kommt nur das in den Druck, was der kommunistischen Zensur unbedingt behagt. Es wird nur das gedruckt, was der pflichtgemäßen kommunistischen Weltanschauung nicht wider-

spricht. Alles andere, noch so Bedeutende und Talentvolle, darf nicht nur nicht gedruckt werden, sondern muß sorgsam versteckt werden; denn eine Entdeckung bei einer Haussuchung kann Verhaftung, Verbannung, sogar Hinrichtung nach sich ziehen. Einer der besten Staatswissenschaftler Rußlands, Professor Lasarewskij, ist einzig und allein wegen seines Entwurfes einer russischen Verfassung, der bei einer Haussuchung in seiner Wohnung gefunden wurde, erschossen worden.

Wißt ihr das alles? Fühlt ihr das Entfesselte der Lage, in der sich unsere Sprache, unser Wort, unsere Literatur befindet?

Wenn ihr es wißt, wenn ihr es fühlt — warum schweigt ihr? Euren flammenden Protest gegen die Hinrichtung von Sacco, Vanzetti und anderen haben wir gehört. Die Verfolgungen, die Hinrichtungen der Besten des russischen Volkes, die nicht einmal ihre Gedanten zu verbreiten suchen, da eine solche Propaganda überhaupt nicht möglich ist — gehen spurlos an euch vorbei, zum mindesten haben wir in unserer Folterkammer eure empörrten Stimmen, die an das sittliche Empfinden der Menschheit appellieren, nicht vernommen. Weshalb?

Den Klang eurer Stimmen brauchen nicht nur wir und das russische Reich. Denket auch an euch selbst: Mit teuflischer Latkraft, mit aller Macht, die nur wir von hier aus beurteilen können, werden auch eure Völker auf den Weg des Schreckens und des Blutes gedrängt, den in einer schicksalschweren Stunde vor zehn Jahren unser Volk betreten hat, das durch den Krieg und die Politik der vorrevolutionären Regierungen geschwächt gewesen war. Wir haben den Weg nach dem Golgatha der Völker erkennen müssen — wir warnen euch!

Wir selbst gehen dem Verderben entgegen. Noch ist kein Sonnenstrahl der Freiheit zu sehen, viele unter uns sind nicht mehr in der Lage, den künftigen Geschlechtern all das Entsetzliche des Gesehenen zu erzählen. An euch Freien ist es, dieses Gesehene zu erkennen, zu erforschen, zu beschreiben, damit den lebenden und den kommenden Geschlechtern die Augen geöffnet werden. Wenn ihr das vollbringt, so wird uns das Sterben leichter fallen.“

## Karl Bleibtreu †

Nachdem er soeben noch eine persönlich gefärbte Erinnerung an seinen einstigen Kampfgenossen M. G. Conrad für den „Türmer“ geschrieben hatte, mußte der noch nicht Siebzigjährige selber die Feder aus der Hand legen. Dieses Ereignis erfüllt mich mit außerordentlicher Wehmut. Bleibtreu war keine verbindliche oder lebenswürdige Natur, vielmehr bis zuletzt ein Kämpfer, man könnte fast sagen — da er sich sehr im Kleinkampf verbrauchte — ein Kauer. Und doch, wenn man durch dieses Dornen Dickicht des Temperamentes hindurchdrang, entdeckte man dahinter einen groß angelegten, um nicht zu sagen genialen Denker und Dichter. Seine tiefste Verehrung galt dem Genie, wo er es auch antraf oder zu wittern glaubte. Das hat mich immer, trotz gelegentlicher Mißlänge, zu diesem ungewöhnlichen Manne hingezogen. Er war — wie man aus meinen „Jugendjahren“ weiß — der erste Schriftsteller, an den ich mich einst in Berlin gewandt habe; und in den Tiefen meines Herzens habe ich ihm immer Treue gehalten.

Ich erinnere mich eines persönlichen Besuches bei ihm und seiner lebenswürdigen Frau in Zürich. Der Anlaß war bezeichnend genug. Er hatte in einer Literaturgeschichte behauptet, ich hätte seine Eroica „plagiiert“, d. h. abgeschrieben, und mein Buch „Helben“ daraus fertiggestellt. Auf meinen ruhigen und verwunderten Brief hin gestand er, daß er mein Buch mit den 21 Skizzen zwar nicht gelesen, aber eine Übersetzung meines „Gordon“ in einem englischen Lesebuch entdeckt und daraus seine Schlüsse gezogen habe. Ich sandte ihm darauf die „Helben“, nebst einigen anderen Werken (die er alle nicht kannte), nannte ihm meine Quellen und meldete meinen persönlichen Besuch an. Ich kannte Bleibtreu genügend und nahm ihm nichts übel. Wir verplauderten einen prächtigen Tag, aßen mit seiner sympathischen Gattin zu Mittag, und ich fand den grimmigen Löwen recht mild. An der Wand seines ziemlich nüchternen Stublerzimmers hingen einige Säbel (er war leidenschaftlicher Militärschriftsteller, war aber nie Soldat gewesen) und ein Bild der Theophipin Blawatshy, die er sehr verehrte.

Bleibtreu, der Sohn des berühmten Schlachtenmalers Georg Bleibtreu, hat sich eigentlich weder als Dichter noch als Denker voll erfüllt. Wer ihn kennenlernen will, der lese seine weitbekannteren Schlachtenbilder (oberan „Dies irae“, Sedan). Seine Romane „Erdbenwahn“ und die Novellen „Schlechte Gesellschaft“ usw. sind nicht recht ausgereift. Aber überall, auch in seinen bedeutend angelegten Dramen, findet man geniale Züge. Er war — als Literaturhistoriker — nicht nur ein Verehrer des Genies (Napoleon, Byron), sondern hatte auch selber in sich einen ähnlichen Zug und paßt mit dem besten Teil seines Wesens gar nicht unter die Zeitgenossen, die er — bei allem Schimpfen in den Kaffeehäusern — möglichst mied, so daß er schließlich seine letzten Lebensjahre in Locarno verbrachte.

Bleibtreu ist einem Herzschlag erlegen. Der erstaunlich fleißige und belesene Mann hat sich wohl überarbeitet. L.

## Thomas Hardy

Vor kurzem ist Thomas Hardy hochbetagt zur Ruhe gegangen. In Deutschland ist man sich der überragenden Stellung, die er in der englischen Literatur einnahm, wohl kaum bewußt geworden. Mit Meredith und Swinburne bildete er ein Dreigestirn, das England mit Stolz erfüllte. Das Beste, was er in seinen Romanen zu geben hatte, entsprang seiner innigen Verbindung mit dem Heimatboden, der Grafschaft Dorset, dem „Wessex“ seiner angelsächsischen Vorfahren. Wer seine Werke kennt und weiß, wie innig dieser Dichter mit der Heimatsholle verwachsen war, versteht, daß ihm Belange des Blutes von tiefster Bedeutung sein mußten. Und so ist er auch einer der wenigen jenseits des Kanals gewesen, die sich nicht über das Brudermörderische des Großen Krieges hinwegsetzen konnten. Er empfand die grauenhafte Unvernunft, die zwei blutsverwandte Völker zwang, sich gegenseitig zu zerfleischen. Er wandert umher „auf lehmigen Wessertwegen“, hört „uralte Worte über das gemeinsame Erbe englischer und deutscher Stämme“ und verflucht den, wer er auch sei, der die Fackel warf

„zwischen Blutsverwandte, die gleicher Zunge sind.“ Von jenem insularen Hochmut, wie er in der kritischen Zeit von manchem Mann klangvollen Namens krampfhaft zur Schau getragen wurde, findet man bei Hardy keine Spur. Er hatte, wie er in einem Gedicht aus dem Jahre 1913 betennt, nie einsehen können, daß die Liebe zu seinem Land und die Pflicht gegen seine Mitmenschen „da aufhören sollten, wo das Meer anfängt“.

Hier sollen noch, als Proben seiner Gesinnung, Zeilen stehen, die er Deutschland gewidmet hat. Sie lauten in der Übersetzung:

Wir lieben wie ihr die Burg auf dem Fels und  
der Lanne raunendes Klagen,  
Wir lieben wie ihr den deutschen Rhein, von  
Reben umwoben und Sagen.  
Ihr schafftet unseren Kindern Brot, wie wir  
es den eueren gaben,  
Und eurer Herzen göttlichen Schlag auch wir  
verspüret haben.

L. M. Schultzeis

## Räterussisches

Räterußland durchlebt jetzt das biogenetische Gesetz der menschlichen Gesellschaft. Nachdem es mit der alten blutig aufgeräumt, bildet sich eine neue. Sie tut es in halb so viel Jahrzehnten, als die frühere Jahrtausende gebraucht; wird jedoch, das sieht man jetzt schon, genau zu derselben Schichtung kommen. Man hat die Natur mit der Gabel ausgetrieben, aber sie kehrt dennoch zurück.

Das Proletariat wurde gewissermaßen in den Adelsstand erhoben. Es erhielt den Rang einer bevorrechteten Klasse; höheren Lohn, reichlichere Kost und geräumigere Wohnung. Seinen Kindern wurden die besten Schulen vorbehalten, um eine neue, eine proletarische Intelligenz zu züchten.

Allein man machte die Erfahrung, die so mancher Kaffe gemacht, als er sich vornahm, sein Junge müsse auf den Doktor studieren; er habe es ja jetzt dazu. Man konnte zwar den Arbeiterhochschulen Hörer zuweisen, die Prüfungsergebnisse jedoch und die Professoren-gutachten zeigten, daß man auf Sand gesät.

Der Kreml ist schnell fertig mit seinen Entschlüssen. Dann mußte eben, so sagte er sich

sofort, die Intelligenzzeugung auf breitere Grundlagen gestellt werden. Zunächst wurden dabei alle Schriftsteller und Künstler in den Arbeiterrang erhoben; ihren Nachwüchsen also das Studium freigegeben.

Auch auf analytischen Wegen sucht man der Natur den Kniff abzulauern, wie das Genie entsteht. Ein eigenes Institut ist errichtet, das sich an Lenins Gehirn belernen und aus der Forschung die wissenschaftlichen Folgerungen ziehen soll. Der kostbare Schädelinhalt ist zu diesem Behufe durch 31000 Schnitte in Präparate zerteilt worden, mit denen nach jeder Richtung experimentiert wird. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn man dem Geheimnis nicht auf die Spur käme und dann ein Geschlecht aufzöge, neben dem Aristoteles nur den Rang eines beschränkten Kopfes behauptet.

Aber solange man mit den synthetischen Genies noch nicht im Gange ist, muß man die natürlichen zu Rate halten. Was sollte denn werden, wenn die heutigen Kremlleute ausgestorben sind?

Man hütet demgemäß ihr kostbares Leben wie den Augapfel der Räterepublik. Eine regelrechte Ärztekommision überwacht sie und diktirt ihnen Erholungsurlaube zu. Wenn diese besteht, dann müssen sie ausspannen, mögen sie Lust haben oder nicht. Eine eigene Klinik nimmt sie bei jeder Unpäßlichkeit auf und eine eigne Apotheke bereitet die verschriebene Arznei. Im Notfall werden Chirurgen aus dem Auslande herbeigedrahtet; es mag kosten was es will. Der letzte Zarewitsch, das unglückliche Bluterkind, ist nicht ängstlicher betretet worden.

Rührt sie nicht, diese Fürsorge? Wenn sie nur nicht auch ihre Rehrseite hätte! Die Ärztekommision kann auch nein sagen. Der Selbstmord Joffes geht darauf zurück, daß man seinem Morphinismus alle ärztlichen Hilfsmittel ebenso wie die Kur im Auslande als unnötig verweigerte. Es wird erzählt, der Kriegskommissar Frunse sei daran gestorben, daß man ihn zwang, ein bereits verheiltes Magengeschwür nachträglich herauszuschneiden zu lassen. Und die Stellen, wohin man Trozki, Sinowjew, Rabel und ihre Anhänger ver-

bannte, im äußersten Sibirien bei der chinesischen Grenze, wohin die Mostauer Post vierzehn Tage laufen muß, sind auch gerade keine klimatischen Luftkurorte. Aber weshalb trieben sie Opposition? Auf diese Art von Intelligenz wird gerne verzichtet. Das Volkswitengenie soll stalinisch sein oder überhaupt nicht.

Wer jedoch hübsch nach der Pfeife tanzt, der hat's gut. Ihm geht nichts ab. Er muß ja bei der Stimmung erhalten werden, die ein Volkstommisnar braucht. Deshalb umgibt ihn seine Zimmerflucht mit märchenhaftem Behagen. Sein Auto hat schwellende Polster und fährt geräuschlos; seine Frau wetteifert mit denen seiner Kollegen um die Ehre, die fesche Dame der Räterepublik zu sein. Die Staatskurriere nach Paris nehmen ihre Bestellungen für die ersten Modenhäuser mit. „Mein Mann,“ so sagte Frau Rytowa, „ist zwar ein ideeller Kommunist, allein er liebt nur Frauen mit seidenen Strümpfen, seidenen Höschen und seidenen Kombinationen.“

Lehrt nicht dies alles das Aufkommen einer neuen Oberschicht? Aus dem Volke entstehen Führer; „Helden“, so nannte man sie früher, weil damals noch die Tapferkeit mit entscheidend war. Ihre Stellung führt zur Helbenverehrung; diese zum Stammbaum und der Stammbaum zur Adelskaste. Glaubst einer, daß es in Räterußland anders läuft? Der ganze Umsturz war nichts als ein: „Macht Platz, nun komme ich ran!“ F. S.

## Das deutsche Drama

Das deutsche Drama“ nennt sich ein Werk, das der Wiener Gelehrte Arnold in Verbindung mit einigen Fachgelehrten — und Julius Bab herausgegeben hat. (Verlag Bed, München.) Arnold war durch sein „Modernes Drama“ als ein Gelehrter von gewaltigem Wissen und trefflicher Kritik bekannt geworden, und auch die Namen der anderen haben guten Klang. Neben ihnen steht Herr Julius Bab, der die Gegenwart bearbeitete! Wer seine Entwicklung verfolgte und auch weiß, wie er von dem trefflichen Lublinski schon vor Jahren völlig abgelehnt wurde, muß einigermaßen erstaunt sein, daß der hoch-

gebildete Arnold für ein so tiefgründiges Werk einen recht fleißigen Registrator wählen konnte, der aber hier nur ein Rabulist ist. Warum nahm denn Arnold nicht den staunenswerten gebildeten Verfasser des Buches „Anarchie im Drama“ für ein Unternehmen, das doch umfassendsten Geist erforderte? Ich meine: Geist im höchsten Sinne des Wortes, nicht Schönworttun, nicht jene „Bildung“, daß man mit Hebbel ausrufen muß: „Rattun! Rattun! Und wieder Rattun. Es flimmert wohl, aber es wärmt nicht!“

Luther schreibt einmal: „Nun ist es gar ein unlustig Ding, ein Buch lesen, das keine Ordnung hält.“ Ordnung und klare Übersicht findet man zwar in den Teilen der wissenschaftlichen Mitarbeiter, die fleißig und kenntnisreich den schweren Stoff bewältigten. Doch Herrn Babs Kapitel über die dramatische Dichtung der Gegenwart fällt ungeheuer ab.

Der kluge, gelehrte und nicht nur als Anglist bedeutende Schädling warnte einmal vor einer unwissenschaftlichen Erforschung der Gegenwart. Er hob mit Recht hervor, daß man sich vor einer Erforschung moderner Dichtung nicht zu scheuen brauche: Es komme eben auf die wissenschaftliche Methode an. So erschien z. B. während des Krieges in Greifswald eine Dissertation über Lienhards und Hauptmanns „Odysseus“, die man nicht im Profeminar vorlegen möchte, weil der Verfasser eine Parallelenjägeri anstellte, die eine völlige Unmündigkeit im wissenschaftlichen Erforschen bekundet. Der Verfasser meinte, Lienhard wäre überhaupt erst von Hauptmann zur Behandlung des Stoffes angeregt worden; daß Lienhard aber schon im zweiten Bande der „Wege nach Weimar“ dem Stoff eine besondere Skizze gewidmet hatte, war ihm unbekannt.

In dieser Richtung liegt nun Babs großer Mangel: es fehlt ihm jede Methode. Mag er noch so „gelehrt“ und wortreich reden: der Wissenschaftler entdeckt den Flitter sofort. Die ganze Anordnung ist sehr konfus, und man könnte mit Kleist spotten: „Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten; rechts die Rittergeschichten mit Hespern, links ohne Hespern: ganz nach Belieben.“ Natürlich steht

— ohne jede Begründung — S. Hauptmann im Mittelpunkt. Warum erklärt der wortreiche Herr Bab nicht kritisch die Bedeutung dieses oder jenes Wertes von Hauptmann? Die Darstellung des Expressionismus ist sehr mangelreich, und Bab wird gut tun, sich das oben erwähnte Werk „Anarchie im Drama“ (Diebold) anzueignen, als Philologe und als Geisteswissenschaftler. Die bösen Philologen, die auf theaterwissenschaftlichem Gebiet so ungeheuer große Entdeckungen gemacht haben, wie etwa Köster oder der treffliche Edward Schröder, welcher in der großen Wiener Grillparzer-Ausgabe so viele Fehler nachwies, könnten Herrn Bab in vielem nicht verstehen; denn die vorhergehenden Teile des Werkes sind doch so ganz anderer Art. Wenn in dem Kapitel vor Bab erwähnt wird, daß Hebbels „Moloeh“ zum erstenmal im Harzer Bergtheater aufgeführt sei, das doch ein sehr kühner Versuch Dr. Wachlers war, warum wird diese erste Naturbühne bei Bab einfach totgeschwiegen? Warum werden Wachlers Verdienste überhaupt nicht gewürdigt? Dagegen nimmt Bab Herrn Brecht vor, der doch noch ein kläglicher Stammler auf dramatischem Gebiet ist. Bekannt ist, wie dieser „Dramatiker“ für ein „Wert“ den Franzosen Rimbaud fast wörtlich ausplünderte. Bab hat für solchen literarischen Diebstahl ein mildes Verzeihen. (Sah ja auch Brecht damals an, daß er den Ausgeplünderten nur habe ehren wollen, eine literarische Rinaldo-Art, für die man noch kein Verständnis hat.) . . . Aber wenn er auf Wildenbruch kommt, der doch wirklich eine ganze Generation begeisterte: dann wird ein heißblütiger, vaterländischer Dichter abgetan als wüster „Epigone“ (ein Schalmeyenwort der literarischen Dunkel männer unserer Zeit, hoch und nichtsagend wie sie). In ein paar Zeilen will man Wildenbruch fassen: Welche wissenschaftliche Ehrlichkeit einer „Kapazität“ auf dramatischem Gebiete! Natürlich ist „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ ein Epigonenwerk, dieses braufende deutsche Drama, das wir uns einst als Junge mit heißem Herzen ansahen, erschüttert und durchwühlt. Man denke nur an jene Szene, wo sich der sterbende gebannte Heinrich

der Vierte am Rhein einen Kelch mit heiligem deutschen Rhein-Stromwasser und eine Hand voll rheinischer Erde bringen läßt! Solche Wirkungen konnte des trefflichen Paul Ernst „Canossa“ nie bringen. Ist überhaupt wissenschaftlich auf Wilbenbruchs dramatische Entwicklung eingegangen? „Die Tochter des Erasmus“, die doch des großen Dilthey warme Bewunderung fand (Jenes Dilthey, auf den sich die Schule der Selbsterkenntnistheorie ja stützt und alle, die so gern von „Erlebnis und Dichtung“ sprechen!): dieses Werk übergeht der Berliner Selbsterkenntnistheoretiker Julius Bab völlig. Oder erwähnt er nur Wilbenbruchs „Lieber des Euripides“, das doch einen anderen Dramentypus zeigt? Nun, auch das ist „Methode“ (im Sinne Hamlets)!

Ein bitter ergötliches Kapitel ist das über „Fritz“ Lienhard und die Heimatkunst. Hier heißt es: „Niedriger hängen“ und mit Martin Luther ausrufen: „Lieber ein sicher Gewissen, das der Sachen gewiß ist und nicht also sitzt und fezelt.“ (Ich nehme an, daß Herrn Bab die Luther-Sprache verständlich ist.) Was sich Bab hier leistet, geht gegen jede literarische Anständigkeit. Der Dramatiker Friedrich Lienhard erscheint in Gesellschaft von Bartels, Sohnrey — und dem Simplizissimus-Redakteur Thoma! Jede literarische Erscheinung in Ehren, doch dies ist zu „geistreich“. Wahrlich, hier spricht „ein weiser und gerechter Richter, ein zweiter Salomo“. Der Verfasser von dem Unsittentüd „Moral“ zwei Seiten vor Lienhard: das ist eine Leichtigkeit und Seichtigkeit der „Kritik“, die eben nur durch „Trommeln in der Nacht“ geweckt wurde.

Nur merke sich Herr Julius Bab folgendes: Der Dramatiker Lienhard ist nicht mit Phrasen abzutun, noch weniger mit häßlichen Reden. Lienhard's „Heinrich von Osterdingen“ wird überhaupt nicht erwähnt, wie überhaupt kein Werk Lienhard's! Wie interessant wäre gewesen, zu untersuchen, daß schon in Lienhard's „Helden“ Reime von dramatischen Werken enthalten sind! Wieviel interessanter wäre noch eine knappe Beschreibung von Lienhard's dramatischer Sonderstellung gewesen! Alles das fehlt, und Bab, Julius Bab aus Berlin, ist dieser Sache nicht im

geringsten gewachsen. Da wird der Literaturhistoriker Bartels in gleicher Reihe genannt. Wenn Bab wissenschaftlich untersucht hätte, würde er wissen, daß Lienhard, der doch eine ganz anders gerichtete dichterische Persönlichkeit ist als Adolf Bartels, zu dessen 60. Geburtstag einen deutlichen Trennungsstrich zwischen sich und Bartels gezogen hat. Nun der liebe Sohnrey! Bei aller Verehrung für ihn: er stellt doch aber einen ganz anderen Dichtertypus dar und kann Lienhard's Vielseitigkeit gar nicht gegenübergestellt werden. Welch ein skandalöses Kapitel! Da rufe ich mit dem verstorbenen Albert Köster aus: „Man stampfe diese Darstellung des Verfassers ein, denn sie schändet die deutsche Literaturwissenschaft!“ (Im „Anzeiger für deutsches Altertum“, von Roethe und Schröder.)

Aber eines noch! Als ich 1915 mein „Lienhard-Buch“ herausgab, wechselte ich mit Bab einen Brief. Bab versicherte, daß Lienhard's Schriften immer einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hätten, daß er, wenn er sich auch in einzelnen Punkten von Lienhard entfernt habe, doch immer die größte Hochachtung vor ihm und seinen Dichtungen besäße. Ich druckte es nicht ab. Herr Julius Bab revanßierte sich nun auf seine Weise. In dem Werke über das Drama gibt er seine Karte ab und zeigt in jeder Zeile, daß er für eine wissenschaftliche und kritische Arbeit in diesem sonst sehr ansehnlichen Arnoldschen Buche sich unmöglich gemacht hat.

Dr. Wilhelm Edward Gierke

## Deutsche Bücher im Ausland

Der Absatz deutscher Bücher im Ausland ist zurückgegangen, obwohl die Zahl der Auslandsdeutschen durch Losreißung deutscher Gebiete von Preußen auf annähernd 30 Millionen Köpfe stieg. Ich kenne eine noch überwiegend deutsche Kleinstadt der habsburgischen Monarchie, wo vor dem Kriege drei deutsche Buchhändler gediehen, wo inzwischen zwei ihre Geschäfte aufgaben und der dritte sich vielleicht auch noch zurückziehen wird. Unter dem Druck der deutschfeindlichen Regierungen in Tschechien, Polen, Groß-Serbien,

Italien (in Südtirol), Frankreich (in Elßaß-Lothringen) und auch in Rußland erfolgte ein ähnlicher Rückgang des Buchhandels und des Bücherabfahes und wird sich bei den deutschen Verlegern fühlbar gemacht haben. In ganz Südosteuropa, östlich einer Linie Danzig-Posen-Prag-Bozen verstanden und verstehen noch heute die gebildeten Kreise deutsch, hatten und haben Bedarf an deutschen Büchern, kaufen aber nur das Notwendigste, weil es an Buchhandlungen fehlt d. i. an Gelegenheiten, neue Bücher zu sehen und zu prüfen und bequeme Bücherangebote zu erhalten. Das gilt besonders von Ärzten, Theologen, Lehrern, Technikern usw., von Berufen, die ohne deutsche wissenschaftliche Bücher nicht auskommen können. In buchhändlerischen Kreisen sollte man erwägen, was zweckmäßig zu tun ist, um den deutschen Auslandsbuchhandel zu stützen, zu beleben, neu zu begründen im Interesse der deutschen Verleger, aber auch des Auslandsdeutschtums, dessen Zusammenhang mit dem Mutterland gefährdet wird.

Während bisher von deutscher Seite nichts geschah, ist man von Paris aus bemüht, französischen Büchern in Südosteuropa Eingang zu verschaffen, obwohl dort die französische Sprache nur in sehr engen Kreisen der Hauptstädte verstanden wird. In vielen Städten der Balkanhalbinsel wurden eigene französische Buchhandlungen eingerichtet und in ihren Schaufenstern verladen die belanntesten leichten und verhältnismäßig billigen Pariser Bücher mit pikanten Umschlagsbildern zum Kauf. Wenn es nicht gelingt, den deutschen Sortimentsbuchhandel in Südosteuropa zu erhalten und zu entwickeln, so verliert der deutsche Verlagsbuchhandel einen nicht zu unterschätzenden Abnehmerkreis und das Auslandsdeutschtum eine wichtige Stütze.

Allgemein betrachtet hat der ausländische Buchhandel in Deutschland eifrigere und erfolgreichere Vertreter und größeren Absatz als der deutsche Buchhandel im Ausland. Pariser Bücher ohne wissenschaftlichen Wert werden wie Pariser Schwänke in Massen nach Deutschland eingeführt und gekauft. Die Einfuhr englischer Bücher nach Deutschland war vor dem Kriege annähernd dreifach

größer als die Ausfuhr deutscher Bücher nach England. Das Deutschland an Buchwerten ausführt, sind in der Hauptsache schwere wissenschaftliche Werte, unentbehrlich für die Interessenten im Ausland, also mehr Verdienst der Verfasser als der Verleger. Dagegen besteht die Einfuhr fremder Bücher nach Deutschland überwiegend aus leichter sogenannter schöner Literatur ohne ernstern Wert. Deutschlands Verlagsbuchhandel und Schriftstellertum wie deutsche Wissenschaft werden durch die starke Einfuhr fremder Bücher nicht gefördert. Paul Dehn

## Franz Horny

Als Ergänzung zu seinem Buch deutscher Romantik, das an dieser Stelle eingehend gewürdigt wurde, bietet E. L. Schellenberg nunmehr eine Sonderarbeit, betitelt: Der Maler Franz Horny (Berlin-Lichterfelde, Vermühler). Darin gibt er sich nicht wie dort als Führer und Dolmetscher, sondern läßt, abgesehen von einer warmherzigen Einführung, in der das Einzelleben in die großen künstlerischen Bewegungen seiner Zeit eingeordnet wird, nur den jungen Künstler selbst sich äußern: in Briefen, die zumest an die Mutter in Weimar gerichtet sind und bei aller sorglosen und ungefeiltten Ausdrucksweise die tiefste Teilnahme erwecken. Wissen sie doch die sichtbaren Dinge und Geschehnisse so trefflicher zu umschreiben, die eigenen seelischen Regungen und die inneren Beziehungen der Freunde untereinander so wissend und ruhig-überschauend zu kennzeichnen, daß man über die Reife des Jünglings immer von neuem erstaunt und das Wort vom Liebling der Götter, der frühe stirbt, von ferneher erklingen hört.

Wenn Horny auch nach dem, was er hinterlassen hat, nicht zu den bedeutendsten Geistern jener romantischen Künstlergruppe in Rom zu zählen ist, so erscheint er doch in vielem überragend: im unermüdblichen Ringen um den ehrlichsten und sachlichsten Ausdruck bei aller gehobenen, phantasiervollen Darstellungsweise, im Hochschwung des Mollens bei bescheidenster, oft ganz vereinsamter Lebensführung, in der grundgütigen Art, in der er



selbst unendlichen Belannten und Irreleitenden Ratgebern gegenüber das rechte überlegene Gleichmaß bewahrt und versucht, alles zum Besten zu wenden. Viele seiner Freunde haben ihn gezeichnet, mit allerlei Abweichungen, aber in einem übereinstimmend: im reinen, großen Auge und im gütigen, gläubigen Mund, zwei Merkmalen, die so recht bezeichnend sind für das freundliche, hoffnungsvolle und doch so früh vollendete Leben, das beim Lesen des Buches an uns vorüberzieht, wie zu einer schönen stillen Künstlernovelle zusammengefaßt. Wir sehen den kaum den Knabenschuhen entwachsenen Jüngling, aus toplerender Enge sehnüchtlig hinausstrebbend, über die Alpen ziehen, in Rom und besonders Olevano von einer nicht ganz selbstlosen Gönnerschaft unterhalten und bevormundet, von nichts anderem erfüllt, als vom lichtesten Künstlertraum, durch Krankheit wiederholt entkräftet und im Fortschritt aufgehalten, aber immer mit neuer Kraft und Gläubigkeit den rechten Weg suchend aus der Gebundenheit in wahre künstlerische Freiheit und zuletzt, aus all den Hoffnungen herausgerissen, im Alter von sechsundzwanzig Jahren vom Tode gebrochen.

Noch nicht nur als Kennzeichnung einer werdenden künstlerischen Persönlichkeit mit all ihren Widerständen, Irrtümern, Leiden und Freuden ist das Buch von Bedeutung. Es liefert auch einen ansehnlichen Beitrag zum Leben der Deutschrömer am Anfang des vorigen Jahrhunderts und kann in dieser Beziehung als Ergänzung zu den entsprechenden Kapiteln in den bekannten Lebenserinnerungen Ludwig Richters genannt werden. Man sieht sie vor sich, die Koch, Fohr, Olivier, Schnorr v. Carolsfeld, tut bedeutsame Einblicke in die Art ihrer Ausbildung und wirtschaftlichen Lage, beobachtet sie beim Schaffen in den Latiner Bergen und im römischen Atelier, begleitet sie bei ihren Fahrten und Festen und wird trotz aller Bedenken gegen ihre Anbetung artfremder Natur und Volkheit am Ende doch versöhnt, wenn man sieht, wie heimwehkrank sich viele von ihnen in ihrer freiwilligen Verbannung fühlen. Und damit wächst das Buch aus dem Einzelschicksal hinaus und wird zu einem Stück Kultur- und Kunst-

geschichte, die im bescheidenen Teil ein bedeutungsvolles Ganzes bietet.

Auf die Ausstattung haben Herausgeber und Verleger viel Sorgfalt verwendet. Geschmackvoll ist der Einband, geschmackvoll besonders auch die Wiedergabe der mit feinem Verständnis ausgewählten Zeichnungen des Künstlers. So ist im Einklang zwischen Inhalt und äußerer Gewandung ein Buch entstanden, das man immer wieder gern zur Hand nimmt und jedem kunstgeschichtlich Angeregten als Festgabe wünscht. P. Q.

## Kunst im Spiegel der Wirtschaft

Kunst und Wirtschaft stehen in mancherlei Beziehungen zueinander. Wirtschaftliche Bedingungen fördern oder hemmen die Entwicklung der Kunst. In einer gesunden Blütezeit des Handels und der Industrie beobachten wir häufig einen Aufschwung der Kunst, dessen Ursache die Kaufkraft kunstverständiger Kaufleute und Fabrikanten ist. In einer wirtschaftlichen Scheinblüteperiode (z. B. Inflationszeit), die Individuen zur Erlangung finanzieller Machtstellung führt, deren geistige Beschaffenheit nicht zu einem tieferen Kunstsinne ausreicht, werden in vorher ungeahntem Maße die Werke der Künstler vom Markte aufgenommen, so daß selbst das Mittelmaß die größten Triumphe feiert. In solchen Zeiten gewinnen ungesunde Einflüsse, die auf Erhöhung der Produktion der schaffenden Meister abzielen, leicht die Oberhand und verführen dazu, die Qualität des Schaffens zu vernachlässigen. Eine Schar unfertiger Mittläufer wird vom kritiklosen Publikum gefeiert und geehrt. So beobachten wir, wie die Wirtschaft einmal fördernd und einmal hemmend wirkt.

Umgekehrt aber gibt es Wirkungen, die von der Kunst zur Wirtschaft führen, Beziehungen, die von der Kunst ausgehend, das Wirtschaftsleben beeinflussen. Wenn wir daher von der Kunst im Spiegel der Wirtschaft sprechen, so ist es uns darum zu tun, den geheimen Fäden nachzuspüren, die von der Kunst zur Wirtschaft geleiten, oder das Bild zu gewinnen, welches dieser kalte gefühllose Spiegel von einer empfindlichen, gefühlsbedingten Kulturerfhei-

nung, wie sie die Kunst darstellt, reflektiert. Da sehen wir Zahlen, positive und negative, aktive und passive Zahlenreihen und Bilanzpositionen, sehen Werden und Vergehen von Existenzen, Aufblühen und Verwelken von Brennpunkten künstlerischen, bürgerlichen und industriellen Lebens.

Die englische Kunstzeitschrift „The Studio“ veröffentlichte kürzlich ein Preisausschreiben über „Kunst und Handel: Wie können ihre Beziehungen befestigt werden?“ Der Zweck des Ausschreibens war, „dem Künstler ein Betätigungsfeld für sein Wirken zu eröffnen, den Fabrikanten in der Überwindung der gegenwärtigen Notlage zu unterstützen und die Schönheit der Gegenstände des täglichen Lebens bei praktischer Formgebung zu fördern“. Hier handelt es sich um einen Versuch, Richtlinien zu gewinnen, nach denen der Künstler in engere Beziehungen zur Wirtschaft gebracht werden kann. Der edle Wettstreit in der Künstlererschaft spornet an zur Entfaltung höchster künstlerischer Initiativen, weckt schöpferische Ideen und prüft die Meister untereinander.

Wie der Organismus des normalen vitalischen Körpers infektiöse Stoffe durch fiebrige und eitrige Prozesse ausscheidet, so führt der geheimnisvolle Organismus wirtschaftlicher Körper, die sich als Völker, Staaten, Kommunen, als große und kleine, über- und untergeordnete, öffentliche und private Unternehmen darstellen, genau dieselben Reinigungsprozesse durch. Kriege und Revolutionen, Konkurse und Liquidationen, Streiks und Aussperrungen sind dabei die äußeren Merkmale. Innere Anzeichen dieser Vorgänge sind kultureller Art, wir erleben sie in literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Erscheinungen. Greifen wir letztere heraus und betrachten die bildende Kunst des letzten Jahrzehnts in Deutschland, so sehen wir zunächst ein allmähliches und nach der Revolution unerhörtes Anschwellen der künstlerischen Produktion, welches getragen war von den laut in aller Welt verkündeten neuen Ideen und „Ismen“. Wahrhaft schöpferische Kräfte brachten tatsächlich neue Werte in die Kunst, eine Belebung und Beseelung von Ton und Farbe.

Aber die wenigen Meister waren umringt von Scharen Unfertiger, die durch laute Reden die Mängel ihrer Arbeiten verdeckten und begeisterte Mäzene fanden in den durch die Inflation zu Reichthümern gelangten Kreisen ungebildeter Menschen, die sich ein frommes Mäntelchen der Kultur umhängen wollten. Die Festigung der Währung gebot der Entwicklung raschen Einhalt. Scheinblüten schwanden dahin und künstlich gezüchtetes Leben sank in ein frühes Grab.

Die deutsche Künstlererschaft ringt gegenwärtig in verzwweifeltstem Kampfe um ihre Existenz, geringe Talente erliegen und lehren der Kunst den Rücken. Andere sinnen und suchen den Ursachen der Krisis nachzuspüren, sie erkennen sie in sich selbst. Die Künstler lehren zur Darstellung gegenständlicher Dinge zurück. In der Stille sind Kräfte am Werk, die reifen und werden. Wahre Kunst wirkt erhebend auf Geist und Gemüt, sie befruchtet das Innenleben des Menschen, gestaltet Charaktere und Persönlichkeiten. Solche Kunst wird im Wechselspiel der Beziehungen zwischen ihr und der Wirtschaft fördernd und aufbauend wirken, sie wird Anteil haben an der Gesundung der Wirtschaft.

Carl August Walther

## Seelenmord

Jeder deutsche Bürger ist heute ein Vierzigmillionstel-deutscher-Kaiser. Da er durch seinen Stimmzettel das Reich regieren hilft, müßte er eigentlich etwas von Politik verstehen. Leider ist dies nur bei einem Bruchteil der männlichen, einem Bruchteil dieses Bruchteils bei den weiblichen Urwählern der Fall. Das nützt der Agitator aus. Die politische Reife des Volkes steht im umgekehrten Verhältnis zur Menge der Volksversammlungen, dem Geschrei der Werbearbeit, der Größe der Wahlplakate. Denn dieser ganze Betrieb ist ja gar nicht auf Sachkenner berechnet, sondern auf das Treibholz, das Stimmvieh.

Auch der Werber selber, was versteht er von den Problemen des Tages, über die er spricht? Sein Urteil ist mechanisiert; auf die einfachsten Wertmaße zurückgeführt. Das Parteibuch entscheidet, nicht die Einsicht. Der Metallarbeiter

ist rot organisiert, also sind seine Ansprüche billig; der Bauer wählt rechts, somit gibt's keine Notlage der Landwirtschaft.

An die Stelle der Sachgründe tritt die Verlästerung des Segners. Weil er das Gegenteil will, deshalb ist er sittlich minderwertig und ein schamloser Futterkippenhengst.

Die niedrigste Leidenschaft wird ausgewählt. Keine politische Zeitung heutzutage, die nicht zugleich auch politisches Witzblatt wäre. Der Karikaturenzeichner, der satirische Knittelverseschmied sind einflußreichere Mitarbeiter als der Leitartikler. Die sozialdemokratische Parteileitung unterhält für dergleichen eine eigene Fabrik und versorgt die ganze Provinzpresse mit Erzeugnissen, deren Vater nie Apoll, sondern Therites ist.

Der „Klabberabatsch“ konnte einst dem Fürsten Bismarck die Satiren, die er auf ihn gemacht, in Prachtband als Festgabe überreichen und niemand ergötzte sich mehr daran als der durch die heitere Hechel gezogene Altreichskanzler selber. Heutzutage wäre auch dem lieben Gott nicht mehr von allen Geistern, die verneinen, der Schall am wenigsten zur Last. Denn dessen Witz ist beelzebübisch geworden; er schleudert Schlamm und spritzt dem anderen Salpetersäure aufs Gewand.

Da hielt man Kommerzreuth für ein ausgezeichnetes Objekt zu einem bissigen Ausfall. Man brachte eine Karikatur, in der Theresie Neumann mit blutweinenden Augen auf dem Bette sitzt. Der Pfarrer aber sagt zu einigen staunenden Arbeitern: „Seht, ihr Leute, seit zwei Jahren nimmt die Resel kein Essen mehr zu sich. Werdets auch so fromm, dann gewöhnt ihr euch auch das Freissen ab und könnt's mit eurem Lohn auskommen.“

Der „Vorwärts“ berichtete von dem Nationalsozialistentag in Nürnberg. Natürlich behandelte er ihn als den kindischen Kummel zuchtloser Gemgroße, während jeder Reichsbanneraufmarsch ebenso selbstverständlich als eine herzerhebende, durch straffe Mannes-

sucht wuchtige Rundgebung hingestellt wird. Aber darüber hinaus wurde auch noch die Gemeinheit angehängt, übers Jahr werde die Nürnberger Statistik die Geburt einiger tausend kleiner Wotane, Mariche und Zugi-dietriche zu vermelden haben. Das Vaterland brauche Soldaten, und Hitler sorge dafür. Das tat derselbe „Vorwärts“, der halb darauf schrieb, Sexualität sei der Kern des Jugendproblems und man müsse dem Rechnung tragen ohne bigotte Anschauungen über Geschlechtsleben. Ja, so ist's richtig! Was man den eignen Leuten großherzig freigibt, bei der Steglitzer Schülertragödie, diesem schauerhaften Zelterlebnis, mit liebevollem Verstehen ausdeutet und entschuldigt, das hängt man dem Segner als Wüberei an.

Im Januar war „Grüne Woche“ in Berlin. Das gab demselben Blatte Anlaß, in vier Bildern sozialdemokratischen Anschauungsunterricht zu erteilen über die Not der Landwirtschaft. Erstes Bild: Zwei Landwirte erklären vor dem Steuerbeamten, daß es unmöglich sei, Steuern zu zahlen. Zweites Bild: Beiden Landwirten wird auf dem Kurfürstendamm die sehr dicke Brieftasche von zwei „Damen“, mit denen sie Arm in Arm lustwandeln, gestohlen. Drittes Bild: Beide entdecken ihren Verlust. Viertes Bild: Einer der beiden steht auf dem Podium und brüllt in die Versammlung: „Ungeheuer sind die Verluste der Landwirtschaft! Wir fordern staatliche Subventionen!“

Auf diese Weise wird heute Politik gemacht. Nicht von einem Winkelblättchen, sondern vom „Zentralorgan“ der sozialdemokratischen Partei, also der größten Deutschlands.

Was unterscheidet diese Presse in Ton und Satt von der bolschewistischen? So schrieb einst Marat, den die Geschichte nur mit Stel nennt. Das ist Notzucht an der Reichseele, zugleich ihre Verfeuchung bis in die letzte Faser. Laßt diesen Geist Herr werden über unser Volk, dann schallt in einem Menschenalter das mene tekel upharsin. F. S.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Dieckhartz

Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Karl August Walther. Alle Zusendungen und Manuskriptsendungen sind nicht persönlich, sondern an die Schriftleitung des Zärners, Eisenach, Burgstr. 24, zu richten. Für unverlangte Einsendungen besteht keine Haftpflicht. Für Rücksendung ist Postgebühr beizulegen.

Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer in Stuttgart





UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 05541 3879



